This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Basler Missions-Agentur
i. Stuttgart, Hauptstätter. 34, I

Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel

von

Missionar **P. Steiner.**

1904. — Achtundvierzigster Jahrgang. — 1904.

Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung.
1904

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
FEB 5 1903

Inhalt.

	Seite
Andreas Riis, der Begründer der Basler Mission auf der Goldküste	1
Die Arbeit des Schwedischen Missionsbundes am Kongo	8. 53. 112
Sechs Jahre unter den Wilden der Insel Tanna	24. 71. 118. 166
Die Losango oder Geheimbünde der Duala	67
Die Stellung des Kalifen Ali im Islam	101
Eine Märtyrer-Gedächtnishalle für China	136
Der Missionar als Missionsagent in der Heimat	137
Industrie-Mission in Indien	156
Eine Prophezeiung aus Heidenmund	179
Das Missionsmotiv nach dem Neuen Testament	185
Auseinandersetzung eines chinesischen Gelehrten mit dem Christentum	194
Von der Grenze Ugandas	203
Eine Abendunterhaltung mit einem chinesischen Mandarin	209
Reformbestrebungen unter den Mohammedanern Indiens	233
Ein Blick auf Korea	243
Ein vergessener Missionsheld	250
Die Mission und der russisch-japanische Krieg	257
Chinesische Heidenpredigt	265
Eindrücke eines christlichen Japaners im christlichen Amerika	286
Unter den Arabern von Moab und Edom	298. 339. 374
Die Stellung der Regierung u. der Mission zur Eingeborenen-Politik	313
Nochmals: Die Mission und der russisch-japanische Krieg	352
Die evangelische Mission auf den Philippinen	361
Der Wieselbär und die heilige Pfeife der Arapaho-Indianer	383
Das ausgesogene Indien	385
Chinesische Examensaufgaben	387
Bilder aus Korea	393. 449
Einzug europäischer Kultur am Nyassa	408
Audu, der Mekka-Pilger	423
Eine bemerkenswerte Zusammenkunft in Japan	429
Ein barmanisches Trauerspiel	433
Sind die Chinesen religiös indifferent?	441
Das Götzenfest in Gokarna	463
Schwester Martha Pöstlers letzte Arbeitsjahre	471. 502
Die Lage der Mission in der Mandschurei	489
Reform des indischen Schulwesens	496

Zu den Bildern: Seite

Missionsstation Lilong (China) 226
Missionsmädchenanstalt in Longhëu (China) 264
Vom Tauschhandel zurückkehrende Kamerunneger 358
Chinesischer Schuhmacher 483
Vor dem Gehöft des Bali-Häuptlings 513

Rundschau:

Die Rheinische Mission 36. 85. 129
Die Norddeutsche Mission in Togo 215
Missions-Zeitung: Siehe das Register.

Bücheranzeigen: 50 ff. 230 f. 312. 391 f. 439 f. 487 f. 517 ff.

Bibelblätter:

Nr. 1. Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft. — Ein Blatt der Erinnerung an ihren Stiftungstag, den 7. März 1804. — Drei nächtliche Besucher. — Bücheranzeigen.
Nr. 2. Die Festtage der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft in London. — Zwei Bilder aus Kalabrien. — Der letzte Wunsch. — Bücheranzeigen.
Nr. 3. Jahrhundertfeier der Basler Bibelgesellschaft. — Die Bibel am Yalu-Fluß. — Unter japanischen und russischen Kriegern. — Indianer in St. Louis (Amerika). — Ein Sohn Israels. — Kleine Mitteilungen. — Bücheranzeigen.
Nr. 4. Das Evangelium in Frankreich. — Kleine Anfänge in schwerer Zeit. — Ein jüdisches Mädchen. — Bücheranzeigen.

Missionar Andreas Riis.
Geb. 1804; gest. 1854.

Andreas Riis,

der Begründer der Basler Mission auf der Goldküste.

Zum Gedächtnis seines Geburtstages am 12. Januar 1804.

Aller Anfang ist schwer. Auch die Anfänge einer Mission sind meist mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden und erfordern ein ungewöhnliches Maß von Glauben und Treue, von Selbstverleugnung und Ausdauer. Niemand ahnt, durch welche Stürme und Krisen es hindurchgeht, bis ein Missionswerk in einem heidnischen Lande Fuß gefaßt hat, bis es in geordnete Bahnen geleitet und der harte Boden aufgebrochen, die erste Frucht herangereift ist. Es gebührt deshalb den Pionieren einer solchen Erstlingsarbeit unsere besondere Anerkennung, den Männern, die vielleicht ohne sichtbare Frucht ihr Tagewerk abschließen mußten und deren Aufgabe nur darin bestand, einem späteren Geschlechte die Bahn zu brechen.

Ein solcher Bahnbrecher war Andreas Riis, der Begründer der Basler Mission auf der Goldküste, dessen hundertjähriger Geburtstag uns veranlaßt, sein Gedächtnis in diesen Blättern aufzufrischen.

A. Riis wurde geboren am 12. Januar 1804 in dem Flecken Lygumkloster im nördlichen Schleswig. Seine Eltern waren schlichte, fromme Leute, die ihre Kinder in der Furcht Gottes auferzogen und denen die Mission nicht unbekannt gewesen zu sein scheint. Schon bald nach seiner Konfirmation wurde unser Andreas, der bei seinem Vater das Glaserhandwerk erlernte, gründlich erweckt. Aber er war schon 23 Jahre alt, als er sich durch die Vermittelung von Pastor Matthiesson in Loit bei Apenrade zum Eintritt ins Basler Missionshaus meldete. Matthiesson, ein warmer Missionsfreund, aus dessen Gemeinde sich zur Zeit schon ein Jüngling, namens Peter Jäger, im Basler Missionshaus befand, empfahl den

jungen Mann, der zwar keine wissenschaftliche Bildung besitze, aber die dänische und deutsche Sprache verstehe und gute Geistesanlagen habe. Doch konnte sein Eintritt erst im folgenden Jahre 1828 geschehen, da seine Militärangelegenheiten zuvor geordnet werden mußten.

Nur drei Jahre weilte A. Riis im Missionshaus; denn am 23. Februar 1831 erhielt er den Ruf, mit seinem Landsmann Jäger und dem Missionsarzt Heinze nach der Goldküste auszuziehen, um dort in die Lücke einzutreten, die der Tod unter der ersten, von Basel ausgesandten Arbeiterschar gerissen hatte. Diese hatte in den Brüdern Salbach, Schmid, Holzwarth und Henke bestanden, die am 18. Dezember 1828 an dem damals dänischen Küstenplatz Christiansborg gelandet waren und den Auftrag hatten, in dem dänischen Gebiet der Goldküste mit der Missionsarbeit zu beginnen. Aber schon nach acht Monaten, ehe sie nur recht Hand ans Werk legen konnten, waren drei derselben — zwei an ein und demselben Tage — dem Klima zum Opfer gefallen. Der einzige überlebende Henke, der ohne Verstärkung vorerst an keine selbständige Missionsarbeit denken konnte, nahm infolgedessen die seit Jahren vakante Predigerstelle im dänischen Fort zu Christiansborg an und bediente die aus Europäern und Mulatten bestehende verkommene Gemeinde der dänischen Niederlassung. Aber sehnsüchtig schaute er nach der Ankunft neuer Mitarbeiter aus, die er von Basel erbeten hatte, um unter der Negerbevölkerung die eigentliche Missionsarbeit beginnen zu können. Als solche wurden, wie gesagt, die Brüder A. Riis, P. Jäger und Fr. Heinze bestimmt, von denen die beiden ersteren als Schleswiger das Dänische sprachen und von der warmen Teilnahme der dänischen Missionsfreunde getragen wurden. Riis und Jäger wurden im badischen Städtchen Lörrach bei Basel ordiniert und reisten im August 1831 in ihre Heimat und von da nach Kopenhagen, wo sie den politischen und kirchlichen Oberbehörden vorgestellt wurden.

Am 21. Januar 1832 schifften sie sich in England, wo Heinze zu ihnen stieß, nach der Goldküste ein, um dem alleinstehenden Henke an die Seite zu treten. Aber schon unterwegs an der westafrikanischen Küste meldete ihnen ein vorüberseglndes Schiff, daß dieser inzwischen am 17. November 1831 gestorben sei. Die Brüder fanden demnach, als sie am 13. März 1832 in Christiansborg

landeten, nur die vier Grabhügel ihrer Vorgänger vor. Das war ein schwerer Anfang. Sie richteten nun ihr Augenmerk von der Küste hinweg auf das Bergland von Akwapem, dessen Höhenzüge den nördlichen Horizont begrenzten. Allein bevor sie ihren Entschluß ausführen konnten, kehrte auch bei ihnen der Engel des Todes ein. Sechs Wochen nach ihrer Ankunft, am 26. April, wurde der Arzt Heinze vom Fieber dahingerafft, und am 18. Juli folgte ihm Jäger in die Ewigkeit nach. Auf einer Pflanzung am Fuß des Gebirges, wo er Erholung suchte, hat er sein Grab gefunden, dessen Stätte niemand kennt.

Andreas Riis stand nun, wie vor ihm Henke, allein auf dem Arbeitsfeld, und auch bei ihm schien es mehrmals, als ob er die Stürme des Klimafiebers nicht überleben würde. Aber sein Leben blieb erhalten und Riis hielt mutig aus, obschon er die Erlaubnis zur Rückkehr nach Europa hatte. Dadurch rettete er, menschlich gesprochen, diesen Vorposten der Basler Mission auf der Goldküste, während zur selben Zeit die Basler Missionsanfänge an der Liberiaküste unter ähnlichen Verhältnissen ihren endgültigen Abschluß fanden. Zwar brachten es die Verhältnisse mit sich, daß er die beiden folgenden Jahre in der Stellung eines dänischen Predigers in Christiansborg aushalten mußte, aber sobald er sich freimachen konnte, führte er seinen längst gefaßten Plan aus und siedelte ins Innere des Landes über. Es geschah dies am 21. März 1835, indem er sich in Akropong, dem Hauptort der Berglandschaft von Akwapem, zwölf Stunden von der Küste entfernt, niederließ.

Er tat diesen bedeutsamen Schritt in der richtigen Erkenntnis, daß nicht nur das Klima auf jenen Höhen für den Europäer zuträglicher sei, sondern daß auch die Missionsarbeit unter der dortigen Negerbevölkerung weit besser gedeihen könne, indem dieselbe dem verderblichen Einfluß der Küstenverhältnisse entrückt sei. Und doch war es kein geringes Wagnis, sich schutzlos und allein in die Wildnis hineinzubegeben, unter ein Volk, dessen Sprache er nicht kannte, das in ein tausendjähriges Heidentum verstrickt war, dessen gesellschaftlichen Verhältnisse durch Sklaverei und Vielweiberei zerrüttet waren, das durch beständig wiederkehrende bürgerliche Streitigkeiten und blutige Stammesfehden nie zur Ruhe kommen konnte und unter dem die grausamsten Bräuche, die rohesten Sitten herrschten. Die

an der Küste lebenden Europäer verlachten sein Unternehmen als bare Torheit. Aber Riis ließ sich nicht irre machen. In mutigem Glauben legte er Hand ans Werk, säuberte eine Anhöhe bei der Negerstadt vom Walde und errichtete sich ein Häuschen im Negerstil, wozu er selbst zum Teil das Holz im Walde holen und behauen mußte. Nur langsam und unter viel Geduldsübungen schritt die Arbeit vor sich. Die beständigen Fehden der Akwapemer mit dem benachbarten Krobo-Stamm führten ihn im Januar 1836 nach Krobo, wo er zwischen den feindlichen Parteien zu vermitteln suchte und die Verwundeten ärztlich bediente. Er ahnte nicht, daß erst 20 Jahre später unter diesem Volksstamm das Evangelium seinen Einzug halten würde.

Zu seiner Freude trafen im November 1836 zur Verstärkung des einsamen Arbeiters die beiden Brüder Andreas Stanger und Johannes Mürdter ein. Zugleich mit ihnen langte auch die Braut von Br. Riis an, Anna Margareta Wolter aus der Brüdergemeine Christiansfeld, die sich bereit gefunden hatte, im Namen des Herrn als die erste und einzige europäische Frau auf die Berge der Goldküste zu ziehen. Mit neuem Mut ging Riis an die nun gemeinsame Arbeit. Aber kaum war ein Jahr vergangen, als am 24. Dezember 1837 Br. Stanger vom Fieber hinweggerafft wurde. Dessenungeachtet wagte es Riis im Lauf des Jahres 1838, Frau und Kind auf der einsamen Station allein zurückzulassen und mit Mürdter zwei Reisen auszuführen: die eine durch das Schai-Gebiet und an den Volta, die andere über diesen Fluß hinüber nach Akwamu. Doch kaum war er von der letzten Reise zurückgekehrt, als ihm am 21. Oktober sein einjähriges Töchterchen, und am 4. November auch sein Mitarbeiter Mürdter durch den Tod entrissen wurde.

So stand denn Riis mit seiner Frau wieder allein da. Der Blick in die Zukunft war überaus dunkel. In Akropong wütete der Bürgerkrieg und der dänische Statthalter an der Küste war ihm feindlich gesinnt; er hätte ihn am liebsten von seinem Arbeitsposten verdrängt und ihn nach Dänemark spediert. Aber Riis ließ sich durch keine Widerwärtigkeiten entmutigen; er hielt tapfer aus. Da er aber unter den obwaltenden Wirren in der nächsten Umgebung vorderhand nicht viel wirken konnte, richtete er seinen Blick noch weiter ins Innere des Landes, nach dem nordwestlich gelegenen Urwaldgebiet von Akem. Er begab sich in dessen Hauptstadt

Kyebi, fand aber bei dem trunkenen, despotischen Landesfürsten kein rechtes Entgegenkommen, sodaß er auch hier noch nicht die Zeit für eine ersprießliche Missionsarbeit gekommen sah. Zu einer Niederlassung der Mission in Kyebi ist es in der Folgezeit erst im Jahr 1861 — also nach 22 Jahren — gekommen.

Nach dem Tode der beiden Brüder Stanger und Mürdter hatte es Riis nicht mehr gewagt, das Komitee in Basel um neue Zusendung von Mitarbeitern zu bitten, und so entschloß er sich mit schwerem Herzen, nach einem fast achtjährigen Aufenthalt auf der Goldküste von dem Anerbieten des Komitees, zur Erholung nach Europa zu kommen, Gebrauch zu machen. Zuvor aber wollte er noch einen Besuch in Kumase, der Hauptstadt von Asante, machen, um zu erkunden, ob nicht dort ein günstigerer Boden für die Mission wäre, als auf dänischem Gebiet unter den Plackereien eines vaterländischen Statthalters und unter den fortwährenden Fehden der kleineren Negerstämme.

Er verließ im Spätjahr 1839 mit seiner Frau Akropong und trat von Christiansborg aus, wo er Gattin und Kind zurückließ, am 10. November die Reise in das gefürchtete Asante-Land an. Aber erst am 29. Dezember durfte er, nachdem man ihn wochenlang an der Grenze hingehalten hatte, die Hauptstadt betreten. In den zwei Wochen, die er hier fast wie ein Gefangener zubrachte, trat ihm der ganze barbarische Pomp des afrikanischen Despoten und die Spuren der blutigen Greuel allenthalben entgegen, aber eine eigentliche Unterredung mit dem Könige konnte er nicht erlangen. Am 12. Januar 1840 verließ er wieder Kumase mit dem Eindruck, daß vorderhand die Zeit für eine Missionstätigkeit in Asante noch nicht gekommen sei. Er hatte die Verhältnisse recht beurteilt; denn diese Zeit ist erst nach mehr als 50 Jahren angebrochen.

Nach Christiansborg zurückgekehrt, schiffte sich Riis mit seiner Frau nach Europa ein und er langte noch rechtzeitig in Basel an, um am Jahresfest 1840 mündlichen Bericht zu erstatten. Von allen seit 1828 nach der Goldküste ausgesandten Brüdern war er der einzige überlebende, der in die Heimat zurückkehrte. Acht Grabhügel waren die Denksteine ihrer kurzen Missionslaufbahn. Ob sich unter diesen Umständen die Heimatgemeinde dazu verstehen würde, die Mission in jenem Lande des Todes wieder aufzunehmen, war fraglich. Riis war entschlossen, keinen Antrag zu stellen, sondern

einfach zu berichten, unterließ aber auch nicht darauf hinzuweisen, daß europäische Kaufleute und Beamte um irdischen Gewinnes willen es wagten, jahrelang an der westafrikanischen Küste zu wohnen. Zugleich war er fest davon überzeugt, „daß der Herr dort draußen noch etwas tun werde."

In diesem Sinne vertrat auch Riis in den Missionskreisen seiner dänischen Heimat die Angelegenheit der afrikanischen Mission. Ein warmes Interesse dafür bezeugte auch das dänische Königspaar, dem Riis in Kopenhagen vorgestellt wurde. Die Audienz beim König war für Riis umso wichtiger, als der dänische Statthalter den Missionar bei den heimatlichen Behörden verleumdet hatte. Sowohl der König als die Königin, die sich eingehend nach allem erkundigten, waren entrüstet über das Leben und Treiben ihrer Beamten auf der Goldküste. Uebrigens war schon damals davon die Rede, daß Dänemark diese Besitzung an die Engländer abzutreten gedächte; doch geschah dies erst im Jahre 1850.

Zwei Jahre nach seiner Rückkehr befand sich Riis mit seiner Gattin wieder auf dem Auszug nach der Goldküste. Die Basler Missionsleitung hatte in Gottes Namen beschlossen, die abgebrochene Arbeit daselbst wieder aufzunehmen, aber nach einem neuen Plan. Der damalige Missionsinspektor W. Hoffmann glaubte mit Hilfe von westindischen Negerchristen, die den Missionaren die aufreibenden äußeren Arbeiten abnehmen und zugleich dem heidnischen Negervolk das christliche Leben praktisch bezeugen sollten, der Missionsarbeit einen festen Stützpunkt zu geben. Die Negerkolonisten aus Westindien sollten hiernach ein stärkendes Bindeglied zwischen den Missionaren als christlichen Europäern und den heidnischen Negern sein. Die Wahl dieser Leute sollte Riis selbst treffen, weshalb er sich nach Zurücklassung seiner zwei Kinder am 28. Mai 1842 mit seiner Frau und dem für die Goldküste bestimmten Br. Georg Widmann von England aus nach Westindien einschiffte. Er suchte und fand nach langem Hin- und Herreisen eine kleine Schar von Negerchristen aus den Gemeinden der Brüdermission in Jamaika, die bereit waren, mit ihren Familien nach ihrer afrikanischen Heimat überzusiedeln. Mit ihnen segelte er am 7. Februar 1843 von Kingston ab und erreichte am 16. April die Reede von Christiansborg.

In Akropong fand Riis nur noch die Ruinen seiner Station vor. Er mußte aufs neue daran gehen, den Stationsplatz vom

Schutt und Gestrüpp zu reinigen. Vor allem galt es, so rasch als möglich den westindischen Negerkolonisten eine wohnliche Unterkunft zu verschaffen. Für die Bauarbeiten war kurz vorher ein Missions-Handwerker direkt aus Basel eingetroffen, der aber bei den Schwierigkeiten, die der Anfang mit sich brachte, gar bald den Mut verlor und schon im November das Feld räumte. Besondere Not machten die westindischen Christen, die sich nur schwer in ihre Stellung fanden. Doch nach und nach erhob sich ein Häuschen ums andere, und in kurzer Zeit blühte die Missionsniederlassung unter den rührigen Händen ihrer Gründer auf. Zu ihrer Verstärkung trafen im Frühjahr 1845 die Brüder Sebald, Schiedt und Hans Nikolaus Riis, ein Neffe von Andreas Riis, in Akropong ein, von denen aber Sebald am 7. Dez. desselben Jahres starb.

So war auch dieser neue Anfang, der mit vereinten Kräften in Angriff genommen wurde, mit dem Kreuz gezeichnet. Auch unter der heidnischen Negerbevölkerung wollte sich lange keine Frucht zeigen, sodaß es unser Andreas Riis, dem diesmal nur eine kurze Arbeitszeit beschieden war, die erste Taufe in Akropong nicht mehr erlebte. Unter dem Druck der mannigfachen Nöte und der Verantwortlichkeit, die ihm als Leiter des Werkes auferlegt war, brach seine Kraft zusammen. Er sah sich deshalb im Juli 1845 genötigt, mit seiner ebenfalls leidenden Frau das Arbeitsfeld zu verlassen und nach Europa zurückzukehren. Unterwegs traf ihn noch der schwere Schlag, daß ihm die Gefährtin seines dornenvollen Missionslebens durch den Tod entrissen wurde. Sie entschlief auf dem Schiff am 5. September, etwa 200 englische Meilen südöstlich vom Grünen Vorgebirge, und wurde noch am gleichen Tage in die Tiefe des Meeres gesenkt.

Riis trat dann aus dem Dienste der Basler Missionsgesellschaft und wurde Pastor zu Stavanger in Norwegen. Hier ging er auch eine zweite Ehe ein, aber schon am 20. Januar 1854 war sein Pilgerlauf vollendet.

Die Bedeutung seiner Missionslaufbahn liegt nicht darin, daß dieselbe besondere Erfolge aufzuweisen hätte. Riis hat während derselben keinen einzigen Heiden getauft, weder Schulen gegründet noch die Sprache seines Arbeitsgebiets in Schrift gefaßt. Alles das ist erst von seinen Nachfolgern geschehen. Die Bedeutung seines Wirkens für die Basler Mission an der Goldküste liegt vielmehr

darin, daß er nicht nur ihr Bahnbrecher gewesen ist, sondern auch ein treuer Torwart, der standhaft auf seinem Posten ausgehalten hat, obschon ihm das Komitee mehr als einmal erlaubt hatte, sein Arbeitsfeld zu verlassen oder sich der englisch-kirchlichen Mission in Sierra Leone anzuschließen. Hätte er den Mut und die Geduld zur Fortsetzung der Mission auf der Goldküste verloren, so wäre ohne Zweifel die Basler Gesellschaft nie mehr zur Besetzung dieses Missionsgebietes gekommen, auf dem sie jetzt über 19 000 Christen und mehr als 5000 Schüler zählt. Seinem geduldigen Ausharren ist es — menschlich gesprochen — zu danken, daß die daran gewandten Opfer nicht ins Bodenlose fielen, wie 70 Jahre zuvor der erste Missionsversuch der Brüdergemeine im gleichen Küstengebiet. Als Riis vom Schauplatz seines Wirkens auf der Goldküste abtrat, durfte er hoffen, daß die Mission daselbst mit Gottes Hilfe Bestand haben werde. Und so war es in der Tat. Es war der Grund gelegt zu einem Werk, das sich von da an, wenn auch unter mancherlei Opfern, kräftig entwickelte und fröhlich gedieh.

Die Arbeit des Schwedischen Missionsbundes am Kongo.

Von P. E. Berlin.

Im Juni 1903 feierte der „Schwedische Missionsbund" (Svenska Missionsförbundet) sein 25jähriges Bestehen. Er hat dazu eine „Erinnerungsschrift" herausgegeben (Sv. Miss.-Förbundets 25. Års-jubileum), die eine Uebersicht über die Entstehung und die Wirksamkeit des Bundes gibt. Der Name „Missionsbund" verführt einen deutschen Leser, in ihm eine Missionsgesellschaft zu sehen; aber seine Wirksamkeit gehört nicht bloß der Heidenmission, sondern auch der inneren Mission, d. h. nach dem schwedischen Sprachgebrauche der Verkündigung des Evangeliums in der Heimat. Der Missionsbund ist im wesentlichen

eine organisierte Freikirche: er hat seine eignen Prädikanten, seine eignen Gottesdienststätten, sein eignes Gesangbuch, seine eigne Sakramentsverwaltung, seine eigne Verfassung, seine eigne Leitung, seine eigne Besteuerung — kurz, alles was eine Kirche gebraucht, um ein selbständiges Dasein zu führen. Aber er steht noch innerhalb der Staatskirche und tut aus mancherlei Gründen den entscheidenden Schritt nicht, sich selbständig zu machen.

Wie ist diese Bildung zustande gekommen? In der schwedischen Kirche, die durch ihre enge Verbindung mit dem Staate und durch einen konservativen Dogmatismus, dem die Reinheit der Lehre alles galt, in eine gewisse Verknöcherung geraten war, entstand vor etwa 70 Jahren durch englische Anregung eine Bewegung, die auf ein innerliches Glaubensleben drang. Die von dieser Bewegung ergriffenen Kreise, die im übrigen auf dem Lehrgrunde der Kirche standen, faßten sich 1856 in der Ev. Vaterlandsstiftung (Evangeliska Fosterlands-Stiftelse) zusammen, um das erstorbene geistliche Leben im Lande neu zu erwecken und das geweckte zu fördern. Die Vaterlandsstiftung begann 1865 eine Heidenmission, die — auf dem Wege zu den Galla — in Abessinien Halt zu machen genötigt wurde und durch ihre großen Opfer und ihr zähes Aushalten auch den deutschen Missionsfreunden bekannt geworden ist. Unter den Freunden der Vaterlandsstiftung befand sich auch der Prediger und Oberlehrer am Gymnasium zu Gäfle, Paul Peter Waldenström, der als religiöser Volksredner und Herausgeber einer erbaulichen Zeitschrift (Pietisten) großen Einfluß im Lande übte. Im Jahre 1872 veröffentlichte er eine Predigt, welche eine neue, von der kirchlichen abweichende Versöhnungslehre enthielt: durch den Sündenfall, sagte er, ist in Gottes Herzen keine Veränderung eingetreten, sondern die Menschen sind nur abgefallen von Gott und dem göttlichen Leben; darum konnte auch nicht Gottes Zorn ein Hindernis für die Seligkeit der Menschen sein und darum bedurfte es auch nicht in dem Sinne einer Versöhnung, daß der Zorn Gottes besänftigt, sondern nur so, daß die Sünde des Menschen weggenommen und der Mensch als gerecht dargestellt wurde, und diese Versöhnung ist in Christo geschehen.

Diese neue Versöhnungslehre erregte großes Aufsehen und wurde der Anlaß einer tiefgehenden Spaltung innerhalb der „evangelischen“ Kreise des Landes. Religiöse Streitigkeiten erfüllten die

Häuser, die Vereine, das ganze Land. Freudig schlossen sich viele der neuen Lehre an, entschieden hielten viele an der alten Lehre fest, und überall forschte man in der Schrift, wie sich's damit verhielte. Von der Versöhnung kam man zu andern Punkten der christlichen Lehre und der kirchlichen Ordnung, namentlich auch zu dem h. Abendmahl. Die Art, wie es in der Staatskirche verwaltet wurde, wirkte auf viele abstoßend, man verlangte eine Abendmahlsfeier von wirklich gläubigen Gemeindegliedern, bedient von einem wirklich gläubigen Pastor. So kam es zur Gründung von Abendmahlsvereinen, die private Abendmahlsfeiern, zunächst noch unter Mitwirkung von gläubigen Geistlichen, veranstalteten.

Der Gegensatz der Waldenströmschen Bewegung gegen die Kirche wurde damit immer größer, und ihr Urheber hatte viele Kämpfe mit seinem Domkapitel zu bestehen. Träger der Bewegung waren meist die Ansgarvereine (genannt nach dem „Apostel des Nordens", dessen 1000jähriger Todestag 1865 gefeiert worden war), und die hin und her im Lande wachsenden Anhänger der neuen Lehre und der neuen Ordnung suchten Zusammenschluß. Gern hätte man die Vaterlandsstiftung auch auf diese Bahn gezogen, aber sie leistete Widerstand und lehnte namentlich den Antrag ab, auch solche Missionare zu den Heiden zu senden, die nicht in allen Punkten auf dem Augsburgischen Glaubensbekenntnis standen. Da gründeten die Waldenströmschen Kreise am 2. August 1878 den „Schwedischen Missionsbund" und traten so organisiert der Vaterlandsstiftung und der schwedischen Kirche gegenüber. Im Jahre 1879 gehörten 42 Missionsvereine zum Bunde, jetzt hat sich ihre Zahl auf rund 1100 gehoben und diese Vergrößerung hat im Laufe der Zeit eine Einteilung des Bundes in „Distrikte" (z. B. 11) notwendig gemacht. Ein „Bekenntnis" kennt der Bund nicht; er will alle diejenigen vereinigen, welche die Frage Jesu: Hast du mich lieb? mit einem demütigen: „Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe" beantworten können. Nicht feststehende Dogmen, sondern „das Leben im Glauben des Sohnes Gottes" sollte das vereinigende Band sein; in den einzelnen Lehrpunkten mochten verschiedene Auffassungen Raum haben, wie denn z. B. vielfach baptistische Anschauungen bei den Anhängern des Missionsbundes sich finden. Die Leitung des Bundes liegt bei einem von der Jahresversammlung erwählten Vorstande; die hervorragendsten Mitglieder desselben, die

beide seit 1878 dem Bunde angehören, sind der schon genannte Waldenström, der später sein geistliches Amt in der Landeskirche niederlegte, und E. J. Ekman, früher ebenfalls Geistlicher der Staatskirche, zuerst Lehrer an der Missionsschule des Bundes, seit 1886 Missionsvorsteher, seit 25 Jahren Vorsitzender des Vorstandes.[1])

Wie das Bestreben, Männer in den Missionsdienst zu bringen, die vom Augsburgischen Glaubensbekenntnis abwichen, den unmittelbaren Anstoß zur Bildung des Missionsbundes gab, so richtete sich von Anfang an sein Blick auf die ausländische Mission, wobei allerdings die Arbeit in christlichen Ländern ebenso gut als ausländische Mission angesehen wurde, wie die in heidnischen Ländern. Schon 1879 wurde die evangelisatorische Arbeit in Finnland unterstützt, später die Fürsorge für die schwedischen Seeleute in russischen Häfen in die Hand genommen, auch die geistliche Versorgung der schwedischen Arbeiter in Baku, woraus sich eine Arbeit unter den Armeniern in Kaukasien entwickelte,[2]) die allerdings von den russischen Behörden mit mißtrauischen Augen angesehen wurde.

Die Heidenmission trat 1880 als neuer Arbeitszweig des Bundes hervor. Es war damals die Zeit, da Stanley's große Entdeckungen die Augen der Christenheit auf den Kongo zogen und großartige englische und amerikanische Missionsunternehmungen und Forschungsreisen dort viel von sich reden machten. Da schloß sich der Missionsbund an die auf ähnlich breiter konfessioneller Grundlage stehende Grattan Guinneß'sche „Kongo-Inland-Mission" an und sandte 1880 seinen ersten Missionar, C. J. Engwall, nach London zu weiterer Ausbildung und 1881 nach dem Kongo, wo er in Pallaballa stationiert wurde; aber ehe er noch recht in die Arbeit eintrat, mußte er des Klimas wegen das Land wieder verlassen. 1882 traten als seine Nachfolger zwei junge Männer ein, deren Namen mit der Kongomission immer verbunden sind, Nils Westlind und Karl Johan Pettersson. Beiden war es vergönnt, eine längere Reihe von Jahren am Kongo zu arbeiten: Westlind bis 1895,

[1]) Eingehendere Mitteilungen über den Missionsbund siehe Kirchliche Monatsschrift 1895, Oktoberheft.

[2]) Der auch in Deutschland bekannt gewordene, mit Lepsius in Verbindung stehende ehemalige Mohammedaner Johannes Avetaranjan hat nach seiner Ausbildung in Schweden hier gearbeitet. Vgl. über ihn Lepsius: Ex Oriente lux. 1903. S. 84 ff.

wo er starb, Pettersson bis 1902, wo er zurückkehrte, um in der Heimat für die Kongomission des Missionsbundes zu wirken. Westlind war ein Sprachgenie; er lernte die am untern Kongo gesprochene Fiotisprache schon auf der Reise von London nach dem Kongo, sodaß er sehr bald in dieser Sprache predigen konnte, und hat durch seine grammatikalischen und Übersetzungsarbeiten der Kongomission einen Dienst erwiesen, der über die engen Grenzen des schwedischen Missionsgebietes hinausgeht. Pettersson war ein Mann von „praktischer Angriffigkeit"; Stationen zu gründen, die äußeren Verhältnisse zu ordnen, die Menschen an ihren richtigen Platz zu stellen, das war seine Gabe, und mit dieser Gabe hat er treu und segensreich dem Werke gedient, begünstigt durch eine lange Dienstzeit, die ihm viele Erfahrungen zu machen gestattete. Westlind wurde in Mukimbungu, südlich vom Kongo, im Gebiete der Basundi, etwa 6—7 Tagereisen von Matadi (an der Mündung des Kongo) stationiert, und konnte schon 1884 das Evangelium Johannis zum Druck in der Fiotisprache heimsenden, mußte aber im folgenden Jahre wegen Krankheit selbst heimkehren. Petterssons Aufgabe wurde es, bei der Gründung von Stationen am Stanley-Pool und weiter aufwärts mitzuwirken, wobei er den Kongo bis zu den Stanley-Fällen kennen lernte und unter allen Gefahren zu Lande und zu Wasser gnädig bewahrt wurde. 1886 mußte auch er heimreisen, und nun konnten beide in der Heimat das Interesse für die Kongomission mächtig anregen. Dabei entstand dann der Wunsch, eine selbständige schwedische Kongomission zu gewinnen, und weil Mukimbungu den amerikanischen Baptisten, die 1884 die Kongo-Inland-Mission übernommen hatten, von geringerer Bedeutung war, da es abseits von der großen Linie liegt, die von der Kongomündung über Pallaballa nach dem Stanley-Pool führt, so gingen sie auf die Wünsche des Missionsbundes ein und überließen ihm Mukimbungu als selbständige Station.

Damit beginnt der zweite Abschnitt der schwedischen Missionsarbeit am Kongo. Es sei zunächst die äußere Entwicklung der Arbeit kurz dargestellt.

Der Missionsbund begann seine Arbeit mit Nachdruck. Dank der ohne Unterbrechung fortgehenden Missionsschule (zuerst in Kristinehamn, seit 1890 in Stockholm) standen alljährlich neue Kräfte zur Verfügung; außer den Missionaren wurden auch viele

Missionarinnen, zum Teil in Elsa Borg's Bibelfrauenheim in Stockholm vorbereitet, ausgesandt. 1886 kehrte Westlind, begleitet von Andreae, Nilsson und Hammarstedt, 1887 Pettersson, begleitet von Hokanson und Skarp, nach dem Kongo zurück. Während Westlind mit zwei Missionaren in Mukimbungu blieb, machte sich Pettersson mit Nilsson und Skarp an die Gründung einer neuen Station. Sie überschritten den Kongo und fanden auf dem nördlichen Ufer bei den Häuptlingen von Kibunsi eine überaus freundliche Aufnahme, sodaß sie auf die Bitten der Häuptlinge und des Volkes 1888 die Station Kibunsi erbauten. In diesem Jahre kamen neue Verstärkungen aus Schweden an (freilich sehr bald durch schnelle Todesfälle gelichtet), und 30 km nordwestlich von Kibunsi wurde 1889 die dritte Station, Diadia, von Pettersson angelegt. Im folgenden Jahre kamen Sjöholm (dem ebenfalls eine längere Wirksamkeit beschieden war) u. a., und nun wurde 1890, etwa 50 km nordöstlich von Diadia auf einem 510 m über dem Meere gelegenen Hügel in einer volkreichen Gegend unter den Babwende die Station Nganda angelegt. Damit war für mehrere Jahre die Gründung neuer Stationen abgeschlossen, nur daß 1892 an der Mündung des Kongo eine Transportstation, Londe, angelegt werden mußte, weil das Wachstum der Kongomissionen es den amerikanischen Baptisten unmöglich machte, die Transporte der Schweden weiter mit zu besorgen. Pettersson legte auch diese Station an, die eine Reihe von Jahren auch den Warenverkehr der amerikanischen Presbyterianer (die weit oberhalb am Kongo arbeiten), und der Allianzmission (am unteren Kongo) mitbesorgte, aber eigentliche Missionsarbeit zunächst nur gelegentlich trieb, bis Sjöholm 1901 aus freien Gaben ein Schulhaus erbaute und eine Schule mit fünf Klassen einrichtete; das Schulhaus dient auch den dort anwesenden europäischen Seeleuten als Lesezimmer. Erst 1897 wurde eine neue Station, Kinkenge (eine Tagereise nördlich von Diadia) angelegt, und als diese 1900 fertig ausgebaut war, konnte ein noch weiterer Vorstoß nach Norden unternommen und die Station Kingoyi, zwei Tagereisen von Kinkenge entfernt, angelegt werden, Arbeiten, bei denen die seit 1895 auf Antrag der Missionare ausgesandten „praktischen Arbeiter" gute Dienste leisteten. Von der abenteuerlichen und lebensunfähigen William Taylor'schen Mission, die mit ihren Selbstunterhaltungsplänen viel Aufsehen gemacht, aber

nichts erreicht hat, übernahmen die Schweden 1898 die Londe gegenüber am nördlichen Ufer gelegenen Station Vivi, die aber nur als Nebenstation gilt.

So hat die schwedische Mission denjenigen Teil des Kongostaates in Besetzung genommen, der nördlich vom unteren Kongo bis zur Grenze des französischen Kongogebietes hin sich erstreckt, und zwar seine östliche Hälfte; die westliche, nach dem Atlantischen Ozean hin liegende Hälfte hat die Simpson'sche Allianzmission (Christian and Missionary Alliance in New-York) besetzt. Eine weitere Ausdehnung des Missionsgebietes ist nicht mehr gut möglich: nach Norden zu kommt das französische Gebiet, und die französische Regierung sieht bekanntlich ausländische Missionare, namentlich evangelische, nicht gern in ihrem Gebiete; am südlichen Ufer haben die amerikanischen und englischen Baptisten sich niedergelassen, noch weiter nach Süden zu gehen, hat sich 1896 bei einer von Miss. Sjöholm unternommenen Untersuchungsreise als unausführbar erwiesen, weil die Gegend am Kwilu sehr menschenarm war. So ist die schwedische Mission darauf angewiesen, das von ihr besetzte und außer den sechs Hauptstationen von 68 Nebenstationen durchzogene Gebiet weiter auszubauen und immer mehr unter den Einfluß des Evangeliums zu bringen. Und daran ist noch viel zu tun — 10 Missionare sind mindestens nötig, hieß es kürzlich in einem Berichte.

Die Arbeit ist dort vorwärts gegangen, trotz aller Schwierigkeiten. Schwierigkeiten bringt jede Missionsarbeit mit sich, denn sie ist ein Kampf des Wortes Gottes gegen den natürlichen Menschen, und das ist überall hart, auch in der heimischen Christenheit. Aber jedes Missionsgebiet hat seine eignen Schwierigkeiten. Des Eskimos Stumpfheit, des Indianers Unseßhaftigkeit, Chinas Dünkel, Tibets Verschlossenheit — das gibt jeder Missionsarbeit ihre besonderen Schwierigkeiten. Und am Kongo sind sie reichlich gehäuft. Da ist das Klima mit seinen Gefahren. 96 Missionsgeschwister (48 Männer und 48 Frauen) hat der Missionsbund nach dem Kongo ausgesandt, davon sind 34 (19 Männer, 15 Frauen) gestorben! Jahr für Jahr kamen Todesbotschaften an, am schlimmsten war es 1895, wo 3 Männer und 2 Frauen starben, und 1899, wo 4 Männer und 3 Frauen begraben werden mußten, und ein Berichterstatter schrieb: die Jahresberichte sollten Todes-

berichte heißen. Seit 1887 ist das Jahr 1902 das einzige, in welchem der Kreis der Missionsgeschwister durch den Tod nicht gelichtet wurde. Und wie schnell trat manchmal der Tod ein! In dem Kalenderjahre ihrer Ankunft starben 7, im ersten Jahre nach ihrer Ankunft 3, im zweiten 7 — das sind 17 (also die Hälfte von jenen 34), welche kaum zur Tätigkeit gekommen oder im ersten Anfang ihrer Tätigkeit abgerufen sind! Nur 12 von jenen 34 haben eine fünfjährige oder längere Wirksamkeit entfalten können. Andre mußten ihrer Gesundheit wegen in die Heimat zurückkehren, sie dienen zum Teil noch in andern Stellungen dem Missionsbunde, wie Engwall, der unter den Skandinaviern in London arbeitet, oder Hokanson, der als Lehrer an der Missionsschule wirkt. Solche Zahlen zeigen, welche Schwierigkeiten der Mission am Kongo aus dem Klima erwachsen, und noch mehr werden diese Schwierigkeiten uns klar, wenn wir einen Blick in die Berichte aus dem Kongo werfen und von den häufigen Erkrankungen der Missionare lesen, die ihnen das Wirken erschweren oder sie gar auf kürzere oder längere Zeit ganz aus der Arbeit herausnehmen, auch wohl den Heiden Gelegenheit geben, über die Ohnmacht des Christengottes zu höhnen, und wir verstehen es, wenn der Jahresbericht von 1894 von einer „Arbeit an des Grabes Rand" redet und R. Werner in seinen „Bildern vom Missionsfelde des Missionsbundes" [1]) zwei lange Kapitel „unseren Missionsgräbern" widmet.

Erweckt der Gedanke an die Opfer, die das Klima gefordert hat, herzliche Teilnahme für die Männer und Frauen, die Heimat und Freunde verlassen, um in des Herrn Dienst vielleicht einem frühen Tode entgegenzugehen, so zeigt ein Blick auf die Volksstämme am Kongo uns eine neue Schwierigkeit der Arbeit. Das rohe, durch keine Kultur verfeinerte Heidentum tritt uns an den Kongonegern entgegen. Achtung für Menschenleben und Menschenwürde kennt man nicht, rücksichtslose Grausamkeit ist überall zu finden.

Bei dem Begräbnis eines Häuptlings wird ein Weib lebendig ins Grab gelegt, damit die Leiche auf ihr liege, und Sklaven werden geschlachtet — das ehrt den Toten. Im Zorn schneidet ein Mann seinem Sklaven ein Ohr ab, brät es im Feuer und zwingt den Unglücklichen, es zu essen. Eine Frau mit einem kleinen Kinde war

[1]) Pa Hedningarnes vag. 1898.

bei dem Stehlen von Kassawawurzeln ertappt; man nahm ihr das Kind weg, zerschlug sein Haupt mit Steinen, brach ihm Arme und Beine und gab es dann höhnisch der weinenden Mutter wieder. Ein älteres, wahnsinniges Weib wurde eines Morgens einen steilen Abhang hinabgestürzt, sie mußte dort mit gebrochenen Gliedern liegen bleiben, am Abend zerschmetterte man ihren Kopf mit Steinen. Entsetzliche Grausamkeiten verbinden sich mit der Giftprobe, die bei dem unheimlichen Klang der Gifttrommeln angestellt wird, so oft jemand in den Verdacht der Zauberei oder sonst eines Unrechts gerät. So wird von einem Fall berichtet, wo den zur Giftprobe Verurteilten, als das Gift zu wirken anfing, Hände und Füße abgeschnitten wurden, worauf man sie lebendig verbrannte. In andern Fällen wurden solche Unglückliche ertränkt oder gar lebendig begraben und ein spitzer Pfahl durch ihren Schädel getrieben. Bleibt jemand trotz des Giftes am Leben, so trägt er, namentlich wenn er es in jüngeren Jahren hat trinken müssen, einen dauernden Schaden für seine körperliche Entwicklung davon. Pockenkranke schloß man in ihre Hütten ein und ließ sie ohne Speise und Trank, daß sie in ihrer Fieberhitze elend verschmachteten; erst wenn die Hunde an den verwesenden Leichen zu fressen anfingen, wurden sie begraben. Wie gering edlere Regungen im Volke sind, zeigt der Umstand, daß die Sprache kein Wort für „Dank" hat.

Mit der Grausamkeit hängt der Aberglaube zusammen. Wie bei so vielen Völkern in Afrika hat sich auch bei den Kongonegern die Ahnung eines Gottes erhalten. Sie nennen ihn Nzambi; im Donner hören sie mit Schrecken seine Stimme, aber seinen Namen sprechen sie nicht aus. Die bösen Geister, wohl die Geister der Abgeschiedenen, die in den Wäldern ihre gefürchtete Stätte haben, beherrschen das Leben. Um vor ihnen Schutz zu haben, werden Götzenbilder angewendet, die von den Fetischpriestern in der Größe von $1\frac{1}{2}$—60 cm und in den verschiedensten Formen angefertigt und mit großem Nachdruck zum Ankauf empfohlen werden. Ueberall bringen die Fetischpriester sich zur Geltung. In Krankheiten, bei Todesfällen, bei Trockenheit oder allzu reichlichem Regen bieten sie ihre Hilfe an oder werden um Hilfe angegangen, und sie wissen ihren Vorteil auszunützen und das Volk in Furcht und Abhängigkeit zu erhalten.*)

*) An einer zusammenhängenden Darstellung der religiösen Vorstellungen dieser Stämme fehlt es noch; sie wird überhaupt erst möglich sein, wenn bekehrte Fetischpriester ihre Geheimnisse kund geben.

Auch die Missionare forderten zuerst den Aberglauben der Leute heraus. Sie, die so viele Gegenstände besaßen, von denen die Kongoleute niemals etwas gesehen oder gehört hatten, die so viel wußten, die von so weit her kamen, sie mußten selbstverständlich im Besitze großer Zaubermittel sein, und die Fetischpriester wurden nicht müde, ihre Volksgenossen in diesem Wahne zu bestärken. Krankheiten, Dürre und dergl. waren die Wirkungen der Zaubermittel der Weißen, darum mußten die Weißen aus dem Lande weichen! Das haben die Missionare bei der Gründung jeder neuen Station erfahren müssen, wenn auch nicht überall so schlimm, wie bei Diadia, das bald nach der Gründung von den durch die Zauberpriester erregten Häuptlingen schwer bedroht wurde, so daß die ganze Missionsarbeit eine Zeitlang danieder lag. Einst kam eine Frau zu einer Missionsstation, um sich Arznei zu holen, aber sie kam behangen mit vielen Götzenbildern, damit nicht die Weißen ihr Kind bezaubern sollten. Kein Geheimnis durften die Missionare vor den Schwarzen haben, sonst witterten diese gleich Zauberei; alles, selbst ihre Photographiealbums mußten sie ihnen zur genauesten Durchsicht überlassen, um jeden Verdacht der Zauberei zu ersticken. Sie konnten nicht einmal wagen, Götzenbilder, die ihnen von Bekehrten überlassen worden waren, zu behalten und nach Hause zu schicken, sonst hätte es geheißen: sie treiben Zauberei damit, sondern mußten sie sofort verbrennen. So fest war das Volk in Aberglauben gebunden und all dem heidnischen Wesen, das damit zusammenhängt, daß die Missionare manchmal daran verzweifelten, an dem alten Geschlechte überhaupt etwas auszurichten.

Eine andere Schwierigkeit lag in den politischen Verhältnissen des Volkes — wenn dieses Wort hier angewendet werden kann. Ein größeres Königreich war nicht vorhanden, jedes Dorf hatte seinen Häuptling. Die einzelnen Dorfschaften lebten in Feindschaft wider einander, um die geringsten Kleinigkeiten entstanden Kriege. So gab es einen Krieg, wenn die Leute von Kibunsi in Diadia arbeiteten. Allerdings waren diese Kriege — bei denen aber das Wort „Krieg" aus Aberglauben beileibe nicht ausgesprochen werden durfte — oft recht harmlos; es wurde viel geschossen, aber wenig ausgerichtet, und manchmal dauerten sie nur einen Tag. Aber es gab doch stets Unruhe, namentlich zur Zeit, wenn das Gras, das dort zu doppelter Manneshöhe wächst, vertrocknet und dann abgebrannt war, und es fiel doch auch manches Leben diesen Kriegen ohne Nutzen zum Opfer. Diese steten kleinen Kriege, die zahlreichen Krankheiten — namentlich Pocken, Lungenentzündung, Fieber

und die furchtbare Schlafkrankheit[1]) — die Verwahrlosung der Kinder, die oft ungesunde Nahrung und Lebensweise, der berauschende Palmwein haben dem Volke viele Verluste zugefügt, und die Missionare haben oft das Gefühl gehabt, unter einem aussterbenden Volke zu arbeiten; kaum die Hälfte der Leute stirbt eines natürlichen Todes.

Auch die Lage des weiblichen Geschlechts bot der Missionsarbeit Hindernisse. Wohl darf das Weib dort in der Volksversammlung, in der alle Dinge entschieden werden, mitreden, aber im allgemeinen ist es Sklavin des Mannes und durch die herrschende Vielweiberei entwürdigt. Die Frauen müssen mit ihren Hacken den Acker bestellen, Erdnüsse, Kassawawurzeln u. s. w. bauen, Holz zusammentragen, die Speise bereiten (aber nicht mit dem Manne zusammen essen), während der Mann seine Tage auf der Jagd, bei den Gerichtsverhandlungen oder im süßen Nichtstun hinbringt. Etwas verwickelt sind die Rechtsverhältnisse bei der Eheschließung,[2]) auch für die aus der Ehe hervorgehenden Kinder, die unter Umständen nicht den Eltern, sondern dem Häuptlinge gehören. Nach dem Tode des Mannes müssen die Frauen bestimmte Trauerzeremonien durchmachen, die ein ganzes Jahr dauern, sonst kommen sie in den Verdacht, Schuld am Tode des Mannes zu sein, was ihnen das Leben kosten würde, wogegen der Mann nach dem Tode einer Frau sich gewöhnlich keiner Trauer hingibt. Doch wird einmal von einem Manne erzählt, der nach dem Tode seiner Frau sich mit seiner Hütte verbrannt habe, weil er es aus Liebe zu ihr nicht über sich habe gewinnen können, sich mit einer andern zu verheiraten. Ein Säugling, dem die Mutter stirbt, wird ihr

---

[1]) Sie ist jetzt schon bis Uganda vorgedrungen. Alle dagegen angewandten Mittel sind ohne Erfolg geblieben. Jetzt haben englische und portugiesische Aerzte angefangen, sich genauer mit ihr zu beschäftigen und hoffen, durch Serumbehandlung ein Mittel gegen sie zu finden. Eine Expedition des Institutes für tropische Krankheiten in Liverpool hat am Kongo schon eingehende Untersuchungen über die Schlafkrankheit angestellt.

[2]) Die Bemühungen der Kongoregierung, durch Einsetzung von Zivilstandsbeamten Ordnung in die Eheschließungen zu bringen, haben bisher nur bei den unter dem Einfluß von Missions- oder Regierungsstationen stehenden Heiden einigen Erfolg gehabt.

lebendig ins Grab mitgegeben oder muß verhungern — es gibt ja kein Mittel zu seiner Ernährung. Ehescheidung ist sehr leicht, sowohl für den Mann wie für die Frau; Unkeuschheit ist unter den Frauen und Mädchen sehr verbreitet.

Mit der gedrückten Lage des weiblichen Geschlechtes, das die ganze Sorge für Acker- und Lebensunterhalt zu tragen hat, hängt es zusammen, daß die Frauen dem Evangelium noch stumpfer gegenüberstanden als die Männer, so daß höchstens unter den jüngeren sich Regungen zum Besseren fanden, und so kam es, daß für die bekehrten Jünglinge, wenn sie heiraten wollten, keine christlichen Frauen da waren. Und wenn selbst ein eingeborner Lehrer, auf den die Missionare große Hoffnungen gesetzt hatten, durch seine Verheiratung mit einer Heidin wieder ins heidnische Wesen hinein gezogen werden konnte, so versteht man, welch ein schweres Hindernis für den Fortgang des Christentums in dieser zurückhaltenden Stellung der Frauen lag, zumal da in der ersten Zeit auch die Männer der Missionsarbeit unter den Frauen aus egoistischen Gründen widerstrebten. Die Missionare sahen sich darum genötigt, Mädchen aus der Sklaverei loszukaufen und sie dann christlich zu erziehen. Erst seit 1882 kam es mehr und mehr zur Taufe von Frauen.

„Das Volk lebt in beständiger Furcht. Man fürchtet sich vor den Geistern, vor Zauberei, vor Krankheit, vor Tod, vor den Weißen und vor einander. Sobald ein Dorf sich stark genug fühlt, d. h. einen hinreichenden Vorrat an Pulver und Waffen hat, so überfällt es ein anderes. Es ist immer irgend eine alte Zwietracht vorhanden, die als Kriegsursache angeführt werden kann. Das Land ist voller Zwist und Uneinigkeit. Diese kommen meist aus den häufigen Ehescheidungen. — Das Land blutet; es wird unaufhörlich durch Streitigkeiten und anderen Druck geschwächt" — so faßt Miss. Ivarson in Kinkenge 1897 die Lage zusammen.

Aber die Ungunst des Klimas und die Versunkenheit des Volkes waren nicht die einzigen Hindernisse der Missionsarbeit, auch in der Art des Kongostaates lag manches Hinderliche. Man sollte meinen, wenn europäische, also christliche Regierungen in einem heidnischen Lande sich erheben, so müßte das für die christliche Mission eine mächtige Hilfe sein, aber vielfach ist gerade das Gegenteil hervorgetreten: war doch einst die aus englischen Kaufleuten bestehende ostindische Kompagnie die heftigste Gegnerin

der Mission in Indien. Die Kolonialregierungen haben oft ganz andre Interessen als die Mission, und die Koloniabeamten verleugnen leider oft geradezu den Christen und führen ein zügelloses Leben, selbst den Heiden zum Anstoß. Es soll nicht verkannt werden, daß die Verwaltung des Kongostaates manches getan hat, was auch der Mission zugute gekommen ist, Besserung des Verkehrs durch den Bau der Kongoeisenbahn (auf der Reise nach Mukimbungu ersparen fünf Stunden Bahnfahrt drei Tagemärsche), Verbot der kleinen Kriege zwischen den einzelnen Stämmen, Verhinderung des Giftgebens, bessere Pflege der Gerechtigkeit u. s. w., und was die schwedischen Missionare angeht, so haben sie manches Wohlwollen der Kongoregierung und ihrer Beamten erfahren, namentlich derjenigen, welche ihnen als Landsleute nahe standen; Miss. Börrisson wurde sogar zum staatlichen Standesbeamten ernannt.

Aber dem stehen auch Erschwerungen gegenüber. Weniger Gewicht möge auf die Verteuerung des Missionsbetriebes durch die Zollordnungen gelegt werden, weil es sich da nur um Geld handelt und später Erleichterungen bewilligt sind. Viel schlimmer und für die ganze Missionsarbeit schädlicher ist das ungerechte Verhalten vieler Beamten des Kongostaates gewesen, das allerdings mit dem ganzen Verwaltungssystem des Staates zusammenhängt. Namentlich seit 1895 wurden Klagen über Grausamkeiten der Kongobeamten gegen die Neger laut, die 1896 durch den schwedischen Baptistenmissionar Sjöblom*) in größerem Umfange und mit mehr Nachdruck erhoben wurden und viel Aufsehen erregten. Wenn die Einwohner eines Dorfes die ihnen auferlegte Menge von Kautschuk oder andern Landeserzeugnissen nicht lieferten, so wurde das Dorf verbrannt, die Einwohner niedergeschossen und den Getöteten die rechte Hand abgehauen. Ganze Körbe voll von solchen abgehauenen und am Feuer gedörrten Händen wurden dann in den Staatsstationen als Beweisstücke abgeliefert. Dabei sollen auch manchmal Lebenden die Hände abgehauen worden sein. Damals wurden von König Leopold von Belgien als dem Souverän des Kongostaates und von den obersten Behörden allerlei Maßregeln

*) Nicht mit dem Missionar des Missionsbundes Sjöholm zu verwechseln, er ist 1903 gestorben.

ergriffen, um solchen Grausamkeiten Einhalt zu tun, auch eine Kommission aus Missionaren (3 evangelischen und 3 katholischen) eingesetzt, die den Schutz der Eingebornen im Auge behalten sollte. Aber im Frühjahr 1900 und neuerdings sind wieder Klagen über die Zustände im Kongostaat gekommen und haben zu diplomatischen Verhandlungen zwischen den an der Kongoakte beteiligten Regierungen und zu Verhandlungen im englischen Parlament über die Verletzung der Kongoakte geführt, sodaß eine wirkliche Abhilfe der Uebelstände doch noch nicht erreicht ist. Aus der Antwort, die der Kongostaat in seinem Bulletin officiel 1903 Nr. 6 auf die erhobenen Vorwürfe gegeben hat, läßt sich leider auch nicht entnehmen, daß ernste Maßregeln zur Abstellung der Mißstände in Aussicht stehen, und diese Stellung der Kongoregierung ist durch ein Vertrauensvotum der belgischen Kammer befestigt worden. Welchen Erfolg die weiteren Verhandlungen in dieser Angelegenheit, zu denen auch die „Deutsche Kolonialgesellschaft" angeregt hat, noch haben werden, das läßt sich zur Zeit nicht absehen.*)

Die Gewalttaten und Grausamkeiten der Beamten des Kongostaates und ihrer schwarzen Soldaten haben wiederholt Aufstände eingeborener Stämme zur Folge gehabt, und wenn diese auch mit Gewalt niedergeworfen sind, so haben sie doch viel Unruhe mit sich gebracht und viel Erbitterung zurückgelassen. Vielfach sind die Eingeborenen in die Wälder geflüchtet und haben ihre Dörfer im Stich gelassen, so daß weite Landesstrecken verödet sind; Mißtrauen gegen die Weißen ist die Folge gewesen, und die Missionare haben darunter leiden müssen. Das Nahen eines Weißen kann die Flucht sämtlicher Bewohner einer Ortschaft verursachen; ist der Weiße ein Missionar, so gelingt es ihm wohl endlich, die Leute zur Rückkehr in ihre Hütten zu bewegen, namentlich wenn er eingeborne Begleiter bei sich hat, die den Leuten gut zureden. Aber eine Erschwerung der Missionsarbeit ist doch das Ergebnis dieser Zustände, besonders in Gebieten, in denen die Missionare noch weniger bekannt sind. Auch sonst können leicht Reibungen mit den Beamten des Kongostaates vorkommen. Eine Anzahl Häuptlinge sind von der Regierung mit gewissen Aufsichtsrechten ausgestattet und tragen zum Zeichen dessen eine Medaille. Solche „Medaillenhäuptlinge" — vielleicht noch aufgehetzt durch missionsfeindliche Beamte — mißbrauchen ihre Gewalt leicht zur

*) Näheres über Verwaltung und Geschäftspraxis des Kongostaates siehe „Die deutschen Kolonien" 1903, S. 81 ff. — Miss.-Mag. 1903, 341 ff.

Schädigung des Missionswerkes, etwa durch Hinderung des Schulbesuches, oder zur Wahrnehmung ihres eigenen Vorteils, und vergreifen sich an dem Eigentum anderer; lassen diese sich das nicht gefallen, so werden sie wohl als gefährlich bei den Beamten denunziert und bekommen es dann mit den Gerichten des Staates zu tun. Tritt der Missionar für sie ein, so werden ihm wohl allerlei Versprechungen gemacht, aber ein wirksames Einschreiten erfolgt gewöhnlich nicht; gelegentlich wird freilich auch einmal ein solcher vermessener „Medaillenhäuptling" abgesetzt. Die Ablieferung von Erdnüssen, die auferlegte Stellung von Soldaten, das gewaltsame Zurückholen flüchtig gewordener Soldaten oder Ausschreitungen meuterischer Soldaten brachten auch allerlei Aufregung und Unruhe mit sich, worunter die Missionsarbeit nicht gefördert wurde. Auch Gewalttätigkeiten der schwarzen Soldaten sind vorgekommen. So wurde einmal eine Außenstation von Kibunsi von ihnen überfallen, der eingeborene Lehrer niedergeschossen, die Hütten angezündet und neun Gemeindeglieder weggeführt — allerdings erfolgte hier eine strenge Bestrafung.

Was ist nun trotz dieser Schwierigkeiten von den Arbeitern des Missionsbundes geleistet worden?

Man muß anerkennen, daß die Mission den ersten Abschnitt, die Grundlegung, hinter sich hat. Zuerst ging es, wie in der Zeit der Grundlegung nicht anders zu erwarten ist, langsam vorwärts. Bis Ende 1895 waren 309 Gemeindeglieder gesammelt, aber nun ging es schneller. In Kibunsi brachten die Leute haufenweise ihre Götzenbilder, groß und klein, die an einem Sonntage feierlich verbrannt wurden; aus Ortschaften, die früher feindlich gewesen waren, kamen Bitten um Lehrer, und die Zahl der Außenstationen nahm zu. Nachdem das Jahr 1895 viele Todesfälle unter dem Missionspersonale gebracht hatte, wurde das Jahr 1896 ein Wendepunkt: in der ersten Hälfte dieses Jahres wurden ebensoviele getauft, wie bis dahin gesammelt waren. „Nun ist es Erntezeit", konnte Miss. Sjöholm voller Freude schreiben, „die Tränensaat trägt nun ihre herrlichen Früchte." So schließt das Jahr 1896 mit einem Bestande von 621 Gemeindegliedern. Und nun steigen die Zahlen, trotz der zahlreichen Todesfälle, die in 1898 123 betrugen, schnell, sodaß 1899 das erste Tausend schon weit überschritten ist (1417 Gemeindeglieder) und 1901 das zweite Tausend schon näher rückt (1777 Gemeindegl.). Das nächste Jahr bringt freilich einen Rückschritt: die Zahl war

auf 1621 zurückgegangen, aber auch so ist der Fortschritt, soweit Zahlen ihn ausdrücken, in die Augen fallend, ein schöner Lohn für opferreiche Arbeit.

Die Gemeinden sind selbstverständlich von verschiedener Größe: Mukimbungu (das bis 1899 an der Spitze gestanden) zählte 331 Mitgl., Kibunoi 541, Diadia 273, Nganda 212, Kinkeoge 101, Kingoyi 7, Londe 156. Die Gemeinden haben gewählte Älteste, Evangelisten und Helfer, die die Gemeindeangelegenheiten für die Beschlußfassung durch die gesamte Gemeinde vorbereiten. Feste Gemeindeordnungen sind vorhanden, sogar gedruckt (aber nur in der Fiotisprache). Die Gemeindeglieder wohnen zerstreut in den Stationsgebieten, die Zahl der Außenstationen beträgt z. Z. 59. Natürlich sind solche zerstreuten Gemeinden schwer zu beaufsichtigen und bedürfen der Aufsicht doch sehr. Eingeborne Lehrer und Evangelisten üben diese Aufsicht aus, selbstverständlich besucht auch der Missionar von Zeit zu Zeit die abgelegenen Dörfer. An einem oder zwei Sonntagen im Monat versammeln sich die Christen von den Außenplätzen auf der Hauptstation; an diesen Sonntagen wird das heilige Abendmahl gefeiert, wobei die Evangelisten Brot und Kelch umhertragen, werden Trauungen vorgenommen, Heiden getauft, Kinder von christlichen Eltern „gesegnet" (die Kindertaufe ist in diesen Gemeinden nicht üblich). Auch an Wochentagen werden Gottesdienste gehalten, und zwar abends. Eine Petroleumlampe beleuchtet dann den Versammlungsraum, die Männer und Knaben sitzen auf den vorderen Bänken, die Frauen und Mädchen nach alter Gewohnheit auf den hinteren. Bei diesen Abendgottesdiensten sind meist die eingebornen Evangelisten tätig, und die Missionare haben Gelegenheit, ihre christliche Erkenntnis, ihre geistige Kraft und geistliche Reife kennen zu lernen. Still und andächtig sitzen die Leute, die kleinen Kinder — sonst so leicht Störenfriede — schlafen auf den Knien der Mütter und hindern die Erbauung nicht. Auch die Frauen haben es gelernt, sich still und würdig zu verhalten. Sie lesen, so weit sie lesen können, den behandelten Text in ihren neuen Testamenten mit. Die Lieder werden oft „mehr kräftig als melodisch" gesungen, und nach dem Friedensgruße löst sich dann die Versammlung auf. Von Zeit zu Zeit werden (seit 1897) nach schwedischer Sitte größere Versammlungen gehalten, bei denen Ansprachen und Besprechungen über

biblische Fragen, Gemeindeangelegenheiten, Volkssitten u. drgl. abwechseln und eine allgemeine Aussprache ermöglichen. Der Zweck derartiger Versammlungen ist, den Gemeinden Anregung und Vertiefung zu geben, auch den Widerstand der Widerstrebenden zu überwinden und das Volksgewissen zu schärfen. (Schluß folgt.)

Sechs Jahre unter den Wilden der Insel Tanna.

Vorbemerkung.

Etwa 300 Meilen östlich von Australien liegt die zu Melanesien gehörende Inselgruppe der Neuhebriden. Es sind im ganzen 14 größere Inseln, Koralleneilande mit üppiger Vegetation, aber ungesundem Klima. Unter den auf 85000 geschätzten Bewohnern herrscht, soweit sie noch nicht Christen sind, das finsterste Heidentum. Selbst die Menschenfresserei ist vielerorten noch im Schwange. In unzählige kleine Stämme zersplittert, die sich fortwährend befehden, reiben sie sich gegenseitig auf. Aber auch verheerende Epidemien und Arbeiterauswanderung nach Australien tragen viel zu ihrer Verminderung bei. Leider haben sich Weiße, die auf Sandelholz und Menschenraub ausgingen, sich vielfach schreiende Gewalttaten erlaubt und dadurch bittern Haß gegen die Europäer unter den Insulanern entzündet. Neuerdings richten französische Händler viel Unheil an mit ihrer Waffen- und Spirituoseneinfuhr.

Von den Glaubensboten, die seit Jahrzehnten da und dort versuchten, den einzelnen Inseln das Evangelium zu bringen, ist mancher von den wilden Eingeborenen erschlagen worden, darunter der bekannte John Williams auf der Insel Eromanga im Jahr 1839. Doch ist es der beharrlichen Tätigkeit der melanesischen und presbyterianischen Mission gelungen, im Laufe der Jahrzehnte gegen 22 000 Christen aus den Eingebornen zu gewinnen. Inseln, wie Tongoa, Aneitjum und Aniwa sind sogar gänzlich christianisiert.

Unsere nachstehende Erzählung versetzt uns auf die zur südlichen Gruppe gehörige Insel Tanna. Hier landete schon J. Williams im Jahr 1839 die ersten eingeborenen Evangelisten, denen die Londoner Missionare Turner und Nisbet folgten. Aber 1843 mußten

dieselben flüchten und retteten nur mit Mühe und Not das nackte Leben. Lange wagte sich niemand mehr unter die rohe, unbändige Bevölkerung, bis im Jahr 1858 der bekannte schottische Presbyterianer-Missionar John Paton es versuchte, mit einem Gefährten die gefürchtete Insel wieder zu betreten. Obwohl in beständiger Lebensgefahr und in einsamer Lage, harrte er mutig aus, bis er im Jahr 1862 doch die Insel verlassen mußte, ohne daß er einen einzigen Tannesen hatte taufen dürfen. Er konnte mit Recht sagen: „Voll zog ich aus, aber leer hat mich der Herr heimgebracht." Denn seine junge Frau und sein Söhnlein, die ihm schon im ersten Jahr seines Aufenthaltes in Tanna durch den Tod entrissen worden waren, ruhten in fremder Erde, und von irdischem Besitz hatte er nichts gerettet als die Kleider, die er auf dem Leibe trug, sowie seine Bibel und einige Uebersetzungen, die er ins Tannesische übertragen hatte.

Paton fand später (1866) mit seiner zweiten Frau seine Arbeit auf der Insel Aniwa, deren gesamte Bevölkerung er während einer fünfzehnjährigen Wirksamkeit zu Christo führen durfte. Er hielt sich dann ein Jahrzehnt in Australien auf, wo ihm andere Missionsaufgaben übertragen wurden, ist aber im Frühjahr 1902 wieder nach Aniwa zurückgekehrt, wo der 80jährige Veteran inmitten seiner Gemeinde den Lebensabend zuzubringen gedenkt.

Inzwischen hat der greise Paton die Freude erlebt, daß sein Sohn Frank Paton mit seiner jungen Frau im Jahr 1896 die Insel Tanna als sein Arbeitsfeld bezog, wo einst sein Vater im Südosten der Insel seine Missionslaufbahn begann. Frank Paton ließ sich an der Westküste von Tanna nieder und gründete unter mancherlei Lebensgefahr die Station Lenakel, während einige seiner Mitarbeiter an drei Punkten der Ostküste und dem Südende der Insel unter den Tannesen wirkten.

Seine Arbeit und Erlebnisse während der letzten sechs Jahre schildert nun Frank Paton in dem lesenswerten Buch: Lomai of Lenakel. A Hero of the New Hebrides. A fresh Chapter in the Triumph of the Gospel. London: Hodder and Stoughton. Ihm sind die nachfolgenden Skizzen nach freier Bearbeitung entnommen.

---

1. Die Landung unter den Wilden.

Die Sonne begann im Westen zu sinken, als unser kleiner Missionsdampfer Dayspring am 12. Mai 1896 die Anker lichtete und von der Insel Futuna nach Tanna hinüberfuhr. Mehr und

mehr schwanden im Dunkel der Abendschatten die Umrisse von Futuna, während vor uns in der Ferne die vom rötlichen Lichtschein umflossenen Formen eines Vulkans, die südöstliche Spitze der Insel Tanna, aus dem Ozean auftauchten. Es war das Ziel unserer Reise, wo wir unter Gottes Beistand unsere Missionsarbeit zu tun hofften.

Der Morgen brach an und wir befanden uns vor Port Resolution, an der Ostküste von Tanna, wo einst mein Vater seine Arbeit verrichtete und dann durch die Wildheit der Bewohner vertrieben wurde. Unseres Bleibens war nicht lange. Wir umschifften die Südspitze der Insel und steuerten der Westküste zu. Ueberall bot sich unserem Auge die lieblichste Szenerie. Hier war es ein langer Streifen blendendweißen Sandes, der das Gestade umsäumte, dort ragten imposante Felsenpartien ins Meer heraus, und im Hintergrund erhoben sich prächtige Berge, die bis zum Gipfel mit dem üppigsten Pflanzenwuchs bedeckt waren.

Endlich lag eine kleine Bucht vor uns und dahinter ein lieblicher Fleck Erde, unsere künftige Heimstätte und der Schauplatz unseres Wirkens. Das Boot wurde herabgelassen und bald darauf wurden wir zwischen den Felsen, die den Eingang der Bucht gegen den Andrang der brandenden Wogen schützen, hindurchgerudert. Wir befanden uns am Strande von Lenakel. Ein hochgewachsener Engländer im weißen Tropenanzug trat auf uns zu und hieß uns willkommen. Im Hintergrund, in einiger Entfernung, stand eine Anzahl bewaffneter, nackter Wilden.

Der Engländer war ein Pflanzer und Händler namens Worthington, der uns zu seinem Haus geleitete, das sich an der Nordseite der Bucht erhob. Hier wurden wir von seiner Frau, die die Entbehrungen und die Einsamkeit des Lebens in der Südsee mit ihrem Gatten teilte, aufs freundlichste aufgenommen. Doch bevor wir uns dahin begaben, suchten wir uns den Eingebornen der Insel, die unsere Landung mit großer Neugierde beobachtet hatten, zu nähern. Aber als ich mit meiner Frau auf sie zuging, wichen sie anfangs scheu zurück. Erst nach und nach trauten sie unsern freundlichen Mienen und ließen sich herbei, uns mit wildem Grinsen die Hände zu reichen. Aber weiter gingen sie nicht; denn als wir sie fragten, ob sie nicht gern einen Missionar unter sich hätten, schwiegen sie still. Schließlich meinten sie, sie wären keine Häuptlinge und dürften darüber nicht entscheiden. Es würde ihnen sonst das Leben kosten. Das war nicht gerade ermutigend, aber wir kamen schließlich darin überein, daß sie am nächsten Morgen mit ihren Häuptlingen zu einer Besprechung zusammenkommen sollten. Dann begaben wir uns nach dem Besuch bei der Familie Worthington wieder an Bord.

Am anderen Morgen währte es ziemlich lange, bis sich eine Anzahl von Männern und Weibern am Strande einfand. Wir fuhren deshalb sogleich an Land. Jetzt erschien auch einer der ersten Häuptlinge auf der Bildfläche, eine stattliche Erscheinung mit breiten Schultern und kräftigen Gliedmaßen. Er trat in der üblichen Tracht der Wilden auf, die sich nicht näher beschreiben läßt; und als ob er nicht schon ohnedies schwarz genug gewesen wäre, hatte er seine beiden Wangen kohlschwarz bemalt. Um ihn herum standen seine Räte und Krieger, alle ebenfalls bemalt und mit geladenen Flinten bewaffnet. Es war keine sehr einladende Gesellschaft, wie sie schließlich vor uns saßen und uns unheimlich anstarrten.

Als ich mich dem Häuptling Juiap näherte, wehrte er mit einer gebietenden Handbewegung ab und sagte: „Ich erst auf Tannesisch sprechen." Dann beriet er sich mit seinen Leuten und begab sich schließlich zu Worthington, um, wie es schien, bei ihm Erkundigungen über uns einzuziehen. Als er von da zurückkehrte, stolzierte er mit großen Schritten bis an den Strand, wandte sich hier um und blieb stehen, indem er seine Leute mit vornehmer Miene anblickte. Dann begaben sich drei seiner Unterhäuptlinge zu ihm, worauf sich alle vier in den Sand streckten und sich mit einander unterhielten. Es war eine entscheidungsvolle Beratung, und während die Heiden mit einander ratschlagten, flehten wir zu Gott, denn wir wußten, daß menschlich gesprochen an dem Ergebnis der Beratung die Frage unserer Niederlassung abhing.

Endlich erhob sich Juiap und kam auf uns zu. Ich ging ihm entgegen und fragte ihn, ob er sich für einen Missionar entschieden hätte. Aber mit Würde entgegnete er: „Nein, nein, ich erst sprechen Tannesisch." Und nun hielt er eine Rede an sein Volk. Der Eindruck war sofort zu bemerken. Die bisher mürrischen Mienen wichen einem Lächeln und ein Unterhäuptling winkte uns, daß wir ihm folgen sollten, um uns das Land anzusehen, das sie uns verkaufen wollten. Zugleich kam ein Mädchen herbei, ergriff die Hand meiner Frau und geleitete sie den Pfad entlang. Gott hatte unser Gebet erhört und die Herzen des Volkes uns geneigt gemacht.

Ein passender Platz für die künftige Missionsniederlassung war bald gefunden. Aber bevor man an die Errichtung der Station gehen konnte, mußten wir erst nach der Nachbarinsel Aniwa, um der dort stattfindenden Synode anzuwohnen. Hier an meiner Geburtsstätte galt es auch die nötigen Lehrer für Tanna zu gewinnen. Mein Vater forderte hiezu Freiwillige auf. Diese fanden sich in den Personen Titonga und Tausi. Beide waren seinerzeit meine Spielgefährten gewesen und waren nun zu stattlichen Männern und brauch-

baren Lehrern herangewachsen. Titongas Frau war Litsi, einst meiner Mutter Dienstmädchen und meine Wärterin.*) Sie war eine brave, fromme Frau, die nun auch bereit war, um Christi willen ihre Heimatinsel zu verlassen.

Mit diesen Lehrern kehrten wir freudigen Mutes nach Tanna zurück und gingen an die Errichtung unserer Station in Lenakel. Wir hatten auch keinerlei Mühe, die Eingeborenen gegen entsprechenden Taglohn zur Arbeit heranzuziehen, während wir vorderhand auf einer Lichtung unser Zelt aufschlugen. Für den Bau des Hauses, wofür zunächst das nötige Holz gefällt wurde, hatten wir die erste Zeit den Zimmermann des Missionsschiffes zu Hilfe, so daß das Werk munter voranschritt. Währenddem lichtete das Missionsschiff seine Anker und ließ mich mit meiner Frau und meinem Mitarbeiter Hume allein unter den Wilden von Tanna zurück.

2. Unsere ersten Missionserfahrungen.

Es war ein geschäftiges Treiben auf dem Bauplatz, während im Lager meine Frau Feldfrüchte, Orangen, Zuckerrohr und andere Artikel von den Eingeborenen einhandelte. Als Aufseher der Arbeiter amtierte der Tanneſe Tom, der das in der Südsee gebräuchliche gebrochene Englisch einigermaßen verstand. Mit den eingeborenen Arbeitern gabs am Anfang manche Schwierigkeit, da sie schwer dazu zu bringen waren, hinter einander weg zu arbeiten. Noch um 9 Uhr morgens schlenderten sie herum und schon um 3 Uhr nachmittags wollten sie Feierabend machen. Erst nach und nach brachten wir sie dazu, daß sie von 8 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags bei der Arbeit aushielten. Auch versuchten sie anfangs zu streiken und höhere Löhne zu erzwingen, aber Güte und bestimmtes Auftreten überwanden schließlich die Schwierigkeiten.

So lebhaft es auch den Tag über auf dem Bauplatz zuging, bald nach 4 Uhr war kein einziger Eingeborener mehr zu sehen. Da kauerten sie in ihren Dörfern, die etwas landeinwärts lagen, auf dem öffentlichen Versammlungsplatz und schlürften in der Abendkühle ihren Kava-Trank. Es ist dies ihr „tanneſischer Grog", den sie aus den Wurzeln des Kavastrauches herstellen. Diese Wurzeln werden von Knaben gekaut und der Saft davon wird in ein kleines Holzgefäß, das die Gestalt eines Kanoes hat, ausgespuckt und mit einem reichlichen Zusatz von Wasser vermischt. Dieses Getränk wird nur

*) Vergl. Miss.-Mag. 1897, S. 225.

bei Sonnenuntergang, der bekanntlich in den Tropen jedesmal um 6 Uhr eintritt, genossen, wobei nie ein Weib zugegen sein darf. Auch darf niemand bei dem Vorgang ein Wort sprechen, weil sonst der Zauber gebrochen wird und die Kavageister davonfliegen. In jedem Dorf befindet sich ein solcher Platz mit einer kleinen Hütte, worin die Kavagefäße aufbewahrt werden. Gar mancher Schurkenstreich und feindseliger Anschlag wird in diesen Hütten ausgeheckt Der Kavatrank selber wirkt berauschend auf den Menschen und macht ihn stumpf und sinnlos. Aus diesem Grunde kommen auch die meisten Ueberfälle, die auf die Dörfer ausgeführt werden, nach Sonnenuntergang vor, da in dieser Zeit die Männer berauscht in den Kavahütten liegen.

Unser Vorarbeiter Tom war eine interessante Persönlichkeit. Er war seinerzeit in Queensland gewesen und hatte dort etwas vom Christentum kennen gelernt. Nach seiner Rückkehr hatte er seinem Volk davon erzählt und auch um einen Missionar für Lenakel gebeten. Nach und nach war er aber wieder ins alte Heidentum gesunken. Nun war zu seiner Freude ein Missionar am Platz und Tom nahm einen neuen Anlauf. Er wurde bald unser erster Gehilfe und es lag ihm daran, seine Volksgenossen zum Gottesdienst herbei zu bringen. Aber seine Bemühungen waren zunächst vergeblich. Da beschloß ich, in Begleitung von Tom die Leute selbst in ihren Dörfern aufzusuchen. Unser nächstes Ziel war sein eigenes Heimatdorf. Der Pfad führte uns bergauf durch dichtes Gebüsch und stattliche Farnkräuter, die sich zur Rechten und Linken entlang zogen. Schon von weitem hörten wir das Bellen der Hunde, das Quieken und Grunzen der Schweine. Sobald wir das Dorf betraten, floh die gesamte Bevölkerung mit lautem Geschrei. Tom lächelte nur gutmütig über den Schrecken der Leute, konnte aber nach und nach eine kleine Anzahl derselben um uns versammeln, denen wir verschiedene Bilder zeigten. Unsere englische Erklärung dolmetschte er ins Tannesische. Ab und zu konnten wir sehen, wie einzelne Personen hinter den Bäumen hervorlugten, und hörten aus einiger Entfernung das Geflüster der Leute, die sich versteckt hatten.

Am Nachmittag wanderten wir am Meeresgestade entlang. Wir trafen hier ziemlich viele Leute an, die sich aber auch erschreckt auf und davon machten, denn ihre heiligen Männer hatten ihnen vorgegaukelt, daß sie sterben müßten, wenn sie unserem Gottesdienst anwohnen würden. Eines Tages erblickten wir die stattliche Gestalt eines Eingeborenen, der auf dem Strand saß und seine geladene Büchse über den Knien hielt. Als wir den Vorschlag machten, ihm einige Bilder zu zeigen, lud er uns ein, ihm zu folgen, weil er noch einige andere Leute herbeirufen wollte. Das gelang ihm nun freilich nicht, dagegen

fand er sich bereit, die Bilder anzuschauen und unsere Predigt in gebrochenem Englisch anzuhören. Er zeigte sich äußerst höflich und dankte verbindlich. Wir erfuhren dann, daß es Javis, der große Kriegshäuptling des Loinio-Stammes war. Der Mann trat mit so viel angeborener Würde auf, wie ich sie nie zuvor bei jemand wahrgenommen hatte. Später ist er eine Stütze unseres Werkes, ein Held Gottes unter seinen Volksgenossen geworden.

Auf einem andern Ausflug durch die prachtvolle Tropenwaldung mit ihren Schlingpflanzen und grünem Laubgewinde stießen wir auf eine kleine Lichtung. Auf der einen Seite erhob sich ein Schatten spendender Banianenbaum, von dessen Wurzeln aus wir über ein Tal hinweg in einiger Entfernung die blaue See hindurchschimmern sahen. Auf der andern Seite stand ein schöner Guavenbaum und in dessen Nähe eine Kavahütte. Auf einem Felsblock aber neben dem Häuschen saß ein wild aussehender Tannese.

„Heute ist es recht heiß", sagte ich im üblichen Südsee-Englisch. „Ja, recht warm", antwortete er mit gewinnendem Lächeln, das seine sonst so grimmigen Gesichtszüge ganz anders erscheinen ließ. Es war Lomai, ein angesehener Krieger, der uns gleich in den ersten Tagen eines seiner Grundstücke für unsere Niederlassung angeboten hatte, das uns aber wegen seiner abgelegenen Lage nicht geeignet erschien. Er trug uns das aber nicht nach. Ich bat ihn nun, uns ins nächste Dorf zu führen, und wie er so vor uns herschritt, mußten wir unwillkürlich seine mächtige Gestalt und natürliche Anmut im Auftreten bewundern. Wir erreichten schließlich ein großes Dorf und hörten zu unserer Freude, daß es das Heim von Javis, dem Kriegshäuptling war. Er kam sofort auf uns zu, empfing uns mit allem Anstand und hieß uns unter seinem Banianenbaum niedersitzen. Wir erfuhren erst jetzt, daß Javis und Lomai, die beiden angesehensten Führer ihres Stammes, die besten Freunde waren. Bald sammelten sich einige Leute um uns, denen wir unsere Bilder zeigten und erklärten. Dann beteten wir zusammen, daß Gott diese Männer aus der Finsternis zu seinem Lichte führen möchte. Wir ahnten damals nicht, daß diese beiden heidnischen Volkshäupter dereinst das Werkzeug Gottes zur Bekehrung ihres Stammes werden würden.

Auf dem Heimweg wurden wir von einer Frau angehalten und gebeten, nach ihrem kranken Manne zu sehen. Wir fanden diesen im Freien sitzend und an einer heftigen Lungenentzündung erkrankt. Der Fall war schwierig, aber mit Gottes Hilfe brachten wir den Mann durch. Er bezeigte sich sehr dankbar dafür und versprach nach seiner Wiederherstellung die Schule zu besuchen. Nelbini, so hieß er, hielt Wort und wurde später einer unserer treuesten Gehilfen.

Am vierten Sonntag beschlossen wir, Juiaps Volksstamm aufzusuchen. Sein Dorf lag nördlich von unserem Lager und wir erreichten es, indem wir einen über Berg und Tal führenden Pfad verfolgten. Wir fanden den alten Häuptling krank, aber er freute sich sehr über unser Kommen, denn er fühlte sich augenscheinlich dadurch geehrt. Nachdem wir einen kurzen Gottesdienst gehalten hatten, traten wir den Heimweg an, der uns an des Häuptlings Haus vorbeiführte. Wir waren aber nicht wenig erstaunt, als wir den Alten am Wege auf uns warten sahen. Er hielt unserem Lehrer Titonga eine Matte als Geschenk entgegen, und als dieser einen Moment zögerte sie anzunehmen, warf er sie ihm mit einer gebieterischen Miene vor die Füße, als wollte er sagen: da ist von Weigerung keine Rede. Dann wandte er sich an mich und drückte mir ein Zweischillingstück in die Hand. Als ich es ihm mit herzlichem Dank wieder zurückgeben wollte, sagte er feierlich: „Nein, du gekommen bist in mein Haus; ich es dir schenke." Dann machte er kehrt und ging wieder in sein Haus zurück. Guter, alter Juiap! Das war der erste Beitrag für unsere kleine Tanna-Kirche, den ich für diesen Zweck aufbewahrte.

3. Hoffnungsstrahlen.

Von unserm Freund Lomai sahen wir eine Zeitlang wenig. Er war zwar freundlich, wenn wir mit ihm zusammentrafen, aber er hielt sich ferne. Da erschien er eines Tages mit seinem kleinen Sohne bei uns. Er schien in großer Sorge zu sein, denn sein einziges Kind war krank und er fürchtete, es zu verlieren. Ich fand, daß der kleine Jolu an einem eiternden Ohr litt und riet Lomai, das Kind täglich zur Behandlung zu bringen. So war Lomai zwei Wochen lang unser täglicher Besucher und es entspann sich eine große Freundschaft zwischen uns. Es zeigte sich dabei im Verkehr mit ihm, daß er ganz anders geartet war wie seine übrigen Volksgenossen.

Sein Benehmen und Auftreten war durchaus sympathisch. Als sein Kind nach und nach besser wurde, wußte er nicht genug seiner Dankbarkeit Ausdruck zu verleihen. Und doch schien ihn etwas von uns ferne zu halten, denn wir bekamen ihn eine Zeitlang wieder seltener zu Gesicht. Erst später, nachdem er Christ geworden war, fand ich die Ursache heraus. Da erzählte er mir, wie es ihn einen schweren Kampf gekostet habe. Er habe gewußt, daß wir zum Wohle der tannesischen Bevölkerung auf die Insel gekommen seien und daß deren Verhalten böse sei. Aber er habe sich unter dem schlimmen

Einfluß der Alten befunden. Wohl wäre er gerne zu den Missionaren gekommen, um zu lernen, aber er habe sich vor seinen Volksgenossen gescheut. Darum habe er sich von uns ferne gehalten. Dann sei die Krankheit seines Kindes gekommen. Da habe er sich von dem Einfluß der andern eine Zeitlang losgemacht, aber hinterher sei dieser wieder Herr über ihn geworden. Ruhe und Frieden habe er aber dabei in seinem Innern nicht gehabt.

Lomai war übrigens nicht der einzige, der durch die ärztliche Hilfe den Weg zu uns fand. Eines Tages erschien der Kriegshäuptling Javis bei uns und klagte über Schmerzen in der Brust. Wir nahmen ihn in Behandlung und der Verkehr mit ihm gab uns reichlich Gelegenheit, den Samen des Wortes Gottes bei ihm auszustreuen. Und wie bei ihm, so gab es noch viele Fälle. So kamen besonders viele mit ihren kranken Kindern zu uns und manches Dorf, das uns sonst unzugänglich war, tat sich uns dadurch auf. Auf diese Weise kam es auch zu einer Schule.

Allein, es machten sich auch entgegengesetzte Einflüsse bemerklich. Die sogenannten „heiligen Männer" von Tanna benützten ihr Ansehen, das sie dem Aberglauben der Leute verdankten, und arbeiteten uns entgegen. Viele Eingeborene zogen sich deshalb aus Furcht vor uns zurück. Sie glaubten in allem Ernst sterben zu müssen, falls sie zum Gottesdienst kommen würden. Andere fanden heraus, daß die neue Lehre mit ihren Lieblingssünden und heidnischen Gebräuchen unvereinbar sei. Selbst unser Tom, der anfangs zu uns hielt, hatte eine Zeit des Rückgangs. Zwar erschien er allsonntäglich im Gottesdienst, aber während der Woche ließ er sich selten sehen. Der alte Mensch schien bei ihm wieder die Oberhand gewinnen zu wollen. Auch Lomai und Javis benahmen sich zeitweise zurückhaltend. Andere gingen sogar so weit, daß sie die Ihrigen vom Verkehr mit uns zurückhielten.

In dieser Zeit bat ich Lomai, mir bei der Erlernung der Sprache behilflich zu sein, denn er hatte von allen am meisten das Englisch weg und eignete sich auch am besten zum Sprachlehrer. Diese Beschäftigung wurde zum Wendepunkt in seinem Leben. Er wurde mein Dolmetscher in Kirche und Schule und blieb deshalb in beständiger Berührung mit uns. Er war bald unser bester Schüler. Dann begann ich einige Lieder mit ihm zu übersetzen. Als wir ihm das erste Lied: „Jesus liebt mich" in seiner Muttersprache vorsangen, kannte seine Freude keine Grenzen. Aber den tiefsten Eindruck übte das Wort Gottes auf ihn aus; denn sobald ich einiges von der Sprache erfaßt hatte, begannen wir mit einander das Evangelium Markus zu übersetzen.

Endlich war auch unsere kleine Kapelle fertig. Es war zwar nur ein einfaches Gebäude, aus Rohrwänden errichtet, aber doch groß genug, um 60 bis 70 Leute aufzunehmen. Zu seiner Vervollständigung fehlte uns nur eine Glocke. Aber auch dafür war gesorgt. Eines Tages kam Tom und ein anderer Tanneſe in unser Gehöft marschiert und trugen an einer Stange eine Glocke. Es war das Beuteſtück von einem geſtrandeten Schiff, das Tom ſeit Jahren bei ſich aufbewahrt hatte und uns nun für die Kapelle einhändigte. Sie erhielt ihren Platz zwiſchen den Aeſten eines nahen Baumes.

Der Umſtand, daß Lomai ſich ſeit einiger Zeit zu uns hielt, flößte auch andern Mut ein und unsere Zahl mehrte ſich. Der alte Javis entzog ſich mehr und mehr dem Einfluß der Oppoſitionspartei und auch Tom ſtellte ſich entſchieden unter den Einfluß des Evangeliums. Da wir ziemlich viele Arbeiter auf der Station beſchäftigten, ſo wurde darauf gehalten, daß dieſe auch die Schule beſuchten. Dieſer Ordnung fügten ſich alle gern und willig; nur einer, namens Numanian, wollte davon nichts wiſſen. Als entſchloſſener Heide ſtellte er ſich an die Spitze der jungen Leute, die dem Gottesdienſt abgeneigt waren. Durch allerlei Hetzreden wußte er ſie dazu zu bringen, ſich gegen unſere Anordnung aufzulehnen. Eines Tages, als die Schule beginnen ſollte, blieben Numanian und die Arbeiter trotzig unter einem Baume ſtehen. Mein Mitarbeiter Hume ging zu ihnen und forderte ſie auf, in die Schule hereinzukommen; aber ſie weigerten ſich. „Gut“, ſagte Hume, „ihr braucht nicht zu kommen, wenn ihr nicht wollt; aber der Miſſionar wird euch dann ausbezahlen.“ Mit dieſen Worten ging er wieder in ſeine Schule und der Unterricht begann. Aber als eben das Leſen ſeinen Anfang nehmen ſollte, kam Numanian leiſe herein, gefolgt von den andern Arbeitern, und nahm ſeinen Platz ein.

Das war ein weiterer Wendepunkt in unſerer Miſſionsarbeit. Denn von dem Tage an wurde Numanian zuerſt ein eifriger Zuhörer und dann ein ernſter Wahrheitsſucher. Er iſt ſchließlich ein treuer Zeuge ſeines Herrn geworden, der auch in ſeinem Dienſt das Leben gelaſſen hat.

4. Menſchenhandel.

Eines Tages ging ein franzöſiſches Arbeiterſchiff, die „Karoline“, einige Meilen ſüdlich von Lenakel vor Anker. Währenddem ſteuerten die Schiffsboote an der Küſte entlang, um die Eingeborenen als Arbeiter anzuwerben. Bald darauf erſchien der Häuptling von Imlau,

dem Küstenpunkt, dem gegenüber das Schiff Anker geworfen hatte, mit einer großen Anzahl Krieger und berichtete mir, daß drei seiner Nichten auf den französischen Schoner entlaufen seien. Er bat mich nun, einen Brief an den Kapitän zu schreiben und die Rückgabe der Mädchen zu verlangen, da er und ihr Vater, der ebenfalls zugegen war, die Anwerbung der Mädchen unter keinen Umständen zugäben. Ich stellte ihm vor, daß ein Brief nichts nützen würde, daß ich aber selbst an Bord gehen und den Kapitän sprechen wollte.

Willige Hände hatten unser Boot bald seeklar gemacht und nach einstündigem Rudern lagen wir längseit der „Karoline". Der Kapitän empfing uns höflich, meinte aber, daß er nichts in der Sache tun könnte, bis nicht der Werber zurückgekehrt wäre. Letzterer, ein Mann von der Insel Mare, verweigerte jedoch bei seiner Rückkunft rundweg die Herausgabe der Mädchen. Es gab eine scharfe Auseinandersetzung, bis ich dem Kapitän mit den Gerichten drohte. Darauf kamen der Kapitän und der Werber hart aneinander und der Schluß von der Sache war, daß uns die Mädchen ausgeliefert wurden. Der Werber fügte dabei hinzu, daß ich mich künftighin nicht mehr in sein Geschäft einmischen sollte. Ich erwiderte ihm, daß ich als Missionar von Tanna mich stets gegen die Ungerechtigkeit, die man sich gegen die Eingeborenen erlaubte, nach allen Kräften wehren würde. Die Eingeborenen von Imlau waren sehr erfreut über den Erfolg meines Einschreitens und stellten sich von da an sehr freundlich zu uns, während sie früher sehr stark gegen die Mission eingenommen waren. Wir besuchten denn auch bald ihre Dörfer und durften in ihnen ungehindert das Evangelium verkündigen.

Ein anderes Mal erschien der französische Dampfer „Ozean-Königin" vor Lenakel. Ein Boot stieß ab und setzte ein zurückkehrendes Arbeiterpaar ans Land. Der Schiffsoffizier bat mich, die Leute aufzunehmen, da sie, wie er vorgab, einem benachbarten Stamm angehörten. Ich ging darauf ein und das Boot stieß wieder vom Lande. Als ich aber den Mann und die Frau näher ausfragte, hörte ich, daß sie gar nicht von hier, sondern von der Ostküste stammten. Die Heiden, die dabei standen, gerieten nun in einen lebhaften Wortwechsel, indem sie Anspruch auf den Mann und seine Habseligkeiten machten. Da ich für die Sicherheit der beiden Leute fürchtete, nahm ich sie mit ins Missionshaus und benachrichtigte sogleich den Bruder des Mannes, der sich zufällig an der Westküste aufhielt, von der Ankunft des Paares. Dieser erschien denn auch bald mit einigen Freunden und nahm die beiden mit. Aber einen guten Teil von ihrem mühsam erworbenen Verdienst mußten sie doch den Häuptlingen der verschiedenen Stämme überlassen. Sie waren sieben Jahre in

Numea (Neu-Kaledonien) gewesen und waren beide auffallend gekleidet; jetzt aber, als sie wieder in ihrer Heimat waren, warfen sie sofort ihre Bekleidung von sich und kehrten ins nackte Heidentum zurück.

Einige Wochen später legte wieder ein französischer Dampfer an. Der Regen fiel in Strömen und die Meereswogen gingen hoch, als sich ein Boot unserer Bucht näherte. Im Boot erblickten wir die zusammengesunkene, abgemagerte Gestalt eines zurückkehrenden Arbeiters. Elend und Krankheit starrte ihm aus den Augen, und als er über den Bootsrand an den Strand gesetzt wurde, glich er mehr einem Geist als einem Menschen. Erschöpft von einem quälenden Husten war der Arme zu schwach, um allein zu gehen und stand hilflos in den daherrollenden Brandungswellen. Kein Freund, kein Angehöriger war da, um ihn zu bewillkommnen und ihn in sein Dorf zu geleiten. Hume und Lehrer Tausi ergriffen seine Kiste mit den Habseligkeiten, während ich mit ihm langsam folgte. Er war so erschöpft, daß ich ihn beim Gehen unterstützen mußte, und zuletzt mußten wir ihn noch vollends ins Missionshaus tragen. Hier wurde er durch ein warmes Bad erfrischt und zu Bett gebracht. Alle zwei Stunden gaben wir ihm einige Nahrung und brachten ihn so wieder etwas zu Kräften. Die ganze Nacht durch hörten wir ihn husten und konnten den armen Menschen nur bemitleiden. Wie er uns sagte, war seine ganze Brust und Kehle vom Branntwein wie verbrannt, und wir waren empört über die Ruchlosigkeit seiner Mörder. Er war etwa drei Tage bei uns, dann kam sein Bruder und trug ihn auf dem Rücken heim. Er erreichte aber sein Heimatdorf nur, um daselbst zu sterben.

Seine Geschichte ist die alte. Er verließ vor vier Jahren Tanna auf einem Arbeiterschiff und wurde nach Numea verbracht. Hier arbeitete er bis seine Kraft verzehrt war. Nun wurde er als unbrauchbar und krank in seine Heimat zurückgeschickt, um hier zu sterben wie ein Hund — ohne Gott, ohne Hoffnung. Jene Leute, die sein Lebensblut ausgesogen haben, mögen hier auf Erden frei ausgehen, aber es gibt einen Gott der Gerechtigkeit, der einst an jenem Tag mit ihnen abrechnen wird.

Der Arbeiterhandel in der Südsee übt eine entsetzliche Wirkung auf die Entvölkerung der Inseln aus. Ich habe diese Frage sechs Jahre lang studiert und gefunden, daß er eine der Hauptursachen ist, daß die Völker der Südsee aussterben. Viele geben dem Kleidertragen die Schuld. Aber das ist es nicht, sondern lediglich die Arbeiterausfuhr mit all dem, was drum und dran hängt. Sie untergräbt das Gedeihen des Gemeinwesens, löst die Familienbande und ruft allenthalben Verwüstung, Verwahrlosung und bittere Gefühle hervor.

Habe ich es doch selbst mit angesehen, wie ein ganzes Dorf durch den Besuch eines australischen Arbeiterschiffes all seiner jungen Männer verlustig ging. Ihre jungen Frauen ließen sich dann vom nächsten französischen Schiff für Numea anwerben.

In diesem traurigen Werk wird die Arbeiterausfuhr noch durch den Handel mit Feuerwaffen und Branntwein unterstützt, ein Geschäft, das sowohl Engländern wie Franzosen die Taschen mit unrecht Gut gefüllt hat. Rechnet man noch die Einschleppung und Verbreitung europäischer Krankheiten durch zurückkehrende Arbeiter hinzu, so sind die drei Hauptursachen des schnellen Aussterbens unserer Inselbewohner genannt. (Fortsetzung folgt.)

Rundschau

über die Rheinische Mission.

Von Pfr. G. Eisinger.

Die Rheinische Missionsgesellschaft ist zwar weder die älteste noch die größte von den deutschen Missionsgesellschaften, aber da sie in dem abgelaufenen Jahr ihr 75jähriges Jubiläum hat feiern dürfen und damit an einem wichtigen Markstein ihrer Geschichte angelangt ist, liegt es nahe, die Rundschau über die deutschen Missionsgesellschaften mit ihr zu beginnen. Wird diese Rundschau auch im wesentlichen sich darauf beschränken, nach den Berichten der drei letzten Jahre und auf Grund der anläßlich des Jubiläums erschienenen Festschrift „75 Jahre Rheinischer Missionsarbeit" über den derzeitigen Stand des von dieser Gesellschaft betriebenen Missionswerks zu orientieren, so soll doch auch die bisherige geschichtliche Entwicklung ihrer einzelnen Gebiete, soweit das in dem einer solchen Rundschau gesteckten engen Rahmen möglich ist, berücksichtigt werden. Es sollen demgemäß diese Gebiete im allgemeinen auch in der Reihenfolge behandelt werden, in welcher sie von der Rheinischen Mission im Lauf der Jahre in Angriff genommen worden sind, doch so, daß dabei auch den geographischen Verhältnissen einigermaßen Rechnung getragen wird.

Mit diesem Jahrgang nehmen wir die Rundschau, die wir eine Zeitlang haben ausfallen lassen, wieder auf und gedenken in ihr zunächst eine Reihe von deutschen und ausländischen Missionsgesellschaften mit ihren Arbeitsgebieten nach ihrem gegenwärtigen Stande vorzuführen. D. H.

Das älteste Arbeitsfeld der Rheinischen Mission ist die Kapkolonie. Hier begannen die ersten Sendboten, welche die am 23. September 1828 konstituierte Gesellschaft ausgesandt hat, im Jahr 1829 ihre Arbeit und zwar gleich auf drei Stationen: Stellenbosch, Tulbagh und Wuppertal. Heute hat die Rheinische Mission in der Kapkolonie 10 Stationen, genau so viel, wie sie schon vor 50 Jahren dort hatte. Es ist also, was die Ausdehnung des Arbeitsfeldes anlangt, ein gewisser Stillstand eingetreten, keineswegs aber in der Missionsarbeit selbst. Ist doch die Zahl der Getauften in den zweiten 25 Jahren von 3800 auf rund 10 000 gestiegen, und auch in den letzten 25 Jahren hat sich diese Zahl um über 6000 vermehrt, so daß sie jetzt 16 194 beträgt. Und noch immer ist die Missionsarbeit hier nicht zum Abschluß gekommen. Denn noch heute wohnen rings um die kapischen Gemeinden zahlreiche Reste eingeborener und zugewanderter heidnischer Bevölkerung. Dazu kommen Tausende von Mohammedanern, die in Kapstadt und Umgebung leben. Es gibt mithin immer noch viel Gelegenheit zu direkter Missionsarbeit. Und diese wird auch in den letzten Jahren, namentlich seit dem Besuch des Inspektor Schreiber im Jahr 1893, wieder mit neuem Eifer betrieben, und zwar werden die Missionare hierin von den Kirchenvorstehern und auch von anderen Gliedern ihrer Gemeinden in erfreulicher Weise unterstützt. Demnächst soll sogar eine neue Hauptstation angelegt werden und zwar wahrscheinlich in Touwsriver (bisher Filiale von Worcester), da dem Missionar Eich die Arbeit, die sich ihm hier erst vor einigen Jahren erschloß, über den Kopf zu wachsen droht.

Leider wurde auch die Arbeit der Rheinischen Mission im Kapland durch den unglückseligen Burenkrieg mannigfach geschädigt und gehemmt. Am meisten hatten die Stationen Steinkopf, Carnavon und Wuppertal von demselben zu leiden. Wuppertal, wo die Rheinische Mission ihr ältestes und größtes, mit zahlreichen industriellen Unternehmungen verbundenes „Institut“ hat, wurde nicht weniger als zehnmal ausgeplündert. Viel schlimmer aber als diese materiellen Verluste ist der Schaden, den der Krieg in sittlicher Beziehung gestiftet; insbesondere ist durch ihn die Spannung zwischen den Farbigen und einem Teil der Weißen in der schlimmsten Weise verschärft worden. In Carnavon wurden die Kriegswirren von einer Anzahl farbiger Gemeindeglieder sogar dazu benützt, den dort stationierten Missionar Stremme bei dem englischen Kommandanten politisch zu verdächtigen. Stremme wurde daraufhin zu 30 Tagen Haft verurteilt, und seine Stellung in der Gemeinde ist dadurch unmöglich geworden. Das alles mußte natürlich auf das dortige Gemeinde-

leben höchst nachteilig wirken. Ueberhaupt ist zu befürchten, daß, wenn auch nach Beendigung des Krieges schneller als man erwarten konnte, wieder geordnete und ruhige Verhältnisse eingekehrt sind, die bösen sittlichen Nachwirkungen sich noch längere Zeit fühlbar machen werden.

Dessen ungeachtet hat Inspektor Spiecker bei seiner im letzten Jahr unternommenen Visitationsreise im allgemeinen doch recht günstige Eindrücke von den Gemeinden im Kapland bekommen. Die meist dicht besetzten Kirchen, die Aufmerksamkeit der Zuhörer, der fast unmittelbare Eindruck, daß das gepredigte Wort einen empfänglichen Boden finde, machten es ihm zu einer Herzensfreude, vor diesen Leuten Gottes Wort zu verkündigen. — Einen besonders tiefen Eindruck machten auf ihn die Tauf- und Abendmahlsgottesdienste. Ernstere und würdigere Abendmahlsfeiern, meint er, habe er noch nie mitgemacht. — Große Freude hatte er auch an den Kirchenvorstehern, den Aeltesten und Diakonen. In den meisten Gemeinden versammeln sich dieselben vor Beginn des Gottesdienstes mit dem Missionar in der Chorkammer, um den Segen des Herrn für das zu verkündigende Wort zu erflehen. Nach dem Gottesdienst danken sie dem Herrn in gleicher Weise für das vernommene Wort.

Ein erfreulicher Zug an den kapischen Gemeinden ist auch ihre weitgehende Opferwilligkeit. Die meisten derselben unterhalten sich nicht nur selbst, sie bringen auch zum Teil nicht unbeträchtliche Opfer für Zwecke der äußeren und inneren Mission. So haben sie, als sie von dem großen Defizit hörten, das die Rheinische Mission am Ende des Jahres 1900 hatte, zu einer Zeit, da sie alle infolge des Krieges in mannigfacher Not und vielfach in recht gedrückten Verhältnissen sich befanden, doch über 8000 Mark zur Deckung des Defizits aufgebracht. Auch wird die Ovambomission großenteils von ihnen unterhalten.

Erfreulich ist endlich auch, daß jene Bewegung, die gegenwärtig durch ganz Südafrika hindurchgeht und auf kirchlichem Gebiet in der sogen. äthiopischen Kirche eine greifbare Gestalt gewonnen hat, bis jetzt keinen nennenswerten Eingang in die Rheinischen Missionsgemeinden gefunden hat, ein Zeichen, daß die Rheinischen Missionare im großen und ganzen die rechte Stellung zu dem berechtigten Verlangen ihrer farbigen Gemeindeglieder eingenommen haben. Gleichwohl bildet diese Bewegung auch für die Rheinischen Gemeinden im Kapland so lange eine ernstliche Gefahr, als das Ziel, das jene in vielfach ungesunder, unlauterer und gehässiger Weise erstrebt: Selbständigkeit der Farbigen zunächst einmal auf kirchlichem Gebiet, auch in diesen Gemeinden noch nicht erreicht ist. Wie weit

dieselben aber von diesem Ziel noch entfernt sind, geht schon daraus hervor, daß es ihnen bis jetzt noch ganz an einem eingeborenen Pastorenstand fehlt. Gerade angesichts jener äthiopischen Bewegung aber muß es die Rheinische Mission im Kapland für die Zukunft um so mehr als eine ihrer Hauptaufgaben ansehen, ihre dortigen Gemeinden, nachdem sie das Ziel finanzieller Selbständigkeit nahezu erreicht haben, auch im übrigen zu einer gesunden kirchlichen Selbständigkeit zu erziehen.

Dreizehn Jahre nach Beginn der Mission in der Kapkolonie überschritten die Rheinischen Missionare Hahn, Kleinschmidt und Knudsen vom Kapland aus den Oranjefluß, um in dem heutigen Deutsch-Südwest-Afrika das Missionswerk in Angriff zu nehmen. Nach 60jähriger Arbeit hat die Rheinische Mission auf diesem Gebiet 25 Stationen, von denen eine, Khoss, erst in dem abgelaufenen Jahr (1903) besetzt worden ist. Damit hat auch der letzte der Namastämme, die Veldschoendrager, den lang erbetenen eigenen Missionar erhalten. Der äußere Ausbau ist also hier im großen und ganzen vollendet. Auch die Zahl der Getauften ist im Lauf der Jahre in steigendem Maß gewachsen; aus den 1310 Christen vor 50, den 4739 vor 25 Jahren sind fast 13000 heutigen Tages geworden. Gewiß ein sehr erfreuliches Resultat, wie man es nicht zu hoffen wagte, als man beim 25jährigen Jubiläum der Rheinischen Mission auf die Entwicklung der damals 12jährigen Arbeit zurückblickte. So schrieb der letzte Pionier aus jenen schweren Anfangszeiten, das „einzige Ueberbleibsel", wie er sich selbst genannt hat, der im Frühjahr 1903 zur ewigen Ruhe eingegangene Miss. Rath, in einem seiner letzten Briefe: „Wenn anno 1845 die vier großen Propheten persönlich zu mir gekommen wären und mir gesagt hätten, wie es Ende des Jahrhunderts aussehen würde, ich hätte vielleicht gesagt: Sie sind ja Propheten und ich darf nicht widersprechen, aber, verzeihen Sie, so ganz gläubig es in mich aufnehmen, das vermag ich jetzt noch nicht."

An diesem so erfreulichen äußeren Wachstum haben die beiden Teile von Südwest-Afrika, das Nama- und das Hereroland, teil, nur daß in manchen Gegenden des Hererolandes eine besonders starke Hinkehr zum Evangelium wahrzunehmen ist. Aber auch von den noch heidnischen Namas wenden sich Jahr für Jahr viele dem Evangelium zu und die meisten Namagemeinden erhalten durch Heidentaufen fortgesetzt einen nicht unerheblichen Zuwachs. Im übrigen aber bietet die Mission im Namaland ein viel weniger erfreuliches Bild als die unter dem Hererovolk, und dieser Unterschied scheint von Jahr zu Jahr größer werden zu wollen.

Da war es im letzten Jahr zunächst wieder, wie so oft schon, eine entsetzliche Dürre, von der zwar ganz Südwest-Afrika heimgesucht wurde, die aber im Namaland besonders lang anhielt und hier eine fast beispiellose Not über die armen Bewohner brachte, — was die Missionsarbeit sehr erschwerte. Täglich waren die Missionsstationen von Hungernden umlagert, die bis auf Haut und Knochen abgemagert waren und flehentlich um Nahrung baten; die Missionare aber konnten ihnen oft nur wenig geben, da sie kaum für sich selber den nötigen Proviant von der Küste herbeischaffen konnten. Denn infolge des Futtermangels war von dem Großvieh so viel eingegangen, daß man nur mit Mühe und zu hohem Preis die nötigen Zugochsen für die Frachtwagen bekommen konnte. Kam doch z. B. auf der Station Bethanien infolge der hohen Frachtsätze ein Pfund Mehl auf eine Mark zu stehen. Zwar ließ auch die deutsche Regierung, so gut es ging, den Notleidenden Unterstützung zuteil werden und stellte den Missionaren Geld und Proviant zur Verfügung, damit sie Notstandsarbeiten vornehmen ließen; aber auch dadurch konnte nicht verhindert werden, daß manche direkt Hungers starben. Schmerzlich war es auch für die Missionare, sehen zu müssen, wie die Stationsbewohner, nachdem die geringen Grasbestände in der Nähe der Station abgeweidet waren, mit dem ihnen noch gebliebenen Vieh sich weithin zerstreuten und wie so auf der Station die Kirchenplätze leerer und leerer wurden.

Nach den neuesten Nachrichten scheint ja nun die ärgste Not vorüber zu sein, denn Ende des Jahres 1901 hat endlich auch im Namaland, wenn auch nicht so reichlich, wie im nördlichen Teil des deutschen Schutzgebiets, der langersehnte Regen sich eingestellt.

Aber diese äußere Not war und ist es nicht, was den Missionaren des Namalandes am meisten Sorgen macht. Viel schlimmer ist der tiefe innere Schaden, an dem das Namavolk krankt. Gerade die letzte Konferenz der Namamissionare hat sich eingehend mit der Frage nach dem bisherigen Erfolg der Arbeit an den Namas beschäftigt und kam da leider zu recht betrübenden Resultaten. Mag auch die „Denkschrift", die einige junge Missionare für diese Konferenz ausgearbeitet haben, den Stand der Dinge in zu düsteren Farben schildern, so ist derselbe doch traurig genug. Jedenfalls geht der Volkszusammenhang der Namastämme immer mehr auseinander und das Volk als solches unaufhaltsam, wie es scheint, seinem Untergang entgegen. In seiner Uneinigkeit unter sich selbst, in seinen jahrelangen Raubkriegen gegen die Herero hat sich das Volk zerrieben, und als dann durch die deutsche Besitzergreifung den alten ewigen Kriegen und Raubzügen ein Ende gemacht wurde und so endlich eine

ruhigere Arbeit in den Gemeinden hätte beginnen können, da waren die aus dem von Natur so leichtlebigen, sinnlichen Namavolk gewonnenen einzelnen Christen wie die aus ihm gesammelten Gemeinden keineswegs schon so gefestigt, daß sie den mancherlei neuen, schweren Versuchungen, die durch die ins Land gekommenen Weißen an sie herantraten, gewachsen waren. Besonders schlimm ist es, daß auch die inländischen Gehilfen wegen ihres Hochmuts und ihrer Unsittlichkeit sich nach wie vor als ganz unbrauchbare Stützen erwiesen haben; die Hoffnung aber, neue und bessere Gehilfen heranzubilden, ist von den Missionaren ziemlich aufgegeben; höchstens daß es dem und jenem unter ihnen gelingen möchte, in aller Stille sich aus seinen Schülern einen Mitarbeiter für die Schule heranzubilden. Dieses Manko ist aber gerade bei der nomadisierenden Lebensweise des Volkes doppelt verhängnisvoll und muß als ein Hauptgrund bezeichnet werden, weshalb die Erfolge der Mission hier so wenig stichhaltig sind.

Aber völlig erfolg- und aussichtslos ist darum die Missionsarbeit auch im Namaland keineswegs. Es ist ja freilich gar traurig, wenn z. B. eine Station wie Warmbad, die, bereits 1805 von Londoner Missionaren gegründet, in einem Jahr ihr hundertjähriges Jubiläum feiern könnte, jetzt einfach, wenigstens vorläufig, aufgegeben werden muß, weil eben die Leute sich verlaufen haben; solche Erfahrungen können wohl in der Ueberzeugung bestärken, daß „es eine auch nur einigermaßen selbständige Namakirche nie geben wird," „aber," erklärte der älteste der Namamissionare, der auf eine vierzigjährige Arbeit zurückblickt, „kommt es bei der Mission darauf an, durch die Predigt vom gekreuzigten Heiland Sünder zu retten und selig zu machen, so ist die Mission unter den Namas gewiß nicht vergeblich gewesen," und Pastor Kriele, der Herausgeber der Rheinischen Berichte, stimmt dem bei, „denn," sagt er, „das wissen wir ganz gewiß, daß viele einzelne aus dem Volk durch die jahrzehntelange Arbeit gerettet worden sind und noch gerettet werden, gerettet für die Ewigkeit, und wir freuen uns mit unsern Namamissionaren, die ihr Volk trotz aller seiner Schwächen und Schäden lieb haben, daß einst unter jener großen Schar, von der die Offenbarung Johannis redet, auch viele Namas sein werden."

Weit erfreulicher und aussichtsvoller ist nun der Stand der Arbeit in dem nördlichen Teil des Schutzgebiets, im Hereroland. Zwar ist auch hier manches, was mit Sorgen in die Zukunft schauen läßt, so die fortschreitende Veräußerung weiter Landstrecken, das leichtsinnige Schuldenmachen der Herero und die Ausbeutung dieses Leichtsinns durch weiße Händler; aber die Missionare gewinnen doch je länger, desto mehr den Eindruck, daß sie es hier mit einem un-

gleich selbständigeren und lebenskräftigeren Volk zu tun haben, als im Namaland, für das darum auch weit eher eine Zukunft zu erhoffen ist, als für die trägen, energielosen Namas. Die Mission ist deshalb nach Kräften bemüht, die Zukunft des Hererovolkes auch in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung sicher zu stellen und einer Proletarisierung desselben vorzubeugen. So haben die Missionare vor einiger Zeit einen Hirtenbrief an die christlichen Gemeinden im Hereroland erlassen, in welchem sie eindringlich vor dem Aufborgnehmen von oft recht entbehrlichen Gegenständen bei den weißen Händlern und dem nachherigen Bezahlen in Ländereien warnen. Man hat sodann im Jahr 1901 einen Laienbruder, Landwirt Detering, nach der im Nordosten des Landes gelegenen Station Gaub geschickt, um das dortige von der Mission erworbene große Grundstück im Interesse der Farbigen wirtschaftlich zu erschließen und nutzbar zu machen; derselbe hat mit seinen Bemühungen, die Eingeborenen zu einem rationellen Betrieb der Landwirtschaft anzuleiten und so sie fest anzusiedeln, bis jetzt trotz der zeitweiligen Dürre, die auch hier herrschte, schon recht gute Erfolge erzielt. Auch bei Otjimbingue hat die Mission größere Ländereien zu dem gleichen Zweck angekauft Endlich ist man von seiten der Mission auch bemüht, mit Hilfe der deutschen Regierung auch im Hereroland die Eingeborenen auf sogenannte Reservaten, wie solche im Namaland bereits an zwei Plätzen, in Rietmond-Kalkfontein und in Hoachanas eingerichtet sind, zu sammeln.

Indem so die Missionare in jeder Weise für die Rechte und Interessen ihrer farbigen Pflegebefohlenen eintreten, erregen sie freilich den Unwillen mancher weißer Händler und Ansiedler, die dann ihrem Aerger in allerlei gehässigen und verleumderischen Aeußerungen Luft machen. — Andererseits finden sie, wie sie wiederholt mit Dank bezeugen, namentlich bei den deutschen Beamten, aber auch bei andern Weißen in ihren Bestrebungen zum Schutz der Eingeborenen wie in ihrer direkten Missionsarbeit auch manche Unterstützung und ein oft auffallend freundliches Entgegenkommen. So stellte die Bahnverwaltung dem Missionar Böhm (Station Walfischbai) für eine Predigttour, die er Ende 1902 längs der Eisenbahn von Swakopmund aus machte, bereitwilligst ein Freibillet zur Verfügung; auf allen Stationen wurde den Arbeitern und Beamten freie Zeit gegeben, die Gottesdienste zu besuchen, die für die Farbigen sowohl als für die Weißen gehalten wurden. Die Bahnhofvorsteher nahmen Miss. Böhm ausnahmslos aufs liebenswürdigste auf, so daß er von dem freundlichen Anerbieten, die Hotelrechnungen von den einzelnen Orten der Bahnverwaltung zur Bezahlung vorzuweisen,

keinen Gebrauch machen konnte. Zu den für Swakopmund und Karibib geplanten Kirchenbauten, wie zu der bereits fertiggestellten „Friedenskirche" in Windhuk haben auch die Weißen im Schutzgebiet reichlich beigesteuert. Letztere, die der erst vor kurzem ausgesandte Laienbruder, Bauarchitekt Diehl, mit einem Kostenaufwand von 20000 Mark erbaut hat, ist am 10. Mai des abgelaufenen Jahres unter zahlreicher Beteiligung auch des weißen Teils der Bevölkerung eingeweiht worden; über die Einweihungsfeier brachte die in Swakopmund erscheinende Deutsch-Südwest-Afrikanische Zeitung aus der Feder eines Nichtmissionars einen in sehr wohlwollendem Ton gehaltenen Bericht. Hier, in Windhuk, das, seit es Sitz der deutschen Regierung ist, einen bedeutenden Aufschwung genommen hat, steht Miss. Wandres in einer reichen und gesegneten Arbeit. Es leben hier zur Zeit etwa 2000 Farbige; aus diesen ist, obwohl Windhuk erst seit 1896 wieder mit einem Missionar besetzt ist, bereits eine Christengemeinde von 575 Seelen gesammelt, und in den letzten Jahren hat sich die Arbeit so ausgedehnt, daß in Bälde wohl die Anstellung eines zweiten Missionars nötig sein wird. Auch aus Karibib, der früheren Filiale von Otjimbingue, das aber durch seine Lage an der Eisenbahn in kurzer Zeit eine Otjimbingue überragende Bedeutung erlangt hat und deshalb 1902 zur Hauptstation erhoben worden ist, weiß Miss. Elger von sehr erfreulichen Fortschritten zu berichten. Ueberhaupt geht seit dem Jahr 1897, d. h. seit der Zeit, da Gott den Herero das, was bis dahin ihr alles, ihr Reichtum, ihr Stolz, ihre Lust, ihre Götzen gewesen, ihre zahllosen Viehherden genommen, eine Bewegung zum Christentum durch das Hereroland, die den dortigen Missionsgemeinden Jahr für Jahr ansehnliche Scharen von Getauften zuführt; 1900: 686, 1901: 468, 1902 über 500. Wohl sind diese Getauften zum großen Teil noch recht schwache und unselbständige Christen, „die, wie Miss. Riechmann sagt, zu feige sind, ihren alten Menschen einmal etwas unsanft anzugreifen." Hauptschäden, an denen auch die Christen vielfach noch kranken, sind eine Neigung zu grober Sinnlichkeit, die bei den Negern ja von Haus aus besonders mächtig ist, und ein erschrecklicher Mangel an Wahrheitssinn, ein Erbteil des alten Lügengeistes der Afrikaner. Auch fehlt es unter ihnen sehr an zuverlässigen Gehilfen, die den Missionaren gerade unter dem meist zerstreut auf seinen Werften wohnenden Volk so not wären; das von dem Miss. Hugo Hahn gegründete und hernach von den Missionaren Büttner, Brinker und Viehe geleitete Gehilfenseminar, das Augustinum in Okahandja, hat die Erwartungen nicht erfüllt, die man auf es gesetzt hatte, und ist nach dem Tod seines letzten

Leiters (Januar 1901) aufgelöst worden; auf anderem Weg soll jetzt die Heranbildung eingeborener Gehilfen versucht werden. Um so erfreulicher ist, daß da und dort schlichte, einfache Gemeindeglieder auf entfernt liegenden Werften als freiwillige Evangelisten auftreten, alt und jung um Gottes Wort versammeln, Taufschüler unterrichten und sich, oft sehr im Gegensatz zu den ausgebildeten Gehilfen, aufs trefflichste bewähren. Auch sonst wissen die Missionare manches Erfreuliche von den Hererochristen zu berichten, und auf ihrer letzten Konferenz, die im Mai des abgelaufenen Jahres in Windhuk stattfand, herrschte, wenn auch manche Klage laut wurde, doch im ganzen eine freudige und gehobene Stimmung.

Eine zumeist ganz andere Stimmung spricht aus den Berichten über Borneo, das zweitälteste Arbeitsfeld der Rheinischen Mission, wo die Arbeit bereits im Jahr 1836 begonnen worden ist. Einst sahen es die Barmer Brüder als einen Vorzug an, wenn sie nach Borneo gesandt wurden. Aber seitdem im Jahr 1859 durch jenes schreckliche Blutbad, dem sieben Missionsgeschwister zum Opfer fielen, das anscheinend in so hoffnungsvollem Aufblühen begriffene Missionswerk zerstört worden, ist Borneo das Schmerzenskind der Rheinischen Mission. Langsam, sehr langsam ist es mit der erst im Jahr 1866 wieder aufgenommenen Arbeit vorangegangen. Innerhalb der letzten 50 Jahre sind aus den 5 Stationen nur 8 geworden, und aus den 8 Missionsarbeitern nur 10. Todesfälle und schwere Erkrankungen, die zum Ausscheiden aus dem Missionsdienst nötigten, haben den Kreis der Arbeiter immer wieder gelichtet und man mußte froh sein, wenn die dadurch entstandenen Lücken nur eben wieder ausgefüllt werden konnten. Auch die Berichte der letzten Jahre haben oft und viel über Verluste und Nöte dieser Art zu klagen.

Was aber den Rheinischen Missionaren auf Borneo ihre Arbeit besonders schwer macht, ist der Charakter des Volkes, mit dem sie es hier zu tun haben, ist der Tiefstand des dajakkischen Heidentums mit seiner Energielosigkeit und Charakterlosigkeit, mit seiner Unzucht und seiner Versunkenheit ins Irdische. Und statt besser scheint es damit von Jahr zu Jahr schlimmer werden zu wollen. „Die Heiden verstocken sich dem Evangelium immer mehr", schreibt Miss. Renken von Mandomai, „über äußere Dinge lassen sie stundenlang mit sich reden; aber von Buße und Erneuerung wollen sie nichts hören". Ein anderer Missionar, Eckert in Kwala Kapuas, schildert, wie Gaukler, Komödianten und Tänzer sich niederlassen und das Volk immer mehr in Sinnenlust verstricken. Da ist es denn kein Wunder, daß hier nicht das Evangelium, sondern der Islam, diese Religion der Fleisches- und der Sinnenlust, Fort-

schritte macht und unter den Dajakken immer mehr Anhänger gewinnt.

Ganz erfolglos ist indes auch die Arbeit der Boten Christi auf diesem so harten Boden nicht. Sind es auch bei weitem nicht so reiche Ernten, wie auf Sumatra oder Nias, die es hier gibt, so hat doch jedes Jahr auch hier seine, wenn auch noch so bescheidene Ernte. So brachte das Jahr 1900: 45, das Jahr 1901: 22, das Jahr 1902: 43 Heidentaufen, und diese wenigen Getauften gewinnen an Gewicht, wenn man bedenkt, welchen Kampf es für jeden Einzelnen kostet, sich von einem solchen Heidentum loszureißen. Im ganzen sind es jetzt doch über 2000 Christen, die in der Pflege der Rheinischen Mission stehen.

Die Pflege derselben wird nun freilich ungemein erschwert durch die Unstetigkeit der Dajakken in Arbeit und Wohnen. Die Leute sind zwar Ackerbauer, die ihren Reis säen und ernten, aber sie treiben den Reisbau als Raubbau, d. h. sie hauen ein Stück Wald um, brennen das kreuz und quer liegende Holz nieder und säen auf dem so oberflächlich bearbeiteten durch die Asche gedüngten Boden ihren Reis. Ein solches Feld gibt aber nur 2 bis 3 Jahre seinen Ertrag, weil dann alles mit alang alang, einem mannshohen Gras, überwuchert ist, das alle andere Vegetation ertötet; die Leute sind dann genötigt, weiter zu ziehen und in geringerer oder größerer Entfernung von ihrem bisherigen Wohnort Land zur Anlage ihrer Reisfelder zu sichern. Wohnen sie aber bis zu einer Stunde oder weiter von der Station entfernt, dann bekommt der Missionar bei den schlechten Wegen und der Furchtsamkeit der Leute die Kinder nicht in die Schule und die Erwachsenen nicht zum Gottesdienst, und die Folge ist, daß sie nach einem guten Anfang nach und nach wieder verwildern. Alle Versuche aber von seiten der Mission wie der Regierung, die Dajakken zu bewegen, ihre Art des Reisbaus aufzugeben und zum Bau sog. Sawah d. h. nasser Reisfelder überzugehen, haben teils wegen der Terrainschwierigkeiten, hauptsächlich aber weil die Leute von ihrer alten eingefleischten Gewohnheit nicht lassen wollen, bis jetzt nur wenig Erfolg gehabt. Uebrigens sind auch die Wenigen, die längere Zeit auf einem Platz ansässig sind, zwischen hinein oft monatelang auf der Suche nach Waldprodukten von der Station entfernt. Dazu kommt, daß die Männer, auch wenn sie Christen geworden, vielfach die böse Neigung haben, lange Handelsreisen zu machen; jahrelang halten sie sich da oft im Inland auf, während Weib und Kinder daheim sitzen und oft nicht genug zum Leben haben. Und was treiben die Männer in der Zeit? „Wenn sie zurückkommen, hört man so allerlei", schreibt Miss. Eckert; „auffallend groß ist die

Zahl derer, die als „verzogen" bezeichnet werden, und nur $^2/_3$ von dieser Zahl wird auf anderen Stationen wieder als zugezogen bezeichnet, also $^1/_3$ fällt außerhalb der ferneren Einwirkung des göttlichen Wortes." Unter diesen Umständen hält es natürlich überaus schwer, in den gesammelten Gemeinden die unbedingt nötige Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten, auch ist es nicht zu verwundern, daß die Glieder dieser Gemeinden zumeinst recht schwache und unselbständige Christen sind, die mit ihren Unarten und Rückfällen und allerlei heidnischen Gebräuchen und Gewohnheiten den Missionaren viel Sorge und Kummer und oft recht schmerzliche Enttäuschungen bereiten.

Aber so viel von heidnischer Finsternis in den borneesischen Christengemeinden sich auch noch finden mag, von dem dunklen Hintergrund des dajakkischen Heidentums heben sie sich doch ab, wie ein Licht sich von der dunklen Nacht abhebt. In allen Gemeinden ist doch ein Kern von solchen da, die mit Ernst Christen sein wollen. So kann Miss. Eckert z. B. berichten, daß in seiner Gemeinde ein Kreis ist, der sich mit ihm allem heidnischen Unwesen entgegenstemmte, und daß sich eine Schar von 23 Männern zu einer Art Blaukreuzverein zusammengetan hat. Ein anderer Missionar, Sundermann in Beto erzählt von einem Manne, der sich ein Jahr zuvor dadurch vergangen hatte, daß er sein verstorbenes Kind heidnisch hatte begraben lassen. Nun kam er aus eigenem Antrieb zum Missionar und bat, seine Schuld öffentlich vor versammelter Gemeinde bekennen und sie um Vergebung bitten zu dürfen. — Auch von dem zersprengten Christenhäuflein halten sich manche inmitten ihrer heidnischen und mohammedanischen Umgebung recht gut. Miss. Alt berichtet von einem solchen Christenhäuflein am oberen Kahajan, das er Ende 1901 von seiner Station Pahandut aus besuchte. Dort hat sich nämlich, nachdem die Station Kwala Kuron wegen der äußerlich und innerlich unleidlich gewordenen Verhältnisse im Jahr 1900 hat aufgegeben werden müssen, in dem benachbarten Tewa infolge der Eröffnung von Goldfeldern eine große Masse Volks zusammengezogen, darunter auch etwa 50 Christen. Die letzteren halten, wie Miss. Alt zu seiner Freude wahrnehmen durfte, treu zusammen und verlangen dringend nach ständiger geistlicher Pflege durch einen Missionar. Besonders erfreulich ist, daß ein Christ, namens David Tundang, der Führer der kleinen Schar geworden und recht tätig und eifrig unter ihnen wirkt. Von ihm geleitet und angeregt, haben sie 40 Gulden zum Bau eines Kirchleins gesammelt und an Miss. Braches in Bandjermasin gesandt, ein Zeichen, daß sie für ihre geistliche Versorgung auch etwas zu tun bereit sind. — Auch unter den ausgebildeten eingeborenen Gehilfen gibt es manche, die

treu arbeiten und eine wirkliche Stütze des Missionars sind. Schade nur, daß ihre Zahl nicht größer ist; denn lange nicht alle von den 28, die zur Zeit vorhanden sind, besitzen so viel Selbständigkeit und Charakterfestigkeit, daß man ihnen einen der zahlreichen Außenposten, an denen sie der missionarischen Aufsicht entrückt wären, übertragen könnte. Bis jetzt hat das Seminar in Depok (Java), das im abgelaufenen Jahr sein 25jähriges Jubiläum gefeiert hat, und dessen Leiter seit seiner Gründung der frühere Rheinische Missionar Hennemann ist, die Ausbildung der im Dienst der Rheinischen Mission auf Borneo stehenden Gehilfen besorgt. Vor zwei Jahren hat nun auch Miss. Braches in Bandjermasin ein kleines Seminar eröffnet, das mit seinen sechs Zöglingen sich gut zu entwickeln scheint. — Erwähnen wollen wir zum Schluß nur noch, daß nachdem in den letzten Jahren außer Kwala Kuron auch die Station Pangelak im Oberland bei Tameanglajang hat aufgegeben werden müssen, im Jahr 1901 am mittleren Kapuas, wo die Aussichten seit einigen Jahren besonders günstig sind, eine neue Station in Masaran gegründet worden ist. — So gibt es neben vielem Betrübenden auch auf diesem Arbeitsfeld manches, das zeigt, daß die Arbeit auch hier nicht vergeblich und erfolglos ist, wenn sie auch ein besonderes Maß von Glauben und Geduld erfordert.

Missions-Zeitung.

Aegypten. Ein mohammedanischer Emir in Kairo hat kürzlich ein Buch veröffentlicht unter dem Titel: „Das neue Weib", worin er die Abschaffung der Verschleierung der mohammedanischen Frauen, des Harems, der Polygamie u. a. befürwortet. Wie ernst er diese Mißbräuche des islamischen Volkslebens nimmt, geht auch aus dem Satz hervor, den der Autor aufstellt: „Es ist dies eine Frage, von der das Sein und Nichtsein der ganzen mohammedanischen Welt abhängt." Der Oberpriester von Kairo scheint sich dieser Auffassung angeschlossen zu haben, denn er hat das Buch öffentlich approbiert.

Asante. Die von Sekondi (an der Goldküste) nach Kumase führende Eisenbahn, deren Bau am 1. Oktober v. J. ihren Abschluß fand, hat eine Länge von 180 englischen Meilen (270 km). Sie soll nicht allein strategischen Zwecken, sondern hauptsächlich der Ver-

bindung mit den Golddistrikten auf der westlichen Goldküste dienen, wie überhaupt der Erschließung der Asante-Länder für den Handel. Mit dem Bau derselben wurde schon 1898 am Küstenplatz Sekondi begonnen, aber die erste Wegstrecke bis Tarkwa, etwa ein starkes Viertel der ganzen Bahnlinie, wurde erst im Jahr 1901 fertig. Wegen Arbeitermangel, Krankheit der Ingenieure und besonders wegen des Asante-Aufstandes im Jahr 1900 ging der Bau nur sehr langsam vor sich. Viel Zeit erforderte auch die Erstellung eines Landungsplatzes für das aus Europa bezogene Material. Von Tarkwa bis Kumase schritt die Arbeit schnell voran, sodaß die letzten 140 Meilen innerhalb von 27 Monaten hergestellt wurden. Große Schwierigkeiten bot besonders der ungeheure Urwald mit seinen Riesenstämmen, der für die Bahnstrecke freigelegt werden mußte. Das Fällen eines einzigen Baumriesen erforderte nicht selten die Arbeit von 4 Männern während einer ganzen Woche. Die Zahl der Arbeiter, die unter der Leitung von englischen Ingenieuren zu gleicher Zeit am Bahnbau beschäftigt waren, betrug durchschnittlich ca. 18 000. Die Kosten der Bahn werden auf 1 600 000 Pfd. Sterling (32 Millionen Mark) geschätzt. Den Hauptlinien sollen mit der Zeit noch einige Zweiglinien angeschlossen werden, um die Verbindung mit den Goldfeldern anderer Distrikte herzustellen.

China. Die verwitwete Frau Dr. Susie Rijnhart, die auf ihrer Wanderung in Tibet im Jahr 1898 in höchst tragischer Weise ihren Gatten verlor (vgl. Missions-Magazin 1902, S. 473) und dann unter mancherlei Gefahren und großen Entbehrungen die chinesische Grenze erreichte, schickt sich an, von ihrer amerikanischen Heimat aus mit zwei oder drei Begleitern noch einmal an die chinesische Westgrenze zurückzukehren, um dort eine Missionsstation der amerikanischen „Jünger Christi" für die Tibeter zu gründen.

Java. Ein Heilmittel wichtigster Art, und zwar gegen den Aussatz, soll ein Chinese auf der Insel Java ausfindig gemacht haben. Er habe an einigen frappanten Fällen seine Kunst bewiesen, sodaß die Aerzte-Kommission die Ausbezahlung der Prämie von 100 000 Gulden empfohlen hat.

Indien. In Ludiana im Pandschab haben englische Missionare im Jahre 1894 eine ärztliche Hochschule zur Ausbildung eingeborener Aerztinnen und ärztlichen Gehilfinnen errichtet, die dem großen Mangel an ärztlichem Beistand abhelfen soll, unter dem die Frauen in Nordindien so viel zu leiden haben. In den letzten acht Jahren haben 32 Hindumädchen in dieser Anstalt Medizin studiert.

Neu-Guinea. Am 9. März 1903 sind in Daru an der Küste von Neu-Guinea der Schädel und die Gebeine des am 8. April 1901 von den Wilden erschlagenen Missionars Chalmers (vgl. Miss.-Mag. 1901, S. 394) neben dem Grabe seiner Gattin feierlich beigesetzt worden. Sein Mörder, der Häuptling Goaribari, hatte dieselben erst nach langen Bemühungen der Londoner Missionare endlich ausgeliefert.

Südsee. Der deutsche Verband vom „Jugendbund für entschiedenes Christentum" hat unlängst beschlossen, zwei Missionare nach den Karolinen-Inseln auszusenden und dort zu unterhalten. Bisher waren daselbst nur spanische und amerikanische Missionare tätig. Doch haben sich inzwischen auch einige deutsche katholische Missionare dort eingestellt.

Westafrika. In der Küstenstadt Lagos, die bis zum Jahr 1851 ein Hauptstapelplatz der Sklavenausfuhr war und jetzt den Ausgangspunkt der englisch-kirchlichen Mission für ihre Arbeit in den Joruba-Ländern bildet, wurden während des Jahres 1902/3 im Buchladen der Mission verkauft: über 3200 Bibeln und Testamente, 5300 kirchliche Gebetbücher und 29 700 Fibeln und Lesebücher.

Uganda. Wie aus Uganda mitgeteilt wird, sieht Oberst Bruce, der Leiter der zur Erforschung der Schlafkrankheit entsandten Kommission, eine hauptsächlich an den Ufern des Viktoria Nyanza, aber auch sonst im Lande sich findende Fliege, die von den Eingeborenen „bibu" genannt wird, als Ueberträgerin des die Schlafkrankheit hervorrufenden Krankheitsstoffes an. Während bisher Europäer sich einer Immunität gegen diese sonst immer tödlich verlaufende Krankheit erfreuten, sind jetzt kürzlich zwei Fälle bei Weißen zur Beobachtung gekommen, die den Verdacht erwecken, daß es sich um Schlafkrankheit handle. Die Behörden sollen bereits in Erwägung gezogen haben, ob es nicht geratener wäre, ihren Sitz von Entebbe ins Innere zu verlegen. Auch die englisch-kirchliche Mission, die am Ufer des Sees eine große Niederlassung zur Erziehung und Unterrichtung von Eingeborenen in verschiedenen Industriezweigen gegründet hatte, hat sich auf Bruce's Rat entschlossen, die Neugründung aufzugeben und auf die etwa sieben Meilen landeinwärts gelegene alte Station zurückzukehren.

Heimat. In welchem Umfang die englisch-kirchliche Mission ihr Werk betreibt, geht schon aus ihren Aussendungen hervor. Im letzten Halbjahr hat dieselbe ausgesandt: 30 Ehepaare, 46 unverheiratete Männer und 71 Fräuleins und Witwen, zusammen 177 Personen. Von diesen zogen 63 zum erstenmal aus.

— In Leipzig hat sich ein „buddhistischer Missionsverein für Deutschland" gebildet, der nach seinen Statuten die buddhistische Religion unter den Völkern des Abendlandes verbreiten will. Zu diesem Zwecke sollen Zweigvereine organisiert, Vorträge gehalten, Seminare geschaffen, Bibliotheken und Lesezimmer eröffnet, Verkehr mit buddhistischen Gesellschaften im Orient angeknüpft und buddhistische Kongresse abgehalten werden. Das wäre, nachdem man bereits versucht hat, dem Islam in der Christenheit Eingang zu verschaffen, ein weiterer Versuch, das asiatische Heidentum in das christliche Abendland zu verpflanzen.

Bücheranzeigen.

Das Neue Testament nach der deutschen Uebersetzung D. Martin Luthers. Nach den Beschlüssen der deutschen evang. Kirchenkonferenz berichtigter Text. Mit den Bildern von J. Schnorr v. Carolsfeld. (80 Abbildungen auf 56 Tafeln.) Volksausgabe: Ganzleinen 3 Mk. Prachtausgabe: Leinen mit Goldschnitt und reicher Deckelprägung 5 Mk. Leipzig. Deutsche Bibelgesellschaft.

Ein Prachtwerk für jedes christliche Haus, dabei von so niedrigem Preise, daß sichs leicht beschaffen läßt. Bei dem großen Format kommen die schönen Schnorr'schen Bilder, die dem Text auf besonderen Tafeln beigegeben sind, besonders gut zum Ausdruck. Die Deckelprägung ist würdig und geschmackvoll gehalten. Wie das Neue Testament ist auch die vollständige hl. Schrift (Volksausgabe 15 Mk., Liebhaberausgabe mit Goldschnitt 20 Mk.) zu haben.

Dichtungen von Albert Knapp. Auswahl mit Anmerkungen, biographischem Material und 6 Bildertafeln von Dr. J. Kurth. 272 S. Volksausgabe: Brosch. 1,80 Mk., geb. 2,50 Mk., Liebhaberausgabe geb. mit Goldschnitt 3,50 Mk. Ebenda.

Knapps Dichtungen bedürfen keiner Empfehlung. Die vorliegende Sammlung ist eine sorgfältige Auswahl, die wohl das Beste aus der Fülle seiner religiösen Dichtungen bietet.

Kühne, J. Geschichte der christlichen Liebestätigkeit im Herzogtum Braunschweig. Mit Abbildungen. Braunschweig und Leipzig. Hellmut Wollermann. Kart. 3 Mk., geb. 3,50 Mk.

Die Darstellung greift zurück bis ins Mittelalter und verfolgt die verschiedenen Zweige der Liebestätigkeit bis in die Gegenwart hinein. Sie bietet damit nicht nur einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der innern Mission in einem größeren Landesteil Deutschlands, sondern ist auch zugleich ein orientierendes Nachschlagewerk.

Bettex, F. Die Bibel Gottes Wort. 317 S. Dritte vermehrte Auflage. Brosch. 3 Mk., geb. 4 Mk. Stuttgart. Steinkopf.

Diese Verteidigungsschrift des geistvollen Verfassers, die in kurzer Zeit drei Auflagen erlebt hat, ist ein warmes Zeugnis für den Wahrheitscharakter und die Einzigartigkeit der Bibel. Zwar wird die Stellung des Verfassers zur Verbalinspiration und Bibelkritik selbst in bibelgläubigen Kreisen nicht überall Zustimmung finden, aber dessenungeachtet wird der tiefe und reiche Inhalt seiner Ausführungen jeden Leser ergreifen.

Urquhardt, J. Die neueren Entdeckungen und die Bibel. Fünfter Band: **Von den Büchern der Chronika bis zum Evangelium Johannes.** Uebersetzt von E. Spliedt. Zweite Auflage. 376 S. Stuttgart. Max Kielmann. 1904. Brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Urquharts großes apologetisches Werk hat mit diesem Bande seinen Abschluß gefunden und wird gewiß, wie die vorangehenden vier Bände, die eine bedeutende Leistung auf dem Gebiet der biblischen Altertumskunde sind, auch die gleich günstige Aufnahme finden.

Schaal, L. Freud und Leid unter dem Zeichen des Kreuzes. Bilder aus dem Leben von Missionaren. Mit Bildern. 1904. Basel, Missionsbuchhandlung. Hübsch geb. 1,20 Mk. = 1,50 Fr.

Ansprechende Schilderungen aus dem indischen Missionsleben, die der Wirklichkeit entnommen sind und besonders das tägliche Erleben im Familienkreise der Missionare zur Darstellung bringen.

Autenrieth, Fr. Im Baliland. Missions- und kulturgeschichtl. Schilderungen. Mit vielen Original-Illustrationen. Ebenda. 10 Pfg. = 15 Cts.

Das Schriftchen führt uns ins Hinterland von Kamerun, an den Südrand des Sudan, wo neuerdings die Basler Mission unter dem Volk der Bali mit ihrer Arbeit eingesetzt hat. Die Vorführung von Land und Leuten, ihre erste Erkundigung durch eine deutsche Expedition und der Einzug der Mission in diesem Gebiet werden uns vom Verfasser in höchst ansprechender, anschaulicher Weise geschildert.

Nitschmann, T. Das neue Leben. Gedanken und Bilder. 144 S. Basel, Fr. Reinhardt. Eleg. geb. 2,40 Mk. = 3 Fr.

Ein geschmackvoll ausgestattetes Büchlein, worin der Verfasser, ein südafrikanischer Pfarrer, allerhand religiöse Fragen und Gedanken, zum Teil in der Form von Gleichnissen und Bildern, in sinniger Weise bespricht und dabei zeigt, worauf es im Christenleben vor allem ankommt.

Hefte zum christlichen Orient. Nr. 2. Die Ursprünge des Stundismus. Mit einer Abbildung. 20 Pf.

Nr. 3. Aus der Arbeit unter den Stundisten. Mit 4 Abbild. 2. Aufl. Berlin. Deutsche Orient-Mission. 20 Pf.

Die vorliegenden Hefte mit ihren ergreifenden Berichten über die vielfach gedrückten und verfolgten Stundisten sind dazu angetan, uns nicht nur mit jenen Kreisen bekannt zu machen, sondern auch Interesse für sie zu erwecken und zur Mitarbeit aufzufordern.

Stein, Armin. **Das Buch vom Doktor Luther.** 406 S. Zweite vermehrte Auflage. Mit dem Bildnis D. Martin Luthers und vielen Textbildern. Halle. Buchhandlung des Waisenhauses. Geh. 4.50 Mk., geb. 6 Mk.

Das ist ein recht volkstümliches Buch, worin uns die Persönlichkeiten und Verhältnisse seiner Zeit in lebensvoller Gestalt entgegentreten, ein Buch, worin der Verfasser den historischen Stoff in der Form einer fesselnden Erzählung zu verarbeiten verstanden hat. Es verdient daher die weiteste Verbreitung unter allen Schichten des Volkes.

Himmelsblumen. Neue Erzählungen für Jung und Alt. Heft 31—35 à 15 Pf. = 20 Cts. Dieselben in einem prächtigen, geschmackvollen Band vereinigt: 1.20 Mk. = 1.50 Fr.

Vergißmeinnicht. Erzählg. f. Groß u. Klein. Heft 41—50 à 10 Pf. = 15 Cts. Als Geschenkband, elegant geb. 1 Mk. = 1.25 Fr.

Edelweiß. Erzählungen für Jung und Alt. Heft 76—80 à 10 Pf. = 15 Cts. In elegantem Leinenband 1 Fr. = 80 Pf.

Fröhliche Weihnachten. Advents- und Weihnachtsgedichte, Aufführungen und Liturgien. 2 Bände à 1 Mk. = 1.25 Fr.

O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit. Allerliebste Weihnachtsgeschichten. Heft 1—10 in farbenprächtiger Ausstattung à 8 Pf. = 10 Cts.

Grüß Gott. Ein Jahrbüchlein für Sonntagsschulen und Kleinkindergottesdienste. Gr. Format mit prachtv. Farbendruck-Umschlag 20 Pf = 25 Cts.

Im Kommissionsverlag von Holland und Josenhans in Stuttgart ist erschienen:

Christrosen. Erzählungen für die Jugend. 6 neue Hefte: 38—43. à 10 Pfg. Herausgeg. von Bruno Mehmke.

Nach Inhalt und Ausstattung eine prächtige und empfehlenswerte Sammlung von Jugendschriften.

— — —

NB. Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

längeren Kursen und regelmäßiger als bisher gehalten werden konnte. 1898 machten 34 Evangelisten einen Kursus durch; der Unterricht umfaßte: Bibelkenntnis, Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Aufsatzübungen, Naturlehre (hauptsächlich um zu einer verständigen und gesunden Lebensweise Anleitung zu geben), Gesang und etwas Missions- und Kirchengeschichte, dazu homiletische und katechetische Übungen; leider litt der Unterricht noch unter dem Mangel passender Lehrbücher. Dann wurden die Anforderungen wieder gesteigert: die Evangelisten mußten 3 Kurse von 3, bezw. 2 Monaten durchmachen und zwischendurch als Lehrer oder Evangelisten arbeiten. Man hoffte, die fähigeren unter ihnen später noch weiter bilden zu können, damit sie als „Pastoren" wirken könnten, ein Plan, der mit den später zu besprechenden Selbständigkeitsgedanken für die Missionsgemeinden zusammenhängt. Jetzt ist bestimmt, daß die Evangelisten (und Lehrer) eine 3jährige Ausbildung erhalten, sodaß sie in jedem Jahre zweimal drei Monate unterrichtet werden. Dem Kursus folgt eine Abschlußprüfung.

Die mühevolle Arbeit der Missionare zur Ausbildung eingeborner Missionsarbeiter ist nicht ohne Erfolg geblieben. Sie selbst erkennen es gern an, daß ohne die Mitarbeit dieser Evangelisten ihre Tätigkeit lange nicht so erfolgreich und ausgedehnt sein könnte; die Hälfte bis zu zwei Dritteln der Täuflinge erhalten ihre Vorbereitung durch die Evangelisten. Ist überall schon die Mitarbeit einheimischer Gehilfen wichtig, die ihres Volkes Denkweise und Anschauungskreis besser kennen und die Sprache besser beherrschen als die meisten Missionare, so ist diese Mitarbeit grade in einem klimatisch so gefahrvollen Lande, in dem die Arbeit der Missionare oft sehr beschränkt wird, ganz besonders notwendig und vorteilhaft, wenn auch vielleicht der eine oder der andere dieser Evangelisten mehr wortreich als tief ist und den Versuchungen zur Eitelkeit nicht ganz widerstehen kann. Bei dem Gedanken an die Finsternis, in der sie früher gelebt haben, muß man sich dessen freuen, was man an ihnen hat, wenn auch Kenntnisse und Lebensheiligung noch zu wünschen übrig lassen. Einzelne, gelegentlich mitgeteilte Proben von ihren Ansprachen oder schriftlichen Leistungen zeigen, daß es ihnen an Bildungsfähigkeit und Bildungswilligkeit nicht fehlt. Einen dieser Evangelisten konnte Miss. Laman 1901 mit nach Schweden nehmen, um seine Hilfe bei der Übersetzung des Alten Testaments zu benützen. Stete Aufsicht ist ihnen

jedenfalls notwendig; mancher von ihnen ist von dem „eitlen Wandel nach väterlicher Weise" in Versuchung oder gar zu Fall gebracht worden. Evangelistenversammlungen, die von Zeit zu Zeit auf einer der Stationen gehalten werden, dienen dazu, sie anzuregen und zu fördern und sie in steter Verbindung mit der ganzen Mission zu erhalten. Ende 1901 waren 80 eingeborene Gehilfen vorhanden.

Reichliche Wortverkündigung durch Missionare und Evangelisten findet sich also am Kongo auf den schwedischen Stationen; auch eine ausgebreitete Schultätigkeit sorgt für das Ausstreuen des Samens, namentlich unter dem jüngeren Geschlechte, obwohl auch Männer und Frauen es nicht verschmähen, die Schule zu besuchen, um lesen u. a. zu lernen. Auch hier war der Anfang bescheiden. 1890 betrug die Zahl der Schüler nur 80, 1894 schon 337, 1896 — das große Fortschrittsjahr — 1142 und stieg bis 1900 auf 3605, um von dieser Zeit an zurückzugehen. Die Zahl der Knaben überwiegt die der Mädchen: 1894 kamen auf 270 Knaben 67 Mädchen, allmählich verbesserte sich das Verhältnis zu Gunsten der Mädchen, sodaß 1898 auf 942 Knaben 414 Mädchen kamen. Ebenso vermehrte sich die Zahl der Schulen in den die Stationen umgebenden Dörfern; 1894 waren es 11, 1900 über 100 Schulen, 1902 waren es 69 mit 2118 Schülern. „Der Bau von Außenschulen beweist deutlich, wie der Sauerteig des Evangeliums das Volk zu durchsäuern beginnt," heißt es aus dem Jahr 1897. Dörfer, welche Lehrer verlangten, mußten selbst Schulhäuser bauen; die Lehrer, welche ihnen gegeben werden konnten, waren freilich oft nur halbentwickelte Jünglinge.

Die Schüler, die auf die Stationen kamen, erhielten anfänglich wöchentlich eine Gabe von 25 Oere (= 28 Pfg.) im Werte, um sich damit ihre Beköstigung zu verschaffen. Bei der wachsenden Zahl der Schüler wurde dies zu teuer — für Mukimbungu machte es allein 1800 Kr. jährlich aus; darum war man auf eine Änderung bedacht und beschloß nach vorbereitenden Zwischenmaßregeln, vom 1. Oktober 1899 an diese Unterstützung einzuziehen. Trotzdem verminderte sich die Zahl der Schüler nicht; das Volk hatte also eingesehen, daß es vom Besuche der Schule einen wesentlichen Nutzen hatte. Die Kinder wurden fünf Tage in der Woche unterrichtet und außerdem einige Stunden des Tages zu Feld- und Gartenarbeit herangezogen, um sie an geregelte und nützliche Tätigkeit zu gewöhnen. Die Mädchen lernten nähen, um sich ihre Kleider selbst machen zu können — sonst

tummelten sich die Kinder auf ihren Spielplätzen, etwas, was bei heidnischen Kindern höchst selten ist. Eine Weihnachtsfeier mit Austeilung von Geschenken an die Schüler und Schülerinnen brachte eine anregende Abwechslung in das Schulleben, in dessen landesübliche Eigentümlichkeiten man einen kleinen Einblick bekommt, wenn man liest, daß Ferien gemacht werden, damit die Schüler auf die beliebte Rattenjagd gehen können. Der vielfache Wechsel der Missionsarbeiter infolge von Erkrankungen und Todesfällen und daraus sich ergebenden Veränderungen in der Stationierung der Missionare oder zeitweiser Ausfall des Unterrichts ist natürlich den Schulen nicht förderlich. Die Schüler erfahren im allgemeinen Lob für Lernfähigkeit und Verhalten, sodaß auch Missionarinnen in den Knabenschulen haben unterrichten können. Die eingebornen Lehrer werden durch Lehrerkonferenzen und Teilnahme an den Evangelistenkursen für ihren Beruf weiter ausgebildet. Doch hat sich herausgestellt, daß die unterrichtliche Ausbildung der Lehrer gegen die evangelistische bisher zu kurz gekommen ist; man wird sich wohl entschließen müssen, eine schärfere Sonderung zwischen Lehrern und Evangelisten zu machen und diese in ihrer Ausbildung zu berücksichtigen. Es ist auch als wünschenswert erkannt, daß Missionare, die für den Unterricht besonders begabt sind, während ihres Erholungsurlaubs in der Heimat sich durch Hospitieren in einem Lehrerseminar u. dgl. unterrichtlich weiter bilden.

Der christlichen Erziehung des weiblichen Geschlechtes sollte besonders das 1895 angelegte Mädchenheim in Diadia dienen. Die darin aufgenommenen Mädchen (20—30) waren freigekauft und daher „Eigentum der Mission", sodaß niemand in ihre Erziehung hineinreden konnte. Später haben die Gesetze des Kongostaates den Kauf — auch den Freikauf von Menschen unmöglich gemacht; die Mädchen kamen allmählich auch von selbst. Sie erhielten außer dem Schulunterricht auch Unterricht in weiblichen Handarbeiten — allerdings nicht immer mit großer Teilnahme — und in häuslichen Beschäftigungen, und sollten den Evangelisten die Möglichkeit geben, sich mit Christinnen zu verheiraten, da viele von ihnen sich taufen ließen. 1903 wurde das Mädchenheim aufgelöst, weil die Schlafkrankheit darin ausgebrochen war, und die Mädchen auf die verschiedenen Stationen verteilt. Nachdem die frühere Zurückhaltung des weiblichen Geschlechtes gegenüber der Mission und der Schule gewichen war, so war auch ein eigenes Mädchen-Erziehungshaus keine solche Notwendigkeit mehr wie früher.

Durch die Schule wird auch eine literarische Tätigkeit nötig, und diese ist ein bedeutsamer Zweig der Arbeit unserer Missionare geworden. Das Fioti, das am untern Kongo, 500 km weit ins Land hinein, gesprochen wird, war selbstverständlich eine literaturlose Sprache, als nach Stanleys Entdeckungen die christliche Mission dort einsetzte. Da wurde eine bedeutende sprachliche Arbeit nötig, und die schwedische Mission hat ein gutes Teil dieser Arbeit geleistet. Nils Westlind mit seinem Sprachgenie und seinen grammatischen und Übersetzungsarbeiten ist bereits erwähnt worden; sein Tod war für die Mission ein großer Verlust. Doch hatte er einen Grund gelegt, auf dem andre nun weiter bauen konnten. Hier muß der Missionare Sjöholm und Laman und zweier Missionswitwen, der Frauen Walfridson und Bauer gedacht werden. Vorhanden sind jetzt in Fioti: das Neue Testament, nach der ursprünglichen Übersetzung von Westlind von Laman revidiert, der Psalter, übersetzt von Dr. Walfridson, biblische Geschichten, ein schon in vierter, vermehrter Ausgabe gedrucktes Gesangbuch mit 315 Liedern, ein ABC-Buch von Anna Bauer und ein neueres von W. Sjöholm, ein Lesebuch von Westlind und ein neueres von Frau Walfridson. Laman hat bearbeitet: ein Rechenbuch, eine Naturlehre und eine Geographie, beide mit Illustrationen, dazu ein grammatisches Hilfsbuch. Im Druck befinden sich zur Zeit ein Gesangbuch mit Noten nach den von Frau Bauer gesammelten Melodien, und Lamans Übersetzung des Alten Testaments, die von der englischen Bibelgesellschaft übernommen ist und zu der Frau Walfridson die Korrektur liest. Somit ist die Zeit nahe, daß den Kongochristen die ganze Bibel in Fioti dargeboten werden kann. Während diese Schriften mehr oder weniger auch in den andern Kongomissionen gebraucht werden,*) dient das von Westlind begründete und von Laman weiter geführte Wörterbuch lediglich den schwedischen Missionaren. Auch eine periodische Literatur ist im Entstehen begriffen. Jährlich wird ein Almanach mit einem Bibelspruch für jeden Tag herausgegeben und seit 1892 eine jetzt illustrierte, zwölfseitige Monatsschrift unter dem Titel:

*) Es hat sich dabei als notwendig erwiesen, eine Vereinbarung über Sprachgebrauch und Terminologie zwischen den Schweden und den englischen und amerikanischen Baptisten herbeizuführen, wozu im Juni 1903 auf einer Konferenz in Mukimbungu der Grund gelegt ist.

Minsamu Miayenge (Friedensbote). Sie enthält Beiträge der Miſſionare, nicht bloß religiöſe*), ſondern auch allgemein belehrende und unterhaltende, hat eine Auflage von 700 Exemplaren und koſtet jährlich einen Franken; das Blatt wird auch über die Kreiſe der ſchwediſchen Miſſion hinaus geleſen. Einen Katechismus und eine Gottesdienſtordnung (Agende) finden wir unter den Druckſachen nicht, das hängt mit der beſonderen Stellung des Miſſionsbundes in dieſen Dingen zuſammen.

Die von den Schweden herausgegebenen Sachen ſind zum großen Teile in Afrika ſelbſt gedruckt. Sie hatten zuerſt, ſeit 1887, eine kleine Accidenzpreſſe, mit der die Arbeit nur ſehr langſam ging, ſo daß eine beſſere Einrichtung ſich als notwendig erwies. 1893 wurde daher eine Schnellpreſſe angeſchafft, die in einem eigens dazu gebauten Hauſe in Londe ihre Stätte erhielt. Zuerſt von einem ſchwediſchen Buchdrucker bedient, wurde ſie nach deſſen frühem Tode von den von ihm angelernten Schwarzen beſorgt, unter denen einer, Moſe Nſiku, ſo große Geſchicklichkeit bewies, daß ihm die Leitung der Druckerei anvertraut werden konnte. Es werden hier auch für Staats- und Konſulatsbehörden und für andre Miſſionen allerlei Sachen gedruckt; die Druckerei hat daher und wegen der zum Teil großen Auflagen der auch auf andern Stationen am Kongo gebrauchten Fiotibücher viel zu tun, ſodaß Moſe Nſiku mit ſechs Mann arbeitet und die Druckerei einen reinen Gewinn für die Miſſion einbringt (1901: 523 Kr., 1902 etwas weniger, wegen größerer Anſchaffungen). Mit der Druckerei iſt eine Buchbinderei verbunden, welche ebenfalls reichlich beſchäftigt iſt. Wiederholt ſind Druckerei und Buchbinderei von Fremden beſucht worden, die ihr Erſtaunen über die Leiſtungen der Schwarzen nicht verhehlen konnten; auch der Gouverneur des Kongoſtaates hat ſeine Anerkennung über die Arbeiten ausgeſprochen. Schon 1897 hatten die Drucker- und Buchbinderarbeiten der ſchwediſchen Miſſion auf der Kongoausſtellung in Brüſſel ein diplome d'honneur erhalten.

Wir wenden uns jetzt zu der ärztlichen Tätigkeit, welche die ſchwediſchen Miſſionare ausgeübt haben. Die vielen Krankheiten, an denen die Kongoneger leiden, die Verwahrloſung vieler Krankheiten und Wunden durch eine unverſtändige Behandlung oder den Mangel an jeder Behandlung, die Geſundheitsſchädigungen

*) Sie hatte z. B. die Überſetzung des A. T. von Laman kapitelweiſe gebracht.

infolge unzweckmäßiger Ernährung, mangelnder Reinlichkeit und unzulänglicher Bekleidung — das alles mußte ja von vornherein die Missionare auf den Gedanken bringen, den Leuten leibliche Hilfe zu verschaffen und ihnen dadurch zu zeigen, daß man ihnen Liebe entgegen trug. Die ersten Missionare halfen denn auch so gut sie konnten — schon die Anleitung zu einer einigermaßen sachgemäßen Behandlung von Krankheiten und Verwundungen konnte viel bewirken; sie impften, um den am Kongo wütenden Pockenepidemien Widerstand zu leisten, aber sie erkannten bald, daß die ärztliche Tätigkeit weit mehr verlangte. So war es denn ein großer Fortschritt, als 1891 ein ausgebildeter Arzt, Dr. Walfridson, ausgesandt werden konnte. Ärztliche Tätigkeit und christliche Verkündigung wurden miteinander verbunden. Kranke kamen von allen Seiten nach Mukimbungu, und wo es nötig war, ging Walfridson auch in die Dörfer, um solchen Kranken zu helfen, die nicht nach Mukimbungu kommen konnten, und der Ruf des „weißen Dokuta" drang weit hinaus. Es gelang Walfridson, mit Hilfe englischer Freunde ein kleines Krankenhaus (das vier Betten enthielt) einzurichten, um Kranke behandeln zu können, die einer längeren Pflege bedurften. Um die Kosten der ärztlichen Mission etwas herabzumindern, war beabsichtigt, die Patienten einen Ersatz für Behandlung und Arznei geben zu lassen, aber dazu war bei diesen wenig Neigung vorhanden; vielen Kranken schien es schon eine hinreichende Bezahlung zu sein, wenn sie die der Medizinausteilung vorangehende Ansprache mit anhörten.

Die ärztliche Mission entwickelte sich so hoffnungsvoll, daß der Missionsbund 1893 einen Apotheker aussandte, der Walfridson unterstützen sollte, aber als der ankam, war Walfridson nach kaum zweijähriger Tätigkeit schon dem Klimafieber erlegen.*) Palmer, der Apotheker, mußte daher auf eigne Hand in seine Arbeit eintreten. Täglich hatte er 10—40 Kranke um sich, denen er, nachdem er der Sprache Herr geworden, eine Ansprache hielt, ehe er sie ärztlich behandelte; aber er mußte in manchen Fällen seine Ohnmacht gestehen und konnte nur immer wieder den Wunsch nach einem ausgebildeten Arzt aussprechen. Gleichwohl wuchs die Zahl der Patienten; es kamen bis zu 60 an einem Tage. Wunden, durch Unreinlichkeit

*) Seine Witwe ist auf dem Missionsfelde geblieben und hat der Mission durch Arbeit unter den Frauen und in der Schule gute Dienste geleistet.

vernachläſſigt, und Schlafkrankheit, das waren die meiſten Fälle, und gerade gegen letztere Krankheit wollte kein Mittel ſich finden laſſen, wenigſtens nicht die Probe beſtehen. Allmählich fingen die Patienten an, ſich zu kleinen Gegenleiſtungen zu verſtehen. Das minderte freilich ihre Zahl, aber es kamen 1896 doch noch an 6000 Kranke! Palmer allerdings war erſchöpft und mußte nach Hauſe — aber beim Beginn der Heimreiſe ſtarb er bei Matadi im April 1897. So war die ärztliche Arbeit wieder beſchränkt auf das, was die einzelnen Miſſionare nach ihren Vorkenntniſſen und Erfahrungen leiſten konnten, und das wurde geleiſtet, von den Männern wie von den Frauen. Auch hielt man das Ziel feſt, die Behandelten, Chriſten zunächſt und dann auch Heiden, an eine Gegenleiſtung für empfangene Medizin zu gewöhnen, wie z. B. 1897 in Kibunſi dafür etwa 48 Kr. einkamen, während die Verteilung von Medizin 266 Kr. erforderte, und allmählich wurde es darin noch beſſer. Das Vertrauen der Kranken zu der ärztlichen Kunſt der Miſſionare wurde ſo groß, daß die Zahl der Hilfeſuchenden ſich mehrte, wenn ſie auch manchmal mit ſeltſamen Anliegen kamen. Dazu wurden die Ausſichten auf eine ärztliche Miſſion wieder günſtiger. Miſſ. Berthold (ausgeſandt 1897) entſchloß ſich nach ſeiner Rückkehr nach Schweden, das Angebot zu benützen, welches Profeſſor Ribbing in Lund zur ärztlichen Ausbildung von Miſſionaren gemacht hatte — gewiß ein dankenswertes Vorgehen, ſo lange ſtudierte Aerzte ſich für das Miſſionsfeld nicht finden. Nach ſeiner Ausbildung in Schweden und England an den Kongo zurückgekehrt (1902), nahm er Walfridſons Gedanken, ein Krankenhaus einzurichten, wieder auf; allerdings wollte er es etwas größer haben, 8—10 Betten je für Männer- und Frauenſtation; die Koſten ſchlug er auf 500 Kr. für die Einrichtung und 250 Kr. jährlich für die Unterhaltung an. Er hatte in Kibunſi, deſſen Leitung er übernahm, täglich bis zu 50 Kranke, namentlich Bruſt- und Magenkranke und Leute mit Wunden, deren Behandlung oft Zeit erforderte und denen er in einem eingerichteten Krankenhauſe beſſer helfen konnte, als wenn ſie gelegentlich wieder kamen. Es wäre zu wünſchen, daß ſein Aufruf ihm Mittel genug einbrächte, um ein Krankenhaus einzurichten und damit der ärztlichen Miſſion auf den ſchwediſchen Stationen eine feſte Stütze zu geben.

Predigt, Schularbeit, literariſche und ärztliche Tätigkeit haben ineinander gegriffen und ſo ein erfreuliches Ergebnis zu Wege gebracht. Wir dürfen hinzufügen, daß auch die Leitung der Arbeit das ihrige dazu beigetragen hat. Die Leitung der ganzen ſchwediſchen Kongomiſſion liegt bei der Konferenz der Miſſio-

nare, die jährlich im Januar auf einer der Stationen zusammentritt. Sie wählt einen Vorstand, bestimmt die Vorsteher und die sonstige Besetzung der Stationen, wie die Verteilung der Arbeit, nimmt die Jahresberichte entgegen, verwaltet die Gelder, stellt die Evangelisten an und richtet Anträge über die Mission an die Missionsleitung in Stockholm. Die Konferenz ist ziemlich selbstständig, nur die Gründung neuer Stationen ist wegen Bewilligung der erforderlichen Geldmittel von der Genehmigung der heimischen Missionsleitung abhängig. Bei den Konferenzen werden allgemeine Themata besprochen, sowie Missionsfragen, wie sie die jeweilige Lage der Dinge hervorbringt. Jeder Tag beginnt mit schwedischem Gottesdienste und Gebetsversammlung, jeder Abend schließt mit einem Fiotigottesdienst, an dem die schwarzen Christen teilnehmen, und so sind die Konferenztage für die Mitglieder auch Tage brüderlicher Gemeinschaft und Stärkung, die ihnen in ihrer schwierigen Arbeit und unter den mancherlei Leiden sehr willkommen und segensreich sind, und die Schwestern der Station tragen gern die vermehrte Last, welche die Unterbringung und Bewirtung der Konferenzgäste ihnen auferlegt.

Aber die Arbeit ist nicht immer in gerader Linie vorwärts gegangen, es hat auch Erschütterungen und Krisen gegeben, und darum müssen wir jetzt auf die innere Entwicklung der Gemeinden blicken.

Die Missionare des Missionsbundes haben es verstanden, in ihren Missionsgemeinden eine gewisse Aktivität hervorzubringen. Die häufig gehaltenen Versammlungen geben allen Mitgliedern Gelegenheit, sich auszusprechen, und die Kongoneger sind gewohnt, alle ihre Dinge öffentlich in der Volksversammlung zu behandeln, besitzen daher Übung im Reden. Männer, sogar auch Frauen, gehen in die benachbarten Dörfer, zeugen dort von dem christlichen Glauben und werben für ihn. Sie besuchen die Kranken, begleiten die Missionare auf ihren Predigt- und Visitationsreisen und helfen so mit zur Ausbreitung des Evangeliums.

Ein eigentümlicher Zug des dortigen Christentums ist die Verbindung von Christentum und Enthaltsamkeit. Am Kongo spielt der Palmwein eine große Rolle. Er ist eigentlich das einzige Getränk, das die Neger dort haben, da das Wasser viel zu wünschen übrig läßt. Frisch genossen ist er ein angenehmes Getränk, aber er geht

bald in Gärung über und wirkt dann sehr berauschend. Keine Volksfestlichkeit ohne Palmwein — aber er bringt Unordnung und Zuchtlosigkeit. Da wurde es für die christlich gewordenen Neger eine schwierige Frage, wie sie sich zum Genuß des Palmweins verhalten sollten. Englisch-amerikanische Temperenz-Grundsätze, die von Banza Manteke (Station der amerikanischen Baptisten am Südufer des Kongo) ausgingen, drangen auch in die schwedischen Stationen ein, und die Missionare — die von der Heimat her auch die Enthaltsamkeit von Spirituosen als Zeichen eines lebendigen Christentums anzusehen gewohnt waren — wurden sehr erfreut, als eine starke Enthaltsamkeitsbewegung durch ihre Gemeinden hindurchging und viele schwarze Christen freiwillig ein Enthaltsamkeitsgelübde unterzeichneten. Ja es wurde sogar durch Gemeindebeschluß festgestellt, daß Christen überhaupt keinen Palmwein trinken dürften. Dadurch aber kam es, daß der Palmwein für viele eine Scheidewand gegen das Christentum aufrichtete; Palmwein und Polygamie wurden die Mächte, welche viele Leute beim Heidentum festhielten. Unsern deutschen Anschauungen widerspricht es, die Enthaltsamkeit schlechtweg als Bedingung eines wirklich christlichen Lebens anzusehen, aber die Frage ist immerhin schwierig zu entscheiden, und wenn man bedenkt, wie schwer dem Neger bei seiner Charakterschwäche das Maßhalten fällt, so muß man anerkennen, daß Enthaltsamkeit hier der einfachste Ausweg ist. Wenn man bedenkt, daß der Palmwein dort das einzige Getränk ist, so muß man die Kraft bewundern, die sich in der völligen Enthaltung äußert. Aber der Neger ist mehr impulsiv als konsequent, und wie von Banza Manteke her der Anstoß zur Enthaltsamkeit gekommen war, so kam von dort auch ein entgegengesetzter Anstoß. In Mukimbungu war man in der zweiten Hälfte 1899 so eifrig mit dem Bau einer neuen Kirche beschäftigt, die noch vor Beginn der Regenzeit unter Dach gebracht werden mußte, daß die geistliche Versorgung der Station darunter etwas zurückblieb und eine gewisse Gleichgültigkeit eintrat. Das mag die Ursache gewesen sein, daß die Anregung von der amerikanischen Station günstigen Boden fand, die auf Lossagung von dem Enthaltsamkeitsgelübde ging: eine große Anzahl von Christen in Mukimbungu brach das Gelübde und die Gemeindeordnung und fing an, „Mäßigkeitstrinker" zu werden.*) Manche betranken sich freilich

*) In den schwedischen Enthaltsamkeitskreisen gilt jeder Schluck eines alkoholischen Getränkes als Sünde. Wer auch nur in der mäßigsten Weise solche Getränke genießt, muß sich den Vorwurf, ein supare (Säufer) zu sein, gefallen lassen. Selbst gegen Waldenström wurden Angriffe erhoben, als er einmal auf einer Reise durch Griechenland wegen des schlechten Trinkwassers etwas Wein dem Wasser beigemischt hatte.

und gerieten dann auch in andere Sünden, namentlich in Unzucht, und eine erhebliche Anzahl (49) mußten aus der Gemeinde ausgeschlossen werden. Auch in Diadia gab es 1900 viele Ausschließungen (44), doch scheint hier der Palmwein nicht so in erster Linie gestanden zu haben. Außer ihm gab es Versuchungen zur Polygamie, und diese waren oft um so schwerer, als die Frauen selbst sich wegen ihrer großen Ueberzahl den Männern als zweite oder dritte Frau aufdrängen — also eine eigentümliche „Frauenfrage". In Kibunsi ist die Bewegung zu Gunsten des Palmweins später auch hervorgetreten.

War für Mukimbungu schon das Jahr 1900 eine Zeit der Sichtung und 1901 mit 40 Ausschließungen (wegen Sündenfalles) auch noch ein Jahr, das „große Traurigkeit" brachte, wenn auch der Abgang durch Taufen reichlich ausgeglichen wurde, so wurde das folgende Jahr in noch viel höherem Maße eine Sichtungszeit und reichlich dazu angetan, der Mission nicht bloß viel Kummer zu bereiten, sondern auch sie vor ernste Fragen zu stellen. Das Jahr 1902 brachte vielfachen Abfall: ein Lehrer auf einer Außenstation fiel ab und zog seine ganze Gemeinde nach sich; auf einer andern Außenstation ging es ähnlich. Die Abgefallenen nehmen, wenn auch nicht direkt an heidnischer Abgötterei, so doch an den Gelagen und Festlichkeiten ihrer Landsleute teil, darunter Leute, welche als ganz fest und bewährt im christlichen Glauben gegolten hatten, sodaß im ganzen 118 Ausschließungen auf dieser einen Station erfolgten! Auch von den andern Stationen kamen ähnliche betrübende Nachrichten. Eine der Außenstationen von Nganda ist in Folge des Falles des Lehrers von 40 auf 18 Mitglieder gesunken; die ganze Station hatte 38 Ausschließungen, Kibunsi 40 (wegen Unsittlichkeit und Palmwein) und nahm ab von 578 auf 541 Mitglieder; Diadia hatte einige abfällige Evangelisten und mußte 21 Mitglieder ausschließen, und so hat das Jahr 1902 eine Verminderung des Mitgliederbestandes der schwedischen Gemeinden von 1777 auf 1621 gebracht, ebenso eine erhebliche Verminderung in der Zahl der Schulen und der Schüler.

Die Frage nach der Ursache eines solchen Abfalls von mehr als 200 Mitgliedern, ziemlich einem Achtel des ganzen Mitgliederbestandes, drängt sich da mit Macht auf. Aus den Berichten der Missionare erhalten wir verschiedene Antworten. Johnell, einer der „praktischen Arbeiter", sieht die Ursache darin, daß die früher in

großem Umfange geübte Sitte, die Gemeindeglieder, namentlich zu Weihnachten, mit Anzügen zu beschenken, durch Beschluß der Missionare abgeschafft worden sei. Wenn es, meint er, schon unweislich gewesen sei, die Leute durch solche Geschenke heranzuziehen oder festzuhalten, so sei es erst recht unweislich, damit plötzlich zu brechen; daraus habe sich der große Abfall ergeben. Hiergegen hat sich starker Widerspruch erhoben; namentlich haben sich die älteren Missionare, wie Sjöholm (ausgef. 1889), Laman (1891), Börrisson (1892), scharf dagegen ausgesprochen und gefragt, ob es denkbar sei, daß wegen eines oder einiger Kleidungsstücke jährlich Heiden von Palmwein, Unzucht und sonstigem heidnischen Wesen sich abwendig machen lassen. Sie sehen die Ursache besonders darin, daß die Zahl der weißen Missionare sehr beschränkt gewesen sei, sodaß, wie Laman hervorhebt, zeitweise für 3 Stationen nur ein Missionar vorhanden war; Krankheiten und Bauarbeiten haben die Kräfte in Anspruch genommen. Eine andere Ursache wird in dem Tode des „ungewöhnlich treuen und tüchtigen" Evangelisten Paulus Dikoko gefunden, der eine gute Aufsicht über die zerstreute Gemeinde geübt hatte und für den es keinen geeigneten Nachfolger gab, bis jetzt der von Laman mit nach Schweden genommene David Malangidila zurückgekehrt und in die Arbeit getreten ist. Weiter wird hervorgehoben, daß in Erweckungszeiten viele mitgezogen worden sind, die als Christen lebten, so lange alles gut ging, aber unter Widerwärtigkeiten und bei dem Abfall andrer nicht stand hielten — es ist ja begreiflich, daß den Heiden bei einem größeren Abfall in der christlichen Gemeinde der Kamm wieder schwillt und daß sie nun nachhelfen, um die Risse größer zu machen und den Sturz anderer herbeizuführen.

Prüfen wir diese Verhältnisse aus der Ferne, so gut es geht, möglichst unbefangen, so dürfte Johnell, der mit seinen Anschauungen über das Unberechtigte in dem Verschenken von Gaben die heimischen Kreise des Missionsbundes in Unruhe versetzt, aber seitdem etwas zurückgezogen hat, doch zu weit gegangen sein mit seiner Annahme, daß der Abfall von dem Ausbleiben der Geschenke herrühre. Daß das verminderte Verschenken von Kleidungsstücken nicht überall gefallen und manche zurückgestoßen hat, läßt sich wohl nicht leugnen; von Nganda wenigstens berichtet der vorstehende Missionar Lembke aus 1902: „Zu unserm Bedauern ist die Frauenschule weniger fleißig

besucht worden, ohne Zweifel in Folge davon, daß die Gaben mehr und mehr beschränkt worden sind." Im übrigen scheinen die Gründe doch tiefer zu liegen. Derselbe Berichterstatter klagt über „den Geist der Schlaffheit und Gleichgültigkeit, der manche beherrscht habe." Laman hebt hervor, daß manche in den Erweckungszeiten mitgezogen seien — es scheint also eine gewisse Reaktion nach einer starken Erregung vorzuliegen. Die Fortschritte der letzten Jahre waren ja sehr groß. Da mag mancher mitgelaufen sein, der sonst nicht gekommen wäre. Es soll aber nicht behauptet werden, daß die Missionare im allgemeinen zu früh getauft hätten. Sie haben Leute bis zu zwei Jahren im Taufunterricht behalten, die sie nicht für reif zur Taufe hielten. Aber wo die Scharen der Täuflinge größer werden, da können weniger feste Elemente leichter sich einschleichen. Missionare sind ja Menschen und keine Herzenskündiger, und die schwarze Gemeinde, die über die Tauffähigkeit der Taufbewerber sich mit ausspricht, ist es noch viel weniger. Missionar Laman hatte Recht, als er schon 1897 schrieb: „mit Beben und Furcht sehen wir die großen Scharen, die kommen und den Eintritt in unsre Gemeinden suchen." Vielleicht kommt auch das in Betracht, daß der Taufunterricht zum großen Teil in den Händen der Evangelisten liegt. Trotz manchen guten Zeugnisses, das über sie im allgemeinen und über manche von ihnen im besonderen ausgesprochen wird, dürften doch verschiedene unter ihnen noch zu jung und unreif sein, als daß sie eine selbständige Tätigkeit ausüben könnten.*) Die Umstände, z. B. die häufigen Erkrankungen der europäischen Missionare, bringen es ja allerdings leicht dahin, daß sie selbständiger werden als es die Missionare vielleicht selber beabsichtigen. Jedenfalls werden diese Erfahrungen die Missionare wie die Missionsleitung veranlassen, die eigne Arbeit und die eignen Grundsätze zu prüfen, und so kann auch diese Sichtungszeit der ganzen Mission zum besten dienen. Eine Lehre liefert sie zum mindesten — und mit dieser trifft eine andere Erfahrung der schwedischen Missionare zusammen: es geht nicht so schnell mit der Selbständigkeit der Missionsgemeinden am Kongo; dazu müssen die eingebornen Arbeiter, die Hauptträger der Selbständigkeit, erst eine größere Festigkeit gewinnen.

Selbständigkeit der Missionsgemeinden ist das Ziel der Missionsarbeit, und gerade in den independentistischen Kreisen, zu denen der Missionsbund mit seiner Betonung der Selbständigkeit der Einzelgemeinde und seiner Vernachlässigung des Kirchen-

*) Ihr durchschnittliches Alter wird auf 20—22 Jahre angegeben.

begriffs gehört, ist sie ein beliebtes Losungswort geworden. Der Gedanke an die Kosten der Missionsarbeit in einem entlegenen Lande, an die geringe Ausnutzung der Kraft der europäischen Missionare, wenn sie auf einen engen Stationsbereich beschränkt bleiben sollen, an mögliche politische Verwickelungen, welche die Arbeit von Missionaren unmöglich machen können, das alles muß ja — das läßt sich nicht verkennen — gerade eifrige und begeisterte Missionare dazu drängen, darauf bedacht zu sein, daß die neugesammelten Gemeinden möglichst bald selbständig werden, also sich selbst unterhalten und die Missionsarbeit mit eignen Kräften treiben. So hat Miss. Laman schon 1897 seinen Evangelisten die Selbständigkeit der Missionsgemeinden als ein Ziel gezeigt, aber große Bestürzung und viele Fragen damit hervorgerufen, die auch damit noch nicht erledigt wurden, daß er die Oberleitung noch in den Händen der weißen Missionare wollte bleiben lassen. Er rechnete mindestens noch ein Menschenalter, bis das Ziel erreicht sein könnte, das allerdings in den breiteren Schichten der Missionsgemeinden noch gar kein Verständnis fand, und wollte inzwischen alles getan wissen, was der Erreichung dieses Zieles vorarbeiten konnte. Diesem Ziele diente die Gewöhnung der Gemeinden an eigne Aufbringungen, seitdem 1892 zum ersten Male in Mukimbungu eine Kollekte eingesammelt war, deren Ertrag der Evangelistentätigkeit zugute kommen sollte. Auch die andern Gemeinden fingen in den nächsten Jahren an, Kollekten zur Unterhaltung der Evangelisten zu sammeln und seitdem sind diese Kollekten (1—2 mal monatlich) eine stehende Einrichtung geworden und haben jährlich einige hundert Kronen (1902 ca. 500 Kr.) ergeben. Auch die Teilnahme der Gemeinden an Bauten gehört hieher, wie denn die Gemeinde Mukimbungu durch Arbeit beim Umdecken des Kirchendaches der Missionskasse etwa 150 Franken ersparte und die Gemeinde Kibunsi 1899 an der Wiederherstellung des durch Flugfeuer beschädigten Schul- und Versammlungshauses freiwillig und unentgeltlich mitarbeitete. Aber das sind erst Anfänge und es geht nur langsam auf diesem Wege vorwärts.

Wie wenig zur Zeit noch von einer Selbständigkeit der dortigen Gemeinden die Rede sein kann, hat das Beispiel von Kibunsi gezeigt. Im Jahre 1899 wurde beschlossen, diese Station der Pflege eines eingebornen Evangelisten zu unterstellen, nur ein oder zwei Schwestern

sollten, hauptsächlich zur Krankenpflege, dort verbleiben, und der Vorsteher von Diadia sollte monatlich einmal Kibunsi besuchen und die Oberleitung haben. Man war der Meinung, daß der Sauerteig des Evangeliums den ganzen Bezirk schon genügend durchsäuert habe, um diesen Versuch wagen zu können; die geringe Zahl schwedischer Missionare sollte mehr für die Arbeit in neuen Gegenden frei gemacht werden. Kibunsi als eine Station, die sich immer erfreulich entwickelt hatte, und mit der mehr friedlichen Art des dortigen Volksschlages war wohl am geeignetsten zu einem solchen Versuch. Der dort angestellte Evangelist Samuel Kiasungwa machte auch seine Sache nach dem Maßstabe seiner Kraft ganz gut, aber es fehlte ihm doch an Tiefe der Erkenntnis und an der Fähigkeit zu leiten. Zwar vermehrte sich die Gemeinde der Zahl nach, aber dieser Entwicklung in die Breite entsprach nicht die Entwickelung in die Tiefe, und auch im äußerlichen nahm die Station Schaden: die Gebäude und Pflanzungen verfielen, sodaß nachher viel Zeit dazu gehörte, sie wieder instand zu setzen. Und da Samuel Kiasungwa die Schlafkrankheit bekam und seinen Hirtenstab niederlegen mußte, so blieb nichts übrig als Kibunsi wieder einen europäischen Missionar zu geben (Anfang 1902). So hatte man aus diesen wenigen Jahren die Erfahrung gezogen, daß die Zeit für Selbstregierung noch nicht gekommen war und daß für einige Jahrzehnte europäische Leitung auch für eine ruhige Gemeinde wie Kibunsi noch notwendig blieb. (Schluß folgt.)

Die Losango oder Geheimbünde der Duala.

Von Miss. E. Dinkelacker.

Ehe die Mission mit der Verkündigung des Evangeliums und die deutsche Regierung mit Recht und Gerechtigkeit nach Kamerun kamen, war das Land allenthalben erfüllt mit der Finsternis heidnischen Aberglaubens und Götzendienstes, voll Grausamkeit und Blutvergießen. Die Duala sind von einer höheren Erkenntnis Gottes auf die niederste Stufe des Heidentums zurückgesunken.

„Lange Zeit, bevor die Europäer ins Land kamen," so er-

zählte ein Aelteſter der Ortſchaft Bonaberi, „haben unſere Völker euren Gott gekannt und zu ihm gebetet.“ Sie nannten ihn Loba. Er war der Schöpfer Himmels und der Erde. Noch heutigen Tages heißt bald die Sonne, bald das Himmelsgewölbe Loba. Er war ein guter Gott, der den Menſchen alles Gute ſandte. Deshalb beteten ſie zu ihm zu beſtimmten Zeiten. Bei zunehmendem Mond ging der Hausvater abends aus ſeiner Hütte heraus und richtete, während er im Hofe auf und abging, ſeine Bitten an Loba, wobei von Zeit zu Zeit mit einer Pfeife gepfiffen wurde, um die Aufmerkſamkeit des Loba wachzuhalten. Ein Gebet, das in mehreren Dialekten inhaltlich gleich lautet, hat folgenden Wortlaut: A Loba njom. Bwambo bongo bon. Oa, oa, o weki biso. Na si boli moto bobe to lemba. Bola mba biso na bana na bakom! Zu deutſch: „O Gott, ein Grund (nämlich mit dir zu reden)! Es handelt ſich um deine Sache. Du, du, du haſt uns geſchaffen. Ich habe niemand Böſes getan noch Zauberei getrieben. Gib mir Weiber und Kinder und Sklaven.“

Sie baten hiernach Loba nur um die Güter dieſer Welt. Alles Uebel, das die Menſchen trifft, ſtammt nicht von Loba, ſondern iſt verurſacht durch böſe Geiſter und Zauberer. Weil ſie aber von ihm nichts zu befürchten hatten, vergaßen ſie ihn allmählich, und die reine Gotteserkenntnis ſchwand und wurde verdunkelt durch den kraſſeſten Aberglauben, Geiſterdienſt und Furcht vor Zauberei. In allen Lagen des Lebens, von der Geburt an bis zum Tode, iſt der heidniſche Duala ängſtlich beſorgt, die böſen Einflüſſe der Geiſter und der Zauberei durch allerlei Gaben an die Geiſter und durch Gegenzauber abzuwenden.

Eine beſondere Erſcheinung des religiöſen Lebens der Duala ſind die in allen Dörfern vorhandenen losango oder Geheimbünde des Fetiſchdienſtes. Es ſind dies Vereinigungen von Leuten zum Zweck des Dienſtes eines Fetiſches oder Geiſtes, um ſich dadurch vor Schaden ſeitens desſelben zu ſchützen. Daneben aber dienen die Geheimbünde dazu, durch Erpreſſungen, die an Nichteingeweihten ausgeübt werden, ſich zu bereichern. In manchen Fällen üben ſie auch eine Art von Zuchtpolizei aus.

In Bonaberi, der heutigen Basler Miſſionsſtation am unteren Wurifluß, gab es ſeinerzeit eine ganze Anzahl ſolcher losango.

Die wichtigsten waren der Djengu und der Mungi. Jener war der isango der Freien, dieser derjenige der Halbfreien. Die Sklaven hatten einen isango namens Nkwang. Andere losango von geringerer Bedeutung waren Mbe, Mukuku, Elong, Ekongolo.

Der Mungi stand bei den Bonaberi-Leuten in hohem Ansehen. Er war als Geist gedacht, der im nahen Walde hauste. Von Zeit zu Zeit ließ er ein Gebrüll hören, das durch Mark und Bein ging. Man hörte seine Stimme oft bis weithin in der Nachbarschaft. Die Sache war aber die: Ein Mann mußte durch irgendeine Medizin, die nur den Eingeweihten bekannt war, seine Stimme verändern, daß sie hohl und schreckenerregend durch die Stille der Nacht erschallte. Wenn der Mungi im Walde brüllte hooó, hooó, hooó! so mußte alles fliehen und sich in den Hütten verborgen halten; denn der Mungi kam, um sich ein Opfer zu holen. Wer sich von ihm erblicken ließ, wurde verschlungen.

Zuweilen kam der Mungi nicht oft genug. Wenn nämlich die Geheimbündler schöne Schafe in der Stadt sahen, so gelüstete es sie darnach. Nun mußte der Mungi herhalten. Plötzlich hörte man sein Geschrei im Wald und er rief heraus, er höre die Stimme von Schafen, man solle ihn in das Dorf rufen. Der Besitzer beeilte sich dann, durch freiwillige Abgabe eines Schafes die drohende Erscheinung des Mungi im Dorfe zu verhindern. Auch als Ortspolizei diente der Mungi. Wenn einer in den Verdacht gekommen war, seinen Nachbar durch Gift oder Zauberei krank gemacht oder getötet zu haben, so mußte ihn der Mungi holen. Er ließ sein Gebrüll im Walde hören und forderte sein Opfer. Die Eingeweihten fingen den betreffenden Mann, banden ihn an Händen und Füßen und schleppten ihn in den Wald zum ndum, dem geweihten Platz des Mungi. Die Volksmenge durfte in einiger Entfernung zusehen. Der Mungi jedoch war durch ein undurchdringliches Dickicht den Blicken verborgen. Der Gefesselte mußte nun innerhalb des Dickichts knieen. Mit einem armsdicken Stock schlug man ihm ins Genick, bis er tot war. Dann wurde ihm der Kopf mit dem Buschmesser abgehauen und der Rumpf so rasch als möglich begraben. Den Kopf warf man über die Hecke heraus vor die Leute hin, die voll Angst und Staunen ausriefen: Ho, der Mungi hat ihn gefressen! Sie waren dabei der Meinung, er habe den Mann verschlungen und den Kopf abgebissen.

Um die Leute beim Glauben an den Mungi zu erhalten, wurden die Knaben mit verbundenen Augen an den Ort geführt, wo der Mungi sein Brüllen hören ließ, damit sie daselbst dem Mungi vorgestellt und von ihm durch einen Biß in die Brust gezeichnet würden. Unter Zittern und Beben kamen die Jungen dahin. Man drohte ihnen: Seid stille, sonst verschlingt er euch ganz und gar! Kam man an Ort und Stelle, so saß da ein Mann, der den Knaben mit einem scharfen Messer vier bis sechs Schnitte kreuzweise in die Brust schnitt. Die bis ins hohe Alter sichtbaren Narben dieser Schnitte wurden „die Zähne des Mungi" genannt. Die also Gezeichneten zweifelten nie mehr an der Existenz des schrecklichen Geistes, dessen Brüllen sie gehört und dessen Zähne sie gefühlt hatten.

Der isango des Mungi übte eine schreckliche Gewaltherrschaft aus. Erregte ein Mann durch seine Waren den Neid eines Eingeweihten, so verfiel er dem Mungi und er konnte nur durch reiche Gaben von Schafen, Branntwein und Palmwein dem Tode entrinnen. Wollte ein Eingeweihter einen Gegner aus dem Wege schaffen, so konnte er es mit Leichtigkeit bewerkstelligen unter dem Vorwande, der Mungi habe den Betreffenden verschlungen.

Aehnlich war der isango des Djengu. Die Djengu-Leute besaßen eine Medizin, die dem Opfer beigebracht wurde. Dadurch wurde der Betreffende schwach und zitterig und starb nach Wochen oder Monaten, oder auch erst nach einem Jahre, je nach der Stärke des Gifts. Die Verbrecher gingen straflos aus, denn „der Djengu hatte sein Opfer geholt."

Unter diesen Umständen war es eine große Tat, die allenthalben als Befreiung von einem fast unerträglichen Druck empfunden wurde, als am 22. Oktober 1879 der Häuptling Mikano den Betrug der beiden losango in Bonaberi aufdeckte und sie abschaffte. Nach einem großen Palaver des ganzen Dorfes wurden die losango-Utensilien insgesamt zusammengebracht und im Meer versenkt. Damit war zwar noch nicht das rohe Heidentum, aber doch der offene Djengu- und Mungidienst ein für allemal beseitigt. Das war ein Sieg des Evangeliums, das damals von den englischen Baptisten-Missionaren schon seit vielen Jahren in Bonaberi unter viel Mühsal und mit großer Geduld verkündigt worden war.

Sechs Jahre unter den Wilden der Insel Tanna.

(Fortsetzung)

5. Freud und Leid.

Weihnachten war herangekommen. Wir hatten am heiligen Abend unsere Lehrer eingeladen und sie mit einigen Kleidungsstücken beschenkt. Der Anstand, mit dem sie sich bei unserem fröhlichen Zusammensein benahmen, hätte jedem gebildeten Menschen zur Ehre gereicht. Am Weihnachtstag aber, schon in aller Frühe, fanden sich eine Menge Heiden auf der Station ein, die irgend ein Festspiel erwarteten. Und nicht nur das. Sie hatten sich's auch in den Kopf gesetzt, daß sie der Reihe nach beschenkt werden würden. Es war uns traurig zumute, als wir viele von ihnen sahen, die sich noch nie in der Schule oder im Gottesdienst hatten blicken lassen und die jetzt bloß durch die Erwartung eines Geschenks herbeigezogen worden waren. Aber was konnte man anderes von Heiden erwarten!

Am Mittag ließ ich die Glocke läuten und wir versammelten uns zum Gottesdienst. Ueber 80 Eingeborene fanden sich dazu ein und ich predigte über die Geburt unseres Heilandes, wobei ich meinen Zuhörern das Gesagte durch prächtige Bilder veranschaulichte. Lomai dolmetschte und alle hörten aufmerksam zu. Auch sangen wir mehrere Lieder in ihrer Muttersprache und es war rührend, wie mancher Heide versuchte, mit in den Gesang einzustimmen. Wie flehten wir Gott an, daß Christus in den Herzen der Heiden einziehen und bis zum nächsten Weihnachtsfest eine neue Zeit für Tanna anbrechen möchte!

Der Neujahrstag war ein Festtag für unsere Eingeborenen. Schon frühmorgens rückten sie scharenweis mit den Waffen in der Hand heran. Jeder Trupp stellte sich besonders auf. Viele waren fürchterlich bemalt, selbst Frauen trugen so viel Farbstoff auf dem Leibe, daß sie kaum erkenntlich waren. Gegen 9 Uhr waren etwa 300 Wilde vor dem Missionshause beisammen, die in ihrem Kriegsschmuck eher einer Angriffskolonne ähnlich sahen, als einer Versammlung von Gästen. Die Heiden hätten natürlich gern eine Schießerei in Szene gesetzt, aber wir bestanden fest darauf, daß nichts

dergleichen geschehe, so lange diese Flinten noch zum Vergießen von Menschenblut dienten. Am Mittag nahmen dann etwa 150 Eingeborene an dem Festmahl teil, das wir für sie hergerichtet hatten. Die übrigen sahen ihnen aus einiger Entfernung zu. Am Abend vereinigten wir Missionsleute uns zum Gebet für Tanna und seine Bewohner.

Bald darauf brachte uns der Dampfer ein schönes Orgelinstrument. Wir packten es auf der Veranda aus, während uns die Eingebornen in höchster Erwartung umstanden. Als meine Frau einige Weisen auf dem Instrument spielte, deren Melodien ihnen bekannt waren, kannte ihre Freude keine Grenzen. Ihnen war die „Bokas Nabuk", die Singkiste, ein wahres Wunder. Besonders befremdete sie die Wirkung des Pedals, und einer von ihnen meinte, es stecke ein Mensch da drin, der jedesmal schreie, wenn ihm meine Frau mit dem Fuß einen Tritt versetzte.

Diese Tage der Freude wurden durch ein trauriges Vorkommnis unliebsam gestört. Da um diese Zeit ziemlich viele Sterbefälle vorgekommen waren, erklärte ein Heide, namens Kalia, aus Großtuerei, daß er den Tod der Leute durch den sogenannten „Netik" oder heidnischen Zauber verursacht habe. Die Heiden nahmen das für bare Münze und der Stamm beschloß, den Mann zu töten. Kalia flüchtete sich aber ins Innere der Insel und versuchte dort, die Stämme gegen Javis und Lomai aufzuwiegeln. Javis kam zu mir, um Rat zu holen, und ich drang darauf, eine Friedensbotschaft an Kalia zu senden. Er ging darauf ein, aber Kalia war nirgends zu finden. Inzwischen ließ dieser wieder etwas von sich hören, aber es waren Drohungen gegen den alten Noam, dem er die Botschaft sandte, er solle nur alle seine Schweine schlachten und ein Gastmahl herrichten, denn es werde das sein letztes sein. Eine Woche lang suchte er seinen Plan auszuführen, aber Noam ging ihm aus dem Wege. Schließlich beschloß Noams Sohn Nilua, ein prächtiger Bursche, der sich gern an unsern Gottesdiensten beteiligte, seinen Vater zu schützen.

Eines Abends schlich sich Kalia an das Dorf des Alten heran, in der Hoffnung, ihn vom Kavatrinken benebelt zu finden. Aber Nilua war auf der Hut. Während Kalia sich leise heranschlich, stieß er auf einen Freund seines Gegners, der ihn in eine Unterhaltung zu ziehen wußte. Dabei äußerte Kalia frei und offen, daß er im Begriff stehe, den alten Noam oder seinen Sohn zu erschießen. In diesem Augenblick blitzte es auf, ein Knall — und Kalia, von Niluas Kugel getroffen, brach zusammen. Nilua und sein Freund flohen, während Kalia schwer verwundet sich noch eine Strecke weit fortschleppte. Dann legte er sich in einer Schlucht zum Sterben nieder.

Hier traf ihn einer von Niluas Stamm. Der todwunde Mann raffte seine letzte Kraft zusammen, ergriff die Flinte und wollte ihn erschießen. Aber die Büchse entfiel der kraftlosen Hand, Kalia sank zurück und war tot.

Als mir am nächsten Tage Lomai die traurige Geschichte mitteilte, begab ich mich sogleich mit einem Lehrer an den Ort der Tat. Nilua war anwesend, aber durchaus nicht beunruhigt durch das Geschehene, denn er war sich einer Blutschuld nicht bewußt; glaubte er doch, nur im Interesse seines Vaters gehandelt zu haben. Ich hielt den Leuten ihr heilloses Netik-Unwesen ernstlich vor und ermahnte sie, sich davon loszusagen und die „Jesus-Verehrung" anzunehmen.

Wenige Tage später gingen zwei Frauen vor das Dorf hinaus. Da krachten einige Schüsse aus dem nahen Gebüsch und beide Frauen lagen tot am Boden. Das war die Antwort auf Kalias Todeswunde.

Der heidnische Unfug, der mit dem „Netik" getrieben wird, ist ein Fluch für ganz Tanna. Die sogenannten „heiligen Männer" besitzen gewisse Steine, die sie als Netik-Steine bezeichnen. Mit ihrer Hilfe geben sie vor, den Tod eines jeden verursachen zu können. Doch müssen sie zu dem Zweck irgend einen Gegenstand von dem erlesenen Opfer in Händen haben, mit dem sie den Netik-Stein anreiben. Beides wird dann in gewisse Blätter eingehüllt und zwischen zwei Feuer gelegt, bis der Stein erhitzt ist. Wie dieser heiß wird, so soll nach ihrer Angabe der betreffende Mensch erkranken und sterben. Aber wie der heilige Mann die Macht besitzt, Krankheit und Tod herbeizuführen, so liegt es auch in seiner Hand, beides vom Menschen abzuwenden. Es geschieht das einfach dadurch, daß er den Stein aus dem Feuer herausnimmt. Dazu versteht er sich aber nur durch reiche Geschenke oder durch Drohungen, daher es vor allem wichtig ist, den Ursächer einer Krankheit herauszufinden.

Die Sache erscheint an und für sich als ein lächerlicher Aberglaube, aber die Eingeborenen glauben nun einmal fest daran und ihr ganzes Leben ist von der Furcht vor dem „Netik" beherrscht. Die besten Freunde werden oft zu den erbittertsten Feinden, sobald der eine vom andern glaubt, daß er irgend einen Gegenstand von ihm an sich gebracht habe, um ihn den Netik-Männern einzuhändigen. So lange einer krank liegt, sucht man den Ursächer der Krankheit durch Geschenke von Schweinen wieder günstig zu stimmen; stirbt er aber, so rächt man sich mit der Flinte. Fast alle Fehden auf der Insel Tanna werden durch das „Netik" hervorgerufen.

6. Eine Kleiderfrage. Arbeit des Geistes Gottes.

Anfang Februar 1897 machten wir einen kurzen Besuch auf der Nachbarinsel Aniwa und waren hier Zeuge von der großen Umwandlung, die das Evangelium unter ihren Bewohnern hervorgerufen hat. In unserem Missionsboot kehrten wir am 16. Februar wieder nach Tanna zurück. Aber es war ein trauriges Wiedersehen. Krankheit und Not waren inzwischen in Lenakel eingekehrt. Worthington war übel dran, Seimata, Taufis Frau, lag im Sterben, Titonga, Litsi und andere waren vom Fieber hart mitgenommen. Der gute alte Taufi hatte die kranken Lehrerfamilien gepflegt und sich der Schule angenommeu. Er war ganz erschöpft und brach dann vollends zusammen, als wir ihm alle Sorge abgenommen hatten. Es war eine betrübte Rückkehr, aber wir waren froh und dankbar, daß doch wenigstens Friede unter den Tannesen herrschte.

Um diese Zeit fand ich heraus, daß viel Schnaps von außen her auf Tanna eingeführt und hier ohne Einschränkung an die Eingeborenen verkauft wurde. Javis kam nämlich zu mir und beschwerte sich darüber, daß dadurch sein Volk ruiniert würde. Ich versprach ihm, mein möglichstes dagegen zu tun, aber es kostete uns einen schweren Kampf, bis sich die britische Kompagnie dazu entschloß, den Verkauf von Spirituosen an die Händler auf Tanna aufzuheben. Es war das ein Sieg, über den wir uns mit Recht von Herzen freuten. Erfreulich war auch, daß Lomai, Javis und Nelbini von jetzt ab Hausandacht in ihren Familien einführten und sich von Gottes Geist leiten ließen. Aeußerlich waren sie zwar noch Heiden, aber innerlich waren sie nicht mehr ferne vom Reich Gottes. Aber noch gab es manchen Strauß für sie auszufechten, bis sie alles aufgaben und Christo nachfolgten.

Der 16. März brachte uns eine große Ueberraschung. Wir erhielten mit dem Dampfer einige Kisten Kleidungsstücke für unsere Eingeborenen zugeschickt, denn es war Zeit, daß wir ihnen auch äußerlich aus ihrer nackten Wildheit zu einem anständigen Dasein verhalfen. Ich ermahnte sie deshalb, nicht nur den Gottesdienst fleißig zu besuchen, sondern auch Kleider anzulegen. Letztere könnten sie bei mir haben, wenn sie uns Feldfrüchte brächten oder einige Tage auf der Station arbeiteten. Manche von ihnen gingen darauf ein und erwarben sich einige Bekleidungsstücke. Aber die größte Schwierigkeit war die, daß nun auch die Kleider getragen wurden. Keiner wollte den Anfang machen, denn ein Tannese schämt sich, bekleidet zu gehen. Es gehörte ein großes Maß von moralischem Mut

dazu, diesen Bann zu brechen und als erster sich bekleidet in der Oeffentlichkeit sehen zu lassen. Lomai war der Mann, der es zuerst über sich gewann.

Eines Sonntag morgens sah ich jemand in einem roten Hemd und Hüftentuch daherkommen. Ich glaubte anfangs, es sei ein Fremder von der Ostküste. Aber als ich näher zusah, entdeckte ich zu meiner großen Freude, daß es Lomai war. Die Heiden nannten ihn zwar ein altes Weib, ein Schimpfwort, das ein Tannese mehr als alles andere haßt. Aber Lomai kehrte sich nicht daran. Er erklärte damit öffentlich, daß er sich für immer vom Heidentum losgesagt hätte und ein ganzer Gottesdienst-Mann wäre. Nur die, die inmitten des rohen Heidentums gelebt haben, können mit uns fühlen, wie wir uns über die entschlossene Tat Lomais freuten. Er hatte nun den entscheidenden Schritt getan; der Geist Gottes hatte sein Werk in ihm begonnen und wir durften hoffen, er werde es auch vollenden.

Nach und nach gewannen auch einige Frauen den Mut, Lomais Beispiel zu befolgen. Jeden Sonntag zählten wir einige mehr, die bekleidet daherkamen. Dann fingen auch einzelne Männer an, wie z. B. Javis, Numanian, Tom u. a., die verpönte Kleidung anzulegen, anfangs zwar ganz verschämt, aber je mehr sich ihnen anschlossen, desto mehr wuchs ihr Mut. Die Gottesdienstleute unterschieden sich nun auch äußerlich von den Heiden und bildeten, so klein auch ihre Zahl war, eine geschlossene Partei.

Freilich, die Begriffe der Eingeborenen über den Zweck der Kleidung waren oft recht sonderbar und reizten uns nicht selten zum Lachen. So erschien eines Tages ein Mann in der Kapelle, der nichts am Leibe hatte als eine Weste und auf dem Kopf einen Seidenhut. Im nächsten Gottesdienst bediente sich dann sein Weib des seidenen Hutes. Dabei saß sie die ganze Zeit über mit steifem Nacken da und wagte sich nicht zu rühren, weil sie fürchtete, der Hut auf ihrem Kopfe könnte das Uebergewicht nehmen. Nur dann und wann versuchte sie seitwärts zu schielen, ob sie auch genugsam bewundert werde. Es war auch gar keine seltene Erscheinung, daß ein Mann in einem Weiberrock steckte und eine Frau in einem Mannsrock. Bisweilen war eine Familie nur im Besitz eines einzigen Kleidungsstückes und half sich dann damit, daß die Familienglieder es abwechselnd trugen. Eines Tages fiel es einem Weib mitten im Gottesdienst ein, daß es vergessen habe, ihr Gewand anzulegen. Das mußte nun sofort geschehen. Mit Mühe und Not ging das ungewohnte Werk vor sich und es brauchte einige Zeit, bis sie mit Unterstützung ihrer Nebensitzer in das Gewand gefahren war. Und das alles geschah, während der Missionar seine Predigt hielt.

Unser Werk nahm seinen erfreulichen Fortgang. Aber noch zog manch dunkle Wolke am Horizonte herauf. Immer und immer wieder drohten die alten Fehden auszubrechen. So hatten die Leute von der Ostseite der Insel wieder einmal einen Einfall in unser Gebiet gemacht und dabei einen alten Mann erschossen. Unsere Leute wollten die Bluttat rächen, aber da zeigte sich's, daß der Geist Gottes schon manches Herz berührt hatte. Javis und Lomai, die Häupter unseres Stammes, wehrten dem Racheakt. Sie gingen von Dorf zu Dorf und suchten die erhitzten Gemüter zu beruhigen — gewiß etwas Ungewöhnliches für einen Kriegshauptmann und seinen Adjutanten. Zwar wurden sie von ihren Volksgenossen alte Weiber genannt, aber sie kehrten sich nicht daran. Es lag ihnen alles daran, das Blutvergießen zu verhindern, und ihre Bemühungen waren auch wirklich von Erfolg gekrönt.

Aber auch noch andere Anzeichen zeigten uns, daß Gottes Geist wirksam war. Eines Tages arbeitete ich mit Lomai an der Sprache. Wir kamen dabei an das Wort „Kava", und Lomai erklärte mir dessen Wirkung auf die Leute. Bei dieser Gelegenheit erklärte er mir aber auch, wie er bis vor kurzem noch demselben Laster gefrönt, es jetzt aber ein für allemal aufgegeben habe, und zwar infolge eines Traumes, durch den es ihm klar geworden sei, daß der Kavatrank ihn ruiniere.

Auch bei Tom zeigte sich ein Eifer für die gute Sache. Eines Tages erzählte er mir mit strahlendem Gesicht, daß er sich eine Lampe gekauft habe und nun jeden Abend Schule in seinem Dorfe halte. Und so war es. Die Leute versammelten sich in einem alten Hause und der enge Raum war gestopft voll. Hier wohnte ich eines Abends zur großen Freude der Teilnehmer der Versammlung an. Tom eröffnete sie mit dem Vorsagen eines Liedes und die Leute sprachen die einzelnen Strophen nach, bis sie dieselben auswendig wußten. Dann sangen sie das Lied mit allem Feuer und Tom betete in kindlicher Weise. Zum Schluß hielt ich eine kleine Ansprache und man sang noch einige Weisen. Es war eine herzbewegliche Versammlung inmitten des finstern Heidentums, das uns umgab.

Tom sah sich bald genötigt, sich nach einem größeren Versammlungslokal umzusehen. Da ein solches nicht zu haben war, so erbaute er sich ein neues auf dem öffentlichen Dorfplatz, gerade gegenüber der Kavahütte. Seine Einweihung wurde durch eine kleine Festlichkeit begangen. Aber auch unsere eigene Kapelle erwies sich viel zu klein und wir gingen daran, eine größere auf der Station zu erbauen. Es war ein gutes Stück Arbeit für uns wenige Leute, aber umso größer war die Freude, als das Werk getan war.

Toms Vorgehen veranlaßte auch Javis und Lomai, in ihrem Bezirk Versammlungen zu halten. Von drei oder vier Dörfern kamen die Leute jeden Abend zusammen und Javis teilte ihnen mit, was er in der Tagschule auf der Missionsstation gehört hatte. Ebenso wurde Numanian der Führer einer Anzahl von Heiden, die sich nach und nach den Gottesdienst-Leuten anschlossen. Sie hatten zwar vorderhand kein Versammlungslokal, aber sie kamen unter dem Banianenbaum des Dorfes zusammen, unter dessen Schatten früher manch teuflischer Plan ausgebrütet worden war. Jetzt ertönte das Lob Gottes unter seinen Zweigen.

7. Der entscheidende Schritt. Kampf mit dem Heidentum.

Eines Tages kam Lomai zu mir und bekannte mir, daß er in seinem Innern sehr beunruhigt sei, weil er zwei Frauen habe, während er erkannt habe, daß er nur eine haben sollte. Ich betete mit ihm und riet ihm, seine beiden Frauen zur Schule zu bringen und sie auch noch zu Hause weiter zu belehren; der Herr werde ihm dann schon einen Ausweg zeigen. Und das war denn auch der Fall. Nicht lange darauf erschien er wieder und erklärte mir, daß er nun wisse, was er zu tun habe. Ein junger Verwandter von ihm hatte sich bereit erklärt, ihm sein zweites Weib abzunehmen und sie zu heiraten. Sofort wurden alle Familienglieder zusammengerufen und die Heirat verabredet. Lomai war voller Freude, daß seine Familienangelegenheit in dieser Weise geregelt werden konnte. Auch Javis war in diesem Punkt bekümmert, denn er hatte nicht nur zwei, sondern sogar drei Weiber. Aber er gewann es nach und nach über sich, die zweite und dritte Frau zu entlassen. Doch sorgte er noch weiter für die beiden entlassenen Frauen.

Jetzt hielten wir die Zeit für gekommen, unsere Anhänger zu einem öffentlichen Heraustreten aus dem Heidentum aufzufordern. In diesem Sinne hielt ich am nächsten Sonntagvormittag eine Ansprache an die Versammelten und ermahnte sie, sich Christo zu ergeben und ihm fortan zu leben. Zugleich lud ich alle, die damit ernst zu machen gedachten, ein, am nächsten Freitag zu mir zu kommen. Bis dahin besuchte ich mit meiner Frau fleißig die umliegenden Dorfschaften und wir hatten unter dem Schatten des großen Banianenbaums eine feierliche Versammlung, an der etwa 60 Personen teilnahmen. Am Freitag sprach ich noch einmal über den entscheidenden Schritt und was er bedeutete. Dann begab ich mich in mein Studierzimmer. Lomai war der erste, der mir dahin nachfolgte. Dann

erschienen Javis und Numanian, hierauf Lomais Frau Naupum, schließlich Tom mit seinem Weib und einige andere Frauen. Nelbini ließ uns sagen, daß er am nächsten Freitag kommen werde, da er heute nicht abkommen könne.

Aus diesen acht Männern und Frauen bildete ich unsere erste Klasse von Taufbewerbern, um sie für die hl. Taufe vorzubereiten. Es war freilich nur eine kleine Schar, die zum Teil noch recht schwach war, aber es war ihnen allen ein heiliger Ernst, mit ihrer Vergangenheit zu brechen und ein neues Leben zu führen, ein Leben mit Christo. Es war der Anbruch der Morgenröte über dem finstern Tanna.

Natürlich rief diese Entscheidung den hartnäckigsten Widerstand der Heiden hervor. Sie warnten die Taufbewerber vor den Schlichen des Missionars und bedrohten sie mit dem Tode. Aber Lomai stärkte seine Genossen, und die kleine Schar der Katechumenen mehrte sich von Woche zu Woche. Es war eine Freude, die Leutchen zu unterrichten, denn sie waren lernbegierig und scheuten keine Mühe.

Inzwischen war wieder einmal Krieg unter den Inlandstämmen ausgebrochen. Um womöglich Frieden zu stiften, machte ich mich mit den Lehrern dahin auf und besuchte mehrere Dörfer, deren Häuptlinge sich schließlich dazu verstanden, Frieden zu halten. Als wir gegen Abend in einem Dorf eben unsere Ansprache beendet hatten, fiel ein Schuß. Niemand beachtete die Sache, aber als wir kaum das Dorf verlassen hatten, hörten wir die Totenklage anstimmen. Jetzt wußte ich, was der Schuß bedeutet hatte. Wir kehrten wieder um und stießen dabei auf den Häuptling mit seinen Leuten, der uns mitzugehen aufforderte. Bald standen wir auf einer kleinen Lichtung, wo eine alte Frau auf der Pflanzung gearbeitet hatte. Von einer Kugel durchbohrt lag sie tot am Boden. Es war ein schauerlicher Anblick. Die Weiber warfen sich in wildem Schmerz über die Leiche und wehklagten, während die Männer mit grimmigen, entschlossenen Mienen hin und her gingen. Einige Augenblicke lang wollte auch mich das Gefühl der Rache übermannen, aber ich unterdrückte es und bat die Männer, die Bluttat nicht mit den Waffen zu rächen. Sie versprachen mir das schließlich und ich ging beruhigt nach Hause, nachdem ich versprochen hatte, in einigen Tagen wieder zu kommen.

Sobald ich abkommen konnte, begab ich mich mit Tom und einigen andern Begleitern auf den Weg, um den Inlandstamm in seinen friedlichen Absichten zu unterstützen. Wir zogen von Dorf zu Dorf und die Leute erklärten, daß sie Frieden halten und das Blutvergießen einstellen wollten. Ja, sie fanden das Wort des Missionars so gut, daß sie mir ein Stück Land mit einer Quelle zum Kauf an-

boten, damit sich darauf ein Missionar ansiedle. Es war geradezu ein Triumphzug von Ort zu Ort, während mir Männer, Weiber und Kinder, von denen die meisten noch nie einen Weißen gesehen hatten, auf dem Fuße nachfolgten. Auch die Häuptlinge entschieden sich für den Frieden. Besonders ein Alter, namens Nemak, eine prächtige Gestalt, sprach aufs eindringlichste zu seinem Volk, daß sie auf das Wort des Missionars hören und das Blutvergießen einstellen sollten.

Aber nach einiger Zeit liefen schlimme Nachrichten von dem Stamme ein. Manche seiner Krieger konnten ihr Rachegefühl nicht unterdrücken und bestanden auf Krieg. Der alte Nemak tat sein möglichstes, um den Ausbruch eines solchen zu verhindern. Allein die Kriegspartei gab sich nicht zufrieden und beschloß insgeheim, den alten Häuptling aus dem Wege zu räumen. Sie schickten zwei Abgesandte zu ihm, um ihn zu einer öffentlichen Besprechung einzuladen. Er begab sich mit ihnen an den bezeichneten Platz im Walde, um hier seine Stimme für den Frieden abzugeben. Aber es war eine Falle, die ihm seine Feinde gelegt hatten. Unterwegs fielen einige Schüsse und von drei Kugeln durchbohrt sank er zu Boden. Er war ein Opfer seiner Friedenspolitik. Wir verloren in ihm unsern treuesten Freund unter den Inlandstämmen. Der Krieg währte dann fort und wir hörten noch von manchem Opfer, das der blutige Greuel forderte.

So schloß das Jahr 1897. Die Zahl unserer Anhänger war beträchtlich gestiegen und wir beschlossen daher, unsere Arbeit unter den Heiden auszudehnen. Ich machte deshalb an einem Sonntag bekannt, daß wir von jetzt ab zwei volle Tage der Woche der Verkündigung des Evangeliums unter den entfernteren Stämmen widmen würden, und rief hiezu Freiwillige als unsere Begleiter auf. Solche meldeten sich zu unserer Freude in genügender Zahl und so konnten wir jeden Dienstag und Donnerstag mit einer kleinen Evangelistenschar, die das Heidentum sowie die Wirkung des Evangeliums aus eigener Erfahrung kannten, ausrücken. Diese Predigtreisen waren zwar sehr ermüdend und der Gesundheit nicht gerade zuträglich, aber sie bahnten uns den Weg zur Errichtung verschiedener Außenstationen. Ferner brachten sie uns in nähere Berührung mit allen heidnischen Stämmen unseres Bezirks und sie dienten auch dazu, unsere Leute zu tüchtigen Evangelisten heranzubilden.

Um diese Zeit starb der Oberhäuptling Iuiap. Sein Tod ging uns recht nahe, denn obwohl er bis an sein Ende Heide blieb, stellte er sich doch immer freundlich zu uns und bezeugte ein warmes Interesse für das Evangelium. Sein Volk bestattete ihn an einem Sonntag zur Erde. Wir stimmten an seinem Grabe ein christliches

Lied in Tanneſiſch an und ich betete am Schluß. Sodann verſammelten ſich die Leute in großer Zahl unter dem Banianenbaum und ich hielt ihnen eine ernſte Anſprache.

An Juiaps Stelle wurde Jimmie Häuptling, ein Schurke erſten Ranges, der zu ſeinen heidniſchen Laſtern noch die der Europäer in Queensland angenommen hatte. Er hatte nichts Eiligeres zu tun, als dem Nachbarhäuptling Jawak Krieg zu erklären. Es geſchah dies in der Weiſe, daß ſich drei ſeiner Leute in der Nähe von Jawaks Waſſerplatz verſteckt hielten. Als dann eine Frau mit ihrem Säugling und einem kleinen Mädchen daherkam, um Waſſer zu ſchöpfen, feuerten ſie aus ihrem Verſteck hervor und ſchoſſen die Frau nieder. Der Säugling blieb unverſehrt, aber das Mädchen hatte einen Schuß in den Arm erhalten und flüchtete ſich blutend ins Gebüſch. Die Unmenſchen machten dem hilfloſen Säugling den Garaus und gingen dann auf und davon. Einige Tage ſpäter ſchlich ſich Jawak mit einem Freund an Jimmies Dorf heran und erſchoß zwei Männer. Einer war ſofort tot, der andere ſchleppte ſich ſchwer verwundet hinweg. Ich wollte ihn verbinden, aber er vertraute ſich lieber den heidniſchen Kurpfuſchern an und ſtarb infolge deſſen wenige Tage darauf.

Wir taten unſer möglichſtes, um zwiſchen den beiden Stämmen Frieden zu ſtiften, aber die Feindſeligkeiten währten fort. Jeder gab dem andern die Schuld und nach und nach wurden auch die benachbarten Stämme mit in den Streit hineingezogen. Alles befand ſich im Kriegszuſtand. Man ſuchte auch unſere Leute für die Sache zu gewinnen, aber ſie hielten ſich fern. Schließlich beſchloſſen wir, dem Zuſtand ein Ende zu machen, ſoweit es in unſerer Macht lag. In langer Kolonne begaben wir uns trotz ſtrömenden Regens in Jimmies Dorf und forderten hier einige Leute auf, uns als Vertreter des Stammes zu Jawaks Stamm zu begleiten, wo wir zu einer Beſprechung zuſammentreten wollten. Nach einigem Zögern gingen ſie darauf ein und mutig marſchierten wir durch das feindliche Gebiet zu Jawak. Dieſer empfing uns in freundlicher Weiſe und er wie ſeine Krieger erklärten ſich nach einer lebhaften Beſprechung bereit, die Feindſeligkeiten aufzugeben, wenn die andere feindliche Partei ſich zum Frieden verpflichte. Nun wurden Boten zu Jimmie geſchickt, daß er zwei ſeiner Häuptlinge herſenden ſollte, um den Frieden abzuſchließen. Die Boten kehrten indes mit der Meldung zurück, daß die beiden Häuptlinge zwar den Friedensbedingungen zuſtimmten, aber ſich nicht ins feindliche Dorf hineinwagten. Schließlich erſchien doch der eine von ihnen mit einigen Unterhäuptlingen. Bei den Unterhandlungen flogen harte Worte hinüber und herüber und mit grim-

migen Mienen hielten die Männer ihre geladenen Büchsen in den Fäusten. Zwischen ihnen stand unsere kleine Schar. Mehr als einmal schien es, als ob sie auf einander losstürzen würden. Aber nachdem jede Partei ihrem Herzen Luft gemacht hatte, kam es doch zum Friedensschluß. Die Häuptlinge reichten einander die Hände und das blutige Kriegsspiel hatte ein Ende.

Die Freude darüber war groß. Selbst der strömende Regen kühlte die Geister nicht ab. Die Weiber jubelten und fuchtelten mit ihren Armen in der Luft. Die Männer schossen ihre Flinten ab und Jawak schlachtete sein fettestes Schwein. Es war ein Freudentag, wie wir ihn bis jetzt noch nicht in Tanna erlebt hatten. Am nächsten Tage wohnten verschiedene Krieger unserem Dankgottesdienst in Lenakel an.

Aber schon drohte neuer Krieg in unserer nächsten Nähe. Die Feinde unseres Stammes machten verschiedene Einfälle in unser Gebiet, und am Neujahrstag schlich sich ein feindlicher Trupp an ein Dorf heran, dessen Häuptling mit Javis verbündet war. Sie wurden hier keines Mannes ansichtig, wohl aber erblickten sie zwei kleine Mädchen, die sich harmlos auf einem Baumast wiegten und dabei einige Früchte verzehrten. Ihr munteres Geschäker und fröhliches Lachen lockte die lauernden Feinde herbei und diese feuerten auf die beiden ahnungslosen Geschöpfe. Das ältere Mädchen sank entseelt zu Boden und ihr Blut tränkte den grünen Waldteppich. Ihre kleinere Schwester war nicht getroffen worden, aber ihr Angstgeschrei rief die herzlosen Mörder noch einmal zurück und eine Kugel schloß ihr den Mund für immer. Wenige Tage später standen wir unter dem Baum und sahen die Blutspuren, die unsere Herzen aufs tiefste bewegten.

Der Vater suchte nun auf jede Weise seinen Stamm zum Kriege anzufeuern. Aber Javis versagte als Kriegshauptmann seine Zustimmung. Die Kriegspartei gedachte deshalb einen andern Häuptling an seine Stelle zu setzen, aber es fand sich keiner von seinem Ansehen und so blieb Javis nach wie vor in seiner Stellung. Es lag ihm dabei alles daran, dem Blutvergießen seines Volkes zu wehren, und auch in diesem Falle suchte er gemeinsam mit seinem Freunde Lomai den Frieden mit den Feinden seines Stammes herzustellen. So kam er eines Tages mit Lomai zu mir und bat mich um einige Weihnachtskarten. Diese sandten sie als Zeichen des Friedens an ihre Feinde und luden diese zu einer Zusammenkunft ein auf dem Berge Towar Ribor, der sich inmitten der Insel erhebt. Die Gegner nahmen die Einladung an und bestimmten einen Tag dafür.

Am festgesetzten Termin machten wir uns in großer Anzahl auf

den Weg. Als wir uns dem Orte näherten, machten unsere Leute plötzlich Halt und sprachen untereinander. Dann kam Lomai zu mir und sagte, einige von ihnen hätten Angst und Jahis lasse mich bitten, mit den Leuten zu beten, damit die Furcht von ihnen weiche. Das geschah und mit neuem Mute gingen wir weiter. Endlich langten wir auf dem Dorfplatz an, wo wir etwa 300 Wilde, bewaffnet und schauerlich bemalt, antrafen. Es folgte nun eine lange Unterhandlung, die aber zu keinem Ergebnis führte. Erst am folgenden Montag, an dem die Friedensverhandlungen fortgesetzt wurden, kam es gottlob zu einem endgültigen Friedensschluß. Unsere christliche Partei aber, durch deren Bemühungen dem langjährigen Kriegszustand ein Ende bereitet worden war, gewann dadurch Ansehen und einen unschätzbaren Einfluß auf die Verhältnisse von ganz West-Tanna.

8. Erstlingsfrüchte.

Ein großes Ereignis für uns war die unerwartete Ankunft einer kleinen Druckerpresse. Wir stellten sie sogleich auf und versuchten es zunächst mit dem Druck einer Uebersetzung des „Unservaters". Ich gab ein Exemplar unserm Lomai, der langsam und bedächtig das erste Wort buchstabierte, dann immer mehr in den Eifer geriet und schließlich jubelnd ausrief: Nuparhien, nakaran tetar! (In der Tat, das ist unsere Sprache). Dann druckten wir einzelne Bogen mit dem Alphabet und schließlich begannen wir mit dem Satz und Druck des Markus-Evangeliums. Wir kamen freilich nur langsam voran, denn wir konnten jedesmal nur eine Seite auf einmal drucken, aber es war der Mühe und des Schweißes wert.

Natürlich rief „das wunderbare Eisen, das weißes Papier mit schwarzer Schrift bedeckte", das größte Erstaunen unter den Eingeborenen hervor, und in Scharen kamen sie herbei, um es arbeiten zu sehen. Wir brauchten nahezu drei Monate, bis wir neben unserer Arbeit 200 Exemplare unserer ersten Markusauflage fertig hatten. Das erste gebundene Exemplar überreichte ich Lomai, der es mit einer gewissen Ehrfurcht in den Händen hielt und dann einer Anzahl von Leuten daraus vorlas. Aber nicht nur Lomai erhielt dadurch einen neuen Antrieb in seinem Eifer für Gottes Wort, es kam auch unserer Schule zugut. Die Leute wollten alle lesen lernen und die meisten von ihnen machten darin gute Fortschritte. Andere, die dazu zu alt waren, versuchten es, die einzelnen Seiten auswendig zu lernen, und es war ein rührender Anblick, wie am Sonntag nachmittag überall im Missionsgehöft kleine Gruppen saßen und am Evangelium

herumstudierten. Die Geförderten halfen dabei treulich den Schwächeren. Sobald wir das Markus-Evangelium fertig gedruckt hatten, führte ich ein kleines Gesangbuch und einen Katechismus durch die Presse, denen später eine zweite revidierte Auflage des Werkes folgte.

Ein weiterer wichtiger Schritt war die Herrichtung unserer ersten Außenstation in dem nur einige Kilometer nördlich von Lenakel gelegenen Küstendorf Loamai. Die Leute hatten uns dort freundlich aufgenommen und uns ein Stück Land verkauft. Jetzt konnten wir ihnen auch ihre Bitte um einen Lehrer erfüllen. Als solcher war uns von Aniwa her Litsis Sohn Numakai abgetreten worden, der stattlichste Bursche der ganzen Insel und einer unserer tüchtigsten Lehrer. Ihn nun in Loamai als solchen einführen zu dürfen, war unsere größte Freude. Der alte Häuptling des Orts hatte sich bei dieser Gelegenheit ein Hemd angelegt, während sein Sohn sich zur Feier des Tages mit einer Weste und einem Strohhut herausgeputzt hatte. Sie waren die ersten ihres Stammes, die sich zu bekleiden anfingen. Die Leute bezeugten alle ihre größte Freude über die Ankunft eines Lehrers, und mit den besten Hoffnungen übertrugen wir ihm die dortige Arbeit.

Bald darauf gingen wir daran, in dem noch weiter nördlich gelegenen Loanatit unsere zweite Außenstation zu errichten, obschon wir vorderhand noch keinen Lehrer dafür hatten. Wir begaben uns mit dem Missionsboot dorthin und schlugen unsere Lagerstatt während des achttägigen Aufenthalts in einer Höhle auf, trotz der darin hausenden Krabben und anderen Getiers. Die Leute, mit ihren Häuptlingen Peter, Tom und Harry an der Spitze, gingen uns treulich zur Hand und in fünf Tagen hatten wir ein kleines Häuschen nach Landesart erbaut, das, von Bäumen beschattet, sich auf dem Plateau eines Felsens erhob. Der einzige Zugang zu ihm führte durch unsere Höhle, während es auf den übrigen Seiten von schroffen Felsenwänden begrenzt war. Zu seinen Füßen breitete sich die weite, weite See aus. Hüter des Hauses wurde inzwischen bis zur Ankunft eines Lehrers der redliche Peter. Es war eine Freude, unter den Bewohnern von Loanatit zu weilen, denn die Leutchen zeigten sich heilsbegierig und eifrig im Lernen.

Wenige Wochen später hatte meine Frau, die nach längerer Krankheit sich nur langsam erholte, die große Freude, ihre Mutter, Frau Pastor Heyer von Australien, begrüßen zu dürfen. Das Wiedersehen von Tochter und Mutter, die von Sydney aus die weite Seereise nicht gescheut hatte, war bei aller Freude doch nicht imstande, die gesunkenen Kräfte meiner Frau zu heben, sodaß sie sich auf ärztlichen Rat entschließen mußte, in Begleitung ihrer Mutter für einige

Monate nach Australien zu gehen. Es läßt sich denken, wie einsam mir mein Heim in Lenakel war. Doch fehlte es in der Arbeit nicht an Freude und Ermutigung. Wir durften in einem Dorf landeinwärts eine kleine Kapelle einweihen und inzwischen langte auch der sehnlichst erwartete Lehrer für Loanatit an, der uns von der Insel Eromanga zugeschickt wurde.

Das wichtigste Ereignis stand uns aber noch bevor: die Taufe unserer ersten Katechumenen. Unter viel Gebet und sorgfältiger Prüfung hatten wir uns entschlossen, sie elf Personen zu erteilen und bereiteten diese während der letzten Wochen noch besonders hiezu vor. In der ersten Augustwoche 1898 versammelten wir uns täglich, während in der Kapelle die äußeren Vorkehrungen getroffen wurden, um den Tag festlich und würdig zu begehen. Die Männer hieben Brotfruchtbäume nieder und stellten aus den Stämmen Sitze her, und die Frauen woben Matten aus Palmenblättern, um damit den Boden zu belegen.

So kam der Tag herbei. Von allen Himmelsrichtungen strömten die Leute herzu. Um halb 9 Uhr versammelten wir uns mit den Taufkandidaten zu gemeinsamem Gebet; dann gab die Kirchenglocke das Zeichen zum Beginn der Feier. In wenigen Minuten war das Kirchlein gedrückt voll, und durch alle Fensteröffnungen schauten schwarze Gesichter herein. Unsere Herzen waren voll Dank gegen Gott, daß er uns diesen Tag erleben ließ. Nur fiel uns schwer aufs Herz, daß der Platz auf der Orgelbank, den bis jetzt meine Frau eingenommen hatte, heute leer war; aber wir wußten, daß sie im Geiste unter uns weilte und daß sie einen Platz in den Herzen der Versammelten hatte.

Und nun begann die Feier. Mein Mitarbeiter Hume hielt die Festpredigt, dann wandte ich mich in einer Ansprache an die Täuflinge und richtete verschiedene Fragen an dieselben, die sie stehend beantworteten. Es war ein feierlicher Augenblick, als sie so inmitten der großen Versammlung ein gutes Bekenntnis ablegten. Hierauf taufte ich einen nach dem andern. Zuerst kam Lomai an die Reihe. Mit Tränen in den Augen trat der ehemalige heidnische Krieger und Führer seines Volkes herzu; nur mit Mühe konnte ich die meinigen unterdrücken und Herr meiner Gefühle werden. Er war das erste unserer geistlichen Kinder und er stand unserm Herzen am nächsten. In allem Freud und Leid, das wir auf Tanna erfahren, stand er uns von Anfang an treulich zur Seite, mit einem Herzen, das stark von Willen, aber auch am meisten geistlich gesinnt war. Sodann folgte Naupum, seine Gattin, eine ernste, intelligente Frau, eine wackere Führerin unter ihren christlichen Schwestern. Von allen elf Erwachsenen kam zuletzt

die Reihe an Javis, den großen Kriegshäuptling, der nun aber ein kindlichgläubiger Christ geworden und nächst Lomai die größte Stütze unseres Werkes war, denn er war ein unermüdlicher Verkündiger des Evangeliums und benützte seinen weitreichenden Einfluß zur Förderung des Reiches Gottes. Nach den Erwachsenen taufte ich Lomai's kleinen Sohn und die beiden Kinder von Numanian. Hierauf vereinigten wir uns um des Herrn Tisch und genossen miteinander sein heiliges Mahl.

Der Tag, auf den wir uns so lange vorbereitet hatten, ging vorüber, aber sein Segen blieb. Ein neuer Geist des Ernstes machte sich verspürbar und unsere Christen wuchsen in der Gnade und an der Erkenntnis. Gott hatte uns in den Männern die tüchtigsten ihres Volkes geschenkt. Wie sie schon als Heiden die natürlichen Führer ihres Volkes gewesen waren, so waren sie nun dessen geistliche Führer. Das Heidentum in West-Tanna konnte nicht mehr auftreten wie ehedem. Es hatte eine tödliche Wunde erhalten, und wenn es an dieser auch nur langsam erlag, sterben mußte es. Die Kirche Christi war nun auf Tanna ins Leben getreten.

Nachdem unsere Arbeit an einem so erfreulichen Wendepunkt angelangt war, durfte ich mit meinem Gefährten Hume einen kurzen Erholungsaufenthalt in den australischen Kolonien nehmen. Wir begaben uns Anfang September dahin und übertrugen das Werk für diese Zeit unsern treuen Lehrern, während Missionar Macmillan von der Ostküste aus die Oberaufsicht führte. (Fortsetzung folgt.)

Rundschau
über die Rheinische Mission.

Von Pfr. G. Eisinger.

(Fortsetzung)

Andere Ernten als in Borneo werden unter den Batas auf Sumatra, wo die Rheinischen Missionare von Borneo aus im Jahr 1861 die Arbeit begonnen, eingebracht. „Die Batakmission hat einen gewissen Ruf bekommen in der missionarischen Welt. Sie pflegt wohl mit der Uganda- und der Kols-Mission in einem Atem genannt zu werden. Sie verdient diesen Ruf." Jeden-

falls steht sie mit ihren 32 Haupt- und 205 Außenstationen, mit ihren 45 Missionaren und 12 Missionsschwestern, mit einer eingeborenen Arbeiterschar von 25 ordinierten Pastoren, 275 Lehrern und 24 Evangelisten, endlich mit ihren 51 585 Heidenchristen, 242 Schulen und 10 902 Schülern entschieden an erster Stelle unter allen Rheinischen Missionsgebieten.

Der Hauptfeind, mit dem die Mission es hier zu tun hat, ist nicht das alte batasche Heidentum mit seinem Götzen- und Begu- oder Geisterdienst, sondern der Islam. Besonders im Süden der Batalande stehen die Missionare im scharfen Kampf gegen diesen Feind. Hier, wo abgesehen von den dortigen Christen alles mohammedanisch ist und es keine Heiden mehr gibt, liegen die rheinischen Stationen Sipirok-Simangumban, Bungabondar und in der Padang Bolak Sipiongot; eine vierte Mohammedanerstation, die zweite in der Padang Bolak, Lobu Hattonga, ist im Jahr 1900 angelegt worden. Auch die 1897 gegründete Station Si Manosor in der Landschaft Borbor (nicht weit von Siboga) liegt in einem Gebiet, das schon ganz vom Mohammedanismus durchseucht ist. Von diesen südlichen Gegenden dringt nun aber der Islam von Jahr zu Jahr weiter nach Norden vor; so ist namentlich im Stationsgebiet Pangaloan die mohammedanische Bevölkerung sehr stark in der Zunahme begriffen, und zwar zunächst durch Zuzug hauptsächlich von der dichtbevölkerten Landschaft Angkola her.

Auf all diesen Stationen haben es die Missionare je länger desto mehr mit einer starken Propaganda des Islam zu tun. Wie die Mohammedaner dabei vorgehen, schildert uns z. B. Miss. Link in Sipiongot. Er lag gerade krank am Fieber zu Bett, war also zur Untätigkeit verurteilt. Zu dieser für ihn sehr günstigen Zeit zog der mohammedanische Kulipa (Oberpriester) von Sipirok mit einem Gefolge von nicht weniger als 40 Malims von Ort zu Ort und suchte die Christen durch allerhand Lügen, Ränke und Versprechungen zum Abfall zu bewegen. So streute er u. a. aus: er sei kürzlich in Toba gewesen, dort wären 400 Christen und vier Lehrer Mohammedaner geworden. — Oder ein anderes Beispiel aus Bungabondar: Ein neugebackener Hadji kommt zurück von Mekka; drei Jahre war er dort gewesen in der heiligen Stadt der Mohammedaner. Alles lief ihm entgegen und begrüßte ihn mit dem Ehrennamen „Tuan". Er hatte einen Bruder Jakob, einen fleißigen Kirchgänger, der nicht ohne christliche Erkenntnis war. Manche Versuchungen seiner mohammedanischen Verwandten hatte er siegreich bestanden. Er wollte jetzt auch seinem Bruder nicht folgen. Da aber wurde der Hadji krank. Er wälzte sich beständig auf dem Boden, krümmte sich und

lamentierte: „mate ma a'n“ d. h. ich sterbe. Die ganze Familie war in Aufregung und Sorge um ihn. Da eines Morgens sagte er, er habe geträumt (die Batas geben viel auf Träume), wenn sein Bruder Jakob Mohammedaner würde, würde er sofort gesund werden, im andern Fall aber sterben. Nun drang die ganze Sippe auf den armen Jakob ein, überschüttete ihn mit Vorwürfen, daß er Christ sei; er trage die Schuld an dem Tod seines Bruders u. s. w. Diesem Sturm konnte Jakob nicht widerstehen. Um das Leben seines Bruders zu retten, wurde er endlich Mohammedaner. Kaum war das geschehen, da stand der Hadji auf und — war gesund. — Mit Vorliebe machen sich die mohammedanischen Führer an die christlichen Jünglinge, die sich in den Missionsschulen eine etwas bessere Bildung angeeignet haben, auch an solche, die aus irgend einem Grund nicht in das Seminar aufgenommen werden konnten oder von ihm entlassen werden mußten, um sie zu mohammedanischen Agenten heranzubilden, — und leider nicht ohne Erfolg.

Der Hauptgrund aber, weswegen der Islam nicht nur für die Heiden, sondern auch für viele Christen eine so unheimliche Anziehungskraft besitzt, dürfte nach Miss. Schütz in Bungabondar darin zu erblicken sein, daß er der Oberflächlichkeit der Batas, die auch vielen Christen noch anklebt, so sehr entgegenkommt. „Der Bata,“ sagt er, „hat ja meistens eine aufs Aeußerliche gerichtete Natur, ohne viel innere Ueberlegung und Nachdenken. Daher ist es so bequem für ihn, die mohammedanischen Gebräuche mechanisch zu verrichten. Das andere besorgt ja der Priester, der alles kann und weiß und mit seinen Gebeten bei fetten Mahlzeiten es fertig bringt, selbst die Toten aus dem Fegfeuer zu holen.“ Dazu kommt, daß es den Christen oft noch sehr an christlichem Gemeingefühl fehlt und so die einzelnen zu wenig Rückhalt an ihren christlichen Glaubensgenossen haben, während die Mohammedaner bei ihrer Propaganda nie vereinzelt, sondern stets geschlossen vorgehen.

So erliegen denn jahraus jahrein auf den sogenannten Mohammedanerstationen gar manche Christen dem Ansturm des Islam. So schmerzlich das für die Missionare ist, so trösten sie sich doch auch wieder mit dem Gedanken, daß „der Abfall dieser faulen Elemente schließlich doch nichts anderes bedeutet, als eine Säuberung der Gemeinde, da diese Art Leute in die Kategorie gehören, von der Paulus Phil. 3, 18. 19 schreibt.“ Auch hat es, wie Miss. Schütz meint, doch wieder sein Gutes, daß die kleinen Gemeinden meist das Gewand der Niedrigkeit tragen und der Verachtung und dem Haß der Islamiten stets ausgesetzt sind und daß sie, wo sie gehen und stehen, sich als Christen wehren und Farbe bekennen müssen.“

Andererseits hat die rheinische Mission doch auch manche und im Vergleich zu anderen Mohammedanermissionen nicht unbeträchtliche Erfolge im Kampf mit dem Mohammedanismus aufzuweisen. Auf den vorhin genannten Mohammedanerstationen wurden Anfang 1903 rund 4600 Gemeindeglieder gezählt, die mit wenigen Ausnahmen sämtlich dem Islam entrissen sind. Auch im letzten Jahr (1902) wurden auf diesen Stationen wieder gegen 70 Mohammedaner getauft, und noch etwa 1000 befinden sich im Taufunterricht. — Auch fehlt es nicht an Fällen, da zum Mohammedanismus Abgefallene reumütig wiederkehren. So erzählt Miss. Link in Sipiongot von einem solchen Abgefallenen, der, als er schwer krank geworden, den Pandita Markus rufen ließ, daß er mit ihm bete. Der Pandita aber sagte zu ihm: „Du bist ja Mohammedaner, wie kann ich mit dir beten?" Darauf bekannte der Mann seine Sünden und sagte: „Wenn ich jetzt sterben muß, dann will ich als Christ sterben, wenn Gott mich noch annimmt." Er ließ darauf den mohammedanischen Priester rufen und sagte zu ihm: „Bis jetzt war ich dein Jünger. Aber mein Herz hat im Mohammedanismus keinen Frieden gefunden, und wenn ich jetzt sterbe, dann will ich als Christ sterben. Jetzt weißt du es." Darauf beteten der Pandita und einige Christen mit dem Kranken, und dieser selbst legte feierlich das Glaubensbekenntnis ab. Er ist dann später wieder gesund geworden. — Namentlich in Si Manosor wird dem Islam immer mehr Boden streitig gemacht. Unter den Mohammedanern, die hier im Jahr 1901 getauft wurden, waren sogar zwei mohammedanische Priester. Namentlich der eine von ihnen war ein Jahr zuvor noch ein fanatischer Gegner des Christentums gewesen. Durch den Tod seiner beiden Kinder ist er gewonnen worden. Jetzt ist er einer der treuesten Kirchgänger, dazu ein begabter und nachdenkender Mensch, der dem Missionar wohl noch manchmal eine gute Hilfe sein wird. „Ich kenne den Islam," gibt er seinen ihn angreifenden, ehemaligen Glaubensgenossen zur Antwort, „er ist wie eine Nuß, die von außen glatt und schön ist, aber im Innern ist sie faul."

Von diesen südlichen Stationen aus ist dann die Arbeit seit Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nach der nördlich davon gelegenen Landschaft Silindung und von hier Anfang der achtziger Jahre nach dem südlichen Ufer des Tobasees ausgedehnt worden. Hier, in Silindung und am Tobasee, hat es nun die Mission fast ausschließlich mit dem batatschen Heidentum zu tun, das zwar unter Führung des Singa Mangaradja, des priesterlichen Oberkönigs des Batakvolkes und der Datu oder Zauberer im Anfang heftigen Widerstand leistete, dessen Widerstandskraft aber im Lauf der

Jahre mehr und mehr erlahmt und dem Gefühl gewichen ist, daß sein Bankerott nahe ist. Bezeichnend hiefür ist, was vor kurzem ein Datu zu einem Missionar sagte: „Tuan, ich weiß wohl, daß über kurz oder lang doch alle deiner Lehre folgen werden. Darum will ich jetzt um so mehr dein Gegner sein und versuchen, so viel wie möglich noch zu erwerben, damit ich auch später, wenn ich keinen Verdienst mehr habe, doch leben kann. Denn viele meiner Genossen hast du schon brotlos gemacht." — Hier hat denn auch die Mission in den letzten drei Jahrzehnten jenes wunderbar rasche und großartige Wachstum erlebt, das die Batakmission in kurzem zum größten Arbeitsgebiet der Rheinischen Mission gemacht hat. Und dies Wachstum hält bis zur Stunde an; nachdem im Jahr 1900 und 1901 in dem zahlenmäßigen Fortschritt ein merklich langsameres Tempo eingetreten war, hat nach dem neuesten Jahresbericht im Jahr 1902 wieder ein starkes Anwachsen der Zahlen stattgefunden. Aus den Heiden konnten (die getauften Mohammedaner mit eingerechnet) nicht weniger als 2917 getauft werden; die Zahl der Gemeindeglieder, die im Jahr zuvor nur um 1600 gestiegen war, ist in diesem Jahr von 47784 auf 51585, also um fast 4000 in die Höhe gegangen. Am schnellsten und meisten sind die älteren Tobastationen und die in Silindung gewachsen; wesentlich geringer sind die zahlenmäßigen Erfolge dagegen in den südlichen Bezirken und auf den jüngeren Tobastationen, dort wegen der oben geschilderten Propaganda des Islam und hier deswegen, weil diese Stationen zum großen Teil es noch mit den freien Batas zu tun haben, bei denen die fast noch schrankenlose Macht der Häuptlinge und die fortwährenden Fehden und Kriege der ruhigen Entwicklung der Arbeit arge Hindernisse bereiten. So konnten z. B. auf der im Jahr 1898 gegründeten Station Palipi auf der Tobainsel erst im Jahr 1902 die Erstlinge (sieben Personen) getauft werden; die andere auf der Tobainsel gelegene Station, Naingolan, zählt nach zehnjähriger Arbeit auch erst 30 Christen. — Eine Reihe neuer Stationen entstanden in den letzten Jahren durch Zerlegung der übergroßen Stationsbezirke in der sogenannten Steppe, d. h. dem weiten Band zwischen dem Tal Silindung und dem Südostufer des Tobasees. Im Jahr 1902 wurden dann auch in der Landschaft Uluan auf der Ostseite des Tobasees, der seit dem Jahr 1894 in Angriff genommen ist, zu den beiden dort befindlichen Stationen noch zwei weitere (Silamosik und Lumban Lobu) angelegt. Von hier aus beabsichtigt man so rasch als möglich nach dem Osten vorzudringen, um der auch hier von dem Sultanat Assahan aus drohenden Propaganda des Islam zuvorzukommen. — Aus demselben Grunde hat die letzte, vom 3. bis 8. Februar tagende

Konferenz der sumatranischen Missionare beschlossen, mit aller Macht und so schnell als möglich auf der Hochfläche nördlich vom Tobasee mit der Arbeit zu beginnen und zwar gleich mit mehreren Kräften. Miss. Nommensen, der Ephorus der Batakmission, aber bat, noch bevor das Konferenzprotokoll in Barmen eintraf, um telegraphische Zustimmung, und diese erfolgte auch am 16. März durch jenes Telegramm, das Inspektor Schreiber als letztes sechs Tage vor seinem Tod absandte und das das einzige, verabredete batasche Wort „tole" d. h. „vorwärts", „los" enthielt. Noch ehe übrigens das Telegramm eintraf, hat Miss. Simon, der von der Konferenz für diese neue Arbeit in Aussicht genommen war, zusammen mit dem Ephorus Nommensen und den Missionaren Guillaume und Meisel Anfang März eine Untersuchungsreise in das Gebiet im Norden des Tobasees angetreten, die etwa einen Monat währte. Das Ergebnis dieser Reise ist, daß vorerst drei Stationen in jener Gegend, den sogenannten Timorlanden, angelegt werden sollen. Seinem Bericht über diese Untersuchungsreise fügt Miss. Simon die bewegliche Bitte bei: „Ich bitte die verehrte Deputation schon jetzt so dringlich, wie ich kann, diese Lage in ernste Erwägung zu nehmen. Es gilt hier, ein großes Gebiet, das in höchster Gefahr steht, dem Islam anheimzufallen, für das Evangelium zu retten. Es wiederholt sich hier die Lage von Mandheling (südlich vom rheinischen Missionsgebiet) vor 50 Jahren. Wie furchtbar hat es sich gerächt, daß damals die Bitte um Missionare überhört worden ist! (Das Gebiet ist seitdem nämlich stockmohammedanisch geworden.) Auch in der Padang Bolak hat unsere Mission zehn Jahre zu spät eingesetzt. Wir wissen nicht, wie lange die jetzt günstige Lage in den Timorlanden noch anhält. Für unsere Tobamission ist es geradezu eine Existenzfrage, ob es gelingt, die nach Osten hin angrenzenden Gebiete vom Islam frei zu halten; denn der Verkehr mit Assahan steigert sich von Jahr zu Jahr." Bereits wird von Freunden der Rheinischen Mission auch für ein eisernes Motorboot gesammelt, das dazu dienen soll, den Verkehr zwischen dem neuen Arbeitsgebiet und den übrigen Tobastationen zu vermitteln. — So wird die Rheinische Mission auf Sumatra durch die Macht der Verhältnisse unaufhaltsam vorwärts gedrängt.

Angesichts dieses außerordentlichen Wachstums, wie im Blick auf die oben geschilderte Propaganda des Islam tut freilich der innere Ausbau der Gemeinden, die innere Befestigung und Vertiefung derselben dringend not. Von großer Wichtigkeit ist die Heranziehung eines möglichst großen und tüchtigen Gehilfenpersonals. Glücklicherweise haben die Rheinischen Missionare auf Sumatra darauf von Anfang an ihr besonderes Augenmerk gerichtet. Schon 1868

war in Prau Sorat ein Gehilfenseminar errichtet worden; nach der notwendig gewordenen Rückkehr des Leiters desselben, des nachmaligen Inspektors Schreiber, in die Heimat, war 1877 das Seminar von Pansur napitu an die Stelle getreten, das 1902 nach Sipoholon verlegt wurde und zur Zeit unter der Leitung der beiden theologisch gebildeten Missionare Warneck und Harder steht. Viel Zeit und Mühe verwenden die Missionare auch auf die Weiterbildung der ihnen unterstellten Gehilfen, indem sie dieselben zu diesem Zweck in regelmäßigen Zwischenräumen auf der Station um sich versammeln oder auch für die Lehrer eines größeren Bezirks sogenannte Lehrertage veranstalten. Dank dieser Bemühungen steht auf Sumatra den Missionaren eine große Schar tüchtiger Mitarbeiter aus den Eingeborenen zur Seite, darunter seit 1885 auch ordinierte Prediger. — Unter den die Gemeindeschulen besuchenden Kindern sind die Mädchen immer noch verhältnismäßig schwach vertreten. Doch ist es in der Beziehung dank der vermehrten Zahl von Missionsschwestern in den letzten Jahren beträchtlich besser geworden; während im Jahr 1900 unter 8163 Schülern nur 1168 (also etwa $^1/_7$) Mädchen waren, waren es im Jahr 1902 unter 10902 Schülern doch 2099, also nahezu $^1/_5$. — Einen wichtigen Fortschritt auf dem Gebiet des Schulwesens bedeutet die Errichtung einer Fortbildungsschule in Si Antar, in welcher die der Volksschule entwachsenen jungen Burschen in allerlei nützlichen Dingen unterrichtet werden; die einen lernen in der sogenannten Industrieschule allerlei Handwerkszweige, die anderen werden in der „Schule für Häuptlingssöhne“ zu Regierungsbeamten, Schreibern, Aufsehern, Häuptlingen u. s. w. herangebildet.

In dasselbe Jahr fällt eine noch wichtigere Neuerung: der Beginn der ärztlichen Mission auf Sumatra. Als erster Missionsarzt wurde Dr. Jul. Schreiber (Sohn des † Inspektors) ausgesandt, der sich in Pea Radja niederließ, wo für ihn schon vor seiner Ankunft nach seinen Angaben eine Poliklinik errichtet worden war. Einem wie dringenden Bedürfnis damit entsprochen wurde, zeigte die überraschend große Zahl von Kranken, die dem Arzte sofort zuströmten; über 12000 Patienten hatte er in den ersten sieben Monaten zu behandeln. In den folgenden Jahren nahm die Zahl der Hilfesuchenden so zu, daß Dr. Schreiber die Arbeit nicht mehr allein bewältigen konnte, und er sehr froh war, als er 1902 in der Person des ursprünglich für Nias bestimmten Dr. Winkler einen Mitarbeiter erhielt. Die ärztliche Station in Pea Radja war inzwischen durch Errichtung zweier Krankenhäuser, von denen das eine für Männer, das andere für Frauen bestimmt ist, und einiger anderer

kleinerer Gebäude noch weiter ausgebaut worden. Nur in Kürze sei in diesem Zusammenhang auch der Arbeit gedacht, die die Rheinische Mission auf Sumatra an den auch hier ziemlich zahlreichen Aussätzigen tut. Im Süden bei Sipirok bestand schon seit Jahren eine kleine, von der Mission gegründete und unterhaltene Aussätzigenkolonie. Als dann aber im Jahr 1900 Miss. Steinsiek in Laguboti (Toba) es erlebte, daß in seiner nächsten Nähe eine aussätzige Frau und ein aussätziger Mann in ihrer Buschhütte verbrannt wurden, wie solches die heidnische Barmherzigkeit gegen arme Aussätzige ist, wurde auf seine Anregung hin im Stationsbezirk Laguboti noch in demselben Jahr mit der Gründung des Aussätzigenasyls Huta Salem begonnen, das zur Zeit 78 Aussätzige, 50 Männer und 28 Frauen und Kinder, beherbergt. — Wie nötig übrigens eine ausreichende ärztliche Hilfeleistung in Krankheitsfällen gerade im Hinblick auf die durch die Mission gewonnenen Christen ist, hat sich erst in jüngster Zeit wieder bei einem bestimmten Anlaß gezeigt. Als nämlich im Jahr 1901 die Cholera das Gebiet der Rheinischen Mission durcheilte und unter den Batas allenthalben einen namenlosen Schrecken verbreitete, haben auch von den Christen viele in ihrer Bestürzung ihre Zuflucht wieder zu den alten abergläubischen Mitteln genommen. Sie haben damit ihrem Christentum nicht untreu werden wollen, sie waren sich einfach dessen nicht bewußt, was sie damit taten; ja ihre Unwissenheit, oder soll man sagen Arglosigkeit, war so groß, daß sie sogar beim Anbringen der Schutzmittel Gott um seinen Segen baten und mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt zum Missionar kamen und um Karbol und Kampfer baten, um mit deren Geruch die krankheitbringenden Geister von ihren Dörfern und Häusern fernzuhalten.

Immerhin zeigen solche Vorkommnisse, wie schwach und unmündig diese Christen in ihrem Glauben noch sind und wie gering insbesondere ihre christliche Erkenntnis noch ist. Auch sonst stoßen die Missionare bei ihren Christen auf gar manche „Reminiszenzen aus der heidnischen Vergangenheit." Besonders schmerzlich haben z. B. den Missionar Bruch die näheren Umstände des Todes eines erst kurz zuvor von ihm getauften jungen Mannes berührt. Er wurde in einem der Kriege, wie sie namentlich in den freien Batalanden so häufig sind, durch einen tödlichen Schuß verwundet, als er ruhig auf dem Markt saß, mit Genossen Rechtsfragen erörternd. Sein letztes Wort war: „Rächt mich an meinen Mördern! Und wenn alles bare Geld darauf geht, so verkauft Scheuer und Haus, nur rächt mich an meinen Mördern!" Da kam die ganze alte, wilde Batanatur wieder zum Vorschein. Sehr klagt derselbe Missionar

über die Zuchtlosigkeit der Jugend und zwar auch der christlichen. Auch fällts den Batachristen oft noch recht schwer, zu den kirchlichen Bedürfnissen ihr Teil beizutragen und die Verpflichtung dazu anzuerkennen. — Im großen und ganzen aber ist der Stand der christlichen Gemeinden auf Sumatra ein recht erfreulicher. Anzuerkennen ist namentlich der Eifer, mit dem die Christen da und dort ihre heidnischen Landsleute heranzuholen suchen. In einer Gemeinde (Pangombusan, Landschaft Uluan) haben etwa 30 Christen sich sogar zu einem „Bunde" zusammengeschlossen mit der ausgesprochenen Absicht, eine regelmäßige Evangelisationsarbeit unter den Heiden zu treiben. Eine der schönsten Früchte dieses Missionseifers aber und überhaupt eine der erfreulichsten Erscheinungen im Leben der jungen Batakirche ist die 1900 gegründete „Kongsi Batak" oder „Batasche Missionsgesellschaft" (vgl. Evang. Miss.-Mag. 1902. S. 49). Die Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, unter den noch heidnischen Volksgenossen im Norden und Osten des Tobasees dem Evangelium und der nachfolgenden Arbeit der Missionare Bahn zu machen, erfreut sich einer wachsenden Teilnahme in den Batagemeinden. Beachtenswert ist dabei, daß von seiten der Leiter der Gesellschaft (ihr „Inspektor" ist der eingeborene Prediger Henoch) das Hauptgewicht nicht auf die Gaben, sondern auf die Fürbitte der Vereinsmitglieder gelegt wird. Infolge der ausgedehnten Reisen, welche die von der Gesellschaft ausgesandten Evangelisten in den letzten Jahren nach den Ufern des östlichen und nördlichen Tobasees gemacht haben, kommen von den Bewohnern jener Gegenden wieder und wieder Bitten um ständige Evangelisten und Lehrer, und so bekommt die Rheinische Mission von diesem jungen Verein zugleich einen immer fleißigeren Mitarbeiter für die großen Aufgaben, die ihr auf Sumatra gestellt sind und die von Jahr zu Jahr sich weiter ausdehnen.

Ein ähnliches Arbeitsfeld wie auf Sumatra hat die Rheinische Mission auf der westlich davon gelegenen Insel Nias gefunden. Auch hier haben wir es mit einer mächtig vorwärtsschreitenden Mission zu tun; ja die Mission auf Nias hat, was die Schnelligkeit des Wachstums anlangt, die ältere Schwestermission in den letzten Jahren beträchtlich überflügelt. Während auf Sumatra beispielsweise innerhalb der letzten 14 Jahre die Zahl der Heidenchristen von 13135 auf 51 585, d. h. um 400 % gestiegen ist, ist sie in dem gleichen Zeitraum auf Nias von ca. 600 auf fast 7000 gestiegen, d. h. um mehr als 1000 %. Im letzten Jahr allein konnten 1115 Niasser getauft werden. Dies außerordentliche Wachstum ist umso auffallender, als Nias sich im Anfang als ein recht schwieriges und wenig

aussichtsvolles Arbeitsfeld erwies. Unempfängliche Roheit und Wildheit und auf seiten der Mächtigen der Insel, d. h. der habgierigen und ihre armen Untertanen aufs furchtbarste aussaugenden Dorf- und Stammeshäuptlinge Mißtrauen und entschiedene Feindschaft, — das war es, was hier den ersten Missionaren entgegentrat und ihre Arbeit ungemein erschwerte. Erst nach 9 Jahren (1874) konnten aus einem Dorf bei Hunang Sitoli (Hilinaa) die Erstlinge getauft werden. Auch in den folgenden Jahren ging es immer noch recht langsam voran. Erst Anfang der neunziger Jahre begann jenes wunderbare rasche Wachstum der Niasmission. Was aber führte diese Wendung herbei? „Es war", heißt es in der Festschrift 75 Jahre Rheinischer Missionsarbeit, „der Eindruck, den auf die Niasser die segensreiche Unwandlung machte, welche das Evangelium in den ganzen Lebensverhältnissen bei denen, welche es annahmen, mit sich brachte. Sie sahen, wie die Stationen Stätten des Friedens wurden, die selbst die so sehr gefürchteten Kopfschneller scheuten; sie sahen, wie früher arme und zertretene, durch die Missionare aber aus der Schuldsklaverei ihrer schurkischen Häuptlinge befreite Leute zu Besitz und Wohlstand kamen; sie sahen, wie die Kinder derselben zu einer geachteten Stellung, sei es als Lehrer, sei es als Unterbeamte bei der holländischen Regierung gelangten. Das machte sonderlich die, welche bis dahin die schlimmsten Widersacher der Missionare gewesen waren, die Häuptlinge, jetzt zu ihren Freunden und zu Förderern der Sache des Evangeliums."

So öffnete sich diesem jetzt ein Dorf um das andere. Bis zum Jahr 1890 hatte die Rheinische Mission nur drei Stationen an der Ostküste der Insel, wozu im Jahr 1891 noch eine vierte, ebenfalls an der Ostküste, kam. Im Jahr 1892 faßte man mit der Gründung der Station Sirombu auch auf der Westküste Fuß. Jetzt hat die Rheinische Mission auf Nias zwölf Stationen und eine auf den westlich von Nias gelegenen Nakko-Inseln. Von diesen sind fünf in den drei letzten Jahren (1899—1902) gegründet worden. Besonders wunderbar und aussichtsvoll ist der Eingang, den die Mission seit 1900 im Südwesten der Insel unter einem der gefürchtetsten Kopfschnellerstamme, den Irauno Huna, gefunden hat. Hunderte dieser wilden Gesellen, darunter eine verhältnismäßig große Zahl von Häuptlingen, haben völlig mit dem Heidentum gebrochen und warten sehnlichst auf die Taufe. Einer von diesen, Siwahumongo, d. h. der „neunmal mehr zu Fürchtende", hat noch 1901 mit seinen Leuten einen grauenhaften Raubzug unternommen und dabei eine arge Kopfabschneiderei verübt. Nachdem die holländische Regierung mittelst einer Strafexpedition zweimal vergeblich versucht hatte, diesen Häupt-

ling zu fangen, bat der Resident den Miss. Krumm, er möge versuchen, ob er den Mann bekommen und womöglich zu einem Christen machen könne. Und wirklich, dieser Blutmensch kam auf eine Einladung, die der Missionar ihm zugehen ließ, zu diesem, natürlich mit großer Gefolgschaft, und erklärte, daß er seines greulichen Lebens müde sei und nun auch lernen wolle. „Tuan", sagte er, „ich bin ein verirrter, ein verblendeter und vom Teufel verführter Mensch. Es tut mir leid, daß ich die vielen Menschen ermordet habe. Aber jetzt will ich Christ werden. Darf ich zu dir kommen?" — Seit 1902 haben die Irauno Huna in ihrem Gebiet auch eine eigene Station, nämlich Lolowa'u.

Aber auch auf den übrigen Stationen geht es mächtig voran. So konnten auf der erst im Jahr 1899 gegründeten Station Sogae Adu bereits 1901 die Erstlinge und zwar gleich 199 auf einmal getauft werden; auf der im selben Jahr gegründeten Station auf den Nakko-Inseln fand die Taufe von 128 Erstlingen sogar schon Ende 1900 statt. Und immer neue Dörfer und Landschaften erschließen sich und bitten um Lehrer.

Leider sind nun aber durch Todesfälle und Erkrankungen gerade in den letzten Jahren manche schmerzliche Lücken in dem Geschwisterkreis auf Nias entstanden. Einen besonders schweren Verlust für die Niasmission bedeutete der Tod des Miss. Thomas († 30. Dezember 1900, vergl. Miss.-Mag. 1901. S. 480 ff.), der seit 1871 auf Nias tätig gewesen und besonders als Leiter des von ihm gegründeten Seminars in Humene (jetzt in Ombolata) mit viel Geschick und in großem Segen gewirkt hatte; ein anderer, der junge und eifrige Miss. Krumm, wurde, nachdem ihm kurz zuvor seine Frau, die ihm in seiner Arbeit eine treffliche Gehilfin gewesen, gestorben war, im letzten Jahr (1903) durch einen unerwartet schnellen Tod aus seiner reichen und gesegneten Arbeit unter den Irauno Huna herausgerissen; ein dritter, Miss. Harder, mußte, weil er das Klima nicht ertragen konnte, auf ein anderes Arbeitsfeld versetzt werden, und mehrere andere waren genötigt, auf längere Zeit in der Heimat Erholung zu suchen.

An den eingeborenen Lehrern haben die Missionare zwar, wie sie dankbar anerkennen, „durchweg tüchtige und rührige Mitarbeiter." Aber für die große, der Mission auf Nias sich aufdrängende Arbeit reicht ihre Zahl (28) bei weitem nicht aus. Die Klagen über Lehrermangel kehren in den Berichten immer wieder. Es ist auch gar schmerzlich, wenn die Bewohner heidnischer Dörfer wieder und wieder um Lehrer bitten, aber immer auf spätere Zeit vertröstet werden müssen, und es dann schließlich so geht wie in einem Dorf der

Irauno Huna, wo die Leute bereits ihre Götzen weggeworfen hatten, aber dann, als sie trotz wiederholten Bittens keinen Lehrer erhielten, wieder ins Heidentum zurückgesunken sind." „Hier auf Nias", schreibt Miss. Kramer angesichts solcher Erfahrungen, „eilen uns die Ereignisse voraus, und wir haben Mühe, nur einigermaßen nachzukommen." Einen augenfälligen Beweis von dem gewaltigen Umschwung, der innerhalb des letzten Jahrzehnts in der Stellung der Niasser zum Christentum sich vollzogen hat, bot die große Häuptlingsversammlung, die anläßlich der letzten Konferenz der niassischen Missionare in Gunong Sitoli stattfand; in zündenden Worten haben da die Häuptlinge — es waren ihrer gegen 200 erschienen — ihre Untertanen aufgefordert, der neuen „baku" (Lehre) zu folgen. „Und was waren diese Leute, die da um uns versammelt waren, früher?" fragt Miss. Kramer. „Nicht nur unwissende Heiden; sie waren Kopfabschneider, Räuber und Mörder; und alle diese Hunderte haben nun ihre Lanzen und Schilde niedergelegt und wollen Christen werden!"

Je größer aber der Zudrang der Heiden zum Christentum und ihre Willigkeit, dasselbe anzunehmen, wird, und je rascher die Zahl der Getauften allerwärts zunimmt, desto nötiger ist natürlich auch eine geordnete und regelmäßige Pflege der neugewonnenen Christen. Auch in der Beziehung erscheint nächst der Verstärkung des europäischen Arbeiterpersonals die Heranziehung einer möglichst großen Zahl eingeborner Gehilfen für die nächste Zukunft als eine der dringendsten und wichtigsten Aufgaben. Um dem schreiendsten Bedürfnis nach Lehrern zu genügen, haben die Missionare vor kurzem sich entschlossen, im Seminar in Ombolata eine „Notentlassung" vorzunehmen und die ältesten und tüchtigsten Zöglinge schon jetzt, noch ehe sie den vorgeschriebenen Kursus ganz absolviert hatten, in den Dienst zu stellen. Später soll dann aber streng der vierjährige Kursus innegehalten werden. Sehr sehnen die Missionare auch die Zeit herbei, wo es neben den eingeborenen Lehrern und Evangelisten auf Nias auch ordinierte Pastoren gibt, die bis jetzt dort noch ganz fehlen. Da sodann die Niasser in kultureller Beziehung viel weiter zurück sind als z. B. die Batas, so ergeben sich hieraus auch nach dieser Seite hin für die dortige Mission größere Aufgaben. Dringend zu wünschen wäre endlich, daß Nias auch bald einen Missionsarzt erhielte; demselben fiele neben dem Beistand, den er den Missionsgeschwistern und den Niassern in Krankheitsfällen zu leisten hätte, insbesondere auch die Aufgabe zu, junge Niasser zu Heilgehilfen heranzubilden, damit allmählich die Missionare von der ärztlichen Tätigkeit, die sie jetzt noch notgedrungen neben dem geistlichen Beruf ausüben, befreit würden.

In Anbetracht all dieser Verhältnisse muß man sich wirklich wundern, daß der geistliche Stand der Niaschristen im allgemeinen doch ein so günstiger ist. „Gewiß", schreibt Miss. Hoffmann, „sind unsere Christen noch nicht wie sie sein sollten. Aber im großen und ganzen hat Gottes Gnade mächtig unter diesen Leuten gewirkt. . . . An Stelle des Götzendienstes ist das Gebet zum lebendigen Gott getreten. Regelrecht wird, soviel ich weiß, Morgen- und Abendgebet gehalten, ja in vielen Familien kann sogar ein Abschnitt aus dem Neuen Testament oder eine biblische Geschichte vorgelesen werden; daß bei den Andachten gesungen wird, ist den meisten Christen selbstverständlich. Auch außerhalb des Hauses bei der Arbeit unter den Kokosbäumen oder auf dem Meer werden von unseren Christen Loblieder zur Ehre unseres Gottes angestimmt. Wer die Zustände, bemerkt Miss. Hoffmann hiezu, miterlebt hat, die wir hier vorfanden, der sieht den gewaltigen Unterschied und spricht fröhlichen und dankbaren Herzens: das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden."

Im Anschluß daran sei hier gleich einiges über das jüngste Arbeitsfeld der Rheinischen Mission, die Mentawei-Inseln, beigefügt. Dieselben liegen ungefähr in der Mitte der langen, Sumatra vorgelagerten Kette von Inseln. Seitdem die holländische Kolonialregierung 1864 auch auf diese ihren Rechtsanspruch geltend machte, war die Rheinische Mission von dieser wiederholt aufgefordert worden, ihre Arbeit von Nias auch auf diese Inseln auszudehnen. Es trafen schließlich vielerlei Dinge zusammen, die es der Deputation als richtig erscheinen ließen, dieser Aufforderung Folge zu leisten. So siedelte denn Miss. Lett (bisher auf Sumatra), nachdem er einige Monate zuvor mit Miss. Kramer eine Untersuchungsreise nach den Inseln unternommen hatte, Ende 1901 nach dem neuen Arbeitsfeld über und legte an der Sikakapstraße (zwischen Nord- und Süd-Pagei) unter großen Schwierigkeiten die erste Station an. Ende 1902 hat er in dem neuausgesandten Miss. Dannert eine wertvolle Hilfe erhalten.

Von der eigentlichen Missionsarbeit ist natürlich noch nicht viel zu berichten. Anfangs ließ sich alles gut an; die Insulaner zeigten sich sehr zutraulich; die Kinder kamen ziemlich zahlreich, wenn auch noch sehr unregelmäßig in die Schule, die Miss. Lett, sobald er sich einige Kenntnis der Mentaweisprache angeeignet hatte, zu halten begann; bei den Erwachsenen fand er hauptsächlich durch seine ärztliche Tätigkeit Eingang. Bald aber machte sich mehr und mehr der böse Einfluß der mohammedanischen Malayen geltend. Durch ihre fortgesetzten Lügen und Verleumdungen haben dieselben nach den neusten Nachrichten es dahin gebracht, daß sich die anfänglich so vertrauensvollen Eingeborenen von den Missionaren immer mehr zurück-

ziehen und fast kein Kind mehr zur Schule kommt. Die wenigen Leute, die noch zum Gottesdienst kommen, sind meistens solche aus fernliegenden Ortschaften. Miss. Lett und Dannert machen sich noch auf harte Kämpfe gefaßt.

Inzwischen hat die Mentawei-Mission bereits einen neuen Schößling getrieben: die weiter südlich gelegene Insel Engano, deren Bevölkerung in den letzten 40 Jahren von 6000 Köpfen auf ca. 500 zusammengeschmolzen ist, und wohin im letzten Frühjahr einer der sumatranischen Missionsärzte zusammen mit Miss. Lett im Auftrag der holländischen Regierung eine Untersuchungsreise gemacht hat, soll mit eingeborenen Lehrern besetzt (ein Batalehrer mit Familie ist bereits dort eingetroffen) und so in gewissem Sinn zum Filial von Mentawei gemacht werden. Damit erhält dann die ganze längs der Westküste von Sumatra sich hinziehende Inselkette das Evangelium direkt oder indirekt durch Vermittelung der Rheinischen Mission, direkt Nias mit Nakko, Mentawei und Engano, indirekt die Batu-Eilande, das Arbeitsfeld der lutherischen Missionsgesellschaft in Amsterdam, deren Missionare aber im Barmer Missionshaus ausgebildet werden. (Schluß folgt.)

Missions-Zeitung.

Tibet. Während in Ostasien die politischen Beziehungen zwischen Japan und Rußland sich zu ernsten Verwicklungen zu gestalten drohen, die auch für die evangelische Mission in der Mandschurei und in Korea von unübersehbarer Tragweite werden können, hat England in aller Stille von Indien aus einen Vorstoß gegen das verschlossene Tibet unternommen. Es scheint somit, daß nun auch das Geheimnis von Lhasa, das Heiligtum des Dalai-Lama, demnächst entschleiert werden wird. Uebrigens hat vor kurzem ein Bericht des russischen Forschers Zybiloff, dem es gelungen war, ein Jahr lang in Lhasa zu weilen, viel Neues über die „verbotene Stadt" gebracht. Seiner Schilderung liegt auch ein Bericht des mongolischen Kalmücken Ushé Narzunof, der zweimal in Lhasa war, zu Grunde. Dieser Beschreibung zufolge ist die Stadt ziemlich rein — im asiatischen Sinne des Wortes — mit Ausnahme des Stadtteils, wo in Häusern aus Ochsen- und Ziegenhörnern die Bettler leben. Diese Bettler müssen die Leichen aus der Stadt schaffen, denn nach buddhistischem Brauch werden die Toten nicht beerdigt. Die hohen Priester werden nach dem Tode begraben oder verbrannt, aber die Leichen der niederen Priester und die der Bevölkerung werden den Raub-

vögeln überlassen, nachdem sie auf einem flachen Stein, der zwischen Lhasa und dem Kloster Séra nahe der Kapelle Pa-banka liegt, zerstückelt worden sind. Lhasa besteht aus vielen Tempeln und Klöstern, die von Gärten umgeben und durch Straßen verbunden sind, in denen sich viele kleine Läden und Privatwohnungen befinden. Die Stadt erstreckt sich etwa zwei englische Meilen von Westen nach Osten und eine Meile von Norden nach Süden. Unter einer Bevölkerung von 50—60 000 Einwohnern gibt es 3000 Mönche.

Inmitten der Stadt erhebt sich der Haupttempel, der große Jzon. Dieser Tempel ist drei Stockwerke hoch und hat vier goldene Dächer; er enthält sehr viele Standbilder buddhistischer Götter, darunter eine von Sakya-Muni, dem Gründer ihrer Religion. Auf der Höhe eines Hügels stehen die Gebäude des größten Klosters in Lhasa, Manbodatsang, wo die Mönche sich dem Studium der Heilkunde widmen. Rechts auf einem Hügel, der dreihundert Fuß höher steigt, sieht man eine Sammlung von Gebäuden, Potala genannt; hier ist der Wohnsitz des Dalai-Lama. Das Ganze ist eine Anhäufung von Tempeln, Palästen und Gebäuden, die an Kasernen erinnern und von Mauern umgeben sind. Er erinnert in etwas an die Akropolis von Athen. Die Verbindung zwischen den verschiedenen Gebäuden stellen Zickzackwege her, die von Steinmauern eingefaßt sind. Den Mittelpunkt dieser mönchischen Festung nimmt ein Tempelpalast, Po-brang Marpo, ein, dessen rote Mauern gegen das Weiß der anderen Gebäude abstechen. Auf der Südseite sind neun Stockwerke, auf der entgegengesetzten Seite nur sechs oder sieben. Hier sind jedoch die vier Tempel mit vergoldeten Dächern im chinesischen Stil. Rechts vom Po-brang Marpo liegt der Palast, der die Privatgemächer des Dalai-Lama enthält, links sind die Gebäude der hohen Würdenträger. Die ganze Sammlung von Gebäuden enthält fast 3000 Räume und ist größer als der Vatikan. Narzunof wurde vom Dalai-Lama wohlwollend aufgenommen und erhielt Geschenke von ihm.

Westafrika. Ein junger sächsischer Kandidat der Theologie, Gotthelf Müller, der sich während seines Studiums mit großem Eifer des akademischen Missionsvereins in Leipzig annahm, hat sich mit einem jungen Gefährten aufgemacht, um im mohammedanischen Hinterlande von Kamerun südlich vom Tsad-See eine neue Mission anzufangen. Im August haben sie sich nach Westafrika eingeschifft. Wir fürchten, dieser vereinzelte Versuch einer sogen. Sudan-Mission, die gegenwärtig als Parole unter manchen Missionskreisen ausgegeben wird und bei der man vergißt, von welcher missionspolitischen Wichtigkeit es ist, vor allem die vielen vom Islam bedrohten Negervölker zwischen der Küstenzone und dem Innern des Landes dem Christen-

tum zuzuführen, werde keine große Zukunft haben. Die beiden jungen, in der Missionspraxis noch unerfahrenen Männer hätten unseres Erachtens besser daran getan, ihre Dienste einer bewährten, in Westafrika arbeitenden Missionsgesellschaft zur Verfügung zu stellen.

Heimat. In einem bayerischen Tagblatt finden wir nachstehendes bemerkenswertes Zeugnis veröffentlicht: Die sittlich-religiösen und kulturellen Erfolge der evangelischen Heidenmission werden nicht immer, wie sie es verdienten, gewürdigt. Auch aus dem Munde von Weltreisenden, die, wenn sie genauer zugesehen hätten, anders hätten urteilen müssen, kann man geringschätzige Urteile hören. Dagegen werden die Erfolge der katholischen Missionen gerühmt und gepriesen. Da ist es angezeigt und im konfessionellen Hader der Gegenwart geradezu wohltuend zu vernehmen, was Fr. Schwager, S. V. D. in Steyl in der Zeitschrift „Der katholische Seelsorger" im 25. Band in seinem Aufsatze „Das Missionswesen des deutschen Protestantismus" u. a. schreibt. Wir lesen: In der so oft ventilierten Frage nach den Erfolgen der protestantischen Mission ist unsere Antwort eine andere, als sie noch manchmal gegeben wird. Gestützt auf mündliche und schriftliche Zeugnisse katholischer Missionare aus den verschiedensten Missionen und Gesellschaften, sowie aus dem Studium zuverlässiger Quellen müssen wir es offen aussprechen: Die protestantische Mission ist auch qualitativ nicht so erfolglos, wie man oft annimmt, und es wäre an der Zeit, mit der unterschiedslosen Verwendung des Schlagwortes von der „völligen Unfruchtbarkeit und Erfolglosigkeit der protestantischen Missionen" endlich einmal aufzuräumen. Es gibt eine große Anzahl von protestantischen Missionsgesellschaften, und dazu gehören alle älteren und die meisten neueren in Deutschland, denen es mit einem soliden Missionsbetrieb Ernst ist. Viele amerikanische und englische Missionare sind akademisch gebildet, die seminaristische Vorbildung der meisten deutschen Missionare legt wenigstens ein Fundament für die eigene spätere Fortbildung und ersetzt anderes durch die spezielle, obligatorische Ausbildung in der Missionstheorie, Pädagogik, Musik und Heilkunde, welche in dieser Ausdehnung in einzelnen katholischen Missionsanstalten sich noch nicht findet. Und das Gros der deutschen Missionare ist in seinem Leben, seinem Wollen und seinen Leistungen der Ehre und Anerkennung wert." Am Schlusse seiner ruhigen und sachlichen Darlegung sagt Schwager in zutreffender Weise: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Wetteifer der christlichen Konfessionen den Fortgang des Missionswerkes neben oftmaliger Hemmung doch auch gewaltig fördert."

Lehrer Tauſi und ſeine Frau Seimata.

Die Stellung des Kalifen Ali im Islam.*)

Ali, der Neffe und Schwiegersohn Mohammeds, war einer der frühesten Anhänger des Propheten, sein ergebenster Nachfolger und persönlicher Freund. Er war sein beständiger Gefährte auf seinen Kriegsfahrten und dabei durch seine Tapferkeit auf dem Schlachtfelde berühmt. Aus vielen überlieferten Zügen geht hervor, welche Zuneigung der Prophet für ihn hatte und wie anderseits Ali seinen Meister verehrte und dessen Kunst in der Auslegung des Korans bewunderte. Die mancherlei Geschichten, die er von den Taten Mohammeds erzählte, sein Urteil in Sachen der islamischen Theologie und die Schärfe, mit der er sich in Bezug auf das kanonische Gesetz äußerte, werden noch heute von seinen Anhängern aufs höchste geschätzt.

Mohammed nannte ihn seinen Freund, seinen Bruder in dieser und der zukünftigen Welt, sowie die „Pforte der Weisheit". Unter anderem sagt er: „Auf Ali blicken ist Verehrung." Ebenso sind uns viele Aussprüche von Ali aufbewahrt geblieben, wie z. B.: „Niemand fürchte sich vor irgendetwas, außer vor seiner Sünde!" — „Der Unwissende schäme sich nicht zu lernen." — „Wer sich selbst kennt, der kennt seinen Herrn."

Obschon Ali ein tüchtiger Offizier des Propheten war, fehlte ihm doch die Gabe des Regierens. Als vierter Kalif erlebte er nichts als Mißerfolg, denn es mangelten ihm alle Eigenschaften, die er als Regent in den unruhigen Zeiten, in die seine Regie-

*) Nach D. E. Sell in „The East and the West". 1903.

rung fiel, hätte haben sollen. Es war daher ein Glück für den Islam, daß nicht Ali, sondern Abu Bekr der erste Kalif war, denn dessen weiser Regierung ist es zuzuschreiben, daß der Islam die Zeit der Anarchie und der Wirren, die unmittelbar nach dem Tode Mohammeds folgten, überlebte.

Es ist indes nicht die politische Geschichte jener Zeiten, noch der Charakter Alis als Regent und Kriegsmann, auf die wir im Nachfolgenden unsern Blick richten möchten, sondern auf die eigentümliche Entwicklung der religiösen Lehren, die sich auf ihn zurückführen läßt, eine Entwicklung, die noch heutzutage von bedeutendem Einflusse ist. Die daraus hervorgegangenen Systeme sind es auch besonders, die in unsern Tagen dem Werk der Mission in manchen Ländern des Ostens trotzig die Stirne bieten.

Es war im Jahr 661 n. Chr., daß Ali, als er eben im Begriff stand, die Moschee in Kufa zu betreten, ermordet wurde. In dem Bürgerkriege, der hierauf folgte, wurde sein Sohn Hasan durch Gift aus dem Wege geräumt und sein anderer Sohn Husain wurde verräterischerweise auf der Ebene von Kerbela erschlagen. Das rief das erste Schisma im Islam hervor und Husain wurde als Märtyrer zum Losungswort, das bis auf den heutigen Tag die Flamme des Hasses zwischen den Schiiten und Sunniten stetig unterhält. Die alljährlichen Ceremonien im Monat Muharram zeigen die tiefste Verehrung für Ali und seine Familie. In einem sehr gebräuchlichen Gebet wird Ali die reine Seele genannt, der Beste aller Sterblichen, der heilige Märtyrer, das Oberhaupt der Gläubigen, der Imam (Priester) der Getreuen, der siegreiche Löwe des Allerhöchsten. Das Gebet schließt mit den Worten: „Ich bitte, daß Gott um dieses heiligen Kalifen willen meine Gelübde, die ich ihm tue, gnädig erhören wolle." Von Hasan und Husain heißt es: „Ich bitte, daß der ewige Gott geneigt sein wolle, die Gelübde anzunehmen, die ich für die Ruhe der herrlichen Seelen der beiden edlen Imame, der von Gott geliebten Märtyrer, des gesegneten Abu Mohammed Al-Hasan und des Abu Abdullah Al-Husain darbringe."

Dieses Gefühl der Verehrung hat sich nach und nach zu einem regelrechten Kultus des Ali und seiner Nachfolger entwickelt. Das „göttliche Recht" Alis ist heute eine Haupt- und Grundlehre eines großen Teiles der mohammedanischen Welt. Dabei hat es reli-

giöse Formen angenommen, die sich weit weg entfernen von Mohammed und dem Koran. In dem islamischen Gemeinwesen hat es bewirkt, daß es die große, weitreichende Spaltung der mohammedanischen Welt in Sunniten und Schiiten, von denen die letzteren die Anhänger des Ali sind, hervorgerufen hat. Dabei ist die Sonderlehre der Schiiten die des Imamat, wonach die Führerschaft der Gläubigen aufs strengste beschränkt ist auf Alis Nachfolger, als auf die alleinigen großen Imame des Islam.

Das tragische Ende Alis und seiner Söhne verursachte zwar bei seinen Freunden und Anhängern tiefe Trauer, aber sie fanden ihren Trost in der Anschauung, daß es Gottes Wille sei, daß das Imamat in der Familie Alis verbleibe. Bald darauf entstanden auch Ueberlieferungen, die die hohe Achtung des Propheten vor Ali hervorhoben, die besondere Gunst, mit der ihn Gott bedachte, und seine einzigartige Stellung unter den Menschen. Ja, sie verstiegen sich schließlich zu dem ungeheuerlichen Ausspruch, daß „Ali schon vor Erschaffung des Himmels und der Erde existiert habe, daß er ein Schatten zur Rechten des Thrones (Gottes) gewesen sei, und daß sich Menschen und Engel vor ihm verbeugten."

Die alten Anhänger von Zoroaster glaubten, daß den Jamschid, den ersten Menschen, ein Heiligenschein von himmlischem Licht umgeben habe. Mohammed entlehnte diese Idee, wie er dies auch sonst tat, und sagte: „Das erste, was Gott erschuf, war mein Licht und mein Geist." Es wird auch angenommen, daß der Vers im Koran: „Nun ist ein Licht und ein klares Buch von Gott zu euch gekommen" (V, 18), Bezug hat auf die Spendung dieses Lichtes an Mohammed und auf die Verleihung des Korans. Dieses „Licht Mohammeds", wie es jetzt genannt wird, ging auf Ali über, und von diesem auf seine Nachfolger. Es bereichert und veredelt sie und stellt sie dem Propheten gleich im Rang. Sie werden auch für sündlos und rein gehalten. Auf diese Weise sind sie befähigt, die Menschheit auf den rechten Weg zu leiten, Oberpriester des Islam zu sein, die alleinigen Beherrscher der Gläubigen und die göttlich berufenen Medien zwischen Gott und den Menschen. Einer der größten islamischen Theologen sagt: „Das Imamat (Priestertum) ist ein Licht, das von einem zum andern übergeht. Die Imame sind göttlich. Die Welt ist niemals ohne diese Lichter gewesen."

So schien das Herz des Menschen schon in den frühesten Tagen des Islam etwas mehr zu bedürfen als ein unfehlbares Buch; man verlangte nach einem lebendigen, persönlichen Führer, der nach seinem Charakter und seiner Stellung Anspruch machen durfte auf den Gehorsam der Gläubigen. Auf diese Weise kam es dazu, daß dem Kalifen Ali und seinen Nachfolgern nach und nach fast übernatürliche Ehren zuerkannt wurden, daß sie als göttlich beglaubigte und mit allen vollkommenen und geistlichen Gaben ausgerüstete Führer, als Männer, denen die Gläubigen unbedingten Glauben leisten müssen, ja als Lehrer, deren Entscheid endgültig, deren Weisheit übermenschlich ist, angesehen wurden. Das war um so wichtiger für den Islam, als in der ersten Zeit seines Auftretens viel Anarchie und Unordnung unter seinen Anhängern herrschte. Blutige Fehden verhinderten jede wahre Einigkeit und unter all den Wirren machte sich das Verlangen nach einem geistlichen Oberhaupt stark geltend. Der Imam als Nachfolger von Gottes Gnaden, als der Träger des „heiligen Lichtes" kam einem tiefgefühlten Bedürfnis entgegen.

Aber die Anhänger Alis wurden über der Frage der Nachfolge uneins. Die eine Partei, als die Ismaeliten bekannt, behauptete, daß nach dem Tode des sechsten Imam die Periode der „Verborgenen Imame" ihren Anfang genommen habe. Nach ihrer Ansicht gibt es keinen sichtbaren Führer mehr auf Erden; da es aber undenkbar sei, daß die Welt je ohne einen Imam sein könnte, so befinde sich derselbe in der Abgeschiedenheit. Die Mittlerschaft zwischen Gott und Menschen besteht dessenungeachtet, aber der Imam findet sich nicht mehr in menschlicher Gestalt. Diese Sonderansicht der Ismaeliten führte zur Bildung von geheimen Gesellschaften und zur Ausgestaltung eigentümlicher Geheimlehren. Da der Verkehr mit dem Imam von größter Wichtigkeit und seine Leitung unbedingt notwendig ist, so bildete sich eine Körperschaft von Männern, die, eingeweiht in die Geheimnisse der Religion, die nötige Belehrung geben können. Die Imame werden demnach als die Verwahrer alles Wissens betrachtet, und nur durch ihre Emissäre können die Menschen den rechten Weg des Lebens oder die Erklärung der mannigfachen Rätsel kennen lernen. Das Ergebnis dieser Lehren erhielt seine extremste Form in der Zeit des tollen Kalifen Hakim, des Beherrschers Aegyptens (996—1020

n. Chr.), der als fanatischer Anhänger Alis die Sunniten haßte und sowohl Christen wie Juden aufs heftigste verfolgte.

Es ist schwer zu verstehen, wie Hakims Untertanen die Ausbrüche seiner Verrücktheit und seine vielen grausamen Handlungen auf die Länge ertragen konnten, und es läßt sich das nur durch das Dogma des Imamat erklären. Die Herrscher der Fatimiden-Dynastie, zu welcher Hakim gehörte, standen nicht im Rufe großer Orthodoxie. Sie betrachteten sich sogar als Inkarnationen der göttlichen Weisheit und als die alleinigen Dolmetscher des heiligen Gesetzes. Das „Licht" sei von Ali durch die Imame auf sie herabgestiegen und so seien sie die lebendigen und sichtbaren Repräsentanten des „verborgenen Imam".

Die Tatsache, daß dies wirklich als Wahrheit geglaubt wurde, läßt es erklärlich erscheinen, daß ein Mann wie Hakim, ein Ungeheuer von Grausamkeit, einen solchen Einfluß ausüben und die Macht in den Händen behalten konnte. Zudem ging auch Hakim noch einen Schritt weiter als die übrigen seines Gelichters, indem er sich für göttlich ausgab.

Ein anderer Zweig der Ismaeliten war die berühmte Sekte der Assassinen. Ihr Führer behauptete, daß der Mahdi, der verborgene Imam, dereinst in der Person eines Kalifen aus der Familie der Fatimiden wieder erscheinen und allem Krieg und Streit in der Welt ein Ende machen werde. Zugleich werde er den Menschen, die der Sorgen dieses Lebens überdrüssig seien, Ruhe und Frieden bringen. Seine Anhänger waren aufs beste organisiert und seine Gegner wurden auf geheimnisvolle Weise aus dem Wege geräumt. Die „Geweihten", wie die den Meuchelmord zu vollziehenden Personen genannt wurden, standen ganz und gar unter der Kontrolle ihres Oberhauptes, und so war auch hier das Dogma des Imamat verantwortlich für die Schreckensherrschaft und die Grausamkeiten, die in seinem Namen verübt wurden.

Eine weitere Entwicklung, die sich aus der Stellung Hakims ergab, findet sich im Wachstum der Drusischen Religionssekte. Die Grundidee derselben ist, daß Gott, nachdem er sich vielfach in menschlicher Gestalt geoffenbart hatte, sich zum letzten Male in Hakim geoffenbart habe, dessen Worte und Taten demnach göttlich seien. Viele behaupteten, daß der Vers im Koran: „Heute habe ich eure Religion für euch vollendet und meine Gnade an euch

erfüllt und euch den Islam zur Religion gegeben" (V, 5)*) andeute, daß die geheime Bedeutung des Glaubens den Schiiten kund gemacht worden sei, und daß alle Autorität auf Ali und seine geistlichen Nachfolger, die Imame, und erst von da auf Hakim übergegangen wären. Hamza, der ein berühmter islamischer Priester zur Zeit Hakims war und den die Drusen als den Gründer ihrer Religion betrachten, opponierte gegen diese Ansicht und erklärte, indem er von dem Dogma abwich, wonach Hakim erst zu seiner Stellung gelangt sein sollte, daß die Schiiten keinen Anspruch mehr auf solche Erkenntnis und Autorität machen könnten. Hakim allein, und niemand anders, war jetzt der wahre Imam, und zum Beweis hiefür führte er die Koranstelle (XXXVI, 11) an: „Alles haben wir niedergelegt in einem lauteren Imam." Es war dies aber eine falsche Deutung des Textes, aber Hamza machte sich den Doppelsinn des Wortes Imam zu nutz und wandte es auf Hakim an. — Auf eine weitere Darstellung der verschiedenen sonderbaren Glaubenslehren, aus denen die drusische Religion zusammengesetzt ist, gehen wir hier nicht näher ein. Wir haben nur zu zeigen versucht, wie Alis Einfluß durch das Dogma des Imamat auf Hakim überging und dann sich weiter entwickelte, bis es schließlich auf eine Glaubensform hinauslief, die in Hakim, einem der blutdürstigsten Despoten, der je gelebt hat, eine Menschwerdung Gottes erblickte.

Seine vollste Ausprägung jedoch hat der Ali-Kultus in der Sekte der Nosairi oder der Ansarier in Syrien erhalten. Die Nosairi scheinen besonders eifrig die allegorischen Deutungen der ismaelischen Missionare aufgenommen und danach ihr eigenes System ausgebildet zu haben. Sie waren nicht imstande, den dunkeln philosophischen Spekulationen ihrer Lehrer, die nicht selten zum vollständigen Atheismus führten, zu folgen und betrachteten Ali als die Inkarnation der Universalseele, als einen Ausfluß Gottes, ja als Gott selbst. Sie halten ihn für einzigartig und unsterblich, dessen Wesen Licht sei. Nach ihrem Glauben gibt es keinen Gott außer Ali, und die Imame sind seine Repräsentanten

*) Die Kommentatoren schließen aus dieser Stelle, daß dies die letzte Offenbarung Mohammeds gewesen und nach dieser keine Gebote mehr erfolgt seien.

auf der Erde. Die Scheiche oder Oberhäupter der Nosairi sind heutzutage die Imame, deren Wille alleiniges Gesetz ist und deren allezeit guter Leitung man folgen müsse. Während die Schiiten eine Wiederkunft des verborgenen Imam, des Al-Mahdi erwarten, behaupten die Nosairi, nicht die Erscheinung des Mahdi sei die Offenbarung der letzten Zeit, sondern die des Ali, den sie den Maani nennen, ein Ausdruck, der die Idee einer verborgenen Göttlichkeit in menschlicher Gestalt in sich zu schließen scheint. Der mohammedanischen Ansicht vom „heiligen Licht", daß dasselbe von Mohammed auf Ali übergegangen sei, stellen die Nosairi die entgegengesetzte Ansicht gegenüber, daß Ali von seinem Licht den Mohammed erschaffen habe. Im Gegensatz zur Lehre des Islam glauben sie auch an eine Trinität und zwar: an Ali, als Maani, an Mohammed als Vorhang und an Salman al Farisi als Pforte. Der Nosairi sagt deshalb im Gebet: „Ich wende mich zur Pforte, ich verbeuge mich vor dem Vorhang, ich bete den Maani an."

Die Nosairi glauben, daß sie vor der Erschaffung der Welt als Sterne existierten, und daß Ali um ihres Ungehorsams willen den Satan und die bösen Geister erschaffen habe. Hierauf habe er wegen des Ungehorsams dieser Geister die Frauen erschaffen, deren Seelen die Unsterblichkeit abgesprochen wird und von denen man meint, daß sie der Religion nicht bedürfen. Wie die Ismaeliten und die Derwisch-Orden nehmen sie ihre Mitglieder durch einen Weiheakt auf. Sie beobachten zwar einige der islamischen Festtage, aber sie geben ihnen eine lokale Bedeutung. Mit den Moslemin haben sie mehr Gemeinsames als die Drusen, aber in ihren religiösen Gebräuchen finden sich noch viele Spuren des alten heidnischen Aberglaubens. Die Drusen waren von jeher ihre Feinde.

Die Existenz dieser eigentümlichen Sekte der Nosairi zeigt den außerordentlichen Einfluß, den die Geschichte und die Persönlichkeit Alis auf die orientalische Einbildungskraft ausgeübt hat; aber unter all den Millionen, die von ihm berührt worden sind, hat derselbe nirgends so stark eingewirkt und seine Anhänger auf solche Abwege geführt, wie dies bei den Nosairi der Fall ist. Jahrhunderte sind dahingegangen, politische und soziale Umwälzungen haben ringsum stattgefunden, aber nichts hat ihren Glauben an die Göttlichkeit Alis erschüttert, noch die Inbrunst ihrer Verehrung gemindert.

In der neueren Zeit hat das Dogma vom Imamat seine bedeutendste Entwicklung durch die Babi oder Behai, wie sie jetzt gewöhnlich genannt werden, erhalten. Abu'l Kasim oder der Al-Mahdi, wie er auch genannt wird, der zwölfte Imam nach Ali, soll plötzlich verschwunden sein; doch soll er am Ende der Tage wieder erscheinen und von Christus als seinem Herold angekündigt werden. Mit seiner Wiederkunft soll dann auch alle Ungerechtigkeit und das Böse aus der Welt geschafft werden und ein Millennium wahren Glücks eintreten. Nach seinem Verschwinden habe er wohl noch eine Zeitlang den Verkehr mit seinen Anhängern fortgesetzt, und zwar durch das Medium gewisser Persönlichkeiten, die den Namen Abwab oder „Pforte" führten. Aber das nahm ein Ende. Die letzte „Pforte", Abu'l Hasan, weigerte sich, einen Nachfolger zu ernennen, indem er meinte, „Gott hat einen bestimmten Plan, den er ausführen wird." Hierauf folgte eine lange, dunkle Zeit, in welcher es den Gläubigen an der Führung fehlte, bis im Jahr 1826 ein gelehrter Mann von ernster Lebensrichtung und frommem Wandel, der Scheich Ahmed, in Persien aufstand. Er war ein ergebener Anhänger Alis und ein feuriger Bewunderer der Imame, die er als Personifikationen der göttlichen Eigenschaften betrachtete. Ja, er ging sogar soweit, zu verlangen, daß wenn der Gläubige die Worte der ersten Sure im Koran hersage: „Dir wollen wir dienen und zu dir wollen wir flehen, auf daß du uns führest den rechten Weg", er dabei an Ali denken sollte. Scheich Ahmed starb im Jahr 1843, nachdem er eine große Anzahl von Schülern um sich gesammelt und so den Weg für das Auftreten des Bab vorbereitet hatte.

Die Hauptlehre der Scheichiten, wie sich seine Anhänger nannten, bestand darin, daß sie betonten, es müsse zwischen den Gläubigen allezeit eine „vollkommene Persönlichkeit" stehen, die den Zufluß der Gnade zwischen dem abwesenden Imam und seinem Volk vermittele, ein Mann, der das volle Vertrauen des Imam besitze und dadurch befähigt sei, die Pforte oder das Medium der Vermittlung zu sein.

Ein Jahr nach Scheich Ahmeds Tode trat ein Mirza Mohammed Ali auf und nahm öffentlich den Namen „Bab" (Pforte) an. Er war 1820 geboren und hatte als Jüngling einige Vorträge des Scheich gehört und warf sich nun im Jahr 1844 als Führer der

Sekte auf. Er ging aber später noch einen Schritt weiter und lehrte nicht nur, daß er der Vermittler zwischen dem verborgenen Imam und den Gläubigen sei, sondern gab sich auch für die Pforte aus, durch die der Verkehr mit Gott selbst hergestellt werde. Sein Anhang wuchs zusehends und die heftigsten Verfolgungen dienten nur dazu, die Zahl seiner Anhänger zu mehren.*) Schließlich wurde der Bab von der persischen Regierung gefangen genommen und hingerichtet; aber der Babismus war damit nicht unterdrückt. Im Gegenteil; er wurzelte nur umso fester, je härter er behandelt wurde.

Unter seinen Anhängern waren es hauptsächlich zwei Männer, die bald die Führerrolle übernahmen und infolge deren sich zwei verschiedene Parteien bildeten. Es waren dies Subh-i-Ezel und Beha. Da sie sich aber in Persien nicht für sicher hielten, flüchteten sie auf türkisches Gebiet und suchten von Bagdad aus den Babismus weiter zu verbreiten. Von hier wurden sie schließlich von den Behörden verbannt, der eine nach der Insel Cypern, Beha nach Akka an der syrischen Küste. Während nun der Einfluß und die Macht Behas in der Folgezeit beträchtlich zunahm, nahm der von Subh-i-Ezel im gleichen Maße ab. Von seinem Verbannungsorte Akka aus leitete Beha die Bewegung, deren Anhänger nun als Behaiten bekannt sind. Sie schrieben ihm aber eine noch höhere Stellung zu, als der Bab vor Beha eingenommen hatte. Auch behaupteten sie, daß der Prophet Maleachi auf ihrer Seite stehe; denn da Elia dieselbe Persönlichkeit wie der Bab sei (nach seinem Zunamen Ali), so sei der Bab offenbar der Vorläufer von dem gewesen, „den Gott zu seiner Zeit offenbaren werde". Der letztere sei aber kein anderer als eben Beha.

Es liegt außerhalb dem Rahmen dieser Skizze, die Geschichte des Babismus zu geben oder im einzelnen seine Lehren und Gebräuche darzustellen; wir haben es hier mit ihm nur so weit zu tun, als er mit dem Imamat zusammenhängt. Die Babi-Lehre gipfelt darin, daß Gott ewig und unnahbar ist, in endloser Ferne. Von Gott unterschieden besteht ein „Ursprünglicher Wille", der in den Propheten Fleisch geworden und Gestalt gewonnen hat. Dieser

*) Näheres darüber siehe im Missions-Magazin 1894, S. 12 ff.: Der Babismus in Persien.

Wille offenbarte sich im Bab und nach ihm in Beha. Nur vermittelst dieses fleischgewordenen, ursprünglichen Willens und dessen Führung und Lehre ist es möglich, daß die Menschen zur wahren Erkenntnis Gottes gelangen können, und zwar kommt dieser Wille bei dem stetigen Fortschritt der Menschheit in jeder neuen Offenbarung immer völliger und klarer zum Ausdruck.

Die Anhänger von Beha sind demnach sehr weit abgewichen vom orthodoxen Standpunkt des schiitischen Islam, aber dessenungeachtet zu einer sehr bedeutenden religiösen Partei angewachsen. Beha ist jetzt tot, aber er hat drei Söhne hinterlassen, von denen der eine, Mohammed Ali, behauptet, sein Vater habe ihn zum geistlichen Führer, seinen Bruder Abbas Effendi aber zum weltlichen Oberhaupte ernannt. Dem mag nun sein, wie ihm wolle; tatsächlich hat Abbas beide Aemter auf sich vereinigt, infolge dessen sich ein Familienzwist entsponnen hat. Die Anhänger von Abbas gehen nun sogar so weit, in der Persönlichkeit ihres Oberhauptes Abbas eine Wiederfleischwerdung Jesu Christi zu erblicken. Die jüngste Erscheinung des Behaismus findet sich in Washington in den Vereinigten Staaten, wo Mirza Abdul Fazl sich als den Gesandten von Abbas Effendi, dem persischen Messias, vorgestellt hat. Einigen Besuchern gegenüber, die sich eines Tages bei ihm einfanden, äußerte er sich: „Wie Jesus gekommen ist, euch zu zerstreuen, so ist Beha erschienen, um euch zu sammeln. Alle, die nun an diesen im Fleisch erschienenen Messias glauben, deren Namen sollen in das Buch des Lebens eingetragen werden." Er behauptet, viele Anhänger in verschiedenen Ländern zu haben, darunter über zehntausend in den Vereinigten Staaten. Das ist jedenfalls eine große Uebertreibung, aber jene Besucher erzählen, daß, während sie sich bei dem Gesandten des Abbas aufhielten, verschiedene Damen zu ihm gekommen wären, die augenscheinlich ganz hingenommen waren von den Lehren des Mirza Abdul Fazl.

Diese ganze Bewegung in Persien ist nicht ohne Interesse, und das um so mehr, als sie unter harter Verfolgung zugenommen hat und erstarkt ist. Zugleich zeigt sie uns, zu welch eigentümlichen Glaubensformen die Verehrung Alis und seiner Nachfolger, der Imame, selbst nach so langer Zeit, die Menschen geführt hat. Die Behaiten stellen sich, wie man sagt, freundlich zu den Christen, und man hat schon angenommen, daß ihr Religionssystem, falls

es sich einmal von den Fesseln der islamischen Dogmen loslösen sollte, möglicherweise zur Annahme des Christentums führen werde; aber das ist sehr zu bezweifeln. Ihr Streben geht vielmehr dahin, dem Herzen eine augenblickliche Beruhigung zu verschaffen und in der Person ihres Führers eine Persönlichkeit zu haben, die die Stellung eines Mittlers zwischen Gott und den Menschen einnimmt, ein Verlangen, das zu all den verschiedenen eigentümlichen religiösen Bewegungen innerhalb des Islam geführt hat. Dieses innerliche Bedürfnis und die Sehnsucht nach einer Wiederkunft des Imam Mahdi hat deshalb auch zum Auftreten mancher angeblichen Propheten geführt. Am bekanntesten ist das des Mahdi in Khartum. Indem seine Anhänger an seine göttliche Sendung glaubten, ist es ganz erklärlich, daß sie ihn als Mahdi verehrten und sich in seinen Dienst stellten. Sie erblickten in ihm den verborgenen Imam, der dazu erschienen sei, die Welt zum Gehorsam des göttlichen Gesetzes zurückzuführen, die lauen Moslemin zu strafen und die Ungläubigen zu vernichten.

Den gleichen Anspruch erhob auch seiner Zeit der letzte Großmeister des Sanusi-Derwischordens. Dadurch entbrannte unter den Mitgliedern dieses Ordens ein Geist persönlicher Hingabe und feuriger Verehrung für seine Sache. Mit diesem Einfluß hängt auch mehr oder weniger die Entwicklung der Derwisch-Orden in neuerer Zeit und ihre Missionstätigkeit in Afrika zusammen, und sie beruht weniger auf den orthodoxen Gesetzeslehrern, als auf den Führern der mystischen Sekten. Diesen, den Großmeistern der verschiedenen Orden, zollt man die tiefste Verehrung und gehorcht ihnen bedingungslos. Ja, diese ehrerbietige Verehrung des Meisters tritt oft an die Stelle der Anbetung Gottes. Die inneren Ursachen hievon aber beruhen auf dem Ali-Kult und dem Dogma vom Imamat.

Wir haben gesehen, von welch weitgreifendem Einfluß jene Lehren für die Entwicklung des Islam gewesen sind, welch eigentümliche religiöse Richtungen sie hervorgerufen, welche Spaltungen sie unter den Mohammedanern veranlaßt und welche Sektenbildung sie selbst unter den Schiiten verursacht haben. Die Missionare des christlichen Glaubens treffen diese leidenschaftliche Verehrung des Ali in vielen Ländern des Orients an und die Mission sollte ihr alle Aufmerksamkeit schenken. Denn so traurig dieser Kultus

auf der einen Seite ist, so hoffnungsvolle Elemente scheint er für die Wirksamkeit der christlichen Mission darzubieten. Es spricht sich in ihm ein Gegensatz aus zur mohammedanischen Gottesidee, wonach Gott als ein fernes, unnahbares Wesen gedacht wird. Der Moslem verwirft die Vaterschaft Gottes und hat an Stelle dessen als Objekt seiner Verehrung und Anbetung ein Wesen erkoren, das in all seinem Tun despotisch ist und willkürlich handelt. Die Lehre vom Imamat zeigt dagegen, wie der Mensch das Bedürfnis nach einem Mittler fühlt, der ihm Gott näher bringt und die Beziehungen zwischen beiden wieder herstellt. Allein das Imamat vermag im Grunde dieses Verlangen doch nicht zu stillen, denn das Mystische der schiitischen Dogmen hat das Fundament aller Sittlichkeit und Gerechtigkeit untergraben. Es hat zu allen möglichen Arten von sonderbaren Lehren geführt und mehr dem natürlichen Hochmut gedient als den wahren Bedürfnissen des Menschen. Das einzig wahre Heilmittel besteht nur in der christlichen Lehre der Menschwerdung Jesu Christi, und daß er die vollkommene Offenbarung Gottes ist gegenüber dem Menschen, der alleinige Führer der Menschheit zu Gott. In ihm liegen „verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis", denn „es ist das Wohlgefallen des Vaters gewesen, daß in ihm alle Fülle wohnen sollte."

Die Arbeit des Schwedischen Missionsbundes am Kongo.

Von P. E. Berlin.

(Schluß)

Um das Bild der schwedischen Mission am Kongo zu vervollständigen, müssen wir auch davon reden, was sie in ihrem Gebiete zur Beförderung der Kultur geleistet hat. Es gibt ja Leute, welche die Mission nur als eine Kulturmacht anerkennen und sie darum nur nach dem Maße ihrer sichtbaren Kulturförderung schätzen, weshalb denn

die katholische Mission von Reisenden und Kolonialpolitikern oft über die evangelische gestellt wird. Die Mission hat eine höhere Aufgabe, aber eben darum kommt sie auch dem Gebiete des irdischen Lebens zu gute, auch wenn das nicht besonders erstrebt wird; es ist ein Gewinn, der sich von selbst ergibt, ein Nebengewinn, der ja natürlich auch seine Bedeutung hat. Und in dieser Hinsicht brauchen die Schweden sich nicht vor andern zu verbergen. Schon die Missionsstationen sind Kulturstätten ersten Ranges.

Sehen wir uns z. B. die erste an, die sich uns bei der Ankunft am Kongo darbietet, Londe. Berge umrahmen auf beiden Seiten die seeartig breiten Wasser des Kongostromes, Baumwuchs ist wenig zu finden, dafür sind sie mit hohem Gras bedeckt, das von Zeit zu Zeit weggebrannt wird, so daß die Berge dann schwarz dastehen; aber bald grünen sie dann wieder. Zwischen den Bergen des südlichen Ufers liegt bei Matadi die Station Londe, umgeben von einem dicht belaubten Garten, der sich in Terrassen am Abhange des Berges hinabzieht. Einst war alles kahl, jetzt wachsen hier Apfelsinen-, Zitronen-, Feigenbäume von allerlei Art, Pisangstauden bringen ihre Frucht, mancherlei Palmen wiegen ihre Blätter im Winde, Ananas und Weintrauben gedeihen, Kaffeebäume und Baumwollenstauden werden gezogen; Rosen, Myrten, Lilien, Reseda und andere Blumen erquicken das Auge und erfüllen die Luft mit Wohlgerüchen, und üppige Gemüsebeete liefern ihren Ertrag für die Küche. Verwundert schauen die, welche den Platz einst bei seiner Anlage (1892) gesehen, was dort geschaffen ist, und mancher Schiffskapitän hat, aus Freude über diese Anlagen, aus andern Küstengegenden Sämereien und Pflänzlinge dazu geliefert, ja, auch katholische Mönche haben von ihren Pflanzungen beigesteuert. Fleißige Arbeit ist dort geschehen von Pettersson und Strandman, und üppiges Wachstum hat die Mühe gelohnt. Da liegt das Wohnhaus, einstöckig, mit Veranda, umgeben von wohlgepflegten Gartenanlagen, dort das Magazin aus Wellblech, in dem jährlich manches Tausend Trägerlasten zurechtgepackt und abgesandt wird, dann die Druckerei mit ihrer geschäftigen Tätigkeit, endlich das neue Schulhaus, in dem gegen 100 Knaben und Jünglinge unterrichtet werden und abends die Seeleute von den bei Matadi ankernden Schiffen sich sammeln, um zu lesen, zu schreiben, Gottes Wort zu hören und auch, um Weihnachten herum, einmal ein fröhliches Fest zu feiern. Als eine der schönsten Stationen am unteren Kongo wird Londe gerühmt und der Wert der Station auf 30 000 Kr. geschätzt. Ähnlich die andern Stationen. „Diadia (das nicht einmal besonders fruchtbaren Boden hatte, sodaß er durch

eine eigentümliche Art, das lange Gras zu verbrennen, erst fruchtbarer gemacht werden mußte) — Diadia, so schreibt Miss. Pettersson schon 1897, sieht von weitem aus wie eine große Farm. Die Häuser sind so eingebettet in Büsche und Bäume, daß man nur das Dach sieht. Wenn man dann in die Anlagen hineinkommt, so sieht man sich in langen Alleen mit Ananas an beiden Seiten und üppigen Pisangbäumen im Hintergrunde. Jetzt braucht man sich nicht mehr mit dem ermüdenden Gänsemarsch zu plagen, sondern man hat das Vergnügen, zu zwei und drei, ja weiterhin zu 8—10 Mann in einer Reihe gehen zu können."

Alle Stationen sind mit Pflanzungen umgeben, namentlich mit Kaffee- und Pisangbäumen, die nicht bloß dem Auge wohltun, sondern auch für den Lebensunterhalt der Missionare manchen Ertrag bringen und an ihrem Teile helfen, das Leben dort in dem ungesunden Klima gesünder zu machen. Sie zeigen auch, was aus dem zum Teil so fruchtbaren Lande bei umfassenderer Kulturarbeit werden könnte. Alle Stationen sind auf Höhen angelegt, und die alten einfachen Lehmgebäude werden allmählich durch bessere steinerne Wohnhäuser ersetzt, sodaß Mukimbungu z. B. mit seinem zweistöckigen Missionshause nach Abbruch der alten Gebäude einen ganz veränderten Anblick gewährt. Auch die jüngste Station, Kingoyi, ist mit einem hohen, zweistöckigen Wohnhause versehen, und es bereitete den vielfach vom Fieber heimgesuchten Missionsgeschwistern große Freude, als sie im Oktober 1901 das frei und gesund gelegene Haus beziehen konnten. Die Kirchen oder Versammlungshäuser sind zum Teil niedrig, aber einige sind auch stattlicher und mit einem Turm versehen, wie in Kinkenge und jetzt in Mukimbungu, wo die neue Kirche, von Stein gebaut und inwendig 60×28 Fuß messend, Neujahr 1900 eingeweiht wurde, aus der Heimat mit allerlei Gaben, auch neuem Abendmahlsgerät, beschenkt.

Die Missionsstationen sind aber auch Kulturstätten durch die Arbeit, die hier an den Negern getan wird. Der Unterricht der Knaben und Mädchen, auch der Männer und Frauen, die Erziehung der Knaben und Jünglinge zu geregelter Feld- und Gartenarbeit, die Befreiung von dem lähmenden Aberglauben des Heidentums, die Gewöhnung an eine gegen den Wechsel der Witterung sichernde Kleidung und an eine vernünftige Lebensweise, die Einführung der Evangelisten und Lehrer in die Anfänge der Naturerkenntnis und ihre Anleitung zu „Samariterdiensten", die Anleitung der Neger zur Übung von Barmherzigkeit an Menschen und

Tieren, die Gewöhnung der Frauen zu Handarbeiten und zu einer besseren Pflege der Kinder, zum Abtun des heidnischen Putzes und zum Gebrauch einer anständigen Kleidung — das alles sind Förderungen der Kultur, Anfänge zu einem Emporsteigen tief stehender Menschen. Und wenn die Eingeborenen anfangen, nach dem Vorbild der Europäer und ihrer Anleitung Ziegel zu streichen, Balken und Bretter zu sägen und sich „feine, starke“ Häuser bauen, die nicht alle 3—4 Jahre erneuert zu werden brauchen, wie ihre alten Erdhütten, wenn die christlich gewordenen Männer anfangen, mit der Hacke in der Hand selbst das Feld zu bestellen, Kassawawurzeln, Mais, süße Kartoffeln u. s. w. zu bauen, so daß sie nicht mehr wie früher Hunger zu leiden brauchen, oder noch lieber in allerlei Handwerken sich versuchen, wenn Eingeborene selbst das Verlangen haben nach geistiger Hebung, wenn Pettersson bei seinem Rückblicke auf die bisherige Missionsarbeit am Kongo hervorheben kann, daß man jetzt ohne Waffe und ungefährdet weite Strecken im Lande reisen kann, wo man einst Angriffe zu befürchten hatte, so sind das Zeichen, daß die Kulturarbeit auch wirklich etwas geschafft hat, was Hoffnung auf größere Fortschritte erweckt. Freilich, es wird lange dauern, bis das in Leichtsinn aufgewachsene Geschlecht arbeiten lernt; die Eingebornen arbeiten in der Regel nicht mehr als sie nötig haben und Arbeit ist ihnen ein notwendiges Übel; von dem Segen, der ehrlicher Arbeit folgt, wissen sie nichts. Darum kostet es viel Mühe und vor allen Dingen viel Geduld, sie zu einer geregelten Arbeit zu bringen.

Ein Übelstand für die wirtschaftliche Entwicklung am Kongo ist, daß man kein Zugvieh hat — alle Arbeit auf dem Acker muß von Menschenhänden vollbracht werden. Im Kongostaat (auch im französischen Kongogebiet) hat man an einigen Stellen (auf einer Insel im Kongo nahe an der Mündung und bei der Kongobahn-Station Tumba) glückliche Versuche mit der Akklimatisierung und Züchtung von Rindvieh gemacht. Nun soll auch auf der schwedischen Station Kinkenge ein solches Unternehmen vor sich gehn. Ein schwedischer Landwirt, Jakobson, ist nach Afrika gereist, um auf eigene Rechnung und Gefahr, also ganz unabhängig von der Mission des Bundes, aber doch in Anlehnung an sie und in ihrem Interesse, in Kinkenge, das bei seiner Höhenlage (700 Meter über dem Meere) sich dazu eignet, eine Rindviehzucht anzulegen. Der Gewinn, den die Missionare sich von dem Gelingen dieses Planes versprechen, ist der, daß sie

nicht bloß Milch, Butter, Käse an Ort und Stelle haben (jetzt haben sie nur kondensierte Milch aus Europa) und durch frisches Fleisch ihre Nahrungsmittel verbessern können, sondern daß auch die Landausnutzung mit Hilfe von Ochsen sich erweitern und dadurch ein materieller Gewinn für die Mission sich erzielen läßt. Alles das sind aber vorläufig noch Zukunftspläne.

Was eben über die Erträge der Stationen gesagt ist, möge überleiten zu einem kurzen Blick auf die finanzielle Lage der Mission. Der s. Z. vielbesprochene Gedanke von William Taylor, in Afrika sich selbst unterhaltende Missionsstationen zu gründen, scheint zuerst bei einem oder dem andern der Missionare des Missionsbundes nicht ohne Eindruck geblieben zu sein; doch hat der Bankrott dieses Gedankens in der Taylor'schen Mission wohl auch hier ernüchternd gewirkt. Aber so viel ist daran berechtigt, daß die Missionsstationen etwas beitragen können, sei es zur Unterhaltung der Missionarsfamilien durch Bodenprodukte, sei es, um der Mission eine direkte Einnahme zu verschaffen. Das ist auch hier geschehen; im Jahre 1900 haben die Kongostationen durch Landbau und Tauschhandel rund 6000 Kr. für die Mission eingebracht. Neuere Zahlen in dieser Beziehung fehlen mir; aber daß solche Bestrebungen noch vorhanden sind, zeigen die Hoffnungen, die an Jakobsons beabsichtigte Viehzucht sich anschließen, zeigt auch der Rat eines Missionars, sich nicht auf die Kultur von Kaffeebäumen zu legen, die zu viel Arbeit erfordern, sondern dafür lieber die Kultur von Gummipflanzen zu wählen, die weniger Arbeit mache und bei der Wichtigkeit des Gummi-Exportes vom Kongo sichern Gewinn bringe. Man muß es anerkennen, wenn Missionare so darauf bedacht sind, die Kosten ihrer Stationen herabzumindern und die Missionseinnahmen zu vermehren; aber dieses Bestreben muß doch seine Grenzen haben — die Mission selbst darf darunter nicht leiden, der Missionar muß Missionar bleiben und darf nicht Unternehmer werden. Ihre finanzielle Hauptstütze wird die Mission immer in den heimischen Missionsgemeinden haben müssen. So hat auch der Missionsbund den größten Teil seiner Einnahmen aus freien Gaben (Beiträgen, Kollekten, Sparbüchsen, Enthaltsamkeitswoche*) u. s. w.) Die Gesamteinnahmen des Missionsbundes

*) Die Erträge der beiden letztgenannten Sammlungen haben in den letzten Jahren über 100 000 Kr. ausgemacht.

betrugen 1902 283 374 Kr., die Ausgaben 256 124 Kr. Eine Anzahl von Vereinigungen, welche einzelne Zweige der Missionstätigkeit tragen, steht dem Missionsbunde zur Verfügung. So bringen die Sonntagsschulen des Missionsbundes das Geld für den Unterhalt einiger Missionare am Kongo auf, ein Verein („Freunde der Kongokinder") in Gotenburg unterhält einen Missionar und die Schule in Mukimbungu, die „Freunde der Heidenwelt" (Skandinavier in London) unterhalten zwei Evangelisten, andere Vereine, auch Privatpersonen in Schweden haben die Unterhaltung von Evangelisten oder Schulknaben übernommen. Das Interesse der heimatlichen Kreise für die Mission ist durch solche Fürsorge reger geworden; die Missionsaufgaben mit ihrem Leid und ihrer Freude rücken den heimischen Christen dadurch näher.

Eine schwere, vielseitige opfer- aber auch erfolgreiche Arbeit haben die schwedischen Missionare am Kongo ausgeführt. Das Heidentum dort ist erschüttert. Es fehlt ihm an einer Macht, welche dem Widerstande gegen das Christentum Halt geben könnte. Größere Häuptlinge, welche mit dem Kampfe gegen das Christentum zugleich den Kampf für ihre eigene Machtstellung verbänden, gibt es am Kongo nicht. Eine ältere Kultur, welche sich selbst gegen das Christentum zu behaupten trachtete, eine mit dem nationalen Leben innig verwachsene Organisation, die ein Bollwerk gegenüber dem Christentum wäre, oder eine Festfeier, welche den Fanatismus des Heidentums schüren könnte, ist dort nicht vorhanden. Die Zauberpriester, die gebornen Feinde des Christentums, scheinen keine zusammenhängende Macht zu bilden: so ist der Kampf gegen das Heidentum nicht ein Kampf gegen geschlossene Mächte, sondern mehr eine Reihe von Einzelkämpfen. Freilich sind auch diese schwer. Durch Leiden zum Siege, das ist der Weg, den die Mission so oft zu gehen hat, den sie auch hier geht. Aber sie scheut die Leiden nicht, weil sie an den Sieg glaubt, und sie glaubt an den Sieg, weil sie weiß, die Heidenwelt bedarf des Heilandes. Die Erde ist des Herrn und was darauf wohnt.

Sechs Jahre unter den Wilden der Insel Tanna.

(Fortsetzung)

9. Wieder in Tanna.

Ein königlicher Empfang wurde mir zuteil, als ich nach einigen Monaten wieder den Strand von Tanna betrat. Nur war die Enttäuschung groß, daß meine Frau noch für einige Zeit in Australien hatte zurückbleiben müssen. Ich traf die Lehrer alle wohl an und den Stand der Dinge in bester Ordnung. Ueberall hatten die Leute Vorkehrungen zu meinem festlichen Empfange getroffen. Welch ein Unterschied bestand zwischen den Mienen der Inselbewohner von heute und damals vor drei Jahren, als wir zum erstenmale unter ihnen landeten! Erst jetzt kam es mir recht zum Bewußtsein, welch großen Umschwung der Dinge Gottes Gnade seitdem in Lenakel hervorgerufen hatte. Ich dankte Gott dafür und faßte aufs neue Mut.

Während meiner Abwesenheit war unter den Heiden das Gerücht aufgekommen, daß an einem bestimmten Tage der Herr Jesus erscheinen, alle Christen zu sich in den Himmel nehmen, ganz Tanna aber samt den Heiden durch Feuer vernichten werde. Manche der Heiden trieben ihre Schweine zusammen und warteten der Dinge, die da kommen sollten; andere aber schlachteten ihr Vieh und verschmausten es. Wieder andere waren wütend über die Christen, denen sie die Schuld an ihrem Untergange gaben.

In dieser Zeit der Aufregung legte ein Arbeiterschiff vor der Insel an. Die Heiden sprachen mit dem Werber über die erwartete Katastrophe und fragten ihn, ob sie wirklich eintreten würde. Der Werber machte sich den Schrecken der Leute zu nutz und sagte: „was Tanna betrifft, so bin ich darüber nicht genügend unterrichtet; aber das weiß ich, daß Queensland nicht untergehen wird.“ Er gab ihnen damit zu verstehen, daß es daher das Sicherste wäre, sich für Queensland anwerben zu lassen. Das Ergebnis davon war, daß sich über 90 Leute in Lenakel als Arbeiter anwerben ließen, meist Jünglinge, die dem Heidentum schon abgesagt hatten.

Kurz nach meiner Ankunft durfte ich die erste Trauung in unserer Kapelle vollziehen. Der Bräutigam war Jamahu, ein alter Sprecher des Stammes von etwa 60 Jahren; seine Braut war Katagha, die ebenfalls einem etwas älteren Jahrgange angehörte. Der alte

Jamahu war von ziemlich nervöser Art, aber von entschlossenem Auftreten. Eins seiner Augen war seit einigen Tagen vollständig zugeschwollen, aber umso energischer schaute er aus dem andern heraus. Lehrer Titonga figurierte als Brautführer, Litsi als Brautjungfer. So erschienen die Leutchen in der Kapelle. Als ich das Paar aufforderte, sich zu erheben, marschierte der würdige Bräutigam geradewegs auf die Kanzel los und blickte mich mit seinem einen Auge an, als wollte er sagen: „Nun, Missi, tue, was dir beliebt!" Schwieriger war die Sache bei der Braut. Es bedurfte aller unserer Ueberredungskunst, bis wir sie auf die Beine brachten und sie sich neben ihren Erwählten hinstellte. Dann berührte sie schüchtern dessen Fingerspitzen und wollte geschwind wieder an ihren Sitz zurückkehren. Aber ebenso schnell war Titonga bei der Hand, fing sie in seinen Armen auf und brachte sie wieder zur Stelle. Jetzt fügte sie sich endlich ins Unvermeidliche und beantwortete mit abgewandtem Gesicht die üblichen Fragen. Schließlich leuchtete ihr aber doch die Freude aus den Augen. Uebrigens war es ein recht zärtliches Paar, das stolz darauf war, daß sie die ersten waren, die in der Kapelle getraut wurden.

Nun folgte aber eine traurige Zeit. Numakai, unser wackerer Lehrer in Loaneai wurde uns ganz plötzlich durch den Tod entrissen. Am Sonntag erfaßte ihn das Fieber und schon am Dienstag Morgen war er entschlafen. Seine junge Frau und seine Mutter Litsi waren wie niedergeschmettert, und auch mir war es schwer ums Herz. Wir waren in unserer Kindheit auf Aniwa Spielkameraden gewesen und hatten als Männer miteinander gearbeitet. Er war einer unserer tüchtigsten Lehrer und seine Arbeit war von Gott gesegnet. Auf die Nachricht seines Todes hin eilten von allen umliegenden Dörfern die Eingeborenen herbei. Die Frauen weinten und klagten, während die Männer in stillem Gram dasaßen, manche von ihnen mit gesenktem Haupt. Um elf Uhr versammelten wir uns in der kleinen Kapelle, die der Entschlafene mit eigenen Händen erbaut hatte, und hielten den Trauergottesdienst. Dann begruben wir ihn nachmittags neben dem Kirchlein. Als sich das Grab über ihm geschlossen hatte, gingen alle ans Meeresgestade und holten von dort weißes Korallengestein, um ihres Lehrers Ruhestätte zu schmücken.

Numakais Krankheit und Heimgang war aber nur der Not Anfang. Auch in Lenakel erkrankte eins nach dem andern und die Totenklage wollte nicht verstummen. Mehrere unserer Taufbewerber wurden abgerufen und viele unserer Anhänger erlagen der Krankheit, ehe sie mit dem Heidentum gänzlich gebrochen hatten. Besonders nahe ging uns das Leiden von Seimata, der wackern Frau unsers Lehrers

Tausi. Als sie ihrem Ende nahe war, äußerte sie den sehnlichen Wunsch, noch einmal ihre Heimatinsel Aniwa zu sehen. Ich versprach ihr, sie mit ihrem Gatten hinüberzuschicken, falls der fällige Dampfer auf seiner Rundfahrt dahin gehe. Aber als er daherkam, zeigte sichs, daß er Aniwa schon angelaufen hatte. Seimata wandte betrübt ihr Antlitz gegen die Wand und sagte: „So ist es denn vorbei mit Aniwa und ich werde es nie mehr sehen.“ Wenige Tage darauf entschlief sie. Ich half ihrem Manne den Sarg machen, und als die Sonne am Untergehen war, bestatteten wir die treue Gehilfin unseres Werks auf unserm kleinen Gottesacker. Eine Palme bezeichnet ihre Ruhestätte.

Einige Tage vor dem Heimgange Seimatas, als ich eben auf der Veranda Medizin verabreichte, sah ich unsern neuen Lehrer Jakar mit seinem Kinde auf dem Arm zur Station hereinkommen. Hinter ihm drein folgte sein Weib mit einigen Leuten. Sie erschienen auffallend ernst, und als ich Jakar entgegenging, fand ich, daß er sein einziges Kind tot in den Armen hielt. Die geprüften Eltern waren erst vor wenigen Wochen von der Insel Tongoa eingetroffen und Jakar hatte sich unter den Tannesen als Lehrer niedergelassen. Das war ein schwerer Anfang für die arme Familie.

Auch Lomai wurde durch tiefe Wasser geführt. Zuerst erkrankte sein kleinstes Mädchen und starb. Dann wurde sein Söhnchen Jolu, der Liebling von ganz Lenakel, schwer krank. Lomai brachte ihn sogleich zu uns, und zwei Tage und eine Nacht war es ein Ringen mit dem Tode. Aber keine menschliche Macht vermochte das Fieber zurückzudrängen. „Ach, mein Sohn“, stöhnte Lomai immer und immer wieder in seiner Seelennot, „könnte ich doch statt deiner sterben!“ Aber zuletzt vermochte er hinzuzufügen: „Doch wie du willst, mein Gott.“ Wir taten was wir konnten für den kleinen Jolu, aber am zweiten Abend, nachdem wir eben noch zusammen gebetet hatten, entfloh das Leben. Lomai lag auf seinem Angesicht der Länge nach auf dem Fußboden, das eine Händchen seines Kindes in seiner zuckenden Hand haltend. „Er ist nun bei seinem Heiland“, sagte ich leise zu Lomai. Aber nur das krampfhafte Zucken seiner Muskeln ließ erkennen, daß er mich gehört hatte. Dann erhob er sein Haupt, blickte auf das in friedlichem Todesschlummer daliegende Kind und sagte: „Es ist wahr, Missi.“ Dabei wurde seine ganze Gestalt vom Schluchzen erschüttert.

Am nächsten Morgen trug der betrübte Vater trotz strömendem Regen das Kind in sein Dorf, um es dort zu begraben. Titonga begleitete ihn; ich wollte am Mittag nachkommen, um das Begräbnis zu halten. Aber als ich eben gehen wollte, kam Titonga daher und berichtete, daß es schon vorüber sei. Lomai hatte damit geeilt und

Titonga es abhalten lassen, um mir den weiten Weg im Regen zu ersparen. Dieses Zartgefühl des ehemaligen Wilden, der trotz seines Schmerzes mehr an seinen Missionar dachte, als an sich selbst, rührte mich tief. Das vermochte nur ein Christ, wie Lomai einer war.

Während dieser Krankheits- und Sterbensnöte, von denen Christen und Heiden heimgesucht wurden, wurde von den Heiden natürlich viel von Netik-Zauber gesprochen. Aber unsere Christen hielten sich wacker und ließen sich nicht irre machen. Die allgemeine Not trieb sie nur näher zu Gott. Auch meine Gesundheit war nicht die beste in dieser Zeit und ich werde es nie vergessen, mit welcher Sorgfalt und Hingebung mich in jenen Tagen der Krankheit unsere Lehrer Tausi und Titonga pflegten und mit allem Nötigen versorgten. Gott möge ihnen ihre Treue und Liebe vergelten!

10. Unsere ersten tannesischen Gehilfen.

Die Tage der Heimsuchung gingen vorüber. Inzwischen war auch meine Frau wieder gekräftigt nach Tanna zurückgekehrt und es stand uns abermals ein Tag der Freude und der Ermutigung bevor. Am 2. Juli 1899 durften wir uns wieder zu einem Taufsest in der Kapelle versammeln. Schon in aller Frühe strömten die Leute herbei und füllten das Kirchlein bis zur Tür. Dann hatte ich die Freude, 25 Männer und Frauen zu taufen, die Gott aus dem Heidentum zu sich gezogen hatte. Nach der Taufe vereinigten wir uns zum Genuß des hl. Abendmahls, wobei wir nicht weniger als 37 Personen zählten. Die Kollekte, die wir am Schluß der Feier zum erstenmale erhoben, ergab die schöne Summe von 107 Mark. Damit war ein weiterer Schritt in der Entwicklung unserer tannesischen Gemeinde getan.

Doch dabei durften wir nicht stehen bleiben. Ich stellte unsern Christen ernstlich vor, wie wichtig und unerläßlich es sei, daß sich aus ihrer Mitte geeignete Leute als Lehrer für den Dienst an ihren Volksgenossen zur Verfügung stellten. Zu dem Zweck sollten sie vorerst drei Jahre lang auf der Missionsstation regelrecht geschult und dann als Lehrer an den Plätzen verwendet werden, wohin sie Gott stellen würde. Unser Wort an die junge Gemeinde fand eine gute Statt. Neun unserer wackersten Christen stellten sich zur Verfügung. Fünf derselben waren unsere erprobten Führer der Gemeinde: Lomai, Javis, Numanian, Nelbini und Tom, alles Männer voll Glauben und heiligen Geistes, die schon bisher alles getan hatten, um das Kommen des Reiches Gottes unter ihren Volksgenossen zu fördern. Die vier andern waren jüngere Männer, die aber zu den

besten Hoffnungen berechtigten. Ihre Namen waren: Nilua, Neropo, Kahwa und Jau Selok.

Da sie mit ihren Familien ihre heimatlichen Dörfer verlassen und sich in der Nähe der Missionsstation ansiedeln sollten, so wurde an einem schönen Punkte ein Platz abgesteckt, wo das neue Dorf mit seinen Häuschen in wenigen Monaten erstand. Es erhielt den Namen Lomanipo und wurde das Musterdorf für ganz West-Tanna. In seiner Mitte erhob sich ein mächtiger Banianenbaum und die ganze Ansiedlung war ein außerordentlich liebliches Fleckchen Erde. Unsere neuen Lehrerzöglinge wurden zugleich zu Kirchendienern ernannt. Das Studium war einfach und praktisch. Unser Hauptlehrbuch war die Bibel. Die Frauen erhielten ihre praktische Ausbildung von meiner Frau. Am Vormittag wurde Unterricht erteilt, am Nachmittag arbeiteten die Männer auf der Station, am Abend hielten sie miteinander im Freien ihre Versammlungen. Jeden Donnerstag zogen wir zur Reisepredigt aus und am Sonntag Nachmittag besuchten wir die nächsten umliegenden Dörfer; den Samstag über arbeiteten sie auf ihrer Pflanzung. Häufig ließ ich sie den Sonntag über auf ihre Dörfer gehen, um dort unter ihren Stammesgenossen Gottesdienst zu halten.

Unser Arbeitsplan erwies sich als vollkommen geeignet, die Leute zu brauchbaren Lehrern heranzuziehen. Nicht einer von ihnen hat unser Vertrauen getäuscht. Zugleich nahmen wir verschiedene Mädchen in unser Haus auf, um sie nicht nur unter den direkten Einfluß des Evangeliums zu stellen, sondern sie auch zu tüchtigen Gehilfinnen am Werk zu erziehen. Inzwischen war es uns auch möglich, das Inlanddorf Lokavit durch den Lehrer Mala von Aniwa als Außenstation zu besetzen. Auch dieser Lehrer war seinerzeit auf Aniwa mein Jugendgenosse gewesen und wir hatten in jenen Tagen miteinander manchen Vogel erlegt und manchen Fisch gefangen. Jetzt standen wir als Männer in ernsterer Arbeit wieder einander zur Seite.

So erfreulich unser Werk nach jeder Richtung hin zunahm, so hatten wir doch noch immer mit den finstern Gewalten des Heidentums zu rechnen. Eines Tages — es war am 8. Sept. 1899 — wurden wir durch die Nachricht erschreckt, daß in Loanatit unser Lehrer Jakave ermordet worden sei. Ich brach sogleich dahin auf, um mich über den Tatbestand zu vergewissern. Als ich indes in die Nähe von Loanatit, unserer nördlichsten Außenstation, kam, begegnete mir der Totgesagte mit einer Anzahl bekleideter Eingeborenen auf dem Wege, um sich nach Lenakel zu begeben. Ein Stein fiel mir vom Herzen und ich dankte Gott dafür. Die Nachricht war eine heidnische Erfindung. Dagegen stellte sich heraus, daß die Bewohner von Loanatit

beständig von den Buschleuten bedroht waren, sodaß sie den Wunsch aussprachen, nach Lenakel überzusiedeln, um im Frieden Gott dienen zu können. Erleichtert begab ich mich wieder auf den Heimweg, beschloß aber, am nächsten Montag die Buschleute aufzusuchen und Frieden zu stiften.

Am Montag Morgen brach ich in Begleitung von Lomai, Numanian, Neropo, Titonga und einigen andern, die sich mir als Freiwillige angeschlossen hatten, nach Loanatit auf und zwar im Segelboot, da wir günstigen Wind hatten. Die Bewohner von Loanatit begrüßten uns mit großer Freude und erzählten uns am Abend von ihren Nöten, denen sie durch die Leute von Lonebotbot ausgesetzt seien. Wir entschlossen uns deshalb, am nächsten Tag dahinzugehen und mit den Leuten zu reden. Das geschah. Es war ein rauher, steiler Bergpfad, der uns in etwa zwei Stunden beschwerlicher Wanderung nach Lonebotbot führte. Das Dorf lag auf der Kuppe eines Bergkegels und war ringsum von Bergen und Abgründen umgeben. Der alte Häuptling empfing uns in freundlicher Weise und wir hatten eine lange Unterhaltung mit ihm. Er bedauerte, daß seine Söhne nicht anwesend seien, um das gute Wort zu hören, aber sie befänden sich mit dem Rest des Volksstammes eben auf einem Kriegszuge. Außer dem Häuptling konnte ich im Dorf nur einen einzigen Mann und einige Weiber erblicken. Der Alte schien sich dafür zu interessieren, als wir mit ihm den üblichen Gottesdienst hielten, den Numanian mit einem kurzen Gebet schloß.

In diesem Augenblick fiel dicht hinter uns ein Schuß, und als ich mich umwandte, sah ich mich zwei Männern gegenüber, die mit ihren Flinten nach uns zielten. Ich ging mit einem meiner Begleiter direkt auf sie los und erklärte ihnen, daß wir um des Friedens willen zu ihnen gekommen wären und nur ihr Bestes im Auge hätten. Der eine von ihnen schien davon überzeugt zu sein und ließ seine Flinte sinken. Der andere aber sprang zu ihm hin, warf seine entladene Flinte weg, ergriff die seines Kameraden und kam auf uns los. Noch sprach ich auf ihn ein, als ich seinen Finger den Drücker berühren sah. Mit einem kurzen Gebet übergab ich mich meinem Gott, dann blitzte es auf und ich hörte das Krachen des Schusses, den er nur wenige Meter entfernt auf mich losgefeuert hatte.

Aber wunderbar! Ich fühlte keinen Schmerz; er hatte mich gefehlt. Noch blickte ich verwundert an mir herunter, als Lomai mich wieder zu mir selbst brachte. Er war beim ersten Schuß über eine Erderhöhung gestolpert und hingestürzt. Jetzt eilte er heran, um mich tot oder lebendig hinwegzubringen. Komm schnell, Missi! rief er mir zu. Jetzt erst sah ich, wie der Wilde, der gefeuert hatte, schnell seine

Büchse vom Boden aufraffte und mit beiden Flinten hinter einen Baum sprang, um sie dort wieder zu laden. Lomai rief aufs neue: „Komm, komm, Missi! Nicht gut für dich, da zu stehen; wir alle sonst erschossen werden!“ Inzwischen waren unsere Begleiter, außer Lomai und Tanero, die auf mich warteten, in den Wald geflüchtet und eilten auf Loanatit zu. Da ich sah, daß durch längeres Warten unser Leben gefährdet war, folgte ich Lomai schweren Herzens auf dem schmalen Pfade. „Schnell, schnell, Missi!“ ließ sich Lomai wieder vernehmen; „im Fall sie zuerst um den Berg herumkommen, wir alle getötet werden.“

Wir wußten bis jetzt noch nicht, daß der wackere Numanian schon durch den ersten Schuß tödlich verwundet worden war. Beide Schüsse hatten mir gegolten, und da Numanian mit den andern Begleitern sofort in den Wald entwichen war, ahnten wir nichts von dem Unglück. Aber als er sich nicht mit den übrigen in Loanatit einfand, fürchteten wir das Schlimmste. Wir schickten verschiedene Streifpartien aus und eine von diesen fand ihn denn schließlich im Walde. Er hatte sich hier stundenlang versteckt gehalten und sich dann mit Aufbietung aller Kraft vorwärts geschleppt, obwohl er von einer Kugel durchbohrt war. Als ich hörte, daß ihn die ausgesandten Leute mit sich führten, eilte ich ihm entgegen. Es war ein schmerzliches Zusammentreffen, aber Numanian sagte: „O Missi, Jesus hat auch große Pein für mich gelitten und es ist gut, daß ich auch leiden muß.“

Wir trafen nun sofort Vorkehrungen, im Boot nach Lenakel zurückzukehren, wohin sich auch eine Anzahl unserer Anhänger von Loanatit mit ihren Weibern und Kindern begeben wollten. Wir bereiteten dem Verwundeten eine bequeme Lagerstatt auf dem Boot und ich übergab das Steuer unserm Lomai, damit ich mich dem sterbenden Numanian widmen konnte. Sein Zustand — das sah ich sofort — war hoffnungslos, und weder er noch wir erwarteten, daß wir ihn noch lebend nach Lenakel bringen würden. Aber er war bei vollem Bewußtsein und er ermahnte die Christen zur treuen Nachfolge Christi. Zugleich gab er uns seine letzten Aufträge an sein Weib und seine Kinder, die er gern noch einmal gesehen hätte. Dann sang ihm Lomai mit weicher Stimme eines unserer schönen Lieder vor, die wir ins Tannesische übersetzt hatten. Das tat ihm wohl und ohne Klagelaut sah er seinem nahen Ende entgegen.

Nachdem wir die ganze Nacht angestrengt gerudert hatten, erreichten wir endlich bei Tagesanbruch Lenakel. Wir benachrichtigten sogleich Numanians Frau und Kinder von dem schmerzlichen Ereignis und trugen sodann den Verwundeten ins Missionshaus, wo wir alles, was in unserer Macht stand, zu seiner Erleichterung taten.

Bald waren alle unsere Leute um ihn versammelt und gaben ihrem Schmerze Ausdruck. Numanian blieb bei alledem ruhig und richtete Worte des Abschieds an seine Umgebung. „Lebe wohl", sagte er zu seinem Weibe Lohman; „sei stark für Jesus, und lehre unsere Kinder sein Wort. Ich gehe euch voran in den Himmel, aber ich erwarte euch dort. Uebergebet eure Herzen eurem Heiland und ihr werdet mich dort wiedersehen. Das ist mein letztes Wort." Dann winkte er noch allen ringsum mit seiner Hand ein letztes Lebewohl zu und entschlief zu einem besseren Leben. Unsere Herzen wollten schier brechen im Blick auf seine verwaiste Familie, aber der Dahingeschiedene hinterließ uns einen Namen und ein Beispiel, das bis an unser Ende in unserm Herzen unvergessen sein wird. Noch am gleichen Abend bestatteten wir ihn auf unserm Gottesacker zur Erde. Meine Frau flocht ihm ein Kreuz von weißen Rosen und die Christen schmückten sein Grab mit weißem Korallengestein.

Tags darauf machten wir uns auf den Weg, um noch vollends den Rest der Loanatit-Bevölkerung abzuholen und in Lenakel anzusiedeln. Die Weiber und Kinder wurden in zwei Booten untergebracht, die Männer und wer sonst rüstig genug war, marschierte am Strand entlang. Die Buschleute, die uns für eine Angriffskolonne hielten, setzten das Gras auf den Höhenzügen auf der ganzen Strecke in Brand, um eine etwaige verdeckte Annäherung zu erschweren. Es war das ein Glück für uns, da sie uns sonst kaum im Frieden hätten ziehen lassen. In Lenakel machte zwar die Unterbringung so vieler Leute anfangs viel Schwierigkeit, aber unsere Freunde scheuten kein Opfer, den neuen Ankömmlingen ein gastliches Heim zu bieten.

Inzwischen hatte der englische Kreuzer Nachricht von der Bluttat in Lonebotbot erhalten und sein Kapitän säumte nicht, die feindseligen Bewohner zu strafen, indem er ihr Dorf niederbrennen ließ. Die Eingeborenen hatten jedoch ihre Heimstätten schon vorher verlassen und bauten sie dann wieder auf. Doch tat ihnen die Lektion gut. Bald darauf brachen unter ihnen selbst Zwistigkeiten aus und das Dorf ging noch einmal in Flammen auf.

---

11. Heidnische Greuel.

Das Jahr 1900 brachte uns die unruhigste Zeit, die wir in Tanna verlebt haben. Ein heidnischer Häuptling hatte seine Augen auf Numanians Witwe Lohman geworfen und wollte sie durchaus zu seinem Weibe nehmen. Aber sie wies seine Anträge zurück und zog

es vor, den verwitweten Lehrer Tausi zu heiraten. Darüber ergrimmte der Verschmähte und wiegelte die ganze heidnische Partei gegen uns auf. Ihr Plan war, die Christen samt und sonders zu vernichten und der Mission an der Westküste von Tanna den Garaus zu machen. Sie beschlossen, zunächst Lenakel anzugreifen und alle niederzuschießen, die ihnen in den Weg kommen würden. Sodann sollten die Heiden auf den Außenstationen, sobald sie das Gewehrfeuer hören würden, die dortigen Lehrersfamilien ermorden. Alles war geplant und man wartete nur auf den günstigen Augenblick. Wochenlang umschlichen die Heiden des Nachts unser Haus und freundlich gesinnte Stämme ließen uns sagen, wir sollten uns nicht vom Hause zu weit entfernen. Unsere Leute scharten sich um uns und hielten Tag und Nacht Wache. Oft war unsere ganze Küche voll Leute, die hier schliefen und sich in der Wache ablösten. Mehrmals schlichen sich die Heiden ganz nahe heran, aber sie fanden unsere Christen auf der Hut. So verging Tag um Tag, Woche um Woche, ohne daß sie ihren teuflischen Plan ausführen konnten.

Als die Heiden einsahen, daß sie uns in Lenakel nichts anhaben konnten, versuchten sie uns unterwegs aufzulauern. Aber auch jetzt fanden sie nicht die gehoffte Unterstützung unter den benachbarten Stämmen. So mußten sie sich schließlich als geschlagen betrachten. Aber ihr Blutdurst wollte sein Opfer haben. Auf der Ostseite der Insel wurden drei Männer erschossen. Ihre Leichname wurden durch ganz Tanna von Dorf zu Dorf geschleppt, bis der eine von ihnen in der Nähe unserer Außenstation Loaneai anlangte und hier von der Bevölkerung gefressen wurde. Die Heiden fanden sich dazu von nah und fern ein und einzelne Stücke des Körpers wurden als Delikatesse in unserm Distrikt herumgeschickt. Zwei angesehene Heiden waren so entrüstet über diesen Kannibalismus, daß sie auf der Stelle dem Heidentum entsagten und sich uns anschlossen.

Der andere Leichnam wurde in ein Dorf von Lomais Stamm verbracht und sollte hier am Sonntag verspeist werden. Da wir am Morgen davon hörten, machten wir uns sofort nach dem Dorfe auf, um womöglich das abscheuliche Festmahl zu verhindern. Der Gedanke daran war uns umso schrecklicher, als wir wußten, daß es die Leiche eines unserer Anhänger war. Uebrigens waren seit seiner Ermordung schon vierzehn Tage verstrichen.

Als wir uns dem Dorfe näherten, kehrten ganze Trupps Heiden von da zurück. Einige trugen kleine Kinder, denen sie den entsetzlichen Anblick des von einem Banianenbaum herabhängenden Leichnams gezeigt hatten. Lomai eilte uns voran, weil er fürchtete, wir könnten zu spät eintreffen. Endlich gelangten wir auf den Dorfplatz,

den aber einige Leute bei unserer Annäherung schleunigst mit dem Toten verlassen hatten. Der entsetzliche Leichengeruch ließ uns aber vermuten, daß sie sich in der Nähe aufhielten. Lomai eilte deshalb auf einem Pfade landeinwärts und wir folgten ihm nach. Die Heiden ergriffen ihre Flinten und liefen im hohen Schilf zu beiden Seiten neben uns her. Unsere Lage war bedenklich, aber unsere entschlossenen Mienen schüchterten die Wilden einigermaßen ein. Schließlich langten wir auf einer Erhöhung an und sahen uns plötzlich einer Schar wild dreinsehender Eingeborenen gegenüber. Zugleich erblickte ich einen Wilden, wie er sich mit seiner Büchse auf einem Nebenpfad entlangschlich, um auf uns zu feuern. Einer meiner Begleiter rief ihm jedoch gebieterisch zu, was er da vorhabe. Der Mann war betroffen und verschwand.

Daraufhin ging ich mit Lomai auf die Leute zu und fragte sie, was mit dem Leichnam geschehen wäre. Sie deuteten nach rechts, und Lomai eilte dahin. Im nächsten Augenblick kehrte er jedoch mit verstörtem Gesicht zurück und rief mir zu: O Missi Paton, wie schrecklich! Dann brach er in Tränen aus. Ich begab mich nun an jene Stelle und sah hier den entsetzlichsten Anblick, der mir je in Tanna vorgekommen ist: einen menschlichen Körper, der schon weit in der Verwesung vorgeschritten war, an Händen und Füßen wie ein Schwein an einer langen Stange befestigt. Es wurde mir ganz herzweh zu Mut und ich sparte die Worte nicht, mit denen ich die Leute in ihrem teuflischen Werke überschüttete. Ich befahl ihnen, den Leichnam sofort ins Dorf zum Begräbnis zu bringen. Sie zauderten zwar anfangs, aber sie merkten, es war uns ernst, und so gaben sie schließlich nach. Indem sie sich ihre Nasenlöcher mit starkriechenden Blättern zustopften, hoben sie ihre Bürde auf und folgten uns ins Dorf. Hier hielt ich dem Häuptling in scharfen Worten sein abscheuliches Tun vor und drang darauf, daß er sofort ein Grab herstellen ließ. Das geschah, und unter Gesang und Gebet beerdigten wir das Opfer heidnischer Bestialität. Dann hielt ich noch eine Ansprache ans Volk, wobei ich meinen innersten Gefühlen Ausdruck gab.

Damit waren zwar die Gemüter der Heiden noch nicht beruhigt, aber nach und nach kehrte doch wieder Ruhe und Ordnung an der Küste ein. Nur unter den Inland-Stämmen gärte es noch längere Zeit und der Verkehr mit ihnen erforderte die größte Vorsicht. Die grimmigste Feindschaft aber bezeugten die Heiden im nördlichen Tanna. Als der Loanatit-Stamm nach Lenakel übersiedelte, schloß sich ihm ein Teil eines befreundeten Stammes an, während der andere Teil an seinem alten Wohnsitz Lopilpil verblieb. Unter den Zurückbleibenden befand sich ein Taufbewerber namens Charlie, der allsonntäglich eine

Anzahl Leute zum Gottesdienst versammelte. Durch einen regen Verkehr zwischen Lopilpil und Lenakel wurde die kleine Schar Wahrheitssucher im Eifer erhalten. Dieser erhielt noch einen neuen Ansporn durch einen wackern Häuptling namens Dick Nimiling, der von Queensland zurückkehrte und dort gründlich bekehrt worden war. Dick schloß sich den Katechumenen in Lopilpil an und die christliche Partei mehrte sich von da an beträchtlich.

Das brachte die Heiden so auf, daß sie die Küstenbewohner von ihren Dörfern vertrieben und sie nötigten, ihre Zuflucht in Höhlen und Felsenklüften zu suchen. Auch hier sollten sie nicht ungestört weilen dürfen. Eines Tages schlichen sich die Heiden an sie heran und feuerten von einer Klippe aus eine Salve mitten in eine Versammlung hinein, die sie am Strand in ihrem Lager miteinander hielten. Gott sei Dank wurde niemand von ihnen getroffen, obschon die Geschosse mitten unter sie hinein fielen. Ungeachtet dieser feindseligen Stimmung wurden die christlich gesinnten Bewohner der Distrikts nicht abgeschreckt, sondern standen nur umso treuer zu einander. Ja, verschiedene Umstände, wie der tiefe Eindruck von Numanians seligem Ende, der Verkehr mit Lenakel und eine Ruhrepidemie, die unter den Eingeborenen grassierte, hatten die Wirkung, daß den Heiden das Gewissen erwachte und viele Anschluß an die Christen suchten. Ganze Bootsladungen kamen von Norden her nach Lenakel und Loaneai, besuchten unsern Gottesdienst und baten um einen Lehrer. Selbst Leute von Lonebothot, wo Numanian seine Todeswunde erhalten hatte, befanden sich darunter, und es war uns keine geringe Freude, eines Tages sogar einen jener Männer dabei zu sehen, der damals mit geladener Flinte auf uns losgegangen war.

Diese erfreuliche Bewegung unter den Heiden veranlaßte mich, selbst nach Lopilpil zu gehen und mir die Sache anzusehen. Was ich da fand, überraschte mich aufs höchste. Der Geist Gottes hatte augenscheinlich sein Werk in den Herzen der Heiden. Etwa 60 bekleidete Eingeborene umringten mich und waren begierig nach Gottes Wort. Sie lebten in Höhlen und waren von der Ruhr heimgesucht, aber die Not hatte sie verlangend nach dem Evangelium gemacht. Die Seuche betrachteten sie als ein Gericht Gottes wegen ihres früheren bösen Verhaltens. Wir dankten Gott für diesen Umschwung der Dinge und versprachen den Leuten, wenn möglich ihre Bitte um einen Lehrer zu erfüllen. Nach Lenakel zurückgekehrt, berichtete ich die Sachlage der kleinen Gemeinde, und zu unserer Freude meldeten sich die beiden Aniwa-Lehrer Kawa und Jakave, die sich bereit erklärten, nach Lopilpil überzusiedeln. Damit hatten wir unsere Missionsposten bis in den Norden von Tanna vorgeschoben.

Kaum war dieser Sieg über das Heidentum im Norden errungen, als ein neuer Krieg im Süden von Lenakel auszubrechen drohte. Lomai und Nilua eilten sofort zu den betreffenden beiden Stämmen, und obschon die Krieger der einen Partei schon zum Kampfe ausgerückt waren, gelang es ihnen doch mit Gottes Hilfe, dem Blutvergießen zu wehren und Frieden zwischen den feindlichen Brüdern zu stiften. (Schluß folgt.)

Rundschau

über die Rheinische Mission.

Von Pfr. G. Eisinger.

(Schluß)

Beträchtlich früher als auf Sumatra und Nias hat die Rheinische Mission in China die Arbeit begonnen, nämlich bereits 1847. Wenn wir gleichwohl auf unserem Rundgang durch die Rheinischen Missionsgebiete diesem Arbeitsfeld uns erst jetzt zuwenden, so tun wir das nicht nur darum, weil es uns angemessener schien, die auch geschichtlich enger zusammenhängenden Gebiete des hinterindischen Archipels unmittelbar nacheinander zu betrachten, sondern vor allem deshalb, weil die Arbeit der Rheinischen Mission in China erst in jüngster Zeit mehr hervorgetreten und zu einer größeren und allgemeiner beachteten Bedeutung gelangt ist. Jahrzehntelang war auch von vielen Freunden der Rheinischen Mission diesem Arbeitsgebiet im Vergleich zu den übrigen Rheinischen Missionsfeldern so wenig Beachtung geschenkt und so wenig Bedeutung beigemessen worden, daß man es mehr nur wie ein Anhängsel betrachtete, welches man, wie P. Kriele sagt, am liebsten wieder abgeschüttelt hätte, wenn man es mit seinem Gewissen hätte vereinigen können. Wollte es doch mit der Rheinischen Chinamission lange Zeit auch gar nicht vorangehen. Nach nahezu 50jähriger Arbeit (1896) hatte dieselbe erst 3 Stationen mit 263 Getauften aufzuweisen. Aber seit dem Jubiläumsjahr (1897) ist es — zunächst infolge der Nachwirkungen des chinesisch-japanischen Krieges — anders geworden, gründlich anders. Aus den 3 Stationen und 263 Christen sind bis Ende 1902 — also innerhalb 6 Jahren — 6 Stationen und 1185 Christen geworden. Im letzten Jahr kam dazu noch eine 7. Station, die Miss. Maus in Santong, einer großen Stadt am rechten Ufer

des Ostflusses, angelegt hat; von hier soll in der nächsten Zeit die Arbeit noch weiter nach Norden ausgedehnt werden nach Tsangscheng, der Hauptstadt des gleichnamigen Kreises, wo die Rheinische Mission schon seit drei Jahren ein Haus besitzt, das ihr die Christen in Pokkong (bei Santong) gekauft und geschenkt haben, und wo Missionar Maus, als er im Frühjahr 1902 einen Besuch dort machte, von dem Mandarin und der Bevölkerung sehr freundlich aufgenommen wurde; und noch weiter nach Norden, nach dem Lungmun-Kreis, hofft man in Bälde vordringen zu können. — Neuerdings haben die Rheinischen Missionare auch eine Einladung nach dem jenseits der Bocca Tigris gelegenen Kreis Heungschan erhalten, wo in der Hauptstadt Schekki um einige versprengte Christen sich eine beträchtliche Schar von Leuten gesammelt hatte, die Gottes Wort betrachteten und nun dringend Anschluß an die Rheinische Mission begehrten. Miss. Genähr hat daraufhin Anfang letzten Jahres mit einem eingeborenen Pastor sich nach Schekki begeben und war ganz begeistert von dem Entgegenkommen und der Empfänglichkeit für Gottes Wort, die er bei Christen und Heiden hier fand; einige von den Heiden wünschten sofort getauft zu werden, und als Genähr ihnen erklärte, das ginge so schnell nicht, er habe ja nicht einmal „die heiligen Gefäße" bei sich, erwiderten sie schlagfertig: du hast doch wohl „den heiligen Geist" hier. Inzwischen ist der Anschluß der Schekki-Leute an die Rheinische Mission vollzogen worden; Miss. Genähr hat sich im März wiederum zehn Tage lang dort aufgehalten und währenddem 18 Heiden als Erstlinge der neuen Arbeit daselbst taufen können; vorläufig wird er und Pastor Wong abwechselnd jeden Monnt sich nach Schekki begeben, bis anderweitig für die Leute gesorgt werden kann.

Aber auch in den seit längerer Zeit bearbeiteten Gegenden tun sich den Missionaren, seit sie wieder auf ihre Stationen (die sie anläßlich der chinesischen Wirren auch auf einige Monate verlassen hatten) zurückgekehrt sind, allenthalben neue Türen auf. Ein Zeichen des siegreichen Vordringens der Mission sind insbesondere die immer häufiger vorkommenden Kapelleneinweihungen — im Jahr 1902 waren es deren 6 —; denn so wie die Verhältnisse in China nun einmal liegen, bedeutet jeder neue Kapellenbau, und sei er noch so primitiv, einen neuen, festen Stützpunkt für die Mission. Erfreulich dabei ist auch, daß die Christen und Taufbewerber selber reichlich zu diesen neu erbauten Kapellen beigesteuert haben. „Wenn man bedenkt," schreibt Miss. Genähr, „wie vor zehn Jahren noch unsere Gemeinden so gut wie gar nichts für Kapellenbauten und andere Gemeindezwecke taten, so darf man hier wohl mit Fug und Recht von Fortschritt und wachsender Erkenntnis dessen, was unsern Ge-

meinden not tut, reden." — Das Hospital in Tungkun, an welchem neben Dr. Kühne seit 1898 noch ein zweiter Missionsarzt, Dr. Olpp, tätig ist, erfreut sich gegenwärtig auch eines größeren Zuspruchs denn je zuvor. An 20 000 Patienten suchten dort im letzten Jahr Hilfe. Zu wünschen wäre nur, daß man die vielen guten Eindrücke, welche die Tausende hiebei empfangen, besser als bisher ausnützen und den im Hospital angeregten Leuten mehr nachgehen könnte. Es steht indes zu hoffen, daß das in Zukunft in ausreichenderem Maße geschehen kann, wenn erst die zur Zeit im Gang befindliche Abtrennung und Verlegung der Hospitalstation in einen andern Stadtteil vollendet und auf derselben neben den zwei Missionsärzten noch ein Missionar stationiert ist. Durch diese Zerlegung der Station in Tungkun in eine Hospital- und eine mit dem Seminar verbundene Missionsstation wird zugleich mehr Raum für das Seminar geschaffen, dessen Erweiterung schon längst dringendes Bedürfnis ist. Endlich soll in Tungkun auf eine vom dortigen Kreismandarin selbst gegebene Anregung hin eine Art Realschule gegründet werden, sobald sich der geeignete Mann gefunden hat.

Also wo man hinsieht, neue Aufgaben, die dringend verstärkter Kräfte bedürfen. Ganz besonders not tut eine baldige Vermehrung der weiblichen Arbeitskräfte. „Die Arbeit unter den Frauen," schreibt Miss. Bettin in Taiping, „liegt bei uns noch sehr im Argen. In allen unsern Gemeinden sind unter den Getauften nur wenige (kaum $^1/_{10}$) Frauen. Der Mann ist getauft, aber Frau und Kinder beten ruhig die Götzen an. Hätten wir nur mehr Bibelfrauen, die den Frauen nachgingen, ich bin sicher, unsere Missionsarbeit würde mehr wirklichen Erfolg haben, es würde mehr Leben in unsere Gemeinden kommen." Um aber mehr Bibelfrauen heranziehen und deren Tätigkeit überwachen zu können, sollte man mehr Missionsschwestern (bis jetzt ist nur eine vorhanden) haben; auch in den Schulen wäre deren Mitarbeit dringend nötig; befinden sich in denselben doch unter 280 Schülern nur 16 Mädchen. Also „mehr Arbeiter, europäische wie eingeborene, männliche wie weibliche, und dann," so schließt P. Kriele seinen letzten Bericht über China, „vorwärts in Gottes Namen!"

Und nun noch einen kurzen Blick auf die — wenn wir von Mentawei absehen — beiden jüngsten Rheinischen Missionsfelder. „Die Rheinische Mission," sagt P. Kriele in seinem Jubiläumsbericht, „war groß und stark geworden, Gott hatte sie reichlich gesegnet." Da mochte er denken: nun kann sie auch Schweres tragen, und so wurden ihr die beiden Todesländer zuteil: Neu-Guinea und Owamboland.

Neu-Guinea ist als solches längst bekannt. Von den in den 17 Jahren seit Beginn dieser Mission (1886) ausgesandten 21 Missionaren, die Frauen nicht mitgezählt, stehen heute nur noch 7 in der Arbeit; 8 Missionare — und außerdem 7 Missionsfrauen — sind gestorben und sind durchschnittlich nur je $30^1/_2$ Jahre alt geworden; ihnen und den 6 anderen, die sehr gegen ihren Willen das Land haben verlassen müssen, hat Gott nur eine durchschnittlich dreijährige Arbeit beschieden. Wie gefährlich aber das Klima auch im Owamboland ist, hat sich erst in letzter Zeit so recht gezeigt. Denn nachdem in den ersten neun Jahren (1891—1899) unter den Rheinischen Owambomissionaren kein einziger Todesfall vorgekommen, und nur einer von ihnen wegen des Klimas hatte das Land verlassen müssen, sind in den vier letzten Jahren von der kleinen Arbeiterschar, die die Rheinische Mission im Owamboland stehen hat — durchschnittlich drei — 3 dem Klima erlegen, 2 (Ickler und Stahlhut) rasch hintereinander im Jahr 1900, und der dritte (Gimbel) 1902; ein vierter hat, weil er selbst, ein fünfter, weil seine Frau das Klima nicht ertragen konnte, für immer außer Land müssen, und die letzten Nachrichten von Miss. Wulfhorst, dem ältesten Owambomissionar, der erst 1902 nach einem längeren Erholungsaufenthalt in der Heimat wieder auf sein Arbeitsfeld zurückgekehrt war, lauteten auch recht beunruhigend. Natürlich wurde dadurch der Fortgang der Arbeit mannigfach gehemmt. Die Zahl der Christen hat in den letzten drei Jahren nur um 12 zugenommen und beträgt jetzt 144, — immerhin in Anbetracht der wenigen Arbeitskräfte, mit denen die Arbeit bis jetzt betrieben worden, ein recht erfreuliches Resultat. Zu den zwei Stationen — Ondjiva und Omupanda — die die Rheinische Mission von Anfang an im Ovamboland hatte, ist 1900 noch eine dritte, Namakunde, gekommen, auf welcher die Bevölkerung sich besonders empfänglich zeigt. Auf allen drei Stationen befinden sich Schulen, die von im ganzen 130 Schülern besucht werden und zwar von fast ebensoviel Mädchen wie Knaben. Auch der Besuch der Gottesdienste an den Sonntagen und der wöchentlichen Abendandachten ist ein sehr reger. Sehr zustatten kommt es den Missionaren, daß der Oberhäuptling des Stammes, unter dem sie arbeiten, Uejulu, sich durchaus freundlich zu ihnen stellt. Einen großen Eindruck hat es auf die Heiden gemacht, daß die junge Witwe des Miss. Stahlhut sich entschloß, im Land zu bleiben, um als Missionsschwester weiter zu arbeiten. „Die Meme," sagten sie, „hat doch nichts mehr hier. Ihr Mann und ihre Kinder sind gestorben. Sie muß uns doch lieb haben, daß sie bei uns bleibt." Schwester Stahlhut hat sich inzwischen hauptsächlich der Frauen und Kinder,

daneben auch der vielen Kranken und Verwundeten, die auf die Station kommen, angenommen. Hie und da besucht sie auch zu Pferd die ferner liegenden Werften; die Leute freuen sich immer sehr, wenn die „efolo“ kommt. Meist lassen sie dann all ihre Arbeit liegen und setzen sich um sie herum, um zu hören, was sie ihnen erzählen will. — Alles in allem betrachtet, gewinnt man den Eindruck, daß die Rheinische Mission hier ein recht hoffnungsvolles Arbeitsfeld hat, auf dem die bisherigen Erfolge baldige größere verbürgen, wofern nur die nötigen Arbeitskräfte vorhanden sind.

Ganz anders steht es in der Beziehung in Neu-Guinea. Die Arbeit der Rheinischen Mission ist hier bis jetzt nur eine Saat auf Hoffnung gewesen, denn in den 17 Jahren, die ihre Missionare hier in der Arbeit stehen, haben sie noch keinen einzigen Heiden taufen können, und alle Hoffnungen, als wollten sich da und dort die Erstlinge nähern, haben sich immer wieder nach kurzem zerschlagen. Der Hauptgrund, daß trotz der langjährigen und hingebenden Arbeit der Missionare noch bei keinem dieser Heiden das Evangelium soweit hat Eingang finden können, daß es zu einer inneren Entscheidung für dasselbe gekommen wäre, dürfte in dem Tiefstand der Papua in religiöser und sittlicher, wie in allgemein geistiger Beziehung zu suchen sein. In ihrer Religion verehren dieselben ein Monstrum, das ihnen erst — ihrer Sage zufolge — die Felder verwüstete, dann, nachdem sie es gefangen hatten, die Kinder auffraß. Dieses Ungeheuer, Asa (auf anderen Stationen Ai, Messiab u. s. w.) genannt, wird gefeiert durch große Schmausereien von seiten der Männer, an denen aber Frauen und Kinder nicht teilnehmen dürfen. Ja die Frauen werden gewaltsam zu glauben gezwungen, daß der Asa die Schweine, Kokosnüsse, Taro und andere Dinge verzehre. „Was dann,“ schreibt Miss. Hanke, „dem Volk vor allem fehlt, ist Erkenntnis der Sünde und das Bewußtsein, daß der Mensch verantwortlich ist für sein Tun und Lassen bei Leibes Leben. Was der einzelne tut, wird im allgemeinen auf Wirkung der bösen Geister zurückgeführt und so betrachtet, als könne der Mensch eben gar nicht anders handeln. Welchen Nutzen könnte auch das Gutsein nach ihrer Meinung haben! Es kommen ja doch alle an einen Ort, und ob gut, ob böse, die Seelen werden zu weißen Ameisen oder zu Bäumen und Schlingpflanzen.“ Charakteristisch für die Anschauungen der Papua ist, was neulich einer während des Gottesdienstes zum Missionar sagte: „Ihr weißen Leute könnt wohl alles vom Himmel und von Gott wissen, ihr seid ganz nahe dabei. Sieh doch wie tief der Himmel dort auf der Erde ist, wo ihr herkommt, und dann sieh', wie hoch er bei uns ist! Wir haben unsere Götter und ihr habt die euren.“

Erfolglos ist indes die treue Arbeit der Rheinischen Missionare auch in Neu-Guinea keineswegs gewesen. Fehlen auch die zahlenmäßigen Erfolge, manches, ja vieles ist doch auch hier erreicht. Die Anzeichen mehren sich, daß das Hauptbollwerk des Heidentums, der Asakult, im Wanken ist; derselbe ist auf der Flucht in die Wälder und wagt sich nicht mehr recht an die Oeffentlichkeit. Als neulich während der Abwesenheit des Miss. Hoffmann in Bogadjim der heidnische Spektakel noch einmal wieder auflebte, hat sich nur noch ein Drittel der Bevölkerung daran beteiligt, und auch diese, wie es scheint, nur beeinflußt durch die fernen Gebirgsbewohner, die die eigentlichen Veranstalter dieses Festes gewesen waren. Bei der Rückkehr Hoffmanns waren die Dorfbewohner sehr scheu, und das böse Gewissen konnte man ihnen vom Gesicht ablesen. Während sodann vor zehn Jahren die Rheinische Mission keine einzige Schule in Neu-Guinea hatte, hat sie jetzt dort auf jeder ihrer vier Stationen eine solche mit zusammen 100 Kindern. Aus den älteren Schülern hoffen die Missionare mit der Zeit sich brauchbare Schulgehilfen heranbilden zu können. Der Besuch der sonntäglichen Gottesdienste hat ebenfalls gegen früher beträchtlich zugenommen und die Zuhörer sind aufmerksamer geworden; ja Miss. Hoffmann schreibt: „Ein Fremder, der unbekannt mit den hiesigen Verhältnissen hierherkommt, könnte, wenn er die vollbesetzte Schule, den gutbesuchten Gottesdienst, die Ruhe und Aufmerksamkeit der Leute während der Predigt sieht und beobachtet, auf den Gedanken kommen, in einer heidenchristlichen Gemeinde zu sein." — Alles Anzeichen, daß auch hier etwas im Werden ist und das Evangelium früher oder später auch an den harten Papuaherzen seine umwandelnde und rettende Gotteskraft beweisen wird.

Wir sind mit unserer Rundschau über die Arbeitsgebiete der Rheinischen Mission zu Ende. Gar verschieden und mannigfaltig sind die Verhältnisse, unter denen die Rheinischen Missionare auf den einzelnen Gebieten ihre Arbeit tun, und demgemäß auch gar verschieden die Art und der Erfolg dieser Arbeit. Aber den Eindruck haben wir doch wohl bei all diesen Gebieten gewonnen, daß das Werk des Herrn auf jedem von ihnen mit viel Eifer und Liebe, mit viel Treue und Opferwilligkeit getrieben wird, und auch den Eindruck, daß auf allen, mit Ausnahme von Borneo und Neu-Guinea, mehr oder weniger fröhliche Erntezeit ist und eine Fülle neuer Aufgaben allenthalben zu energischem Vorwärtsgehen drängt. Ueberhaupt ist es mit der Arbeit der Rheinischen Mission seit einer Reihe von Jahren in einer Weise vorangegangen, wie bei keiner andern deutschen Missionsgesellschaft, und zwar fällt dieser außerordentliche

Aufschwung zeitlich so ziemlich zusammen mit dem Inspektorat Dr. Schreibers. In den 14 Jahren, in denen er erster Inspektor der Rheinischen Mission war, haben sich die Einnahmen und Ausgaben der Gesellschaft verdoppelt (jene betrugen 1902: 726109 Mk., diese 798420 Mk.); die Zahl der Stationen ist von 53 auf 100, die der europäischen Arbeiter von 73 auf 168 (inkl. 17 Schwestern und 4 Aerzte) gestiegen; 1889 waren es 32870 Heidenchristen, heute 91124. Wenn nun auch dies außergewöhnliche Wachstum keineswegs lediglich durch die Persönlichkeit des Inspektors Schreiber bedingt war, so muß es doch als eine besonders günstige Fügung betrachtet werden, daß in einer Zeit, in der so vieles draußen zum Vorwärtsgehen aufforderte, die Leitung der Rheinischen Mission in der Hand eines Mannes wie Dr. Schreiber lag; denn „in einer solchen Zeit", sagt P. Kriele in seinem Jubiläumsbericht, „bedurften wir eines Inspektors, der nicht ängstlich zauderte und bedächtig zögerte, sondern der mutig voranging und uns alle mitsamt unseren Geldbeuteln fortriß; und besaß unser Inspektor vielleicht weniger die Ader eines Finanzgenies, um so fröhlicher war sein Optimismus, sein Glaubensmut zu Gott, dem Silber und Gold gehört, und sein unverwüstlicher Glaube an die Gebefreudigkeit der Missionsfreunde. Er hat unsere rheinisch-westfälische Kirche an ihre Missionsleistungsfähigkeit glauben gelehrt."

Nun weilt er ja nicht mehr hienieden; mitten aus der Arbeit heraus ist er abberufen worden zur triumphierenden Gemeinde, und das wenige Monate vor der Jubiläumsfeier. Das Jubiläumsjahr ist damit für die Rheinische Mission zugleich zu einem Trauerjahr geworden, und ernste Trauerklänge durchzogen an dem Jubelfest, das so viel Anlaß zum Danken und Loben gab, die frohe Festesstimmung. Aber so viel auch die Rheinische Mission mit diesem ihrem Inspektor verloren hat, wenn sie ihre Arbeit fortsetzt in seinem Sinn, mit der Demut, die sich dessen, was sie leistet, nicht rühmt, sondern es als Gnade oder, wie Inspektor Schreiber noch kurz vor seinem Tod es aussprach, „als ein köstlich Ding" ansieht, „für den Herrn arbeiten zu dürfen", und zugleich mit jenem kühnen Glaubens- und Wagemut, wie er noch aus jenem letzten Telegramm des Entschlafenen: „Tole!" „Vorwärts!" spricht, dann wird der Herr der Mission gewiß auch in Zukunft zu ihrer Arbeit sich bekennen, derselben auch fürderhin wie bisher fröhliches Wachstum und Gedeihen schenken und sie auch auf den Arbeitsfeldern, auf denen sie bis jetzt nur oder fast nur mit Tränen gesät hat, noch herrliche Freudenernten erleben lassen.

Eine Märtyrer-Gedächtnishalle für China.

Die von China aus die ganze Welt bewegenden Ereignisse des Jahres 1900 sind noch lebendig in aller Gedächtnis. Der Sturm hat sich inzwischen gelegt; an die Stelle der Unruhen und Kämpfe ist stille Arbeit getreten. Was aber ist und bleibt nun die beste Frucht, das wertvollste Resultat jener aufregenden Zeiten? Die protestantischen Missionare Chinas sind sich einig darüber, daß das wertvollste Ergebnis der Boxer-Unruhen darin besteht, daß das persönliche Christentum von Hunderten von Chinesen unter den schwersten Versuchungen, im Angesicht des qualvollsten Todes, sich als standhaft bewährt hat und daß die evangelische Kirche Chinas nun eine Schar von Märtyrern aufzuweisen hat, die an Glaubensmut, an Geduld und Bekenntnisfreudigkeit denen der ersten Zeiten der Kirche nicht nachsteht. Vor 1899 sind 20 protestantische Missionare, und seit 1899 sind 192 Personen, welche zur protestantischen Mission gehörten (nämlich 139 Männer und Frauen und 53 Kinder) im Dienst des Evangeliums in China eines gewaltsamen Todes gestorben. Die Gesamtzahl der evangelischen Märtyrer aus fremden Ländern in China beträgt also 212. Dazu kommen etwa 4000 chinesische Christen, die mit zum Teil überwältigenden Bekenntnissen ihr Leben für ihren Glauben geopfert haben.

„Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche", dieses Wort wird sich auch in China bewähren. Um aber das wertvolle Andenken an diese Schar von Märtyrern unter den Christen Chinas dauernd lebendig zu erhalten und dadurch den Geist tapferen Zeugenmutes und der Treue bis in den Tod zu pflegen, haben die Missionare aller evangelischen Missionsgesellschaften in China einmütig beschlossen, an der wichtigsten Eingangspforte Chinas, in Shanghai, den Märtyrern Chinas ein würdiges Denkmal zu errichten. Doch nicht die Menschen, sondern Christus soll dadurch verherrlicht werden. Das Denkmal soll die Form eines nützlichen, für ganz China segenbringenden Gebäudes annehmen, mit einem Saal für wenigstens 2000 Zuhörer; und um den in Shanghai so teueren Grund und Boden bestmöglichst zu verwerten, sollen mit dem Gebäude auch Büreaus, Arbeitsstuben u.s.w. für die Bibelgesellschaften und die christlichen Buch- und Traktatgesellschaften verbunden werden. In dieser Halle sollen häufig große Evangelisationsversammlungen stattfinden; sie soll den großen Konferenzen chinesischer christlicher Vereine (z. B. des Jugendbundes, der gemeinsamen Gebetsversammlungen, des Erziehungsvereins u. s. w.) als Versammlungsort dienen, überhaupt soll damit eine Zentralarbeitsstätte für alle auf ganz China sich ausdehnenden christlichen Bestrebungen geschaffen werden. Hierdurch hoffen wir am besten das Zeugnis der Märtyrer fortzuführen und in ihrem Sinne zu handeln. Das Gebäude wird zuerst die Einheit aller evangelischen Kirchengemeinschaften sichtbar zum Ausdruck bringen. Hiezu sind die Christen Japans, Indiens und Afrikas, sowie die von Amerika und Europa gebeten, ihr Scherflein beizutragen. Denn bei den teuern Bauverhältnissen Shanghais und bei der Größe des Unternehmens brauchen wir eine sehr bedeutende Summe. Aber wenn alle wahren Christen der ganzen Welt mitarbeiten und mitbeten, dann ist es sicherlich nicht unmöglich, diese für einen so edlen und segensreichen Zweck aufzubringen. Mit solcher Zuversicht im Herzen wenden wir uns an alle Christen Deutschlands und der Schweiz und bitten sie herzlich, für diese Märtyrer-Gedächtnishalle, für dieses „Vereinshaus" aller Kirchengemeinschaften im fernen Osten nach Kräften beizustehen.

Missionskirche auf der Insel Aniwa (Neuhebriden).

Der Missionar als Missionsagent in der Heimat.

Von Julius Richter.

Das vorliegende Thema wird in vielen unter Ihnen gewiß dankbare Erinnerungen an erhebende Missionsfeste erwecken, vielleicht bei andern an schmerzliche Enttäuschungen und unerquickliche Reibungen erinnern; Zuschriften, die mir nach Ankündigung dieses Themas von verschiedenen Seiten zugegangen sind, lassen daran keinen Zweifel. Man könnte sagen, das Thema gehöre mehr vor das Forum eines Missionskomitees, als vor eine solche freie Versammlung von Pastoren und Mitgliedern von Missionskonferenzen. Allein ich darf Sie doch alle ohne Unterschied als „Missionsagenten in der Heimat" ansehen, und da werden Sie es ebenso begreiflich wie selbstverständlich finden, daß wir in unserm Kreise die Frage aufwerfen: sind neben uns Pastoren, Missionsinspektoren oder welchen Titel wir sonst als heimatliche Missionsagenten tragen mögen, — ich sage: sind neben uns noch die Missionare als Missionsagenten in der Heimat notwendig oder erwünscht? Herr Professor Warneck behandelt im 2. Bande seiner Missionslehre im 21. Kapitel die „Pflege des heimatlichen Missionslebens", soweit dieselbe in den regulären Pflichtenbereich des pastoralen Amtes gehört. Man könnte vielleicht daneben ein Unterkapitel setzen, um den auf dieselbe Pflege des heimatlichen Missionslebens bezüglichen Pflichtenkreis der Missionshäuser und Missionsgesellschaften darzustellen, und in diesem Zusammenhange würde das uns jetzt beschäftigende Thema seine organische Stellung haben. Ich versuche dasselbe in vier Abschnitten zu behandeln: inwiefern kann und soll der Missionar ein heimatlicher

Missionsagent sein 1) vor seiner Aussendung, 2) während seiner Arbeit im Heidenland, 3) auf Urlaub, 4) als emeritierter und heimgekehrter Missionar.

1) Vor seiner Aussendung. Daß unter Umständen junge Leute, welche sich auf den Missionsdienst vorbereiten, für die Erweckung des heimatlichen Missionslebens eine große Bedeutung gewinnen können, dafür erinnere ich zunächst an die romantische Entstehungsgeschichte des amerikanischen Board. Die Missionsbewegung kam in den Vereinigten Staaten in Fluß durch einige erweckte junge Studenten im Zusammenhang mit einer geistlichen Belebung, welche eine Reihe theologischer Seminare, namentlich das von Andover ergriff. Den ersten Anstoß gab Samuel Mills, der sich schon im Williams College mit einigen Genossen heimlich verbunden hatte, in ihrer Person eine Mission zu den Heiden zu bewerkstelligen. In Andover erweiterte sich dieser Bund durch Nott, Judson und andere, und diese missionsbegeisterten Jünglinge richteten im Juni 1810 an die zu Bradford tagende Konferenz der Prediger von Massachussets die Anfrage: ob sie in ihrem Vorhaben, als Missionare zu den Heiden zu gehen, wohl von einer heimischen Missionsgesellschaft unterstützt werden würden? Diese Frage führte noch im Herbst 1810 zur Konstituierung des American Board. Mills blieb indes vorläufig daheim, um für die Mission zu werben, was er mit großem Erfolge tat. Auch die amerikanische Bibelgesellschaft und die Kolonisationsgesellschaft für Westafrika entstanden auf seine Anregung. Von diesem halben Dutzend jugendlich begeisterter Missionsaspiranten ging der erste mächtige Missionsimpuls in Nordamerika aus.

Ich erinnere weiter an die bekannt gewordenen „Cambridge Sieben", welchen sich im Jahre 1885 der China Inland Mission zur Verfügung stellten. Zwei unter ihnen waren Offiziere der englischen Armee, und die andern kamen gerade von der Universität Cambridge. Alle gehörten angesehenen Familien Englands an und hatten in der Heimat die besten Aussichten für ihr irdisches Fortkommen. So machte schon ihr Eintritt in den Missionsdienst großen Eindruck, derselbe ward aber noch wesentlich vertieft durch die Campagne von Missionsfesten, Meetings und ähnlichen Versammlungen, mit welchen die begabten jungen Leute England wie im Triumphzuge durchzogen. Diese Abschiedsversammlungen waren

nicht nur für die Belebung des Interesses an der China Inland Mission, sondern für die Vertiefung und Verbreitung des Missionsinteresses überhaupt bedeutungsvoll.

Die durch sie angeregte Bewegung war ein Vorspiel der großen Studenten-Missionsbewegung, welche etwa seit der Mitte der achtziger Jahre England und Nordamerika belebt und befruchtet. Das von den „Cambridge Sieben" unter der studierenden Jugend Englands und Schottlands angezündete Missionsfeuer ergriff bald auch die nordamerikanische Jugend. Hier war sowohl durch die christlichen Vereine junger Männer, besonders die sog. endeavor-Vereine, wie durch die evangelistischen Arbeiten Moody's der Boden für eine Missionsbewegung unter Gymnasiasten, Studenten und Studentinnen wohl vorbereitet. Auf der Studentenkonferenz zu Mount Hermon im Sommer 1886 kam ein Bund von Studierenden bezw. auf das Studium sich Vorbereitenden beiderlei Geschlechts zu stande, welche eine schriftliche Erklärung abgaben, Missionare werden zu wollen, wenn Gott es erlaube. Es ist Ihnen bekannt, welchen Aufschwung diese Studenten-Missionsbewegung in wenigen Jahren nahm; mehr als 6000 junge Leute traten derselben bei; über 1000 davon sind bereits als Missionare in alle Erdteile gegangen. Gewiß haben auch alte und gereifte Missionsleiter alles getan, was in ihren Kräften stand, um diese zukunftreiche Bewegung zu pflegen. Aber ihre treibenden Kräfte sind von Anfang an Jünglinge gewesen, ein Wilder, ein Luther Wishard, ein Mott, ein Donald Fraser und andere. Alles „werden wollende" Missionare!

Nach diesen Erfahrungen der älteren und neueren Missionsgeschichte kann es nicht zweifelhaft sein, daß unter Umständen die Missionare bereits vor ihrer Aussendung sehr wirksame heimatliche Missionsagenten werden können. Allein wir dürfen doch den großen Unterschied des englisch-amerikanischen und des deutschen Missionslebens nicht außer acht lassen. Vieles, was da jenseits des Kanals und der Atlantis nicht bloß möglich, sondern sogar höchst bedeutungsvoll ist, verfängt bei uns nicht. Die studentische Missionsbewegung hat sich leider nur in sehr begrenztem Umfang auf unsere deutschen Universitäten übertragen lassen, und weder die angestrebte enge Verbindung mit der englisch-schottischen Bewegung noch die emsige Vorbetätigkeit einiger eifriger Kandidaten hat daran

in der Hauptsache etwas ändern können. Die akademische Jugend ist nach wie vor in den Reihen der deutschen Missionare spärlich vertreten, und die Mehrzahl von diesen wenigen sind durch die Vorbereitung auf die Staatsexamina oder die wissenschaftlichen Vorstudien auf ihren Missionsberuf so stark in Anspruch genommen, daß sie weder Zeit noch Kraft zu einer größeren Agitation in der Heimat übrig behalten. — Weitaus die Mehrzahl unserer Missionare gehen aus den Missionsseminaren hervor. Und bei diesen liegen schwerwiegende Bedenken vor, sie vor ihrer Aussendung in größerem Umfang für die heimatliche Vorbetätigkeit zu verwenden. Meist kommen sie aus engen, beschränkten Verhältnissen und müssen nun die fünf oder sechs Seminarjahre dazu verwenden, um sich das ganz beträchtliche Maß von Wissen anzueignen, welches zu ihrer geistigen Ausrüstung unentbehrlich ist. Alle Seminare gehen darauf aus, die Kräfte ihrer Zöglinge bis an die äußerste Grenze der Leistungsfähigkeit anzuspannen, weil eben auch die höchste Kraftanstrengung kaum genügt, um die Aufgabe befriedigend zu bewältigen. Da bleibt also für Predigten und Ansprachen in Missionsversammlungen weder Zeit noch Kraft. Außerdem sollen die jungen Leute in diesem halben Jahrzehnt in einen höheren sozialen Stand mit einem höheren Bildungsniveau und einer daraus sich ergebenden Lebensstellung hineinwachsen. Das stellt an die sittliche Ausreifung und Charakterbildung wieder ungewöhnlich hohe Anforderungen, die nur empfindlich leiden können, wenn die Missionsseminaristen vor der Zeit in die Oeffentlichkeit treten. Die Ruhe und Zurückgezogenheit des Missionshauses mit seiner strengen Zucht und patriarchalischen Lebensordnung sind dem werdenden deutschen Missionar Lebensodem; man lasse ihn möglichst unbefangen in diesen Schranken, so tut man ihm den besten Dienst. Damit soll nicht ausgeschlossen sein, daß die jungen Leute in Sonntagsschulen und Jünglingsvereinen*) teils mithelfen, teils als Mitglieder tätigen

*) Besonders die Teilnahme an Jünglingsvereinen sollte den Missionszöglingen nahegelegt werden, soweit es im Rahmen der Hausordnung möglich ist. Um das vorweg zu nehmen, auch für die auf Urlaub in der Heimat weilenden Missionare ist die Pflege der Jünglings- und Jungfrauen-Vereine von großer Bedeutung. Aus diesen Kreisen gehen die meisten und vielfach tüchtigsten deutschen Missionare hervor. Und selbst wenn bei vielen Jünglingen die im Verein empfangene Anregung nicht zu dem Entschlusse führt, selbst in

Anteil nehmen; auch daß sie in den Ferien in kleineren Kreisen, besonders der Stundenleute Bibel- und Erbauungsstunden halten, ist unverfänglich, zumal in der Regel dabei auf sorgfältige Vorbereitung wenig Wert gelegt wird. Ein Jüngling, der im Missionshause Tag für Tag soviel geistige Speise einnimmt, kann von seinem Reichtum schon gelegentlich andern mitteilen, wenn er nur nicht dabei verarmt oder in Gefahr kommt aufgeblasen zu werden. Für die spätere pastorale oder seelsorgerliche Tätigkeit des Missionars ist diese Predigttätigkeit während der Seminarjahre erfahrungsgemäß von ebenso wenig Wert wie für den heimatlichen Pastor die unreifen Predigtversuche der ersten Studiensemester.

Selbst in den meist kurzen Monaten zwischen dem abgelegten Examen und der Ausreise scheint uns eine stärkere Anspannung der Missionskandidaten in heimatlicher Missionsarbeit nicht rätlich. Die Wochen sind kostbar; noch manche wichtige Obliegenheiten der Vorbereitung drängen sich in sie zusammen; dazu dürfen die jungen Leute Ausschau halten nach einer Lebensgefährtin. Allerdings haben manche lebendige Missionskreise ein Interesse daran, die zukünftigen Missionare ihrer Gesellschaft kennen zu lernen, und die Missionsleitung, die jedes persönliche Band mit zarter Schonung zu pflegen hat, kommt auch diesem Wunsche gern entgegen. Aber ein öffentliches Auftreten in sonntäglichen Predigten oder Missionsfestreden ist trotzdem nicht rätlich; können doch naturgemäß die Kandidaten eben nur Bücherwissen, nicht Selbsterfahrenes produzieren; und die Befürchtung liegt bei der Entwickelung der meisten unter ihnen nahe, daß ihre Reden vielfach kandidatenhaft werden.

2) Kann ein Missionar während seiner Arbeitszeit im Heidenland als heimatlicher Missionsagent angesehen werden? Ich sage ja, in hohem Maße, und zwar durch seine Berichte und durch seine Korrespondenz. Ich beginne wieder mit einem Beispiele, um die Bedeutung des Gegenstandes in das Licht zu setzen. Sorgfältige Kenner der Geschichte der englischen Kirchenmission wissen, daß diese größte aller Missionsgesellschaften seit etwa 1880 einen

---

den Missionsdienst zu treten, ist es für das heimische Missionsleben sehr wichtig, daß recht viele christliche Männer schon in der Jugend Missionsluft geatmet und Missionsgedanken in sich aufgenommen haben. Ein stiller Abend in einem aufmerksam lauschenden, wenn auch kleinen Jünglingsverein ist oft fruchtbringender als ein großes Missionsfest.

großen Aufschwung erlebt hat, und der erfahrene Sekretär derselben, Eugen Stock, hat wiederholt erklärt, daß einer der wichtigsten Faktoren dabei die Uganda-Mission, vor allem die Berichte Alexander Mackay's gewesen seien. Und dieser Pionier-Missionar hat seit seiner Abreise 1877 den Boden Englands nicht wieder betreten! Seine Berichte waren eine Macht, ein Hebel, mit dem breite Schichten des englischen Publikums gehoben wurden. Jede Missionsgesellschaft hat in kleinem Maßstabe ähnliche Erfahrungen gemacht. Es wird keinen Widerspruch finden, wenn ich sage, die Berichte der Missionare sind das wichtigste und eindrucksvollste Agitationsmittel, welches den Missionsgesellschaften zur Verfügung steht. Ich muß mich etwas genauer ausdrücken. Die Berichterstattung der Missionare ist eine zweifache: eine amtliche, welche der Missionsleitung die Unterlage für ihre Beratungen und Beschlüsse gibt; dieser Teil ist für das Komitee von der größten Wichtigkeit und von dem höchsten Interesse; für das Missionspublikum wäre sie meist entweder unverständlich oder langweilig. Die meisten Missionsfreunde würden höchst erstaunt und vielleicht befremdet sein, wenn sie zum ersten Mal ein paar Stunden den Sitzungen eines Missions-Komitees beiwohnten, wie nüchtern und sachlich darin geschäftliche Dinge unter geschäftlichen Gesichtspunkten behandelt werden. Zu einem sorgfältigen Regiment dieser Art gehört eine umfangreiche und eindringende Berichterstattung seitens der Missionare; nur selten eignet sich dann etwas zur Veröffentlichung. Uns lag im Komitee von Berlin I im vorigen Jahr ein Synodal-Protokoll vor, welches dem Komitee so übersichtlich den Stand der Mission in dem betreffenden Konferenzkreise darzustellen schien, daß gegen die Gewohnheit die wörtliche Veröffentlichung desselben beschlossen wurde. Wir waren wenig erfreut, als uns bald danach Klagen zu Ohren kamen, daß wir so langweilige und langatmige Dinge drucken ließen! — Aber es ist von Anfang der gegenwärtigen Missionsbewegung, von den Zeiten Ziegenbalgs an Typus unsers Missionslebens gewesen, daß die Missionare neben dieser amtlichen Korrespondenz eine mehr oder weniger ausführliche Berichterstattung über ihre Erlebnisse, ihre missionarischen Erfahrungen, alle wichtigeren Ereignisse ihrer Station und ihres Gebietes haben hergehen lassen. Die meisten Missionsleitungen haben diese zweite Berichterstattung sorgfältig reguliert, teils in Jahres-,

Halbjahrs- oder Quartalberichte, teils in Synodal- und Stationsberichte, teils in regelmäßig einzuliefernde Tagebücher, teils endlich in einer freieren, aber möglichst fortgehenden Korrespondenz. Wir lassen hier die Frage auf sich beruhen, welche Ordnung für die Missionare am bequemsten, für die Missionsleitung am zweckdienlichsten sei. Das ist eine technische Angelegenheit. Jedenfalls wird mit dieser Berichtfülle der Missionsleitung ihr wichtigstes Agitationsmittel in die Hand gegeben. Es liegt in ihrem eigensten Interesse, daß sie ausgiebigen, aber weisen Gebrauch davon macht. Es hat sich bei uns der Modus eingebürgert, daß als Hauptmittel zur Verbreitung dieser Missionsnachrichten die von allen Gesellschaften herausgegebenen, meist monatlichen Organe dienen. Alle Literatur verfehlt ihren Zweck, wenn sie nicht gelesen wird, und um gelesen zu werden, muß sie lesbar gemacht werden. Allerdings haben die Missionsfreunde ein berechtigtes Interesse daran, wirkliche Berichte der Missionare zu erhalten, nicht frei bearbeitete oder selbst komponierte Aufsätze heimischer Missionsliteraten; diese finden besser in andern Missionsblättern Unterkunft. Aber die Treue gegen die eingesandten Berichte darf nicht soweit gehen, daß dieselben unverändert in ihrem oft mangelhaften Deutsch, im Drang der Geschäfte oder in der Unruhe der Reise wenig durchgearbeitet, vielleicht gar als bruchstückartige Tagebuchnotizen, wie sie der Missionar in einer freien Viertelstunde flüchtig notiert hat, zum Abdruck gelangen. Wenigstens nach meiner Erfahrung auf Reisen, obgleich ich stets ausführlich Tagebuch mit Rücksicht auf eventuelle spätere literarische Verwertung geführt habe, sind solche Berichte fast nie reif zum Druck und können durch eine erneute sorgfältige Umarbeitung nur gewinnen. Eine Missionsleitung hat eine Pflicht ebenso gegen die Missionare draußen wie gegen die Missionsgemeinde daheim, daß sie die von den ersteren dargereichten Berichte der letzteren in einer anziehenden, zum fleißigen Lesen einladenden Form darbietet. Seit Prof. Warneck im 2. Bande der Missionslehre das Missionsblatt der Brüdergemeine und das Neukirchner als besonders fleißig und gut redigierte Blätter auszeichnete, haben denn auch glücklicher Weise die meisten deutschen Missionsgesellschaften Anstrengungen gemacht, ihre monatlichen Veröffentlichungen schmackhafter, zeitgemäßer zu gestalten. Besonders vorteilhaft tritt das an dem Basler Heidenboten, den Barmer Berichten und an

dem Breklumer Missionsblatte hervor. Manche Missionsleitungen lassen sich von einschneidenden Aenderungen auf diesem Gebiete noch immer durch das Bedenken abhalten, die monatlichen Berichte seien die amtlichen Publikationen der Gesellschaft, da müsse deshalb jedes Wort abgewogen werden, ihre Redaktion könne nur in die Hände des Missionsdirektors gelegt werden, selbst wenn derselbe mit andern Arbeiten noch so sehr überhäuft sei. Das ist meiner Ansicht nach eine einseitige Auffassung. Der, wenn ich so sagen darf, amtliche Bericht der Gesellschaft an die Missionsgemeinde ist der Jahresbericht, mag derselbe nun in den fortlaufenden Nummern erscheinen, oder was erfreulicher Weise immer mehr allgemeiner Brauch wird, gesondert ausgehen. Da redet die Missionsleitung, deshalb muß er durch ihre Autorität gedeckt sein. In den Monatsberichten ist es vorteilhafter und wirksamer, wenn der früher als maßgebend verteidigte Gesichtspunkt, Quellenmaterial für das Studium der Missionsgeschichte zu bieten, zurückgestellt wird hinter den viel wichtigeren, Freunde für die eigene Arbeit zu werben und in der Liebe zu derselben zu erhalten. Wenn Missionare auf Urlaub in der Heimat gewesen sind und vielseitige Beziehungen angeknüpft haben, so sind die Berichte der beste Weg, dieselben zu pflegen, indem der Missionar im gedruckten Wort seinen Freunden so anziehend als es ihm mit Hilfe des heimatlichen Redaktors möglich ist, von seinen missionarischen Erlebnissen erzählt. Wenn junge Missionare ausgegangen sind, ist es der beste Weg, sie der Missionsgemeinde vorzustellen und bei derselben einzuführen, daß gut überarbeitete Berichte von ihnen, aus denen doch ihre Eigenart deutlich hervorleuchtet, veröffentlicht werden. Unsere Missionsgemeinden sind keine unpersönlichen Größen, sie hungern nach persönlichen Beziehungen, Bekanntschaften, Interessengemeinschaften. Es ist gut, wenn die Berichte, das Hauptorgan der Gesellschaft, der Mund der Missionare diesem gesunden Bedürfnis Rechnung tragen.

Unsere Missionsleitungen haben in früheren Jahrzehnten Fleiß darauf gewandt, daß sie die missionarische Berichterstattung ihrer Sendboten möglichst ganz in ihrer Hand behielten. Wollten ihre Missionare z. B. für andere Blätter schreiben, so wurde gewünscht, daß die betreffenden Artikel erst durch die Hände ihres leitenden Missionsdirektors gingen und dieser das Recht hatte, dieselben für die Blätter der eigenen Gesellschaft mit Beschlag zu belegen, wenn

sie ihm gefielen. Selbst die Korrespondenz mit Missionsfreunden wurde nicht sehr gern gesehen und nach Möglichkeit eingeschränkt. Im letzten Vierteljahrhundert ist in dieser Beziehung ein Umschwung eingetreten, die Missionsleitungen haben den brieflichen Verkehr und die literarischen Arbeiten ihrer Missionare großenteils freigegeben. Lassen Sie uns die Sache nüchtern betrachten und an einem Beispiele exemplifizieren. Weder Missionsleitungen noch Missionare sind soweit der Natur der Engel teilhaftig, daß je und denn Reibungen, besonders über Prinzipienfragen, vermieden werden könnten. Ich erinnere an die bösen Zeiten des Ochs'schen Kastenstreits in der Leipziger Mission. Es war eine sehr, sehr böse Sache, daß Ochs von Indien aus mit Hilfe von Pastoren und Lehrern, die seine leidenschaftlichen Parteigänger waren und in eigens zu dem Zweck gegründeten Blättern oder in Broschüren einen geradezu verhängnisvollen Brand gegen die Leipziger Mission schürte und um ein Haar diese auseinander getrieben hätte! In den letzten Jahren hat sich ein ähnlich verhängnisvoller Vorgang in der amerikanischen Radschamundry-Mission abgespielt: die Missionare draußen waren in zwei einander scharf befehdende Parteien gespalten; die Missionsleitung hatte einseitig Partei genommen, und nun wühlte die Gegenpartei in Zeitungen und Zeitschriften so heftig gegen ihre Widersacher, daß der Missionszwist zu einer kirchenpolitischen Aktion aufgebauscht und schließlich auf der Generalsynode der lutherischen Kirche in Lima in ebenso erregter wie anfechtbarer Weise ausgetragen wurde. Beide Beispiele illustrieren zugleich, einen wie tiefgreifenden Einfluß die Missionare von draußen auf die heimatliche Missionsgemeinde auszuüben imstande sind. Und es handelt sich in beiden Fällen dabei keineswegs um besonders hervorragende oder begabte Männer. Also ein freier Verkehr der Missionare mit der Missionsgemeinde ohne Vermittlung der Missionsleitungen ist keineswegs unbedenklich. Denn da das ganze Verhältnis von Missionsgemeinde und Missionsleitung auf dem gegenseitigen Vertrauen beruht, wird die Axt an die Wurzel des gesunden Missionslebens gelegt, wenn durch eine unüberlegte, unloyale Korrespondenz hinter dem Rücken des Missionshauses herum das Vertrauen zu ihm hüben oder drüben erschüttert oder untergraben wird. Ich kann deshalb eine allzu weite Ausdehnung dieser privaten Korrespondenz nicht gutheißen, auch nicht

im Interesse der Missionare, die dadurch leicht mit Briefverpflichtungen überlastet werden. Jedenfalls erfordert solche Korrespondenz auf beiden Seiten großen Takt. Die meisten unter Ihnen, verehrte Brüder, werden ja mit diesem oder jenen Missionar in privatem Briefwechsel stehen; ich selber pflege ihn mit einer Anzahl und freue mich der dadurch ermöglichten Gemeinschaft. Aber Sie werden mir gerade deswegen die dringende Mahnung zur Vorsicht, zur Weisheit nicht verargen.

Man hat geraten, den Missionaren dadurch die Einwirkung auf die ihnen am nächsten stehenden Kreise, ihre Verwandtschaft im weiteren Sinne, ihren Freundeskreis u. dgl. zu erleichtern, daß sie eine hektographierte oder im Druck vervielfältigte, übrigens aber durchaus einen privaten Charakter tragende Korrespondenz führen. Solche mehr oder weniger regelmäßigen Briefblätter geben die Barmer Missionare Joh. Warneck, Simon und Olpp, die Goßnerschen Nottrott, Hahn, Lorbeer, Kiefel und Roterberg und viele andere heraus. Wo lebendige persönliche Beziehungen zu solchen Kreisen vorhanden sind, und diese auch in ausreichenderer Weise über die ihnen nahe stehenden Missionare informiert zu werden wünschen, als es durch die Monatsblätter der Gesellschaft möglich ist, da ist dieser Weg einer intensiveren missionarischen Verbindung gewiß zu empfehlen, zumal ohne Zweifel das Missionshaus ein Exemplar jedes solchen Briefblattes zur Kenntnisnahme erhält. Dies scheint mir ein gesunder und fruchtbarer Weg für die Missionare zur Ausübung persönlichen Einflusses zu sein.

3) Der wichtigste Teil des Referats behandelt die Frage: In welchem Umfang und in welcher Weise soll der Missionar heimatlicher Missionsagent sein, wenn er auf Urlaub daheim weilt? Es bestehen auch in Kreisen kundiger Missionsfreunde oft irrige Auffassungen über den Urlaub der Missionare und werden deshalb die Maßnahmen der Missionsleitungen über denselben einer abfälligen Kritik unterzogen. Heimaturlaub wird den Missionaren in der Regel aus drei Gründen erteilt: Entweder leiden sie an sehr schweren Krankheiten, welche auf dem Missionsfelde nicht ausreichend behandelt werden können oder einen schweren operativen Eingriff erfordern, der nur von einer Autorität mit Aussicht auf Erfolg gemacht werden kann. Es ist einleuchtend, daß die armen Patienten in diesem Falle selbst, doch mit Einschluß einer reichlich bemessenen

Rekonvaleszenz in der Regel nur einige Monate zur Genesung brauchen. 2) Oder es ist durch den Aufenthalt im ungesunden Tropenlande, durch allmähliche Vergiftung des Blutes mit Malaria-Bazillen, durch wiederholtes Schwarzwasserfieber eine solche Schwächung der Konstitution eingetreten, daß die moderne Tropenhygiene einen Aufenthalt von $^1/_2$—$1^1/_2$ Jahren in der stärkenden Luft Deutschlands zur Reorganisation der Konstitution für erforderlich hält. Mögen dann immerhin die Heimgekehrten ein- oder zweimal einen Kuraufenthalt in einem Bade oder einer Heilanstalt nehmen und zumal anfangs einige Monate großer Schonung bedürfen, so wäre es doch für sie langweilig und nicht zweckdienlich, wenn sie während der ganzen Urlaubszeit daheim brach liegen sollten. 3) Oder es liegen überhaupt zwingende Gründe für eine radikale Luftveränderung nicht vor, aber die Missionsleitung ist auf Grund reicher Erfahrung der Ansicht, daß nach einem oder $1^1/_2$ Jahrzehnten Aufenthalt in der geistlich öden, sittlich vergifteten Atmosphäre des Heidentums ein zeitweiliger Aufenthalt in der christlichen Luft der Heimat unentbehrlich ist, wenn die Missionare nicht an ihrem innern Menschen Schaden nehmen sollen. Nun wäre es doch Torheit, solche um ihres innern Menschen willen heimgerufene Missionare daheim tatenlos in einem Winkel sitzen zu lassen, da doch gerade der erhebende und begeisternde Lebensodem der Missionsfeste, der Verkehr mit der lebendigen Missionsgemeinde das Lebenselixier ist, das sie gesund macht. Ueberhaupt ist das eine allgemeine Erfahrung, daß es für heimgekehrte Missionare kein erschöpfenderes und stärkenderes Stahlbad gibt, als der Besuch der Missionsfeste. Was ihnen draußen meist schmerzlich fehlt, Umgang mit geistig und geistlich angeregten Menschen, Verkehr mit Christen größerer Charakterreife und tieferer Erfahrung, Dahinfluten in einem geistlichen Lebensstrom, und doch dabei volles Verständnis und liebevollste Teilnahme für ihre Arbeiten, Leiden und Erlebnisse, das findet er hier im reichsten Maße. Also wenn nur gebührende Rücksicht auf die Gesundheit und Leistungsfähigkeit der Missionare genommen wird, so ist gegen ihre reichliche Verwendung in der heimatlichen Missionsarbeit kein Bedenken zu erheben.

Worin beruht aber der Wert ihrer Hilfe? Zur Hebung des heimatlichen Missionslebens sind immer und überall zwei Hebel in Bewegung zu setzen: Einführung und Vertiefung in den göttlichen

Gnadenratschluß, der allen Völkern Hilfe und Heil anbietet, und Mitteilungen aus der Missionsgeschichte als lebendige Illustrierung der Heilspläne Gottes mit den Völkern. Nun wird darüber keine Meinungsverschiedenheit sein, daß der erste Teil dieser Aufgabe, die Vertiefung in Gottes Wort besser und reichlicher von den Pastoren daheim sonntäglich und festtäglich, in Missionsstunden und auf Missionsfesten dargeboten werden kann und soll. Das ist integrierende Aufgabe des geistlichen Amtes, davon kann und darf der Pastorenstand nicht dispensiert, diese Pflicht darf ihm nicht abgenommen werden; im Gegenteil, hier soll der Pastor auch dem Missionar durch sein tieferes Schriftverständnis und sein Leben im Worte Gottes das Brot des Lebens darreichen und ihn geistlich anregen und befruchten. Allein ebenso selbstverständlich ist es, daß im allgemeinen das Erzählen aus der Mission der Missionar besser besorgen kann als der heimatliche Pastor. Ich möchte hier des letzteren fleißige Arbeit und seine Verdienste nicht herabsetzen; es werden auch von Pastoren viele ausgezeichnete Missionsstunden und Festberichte gehalten. Wo es sich um missionsgeschichtliche Studien oder um weite Ausblicke handelt, sind die Pastoren den Missionaren oft überlegen. Aber was meist bei solchen Gelegenheiten in größeren oder kleineren Kreisen im Vordergrund des Interesses steht, die lebensvolle Ausmalung der ganzen heidnischen und heidenchristlichen Atmosphäre, die Fülle von plastischen Details, von konkreten Geschichten, das steht naturgemäß dem Missionar, wenn anders er draußen verstanden hat zu sammeln, in ungleich reicherem Maße zu Gebote. Dazu kommt, daß noch von den alten Zeiten der pietistischen Jugend des Missionslebens her den Missionar so eine Art Gloriole, ein Geruch des Heidenlandes, ein Märtyrerschein umgibt, der seiner Persönlichkeit Relief, seinem Worte Nachdruck verleiht. Cum grano salis hat daher jene allerdings etwas drastische gradatio ihr Recht: ein guter Missionar ist besser als der beste heimatliche Berichterstatter; und ein mittelmäßiger Missionar wirkt immer noch ebensoviel als ein guter Redner, der „nicht weit her ist." Also die Missionare sind wirklich sehr wertvolle Missionsagenten.

Allein da müssen wir doch gleich einige Einschränkungen machen. Wir sind hier unter uns, und die anwesenden Missionare werden uns diese Bemerkungen gewiß nicht übel nehmen. Wer hätte nicht

schon schlechte Erfahrungen mit Berichten der Missionare gemacht? Wem wäre nicht schon einmal in einer Stunde der Enttäuschung der Vorsatz durch den Kopf geschossen: nie wieder bittest du um einen Missionar! ein Vorsatz, der freilich gleich beim nächsten Missionsfeste wieder außer acht gelassen wurde. Woher kommen diese nicht ganz seltenen Mißerfolge der Missionare? Einmal gewiß daher, daß Missionare mit einer seltsamen Verkennung der Wurzeln ihrer Stärke bisweilen sich auf das Predigen legen, und damit rufen sie weitaus in den meisten Fällen Enttäuschungen hervor. Es muß den lieben Brüdern gesagt werden: gepredigt wird auch ohne euch reichlich genug; ihr sollt berichten, schildern, erzählen! Zum andern darf man an die Missionare keine unbilligen Anforderungen stellen; sie haben in fremden Idiomen predigen und reden gelernt und sind der deutschen Sprache entwöhnt; es ist von ihnen nicht die Beherrschung der deutschen Sprache zu erwarten wie von dem heimatlichen Pastor, zumal wenn sie frisch vom Missionsfelde kommen. Doch man erlebt in dieser Beziehung häufig Erfreuliches; Missionare, deren Zunge in den ersten Monaten schwer, deren Sprache schwerfällig war, werden nach einem halben oder ganzen Jahr gelöst und reden fließend und fesselnd. Zum dritten sind wir deutschen Pastoren gewohnt, möglichst alle unsere Reden und Predigten auf dem Papier auszuarbeiten und fleißig zu memorieren; das gibt wohl unserer Kanzelberedsamkeit oft etwas Steifes, aber es garantiert ihre Gediegenheit. Die Verhältnisse des Missionslebens bringen es mit sich, daß die Missionare weitaus in den meisten Fällen ohne Konzept, ohne schriftliche Fixierung sprechen. Und da sie daheim vorwiegend erzählen sollen, — Erzählungen aber sich sehr viel schwerer als Predigten verbotenus niederschreiben und memorieren lassen, so bleiben weitaus die meisten unter ihnen auch daheim beim Freisprechen. Das hat ja für den, der's kann, seine großen Vorzüge; aber es hat auch die große Gefahr, daß die Leistungen ungleichmäßig werden, daß äußerliche Zufälligkeiten oder persönliche Stimmungen einen verhängnisvollen Einfluß gewinnen.

Wie können diese Nachteile und Schattenseiten nach Möglichkeit vermindert oder verhindert werden? Vor allem dadurch, daß man jedem Missionar strenge Selbstzucht immer von neuem zur Gewissenspflicht macht. In jedem Missionshaus sollten einem der

Inspektoren die in der Heimat zu verwendenden Missionare besonders ans Herz gelegt werden; er sollte ihnen eingehende Instruktion über das geben, was von ihnen erwartet wird und was sie billiger Weise leisten können; er sollte möglichst bei ihren ersten Vorträgen persönlich zugegen sein, um ihnen im Anschluß daran Winke zu geben, er sollte sie unter allen Umständen veranlassen, wenigstens ein halbes Dutzend Vorträge gründlich und aufs Wort auszuarbeiten und die Manuskripte mit ihnen durchgehen. Und wir alle, liebe Brüder, seien wir vorsichtig in dem Lobe, das wir einem erfolgreichen Missionar aussprechen, und zurückhaltend mit der Kritik, die wir an einem verunglückten üben.

So hoch ich die Missionare als heimatliche Missionsagenten schätze, so will mir doch scheinen, als werden in den letzten Jahren allzu hohe Ansprüche an sie gestellt, Ansprüche, welche die Missionsgesellschaften weder erfüllen können noch dürfen, wenn sie nicht ihre Missionsarbeit schwer schädigen wollen. Ich nehme Berlin I zum Beispiel. Seitens dieses Missionshauses sind im Jahre 1901 etwa 800, im Jahre 1902 etwa 1000 Missionsfeste resp. Gottesdienste beschickt worden, wie es in den Verhältnissen liegt, zu zwei Dritteln durch Missionare. Die Gesellschaft war in diesen beiden Jahren dadurch in der glücklichen Lage, so massenhaften Anforderungen zu genügen, daß infolge des südafrikanischen Krieges viele von ihren Stationen vertriebene Missionare in der Heimat weilten. Allein das Komitee hatte doch abgesehen davon schon vor dem Kriege den Beschluß gefaßt, in jedem Jahr aus jedem Synodalkreise je einen Missionar zur Berichterstattung und Agitation in der Heimat wenigstens auf ein Jahr einzuberufen. Sie sehen ohne weiteres, welche Belastung und Erschwerung es für die Missionsarbeit draußen ist, wenn etwa jeder zwölfte Missionar immer abwesend ist und seine Station vikariert werden muß. Und doch ist es gar nicht selten, gegen das Berliner Missionshaus klagen zu hören, es sei unkoulant, es erfülle die Bitten um Missionare nicht. Gehen wir der Sache auf den Grund. Jene schöne und löbliche Bewegung, in möglichst vielen Dörfern und Städten Parochial-Missionsfeste zu feiern, die erfreulich zunimmt, vermehrt natürlich auch die Anfragen und Ansprüche an Festredner ins ungemessene. Ferner ist es ja natürlich sehr bequem und angenehm, wenn bei Missionspredigtreisen Missionare zu Gebote stehen, oder wenn man

solche zu Lichtbilder-Abenden, zu Vorträgen in Jünglingsvereinen und auf Familienabenden zitieren kann. Das nimmt dem Pfarrer ein gut Stück Arbeit ab und ist für die Gemeinde höchst erfreulich, es „zieht“ auch meist. Allein mir scheint darin doch eine ungerechte Belastung der Missionare und ein Versäumnis des Pfarramts zu liegen. Wir haben als Geistliche kein Recht, solche pfarramtlichen Aufgaben und Obliegenheiten, die wir unter einander ganz gut zu leisten imstande sind, den Missionaren aufzubürden und auf das Missionshaus abzuschieben. Wir sind in erster Linie und von Amts wegen die berufenen Pfleger des heimatlichen Missionslebens in unsern Gemeinden. Missionshaus und Missionare treten oft ein, wo unsere Kräfte versagen oder besondere Umstände eine besondere Anstrengung erfordern. Es ist bisher ein Vorzug unsers norddeutschen Missionslebens vor dem englischen gewesen, daß viele Pastoren unentgeltlich und willig daran mitarbeiteten. Pflegen, vermehren wir treulich diese Mitarbeit, lassen wir sie nicht verkümmern durch Abwälzung auf andere Schultern, wir würden schließlich uns selbst damit schädigen.

Ich habe noch einige delikate Fragen zu berühren: 1) Der Missionar, der auf Missionsfesten oder bei andern Missionsveranstaltungen in die Pfarrhäuser kommt, erwartet, daß der Pfarrer mit ihm auf dem Fuße sozialer Gleichheit verkehre. Bei aller ihm innewohnenden Bescheidenheit wird er in der Regel empfindlich, wenn man ihn als nicht vollberechtigt, nicht standesgemäß behandelt. Ich könnte manche drolligen Beispiele davon erzählen. Ehre, wem Ehre gebührt. Und die bestaubten Streiter, welche draußen im heißen Kampfe gestanden haben, verdienen es schon, als voll- und gleichberechtigt angesehen zu werden. 2) Missionare sind naturgemäß und ausschließlich Vertreter ihrer Gesellschaft; es ist unbillig, etwas anderes von ihnen zu erwarten; es ist in der Regel mißlich, auf nicht ganz großen Festen Missionare verschiedener Gesellschaften nach einander reden zu lassen; und der Gesellschaft sollte ohne weiteres die Kollekte gehören, welche einen Missionar zur Verfügung stellt. 3) Man wolle es mir nicht übel nehmen, aber das finde ich einfach unwürdig, wie es leider in den letzten Jahren vielfach vorgekommen ist, daß z. B. Pastoren gleichzeitig drei gleichlautende Karten an alle drei Berliner Gesellschaften geschickt haben: „Ich feiere an dem und dem Tag Missionsfest;

können Sie mir einen Missionar dazu senden, und welchen?“ Gewiß können und sollen wir Pastoren uns einen ökumenischen Sinn wahren, der in allen Missionsgesellschaften Gottes Werk anerkennt und achtet. Aber ein gesundes Missionsleben in unsern Gemeinden pflegen wir nur durch Anschluß an eine bestimmte Gesellschaft, und wenn wir alle geschichtlich gewordenen heimatlichen Missionsgrenzen geringschätzen und überspringen, nur um einen Missionar herbeizuschaffen, so wird das gesunde Verhältnis geradezu auf den Kopf gestellt und mit ihm Mißbrauch getrieben: ein Missionar ist dazu da, Liebe und Treue zu seiner Gesellschaft zu wecken und zu pflegen!

4) Der pensionierte und emeritierte Missionar als heimatlicher Missionsagent. Dies ist der letzte und der schwierigste Punkt unsers Themas. Die dem Europäer unzuträglichen oder seine Gesundheit vor der Zeit untergrabenden klimatischen Verhältnisse, unheilbare Erkrankungen der Missionsfrauen und andere Umstände bringen es mit sich, daß eine Missionsgesellschaft, zumal eine solche in tropischen Gebieten, häufiger und früher Pensionierungen und Emeritierungen verfügen muß als ein heimatliches Kirchenregiment, und zwar vielfach an Leuten in den besten Jahren, welche sonst leidlich gesund sind oder sich wenigstens in einigen Jahren ganz erholen, die nur für den Dienst in den Tropen dauernd untauglich sind. Es ist für eine Missionsleitung keine geringe Sorge: was soll mit ihnen werden? Solche, welche ein akademisches Studium hinter sich haben, finden relativ leicht ein Unterkommen im heimatlichen Pfarramt. Für viele weitere boten, zumal in früheren Jahren, die deutsch-evangelischen Gemeinden in den Vereinigten Staaten eine Zuflucht. Andere sind in den Dienst der innern Mission, der Stadtmission, Jünglingssache u. s. w. übergegangen. Wenn nun die auf Urlaub in der Heimat weilenden Missionare in so besonderm Maße qualifizierte heimatliche Missionsarbeiter sind, sollte das nicht auch von den emeritierten zutreffen? Sollte nicht eine Missionsgesellschaft sich freuen, ihrer möglichst viele daheim anzustellen, um ihre Interessen zu vertreten? Es ist Ihnen bekannt, daß die Basler Mission diesen Weg beschritten und in allen größeren heimatlichen Gebieten heimgekehrte Missionare als Missionspfleger angestellt hat. Auch die Barmer Mission ist ihr bis zu einem gewissen Grade auf diesem Wege gefolgt. Ansätze

dazu finden sich auch bei andern Missions-Gesellschaften. Die Sache hat ihre großen Bedenken: 1) Solche Leute sind Missionsreiseprediger im Hauptamt; dies Amt aber hat sich im allgemeinen nicht bewährt; es ist körperlich zu aufreibend, geistig zu zerstreuend und geistlich zu sehr zehrend, als daß jemand ohne Schaden eine längere Reihe von Jahren aushalten könnte. 2) Was zudem heimgekehrte Missionare für solche Arbeit empfiehlt, die Frische der Anschauung, die Fülle persönlicher Erfahrung, das Leben in der Mission, — diese Vorzüge vermindern sich von Jahr zu Jahr, je länger der Missionar vom Missionsgebiete fern ist: er gibt sich um so schneller aus, je mehr von ihm verlangt wird, und es ist sehr, sehr schwer, den geistlich und missionarischen Vorrat immer soweit zu ergänzen und neu auszustatten, daß man stets als ein guter Haushalter „Altes und Neues“ aus seinem Schatze hervorbringen könne. Man muß dabei in billige Rücksicht ziehen, daß die Mehrzahl dieser Leute durch Jahrzehnte langen Aufenthalt in den Tropen an ihrer geistigen Elastizität Schaden gelitten haben, und daß nicht alle die zu regelmäßiger, intensiver Weiterarbeit erforderliche geistige Regsamkeit besitzen, — so wenig wie alle heimatlichen Pastoren. 3) Zudem, meine Herrn, wir sind hier unter uns, eine schwierige Stellung haben solche Leute als berufsmäßige Missionspfleger immer; so loyal die Pfarrer im Umgang und Verkehr mit ihnen sein mögen, so gern wir uns von ihnen dienen, Arbeit abnehmen lassen, so unbequem würde es uns in vielen Fällen sein, uns von ihnen an unsre Pflicht erinnern, heilsam antreiben, neue Wege weisen zu lassen. Die Gefahr wäre groß, daß diese Brüder die geduldigen Packesel der Pastoren würden und sie davon entwöhnten, ihre Missionspflicht in ihren Gemeinden selbst zu tun. 4) Es mag noch hinzukommen, daß einzelne Missionare durch den langjährigen Aufenthalt in überseeischen Gebieten die Fühlung mit dem deutschen Leben und Empfinden verloren, etwa sich eine Vorliebe für ausländisches Wesen und Christentum angeeignet haben, mit Vorliebe fremde Sitten pflegen und sich in den engeren und andersartigen Verhältnissen unserer Heimat nicht mehr zurecht finden. Es kann vorkommen, daß sie dann bei allem wohlgemeinten und aufrichtigen Eifer mehr Schaden als Nutzen anrichten, ich erinnere nur an den trefflichen alten Samuel Hebich nach seiner Heimkehr in die Schweiz. 5) Endlich ist dieser Apparat mit be-

soldeten heimatlichen Agenten im Hauptamt teuer; natürlich gibt eine Missionsgesellschaft Gehalt stets nur gerade zum Auskommen genug; allein wenn solch ein Mann standesgemäß leben und mit Pfarrern als seinesgleichen verkehren soll, muß er eben annähernd ein Pfarrgehalt beziehen, sintemal dieses meist auch nicht mehr als den Lebensunterhalt gewährt.

Aus diesen und andern Gründen beschreiten unsre norddeutschen Missionsgesellschaften nur ungern den Weg, heimgekehrte Missionare als Missionsagenten im Hauptamt anzustellen. Es wäre ungerecht, wenn wir nicht hinzufügen wollten, wie hohe Verdienste sich trotzdem viele derselben erworben haben. Der großartige Aufschwung des schottischen Missionslebens und die musterhafte Missionsorganisation der schottischen Freikirche sind in der Hauptsache das Werk des heimgekehrten Missionars Dr. Alex. Duff. Um die Missionsliteratur in Süddeutschland hat kein Mann größere Verdienste als der heimgekehrte Missionar Hermann Gundert. Neben dem genialen Dr. Fabri hat die Rheinische Mission keinen wirksameren und weiseren Missionsleiter gehabt als den heimgekehrten Sumatra-Missionar Dr. Aug. Schreiber. Um die Pflege des heimatlichen Missionsinteresses in den gebildeten, zumal den kolonial gerichteten Kreisen des Ostens hat große Verdienste der südafrikanische Missionar D. Merensky. Diese Leute sind als heimgekehrte Missionare Missionsagenten, Missionsanreger in großem Stil geworden. Solche großen heimatlichen Missionsleiter, die fest in der Missionserfahrung wurzeln, mit glänzender Redegabe geistige Vielseitigkeit verbinden, sind ein Gnadengeschenk Gottes an die Missionsgemeinde.

Ein besonderer Arbeitszweig, der zumal für die heimgekehrten Missionare charakteristisch ist, ist die Abfassung größerer und kleinerer Missionsschriften. Allerdings beweisen viele Traktate fast jedes Missionshauses, daß Missionare auch von draußen her imstande sind, abgerundete Bilder, Schilderungen und Geschichten zu schreiben. Doch fehlt es im vielfachen Gedränge der Arbeit an Muße und in der Alltäglichkeit des Missionslebens an Anregung zu solcher literarischen Tätigkeit. Oft wird eine solche bis dahin schlummernde Begabung bei einem Erholungsaufenthalt in der Heimat erweckt, wie z. B. neuerdings in sehr fruchtbarem Maße bei den Berliner Missionaren Voskamp und Leuschner. Der Ansporn, auf vielen

Missionsfesten anziehend und fesselnd zu erzählen, der tägliche Umgang mit angeregten und viel fragenden Pastoren, der lebendige Eindruck, daß sie mit ihrer Missionserfahrung einen Schatz besitzen, aus dem sie freigebig austeilen können, das sind kräftige Antriebe, auch zur Feder zu greifen. Allein meist reicht in der Unruhe des Reiselebens Zeit und Kraft nicht, gute Bücher ausreifen zu lassen, zu dem nonum prematur in annum ist erst recht keine Gelegenheit, und mit der Rückkehr auf das Missionsfeld kommt mit dem Wegfall der antreibenden Impulse meist auch die produktive Ader zum Stillstand. Anders bei den dauernd heimgekehrten Missionaren; bei ihnen kommt zu den schon erwähnten Antrieben die ausreifende Erfahrung des vorschreitenden Alters und das Bedürfnis, sich selbst und der Missionsgemeinde Rechenschaft zu geben von der Lebensarbeit. Es ist ein ganzer Zweig der Missionsliteratur, die von emeritierten Missionaren verfaßt ist, und es gehören dazu teilweise die besten Missionsbücher, die wir überhaupt besitzen: bei Berlin I die ausgezeichneten Bücher von D. Merensky, bei Leipzig die sorgfältigen größeren und kleineren Schriften Handmanns, bei Basel die zahlreichen, gediegenen Bücher Gunderts, Hesses und Steiners, bei Barmen die fesselnden, lebensvollen Schriften Olpps und Brinckers, und andere. Die meisten derartigen Bücher sind Monographien aus dem Erfahrungskreise der Missionare, vielfach bieten sie Selbsterlebtes; das ist das eine Merkmal, das sie vor der andern Missionsliteratur unterscheidet. Zum andern zeichnen sie sich meist durch lebendige Erfassung der fremdartigen Verhältnisse und sorgfältige Kenntnis der Sitten und Gebräuche der Missionsvölker aus, sie tragen im Unterschied von der von den heimatlichen Missionsliteraten komponierten und stilisierten Literatur einen, ich möchte fast sagen, photographischen Charakter. Ohne Zweifel sind sie eine außerordentlich wertvolle Bereicherung der Missionsliteratur und die Missionare auch dadurch wirksame Beförderer heimatlicher Missionsarbeit.

Wir sind am Schluß und fassen zusammen. Der Hauptagent des heimatlichen Missionslebens ist und bleibt der Pfarrer, und das Missionsleben kann sich nur dann gesund weiter entwickeln und ausgestalten, wenn die Pfarrer mehr und mehr ihre Schuldigkeit tun. Aber neben dem Pfarrer ist der Missionar die wertvollste und wirksamste Hilfskraft; sein Einfluß reicht weit und

tief, und zwar ebensowohl direkt als indirekt, direkt durch sein Wort und seine geschriebenen Berichte, indirekt dadurch, daß er die Pfarrer anregt, bereichert, zum Weitergeben antreibt. Unter allen Umständen haben wir Pfarrer Ursache, die wertvollen Gehilfen unserer heimatlichen Missionsarbeit herzlichst und dankbar willkommen zu heißen und ihnen zuzurufen: Kommt herüber und helft uns.

Industrie-Mission in Indien.*)

Die Erfahrung, die der Bischof Wilfried seiner Zeit unter den heidnischen Angelsachsen des Südens machte, ist heute noch für den Missionsfreund von Interesse, besonders für den, der sich für die Mission auf dem Gebiete der Industrie interessiert. Von einem Königreich zum andern gejagt, fand Wilfried schließlich eine Zuflucht bei den Küstenbewohnern von Sussex, die nur vom Strandraub lebten, und von wo er 15 Jahre vorher nur mit dem nackten Leben entronnen war. Jetzt hatte eine Hungersnot das Land heimgesucht und das Leben war vielen so zur Last geworden, daß, wie der Geschichtschreiber berichtet, die Leute scharenweise sich Hand in Hand von irgend einer Klippe ins Meer stürzten, um dem Elend ihres Daseins ein Ende zu machen. Mit wahrhaft apostolischem Eifer lehrte er sie mit Schleppnetzen in der See fischen, denn die Bewohner, so wird uns erzählt, waren so unzivilisiert, daß sie sich nicht einmal auf den Fischfang verstanden. „Durch diese seine Bemühungen", heißt es weiter im Bericht, „verstand es der Prälat, ihre Herzen für sich zu gewinnen und sie wurden dadurch umso williger, auf ihn zu hören, wenn er über himmlische Güter predigte, nachdem sie durch ihn zeitliche Wohltaten empfangen hatten."

Das ist meines Erachtens heutzutage genau derselbe Stand der Dinge in vielen Teilen Indiens. Die letzten Jahre sind für

*) Nach einem Bericht des englisch-kirchlichen Missionars E. Pegg im Church. Miss. Intelligencer.

die indische Bevölkerung Zeiten schwerer Heimsuchung gewesen, indem zwei Hungersnöte mit ihren gewöhnlichen Begleiterscheinungen, mit Dysenterie, Cholera, Fieber und andern bösartigen Seuchen über sie hereinbrachen. Jahrelang befanden sich die Leute sozusagen im Schatten des Todes. In dieser Zeit der äußersten Not haben die Missionare und andere ihr möglichstes getan, um die dringendsten Bedürfnisse zu stillen. Sie haben die Hungernden gespeist, die Kranken gepflegt, durch Errichtung von Industriewerkstätten den Bedürftigen Arbeit und Verdienst verschafft und einige 30 000 Hungerwaisen in ihre Anstalten aufgenommen. Hier sind nun zwar diese Kinder vor dem Hungertode geschützt, aber den Missionaren ist damit auch zugleich die Verpflichtung auferlegt, sie nicht nur zu guten Christen, sondern auch zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft heranzuziehen. Sie sind sozusagen das Strandgut der letzten beiden Hungersnöte, und wie sich denken läßt, weder leiblich noch geistig zu einer „höheren Bildung" befähigt. Der Hunger hat die Eigenschaft, daß er die Verstandeskräfte schwächt, und so finden wir in den meisten Fällen, daß die Hungerwaisen gewöhnlich nicht über das Maß einer ganz elementaren Ausbildung zu bringen sind. Was ist nun mit solchen zu tun, wenn sie heranwachsen? Das ist die ständige Frage, die sich der Missionar stellt. Die einzig befriedigende Lösung des schwierigen Problems scheint darin zu liegen, daß man sie als Handwerker ausbildet und sie lehrt, sich von ihrer Hände Arbeit zu nähren. So ist es gekommen, daß das Problem der Industrie-Mission gegenwärtig eine der brennendsten Fragen in der indischen Mission ist.

Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß die dem Hungertode entrissenen Kinder unter Umständen den Grundstock zu manchen Christengemeinden in Indien bilden werden, und es ist klar, wenn in diesen der Grund nicht recht gelegt wird, so führt das nur zu endlosen Schwierigkeiten, und statt daß sie andere ihrer Volksgenossen zu den Füßen Jesu herbeiziehen, werden sie nur ein Hindernis für die Sache Christi sein. Erzieht man diese Kinder nicht zur Handarbeit, so werden die meisten von ihnen voraussichtlich Vagabunden, und der eigentliche Zweck ihrer Unterbringung in unsern Gemeinden wird vereitelt.

Ein anderer Grund, weshalb die Industriefrage sich zur Zeit

so in den Vordergrund drängt, ist durch die gegenwärtige Zunahme von Uebertritten hervorgerufen, wie sie in manchen Gegenden Indiens in den letzten Jahren stattgefunden haben. Nach dem letzten Census zählt man in Indien ca. 2 600 000 eingeborene Christen. Hienach haben sich dieselben während des letzten Jahrzehnts um 86½ Prozent vermehrt. Diese Vermehrung der Gemeindeglieder hat den Missionar vor ein weiteres Problem gestellt. Sobald das neue Leben in Christo in den Gemeinden pulsiert, da erwacht auch das Bedürfnis und das Bestreben, die Verhältnisse um sich her zu verbessern, und so wird die Ausbildung in verschiedenen Industriezweigen fast zur Notwendigkeit. Christentum und Aufschwung in den äußeren Verhältnissen sind zwei Erscheinungen, die mit einander Hand in Hand gehen; denn der christliche Einfluß ruft nicht allein ein neues Leben in geistlichen Dingen hervor, sondern auch in zeitlichen Dingen, und die christliche Kirche, wenn sie ihren Einfluß auf die, bei denen das neue Leben sich in verschiedenen Richtungen äußert, betätigen will, darf sich dabei nicht bloß auf die Pflege von deren geistlichem Leben beschränken, sondern muß sich mit all den äußeren Verhältnissen befassen, in denen sich das geistliche Leben bewegt und zum Ausdruck kommt.

In vielen Ländern, wo die Mission ihre Tätigkeit entfaltet, haben die Bewohner nur eine sehr geringe Fertigkeit in der Bearbeitung von Eisen und Holz. Da liegt es sehr nahe, daß der Missionar diese Industrie in vervollkommter Weise bei ihnen einführt. Dieses trifft nun bei Indien im großen und ganzen nicht zu, aber hier ist es das Bollwerk der Kaste, mit der der Missionar einen unausgesetzten Kampf zu führen hat. Die Kaste ist eine weit mächtigere Verbindung der einzelnen und aller, als irgend ein europäischer Geschäftsring, und übt die durchgehendste Kontrolle über jedes einzelne Mitglied der indischen Gesellschaftskreise aus. Ein Christ werden bedeutet daher gewöhnlich für den Betreffenden den Verlust von Arbeit oder, was ebenso schlimm ist, den Verlust des Absatzes seiner Waren. Die wenigsten der Missionsfreunde in der Heimat können sich eine Vorstellung davon machen, welche Schwierigkeiten einem in Indien erwachsen, der sich offen als Christ bekennt. Hieraus erwächst der Mission von selbst die Aufgabe, solchen Leuten — oft in ihrer kritischen Zeit — hilfreich zur Seite zu stehen und für ihre Beschäftigung zu sorgen.

)a ist z. B. ein junger Mensch, der den Wunsch äußert, zum ntum übertreten zu wollen. Der Missionar muß ihn not- eine Zeitlang unter den Augen haben, um ihn zu prüfen. r junge Mann aber während dieser Zeit keine Gelegenheit, nen Lebensunterhalt selbst zu erwerben, so wird der persön- ngang mit dem Missionar, der ihm sonst von größtem Segen nnte, ohne Wirkung bleiben; ja das müßige Leben, an das r Jüngling nur zu schnell gewöhnt, hebt jeden guten Ein- uf. Kann er dagegen in irgend ein Geschäft oder Werkstatt t werden, wo er genügend beschäftigt ist, so bleibt er nicht m Missionar unter den Augen, sondern er lernt auch noch h ein nützliches Gewerbe. Und ferner: viele Anglo-Indier mit tiefer Mißbilligung auf die immer mehr zunehmende er sogenannten „gebildeten Eingeborenen", für die sich oft passende Beschäftigung findet und infolge dessen man nicht dem Missionar den Vorwurf macht, er habe sie durch die g, die er ihnen gegeben, nur verdorben. Es scheint dem- n der Tat die Lösung dieser Schwierigkeit darin zu liegen, an die indische Jugend weniger in den Wissenschaften und mehr praktisch ausbilden sollte. Geschieht dies durch einen eten Unterricht auf dem industriellen Gebiet, so wird auch unft das Land entlastet, da, wie Staatsmänner behaupten, es Zukunft Indiens nötig ist, daß sich ein größerer Teil der erung als bisher dem Manufakturbetrieb zuwenden sollte.

es gibt aber noch manche andere Gründe, die sich für die ndigkeit einer Anleitung und Erziehung für den gewerblichen anführen ließen. Wie wichtig eine solche ist, ergibt sich aus der Art und Weise, wie die Handarbeit von den In- taxiert wird. Diese steht nicht nur bei den gebildeten, son- uch bei den halbgebildeten Klassen der Bevölkerung keines- in Ehren, ja sie ist geradezu verachtet, und schon mancher nar hat sich von den Eingeborenen schmähen lassen müssen, r darauf drang, daß sie sich auf diesem Wege ihr Brot er- sollten. Allerdings flößt einem die Art und Weise, wie Arbeit von den Eingeborenen Indiens betrieben wird, nicht lich viel Respekt ein. Ebenso macht der gewöhnliche Dorf- erker nicht den Eindruck, als ob er sein Handwerk aus dem ment verstehe und in der Ausübung desselben fachmännisch

zu Werke ginge. Das alles läßt uns dringend wünschen, daß Fachleute um Christi willen sich bereit finden, die industriellen Zweige der Mission in die Hand zu nehmen, um durch ihre fachmännische Kenntnis dieselben nicht nur rentabel zu machen, sondern auch die verschiedenen Gewerbe, die schon bestehen, auf eine höhere technische Stufe zu bringen.

Ferner hat man in der indischen Mission die Erfahrung gemacht, daß die Verhältnisse unserer Christen auch aus dem Grunde zur Einführung von Industrie drängen, weil sie für die Entwicklung des christlichen Charakters von Wichtigkeit ist. Denn arm und abhängig, wie die meisten es sind, wenn sie zu uns kommen, gelangen sie schwer in dieser Lage dazu, eine höhere christliche Lebensordnung anzunehmen und eine achtenswerte Gesellschaft darzustellen. Diesen armen Christen müssen wir beistehen, und der beste Weg ist, ihnen behilflich zu sein, daß sie sich selbst helfen lernen.

Was ist nun bis jetzt in Indien auf diesem Gebiet geschehen? Auf der letzten Missionskonferenz in den Vereinigten Provinzen wurde ich aufgefordert, einige der wichtigsten Industrie-Anstalten Indiens zu besuchen, um die gewonnenen Eindrücke für die Industrieschule der englisch-kirchlichen Mission in Sikandra zu verwerten. Ich besuchte demzufolge eine Reihe von Missionsstationen und sammelte ein gut Teil wertvoller Informationen. Hienach läßt sich feststellen, daß es über ganz Indien hin eine Menge von Missionsanstalten gibt, in denen Industrie gepflegt wird. Im großen und ganzen lassen sie sich etwa in drei verschiedene Klassen einteilen.

Erstens haben wir eine große Anzahl von Stationen, wo der Missionar von sich aus, so gut er es versteht, und neben seinen vielfältigen Amtspflichten einigen seiner Christen etwas von Industrie beizubringen sucht. Es geschieht dies, ohne dadurch irgendwelchen pekuniären Profit erzielen zu wollen. Die verschiedenen Industriezweige, die da in Betracht kommen, bestehen gewöhnlich in der Ausübung der Schreinerei, Schneiderei, Weberei und Schleierfabrikation. In einzelnen Fällen hat ein solches Unternehmen des Missionars einen schönen Erfolg aufzuweisen, aber in den meisten Fällen erscheint es als eine unnütze Aufwendung von Zeit, Kraft und Geld. Man muß zwar die Begeisterung und den Aufwand von Zeit, den die Missionare an so etwas rücken, bewundern, aber

zugleich fällt einem auch der gänzliche Mangel an organisiertem Betrieb auf. Häufig arten derartige Versuche zu bloßen Liebhabereien aus, zu einem Steckenpferd des Missionars; die jungen Leute, die damit beschäftigt sind, werden entmutigt und schließlich laufen sie davon, um anderswo eine Arbeit zu finden, die ihnen mehr zusagt und ihnen mehr Aussicht fürs Leben bietet. In so kleinem Stil betrieben, fehlt dem Unternehmen jeder Geschäftsgeist, der Lehrling sieht sich enttäuscht und unbefriedigt und ist noch dazu überzeugt, daß der betreffende Missionar aus seiner Arbeit einen großen Gewinn ziehe. Für den Missionar aber häuft sich nach und nach eine Unmasse von schlechtgefertigten Artikeln auf, die er vergeblich an den Mann zu bringen sucht. Er muß schließlich froh und dankbar sein, wenn er sie um jeden Preis losschlagen kann.

Die andere Kategorie von industriellen Einrichtungen ist die, wo nicht allein eine größere Anzahl von Lehrlingen in verschiedenen Industriezweigen unterrichtet werden, sondern wo auch eine große Anzahl von geübten christlichen Arbeitern in Faktoreien oder Industrie-Etablissements beschäftigt sind und wo die Arbeit durch Geschäftsleute nach geschäftlichen Grundsätzen betrieben wird. In Verbindung mit diesen Etablissements bestehen gewöhnlich Heime, wo die jungen ledigen Leute wohnen und unter der Aufsicht und Leitung eines dafür eigens angestellten Missionars stehen, dessen Amt es zugleich ist, auf die jungen Leute einzuwirken. Diese Art des Betriebs gilt vielen als das Ideal eines industriellen Unternehmens. Denn hat man für jeden Missionsbezirk ein gemeinsames, von Fachleuten geleitetes Etablissement, wohin jeder einzelne Missionar ohne weiteres seine Leute zur Ausbildung und Beschäftigung schicken kann, so ist das sicher weit besser, als wenn er seine Zeit und Kraft einem Unternehmen widmen muß, wofür er vielleicht gar nicht der Mann ist, und das von andern, die hiefür besser geeignet sind, mit weit mehr Erfolg betrieben wird. Zu den Einrichtungen dieser Art gehören die Industrie-Unternehmungen der Basler Mission. An ihnen hat man in dieser Hinsicht das beste Beispiel. Auf ihren Hauptstationen Mangalur und Kalikut und anderwärts besitzt dieselbe große Faktoreien und Werkstätten, die von tüchtigen Fachleuten geleitet werden und in denen eine große Anzahl von christlichen Arbeitern beschäftigt sind. Bei dem Betrieb dieser Geschäfte hat man sowohl das Geistliche wie das

Kaufmännische im Auge. Die Leiter derselben sind den ordinierten Missionaren gleichgestellt und sie haben in den Konferenzen der Missionare und Presbyterien gleichermaßen Sitz und Stimme. Das Betriebskapital wird verzinst und der Reinertrag der Geschäfte, soweit er einen gewissen Prozentsatz übersteigt, fällt der Mission für ihren geistlichen Betrieb zu.

Nach ähnlichen Grundsätzen arbeitet die presbyterianische Mission im nördlichen Indien. Jeder Industriezweig wird an bestimmten Zentralstellen unter Leitung von eigens dazu angestellten Männern betrieben. Bekannt ist auch das industrielle Unternehmen der Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.) in Kaunpur, die dort Druckerpressen mit Dampfbetrieb, eine Metallgießerei und Schreinerei besitzt, aus der die prächtigsten Artikel zur Ausstattung von Kirchen hervorgehen. Auch befindet sich daselbst im Zusammenhang damit ein Arbeiterheim, wo die jungen Leute unter christlichem Einfluß leben. Sodann ist auch der erst im Jahr 1897 ins Leben getretenen ausgezeichneten Industrial Missions Aid Society (Hilfsgesellschaft für Industrie-Mission) Erwähnung zu tun, für deren Dasein und Arbeit alle Missionare dankbar sind. Ihr Zweck ist, das Werk der ausländischen Missionen dadurch zu unterstützen, daß sie Industrien einführt, die in engem Zusammenhang mit dem gewöhnlichen Missionswerk, doch finanziell getrennt, betrieben werden. Dadurch, daß sie bereit ist, mit ihrer Hilfe einzutreten und ein schon in Betrieb gesetztes Geschäft den ungewohnten Händen der Missionare, wenn es gewünscht wird, abzunehmen, hat sie schon manchem Missionar seine Bürde erleichtert. Sie macht sich aber auch besonders dadurch verdient, daß sie in Bombay und London Niederlagen errichtet hat, wo die verschiedenen Artikel, die auf den Missionsstationen hergestellt werden, für den Verkauf übernommen werden. Die Gesellschaft besitzt in Ahmednagar eine gut eingerichtete Teppichfabrik, die den höchsten Beifall von Lord Northcote, dem kürzlich zurückgetretenen Gouverneur von Bombay, gefunden hat.

Die dritte Art von Einrichtungen, die der Industrie-Mission dienen, besteht in Arbeiterheimstätten im Anschluß an die großen Eisenbahn-Werkstätten. In diese Werkstätten werden nämlich junge Leute ohne Unterschied der Religion und Konfession als Lehrlinge aufgenommen, und so hat man an einzelnen Hauptorten

eigene Heime errichtet, wo die christlichen Lehrlinge Unterkunft finden können. Die Einrichtung ist an und für sich ganz gut, so lange die jungen Leute unter der Aufsicht und Leitung einer hiezu geeigneten christlichen Persönlichkeit stehen. Aber im Fall es an einer festen Hand fehlt, hat das enge Zusammensein so vieler jungen Burschen in einem Lande wie Indien seine großen Gefahren. Es scheint auch, daß die eingeborenen nichtchristlichen Gesellen oder Vorarbeiter den Lehrlingen mancherlei Schwierigkeiten bei ihrer Ausbildung im Handwerk bereiten.

Als einen Zweig der Industrie-Mission betrachten wir auch die Landwirtschaft, die da und dort von der Mission im Interesse der eingeborenen Christen in die Hand genommen worden ist. Solche landwirtschaftliche Unternehmungen sind von der irisch-presbyterianischen Mission in Gudscherat und Kathiawar, von der englisch-kirchlichen in Clarkabad und Montgomerywala, und von der Vereinigten Freikirche Schottlands in der Madras-Präsidentschaft ins Leben gerufen worden. Die letzte Missionskonferenz in Madras hat diesen Zweig der industriellen Missionstätigkeit als den wichtigsten von allen hingestellt und deswegen die ungesäumte Errichtung von landwirtschaftlichen Schulen empfohlen.

Was nun die Tätigkeit der englisch-kirchlichen Mission auf dem industriellen Gebiet in Indien betrifft, so besitzt sie eine ganze Reihe von industriellen Einrichtungen der ersten Kategorie und zwei von der dritten. Aber solche der zweiten Kategorie, nämlich größere, von eigentlichen Fachleuten geleitete Geschäfte, wie sie z. B. die Basler Mission besitzt, weist sie nicht auf. Alles was bis jetzt geschieht, geht von einzelnen Missionaren aus und wird nur nebenher betrieben. Es ist aber kein einheitlicher, organisierter Betrieb und kostet darum viel Zeit und Geld. Doch ist jetzt ein Komitee für diesen Missionszweig gebildet worden und es ist zu hoffen, daß in Zukunft etwas in dieser Richtung geschehen wird. Lautete doch der erste Beschluß des Industrie-Komitees auf der Madras-Konferenz dahin, daß die verschiedenen Missionsgesellschaften darauf sehen sollten, daß diesem Missionszweig eine anerkannte Stellung und der ihm gebührende Platz im Missionsbetrieb eingeräumt werden möge, so gut wie dem Schulwesen und der ärztlichen Mission.

Man sollte deshalb, um dem allseitig gefühlten Bedürfnis entgegenzukommen, in jedem Missionsdistrikt ein Industrie-Zentrum

schaffen. Eine derartige Einrichtung würde nicht nur den einzelnen Missionaren viel Zeit und Mühe ersparen, auch die fachmännische Ausbildung würde an Gründlichkeit gewinnen. Sicherlich würde auch ein solches Unternehmen gedeihen und rentieren, wenn alle Zeit, Mühe und Geld, die jetzt durch vereinzelte Privatunternehmungen verzettelt werden, zu einem gemeinsamen Werk vereinigt würden.

Sodann dürfte man aber auch nicht unterlassen, diese Geschäfte nur unter die Leitung tüchtiger Fachleute zu stellen, die nicht nur imstande sind, den Eingeborenen die nötigen technischen Kenntnisse beizubringen, sondern die sich auch den einheimischen Verhältnissen anzupassen wissen. Denn damit ist Indien nicht geholfen, daß man alle indischen Arbeitsmethoden einfach über den Haufen wirft, sondern daß man sie hebt und verbessert. Der Mann, der das Weberschiffchen einführt und dem indischen Weber zeigt, wie er es an seinem heimischen Webstuhl anzubringen hat, und ihn dadurch in Stand setzt, in der gleichen Zeit fast noch einmal so viel zu weben als vorher, der hat ihm denselben Dienst erwiesen, als wenn er ohne weiteres den englischen Webstuhl einführt. Es ist überhaupt ein schwieriges Problem, zu entscheiden, ob die jungen Leute in unsern Industrieschulen angeleitet werden sollen, nach unsern westländischen Methoden zu arbeiten oder aber in der einheimischen Weise. In Sikandra, wo wir Druckerpressen für den Handbetrieb benützen, schrieb ein amerikanischer Reisender ins Fremdenbuch: „Warum gebrauchen Sie nicht ein wenig Dampf?“ Anderseits war der Großherzog von Hessen höchst erfreut, die jungen Burschen an ihrem einheimischen Webestuhl sitzen zu sehen und hielt diese Art, sie in der Weberei auszubilden, für die beste. So viel ich weiß, ist auch die bekannte Pandita Ramabai für die einheimische Methode. Jedenfalls ist die beste Lösung dieser schwierigen Frage die, daß man beide Methoden in der rechten Weise zu vereinigen versteht.

Dabei kommt alles darauf an, daß in unsern Werkstätten nur Artikel von bester Qualität gefertigt werden. Wenn vielfach über den Mangel an Absatz geklagt wird, so liegt der Fehler meist an der Minderwertigkeit der gelieferten Waren; denn für solche hält es immer schwer, Abnehmer zu finden.

Man darf sich aber auch die Schwierigkeiten nicht verhehlen.

Diese liegen in zwei Richtungen. Erstlich ist man nie versichert, daß die jungen Leute, die man für die Industrie herangezogen und darin ausgebildet hat, dann auch später wirklich diesem Beruf treu bleiben. In einer Industrieschule machte man die Erfahrung, daß nur neun Prozent derselben bei dem Handwerk blieben, das sie dort erlernt hatten. Auch zeigen die Regierungscensen, daß nur ein sehr kleiner Prozentsatz seinen Lebensunterhalt durch das Geschäft erwirbt, das er in der Jugend erlernt hat. Man sollte deshalb, um dem vorzubeugen, bei ihnen mehr Rücksicht auf die Wahl der verschiedenen Berufsarten nehmen, besonders im Blick auf die, in welche sie durch ihre Herkunft hineingestellt sind, und zugleich Sorgfalt auf eine allgemeine Erziehung der jungen Leute verwenden. Auch sollte darauf gesehen werden, daß sie möglichst früh, und nicht erst in ihren späteren Lebensjahren, mit der Erlernung eines Handwerks anfangen; denn wenn sie ein solches nicht gründlich erlernen, können sie unmöglich mit ihren heidnischen Fachgenossen konkurrieren.

Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß behauptet wird, industrielle Unternehmungen gefährdeten das geistliche Leben der jungen Christengemeinden. Aber hierauf ist zu erwidern, daß es wie bei allem, so auch hier, auf die Männer ankommt, die an der Spitze der industriellen Anstalten stehen. Die Schwierigkeit, die rein äußerlichen, weltlichen Geschäfte im rechten Sinn und Geist und ohne geistliche Schädigung der Christengemeinden zu betreiben, mag in der Tat vorhanden sein, aber dasselbe läßt sich auch von andern Zweigen der Mission, wie z. B. vom Schulwesen, unter Umständen sagen, aber es muß nicht notwendig der Fall sein, wenn man die Sache richtig anfaßt. Viel größer ist die Versuchung für den Missionar selbst. Er erlebt in seiner geistlichen Arbeit viele und bittere Enttäuschungen. Da kann er leicht dazu geführt werden, daß er sich mit aller Energie und Vorliebe gerade auf solche, der äußeren Wohlfahrt des Volkes dienende Unternehmungen wirft, und das umso mehr, als diese von vielen Seiten Anerkennung finden. So oft Regierungsbeamte unsere Werkstätten besuchen, ist man gewohnt, den Ausruf zu vernehmen: „Ja, das ist es, was wir hierzulande brauchen; das ist wirklich nützlich und angebracht.“ Damit sprechen die Herren zugleich aus, daß nach ihrer Meinung die religiöse Seite der Mission von wenig

Wert und Nutzen sei. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Missionsindustrie nur ein Mittel zum Zweck ist und wir die Hauptsache und das Endziel nie aus den Augen verlieren dürfen.

Sechs Jahre unter den Wilden der Insel Tanna.

(Schluß)

12. Tage des Leids.

Eine schwere Zeit folgte. Wir erwarteten den Dampfer und trafen eben Vorkehrungen für unseren üblichen Besuch in Aniwa, als unser kleiner anderthalbjähriger Sohn Frankie an der Ruhr erkrankte. Trotz aller Pflege wurde er immer schwächer. Da traf der Dampfer ein und mit ihm der Missionsarzt Dr. Mackenzie. Er behandelte den Kleinen und meinte, das Schlimmste sei vorüber und wir sollten nur ruhig nach Aniwa reisen. Am Abend desselben Tages langten wir hier an, aber schwere Stunden standen uns bevor. Nicht nur stand es sehr schlimm mit unserm Kind, es warteten auch betrübende Nachrichten auf uns. Zwei Aniwa-Christen hatten sich verleiten lassen, zu den „Netik"-Zauberern auf Tanna zu schicken, damit diese gegen drei ihrer Landsleute ihre Beschwörungskunst anwenden sollten. Das war ein tiefer Fall unserer Aniwa-Gemeinde und ich berief sie sogleich zusammen, um ihr denselben zum Bewußtsein zu bringen. Eine ganze Woche hindurch hielten wir Versammlungen, um uns vor Gott zu beugen und um Vergebung zu flehen. Die Kirche war Tag für Tag stark besucht, die Gemeinde wurde sich ihres Sündenfalles bewußt und tat aufrichtige Buße. Unsere Gebete wurden erhört und Gott ließ den Fall der Gemeinde zum Segen gereichen.

Mittlerweile war unser Söhnlein immer schwächer geworden und am Morgen des 23. April (1900) war das junge Leben entflohen. Es war ein schwerer Schlag für uns, aber der Herr tröstete uns in unserm Schmerz. Von allen Seiten kamen die Bewohner der kleinen Insel und nahmen Teil an unserem Herzeleid. Die Lehrer gruben das Grab und ich zimmerte den kleinen Sarg. Dann bestatteten wir unser Teuerstes an der Seite meiner beiden vorangegangenen Geschwister zur Erde. Die Eingeborenen aber schmückten den kleinen

Grabhügel mit schönem Korallengestein. Aber wie leer und öde erschien uns nun das Haus, in das wir trauernd zurückkehrten! Nur mit schwerem Herzen reisten wir ohne unsern Liebling wieder nach Tanna zurück.

In Lenakel hatte inzwischen die Ruhr weiter gewütet und besonders von den Heiden, die sich unserer Heilmittel nicht bedienten, starben viele hinweg. Schließlich wurde auch ich von der Seuche erfaßt, genas aber wieder mit Gottes Hilfe. Inzwischen hatten wir die Freude, unsern Hilfslehrer Nausian als Lehrer im Inland zu stationieren, wo der Häuptling Nakat, früher ein wilder Mensch und der Schrecken aller Nachbarstämme, einen solchen erbeten hatte. Nausian erwies sich als ein treuer, eifriger Arbeiter, sodaß drei angesehene Häuptlinge durch ihn fürs Christentum gewonnen wurden. Auch für den südlichen Distrikt Kwamera konnten wir um diese Zeit die beiden ersten Zöglinge unserer kleinen Gehilfenschule abgeben. Dagegen wurden uns die beiden Lehrer Jakar und Nelbini durch den Tod entrissen. Jakar war einer unserer tüchtigsten Gehilfen und stand auf einem sehr schwierigen Posten, auf dem er nicht zu ersetzen war. Mit Nelbini, der nach langer Krankheit selig entschlief, verloren wir innerhalb von zwei Jahren unsern siebenten Gehilfen durch einen allzufrühen Heimgang. Ein schwerer Verlust für unser Werk war auch der Abgang meines Mitarbeiters Hume, der mit gebrochener Gesundheit die Insel Tanna verlassen mußte.

Den Tagen des Leids folgten indes auch solche der Freude, da uns wieder die Gnadensonne Gottes lachte. Ein solcher Zeitpunkt war der 9. Juli 1900, an dem wir aus der Zahl unserer Taufbewerber wieder 13 Personen durch die Taufe in die Gemeinde aufnehmen durften. Letztere war nun auf 73 Mitglieder angewachsen und zu diesen kamen noch 13 von der nördlichen Außenstation Loanbakel. Die Klasse der Taufbewerber zählte nun 170 Personen, und gegen 400 hatten sich uns als Anhänger angeschlossen und besuchten den Gottesdienst. Wir dankten Gott von Herzen für diesen Segen und faßten aufs neue Mut für die Zukunft.

Wir konnten nun auch einen Schritt weitergehen und suchten der jungen wachsenden Gemeinde eine festere Gestalt zu geben, indem wir beschlossen, Lomai und Javis, die sich als gottesfürchtige Männer erprobt hatten, zu Aeltesten zu machen. Nachdem ich ihnen die Pflichten und die Verantwortlichkeit eines Kirchenältesten genügend auseinandergesetzt hatte, fragte ich sie, ob sie hiezu willig wären. Als ich ihre Zusage erhalten hatte, berief ich die Gemeinde, teilte ihr meine Absicht mit und forderte jeden auf, der etwas gegen die beiden Männer vorzubringen hätte, dies vor nächstem Sonntag zu tun. Allein

niemand meldete sich und am Sonntag wurden Lomai und Javis vor versammelter Gemeinde feierlich in ihr Aeltestenamt eingesetzt. Zugleich versprach diese, den beiden Männern als ihren Kirchenvorstehern zu gehorchen und sie als solche zu ehren.

Damit waren der Gemeinde nach innen und außen zwei kräftige Stützen gegeben und es bedeutete dies einen wichtigen Schritt in der Entwicklung unseres Missionswerks.

13. Weihnachtsfreude und Abschiedsschmerz.

Das Jahr 1900 ging zu Ende, aber nicht ohne daß das Heidentum uns wieder seine Nachtseiten gezeigt hätte. So beschloß z. B. ein Heide, zu seiner Frau eine zweite zu nehmen. Als das die erstere hörte, schlich sie sich im Dunkel der Nacht zu dem ahnungslosen Weib und zerfleischte sie mit einem Beil. Da ich gerade krank lag, verband Lomai die Verwundete und pflegte sie. Alle Heiden ließen sie im Stich nnd nach wenigen Tagen starb sie, nachdem sie noch ein totes Kind geboren hatte. Die herzlose Mörderin aber wurde von den Heiden für ihre Tat gepriesen.

Ein anderes Mal geriet ein alter Häuptling wegen Zauberei in Verruf. Da sein Volk des Krieges müde war, verließ es ihn und gab ihn seinem Schicksale preis. Seine Feinde erschossen hierauf seinen ältesten Sohn und brannten sein Dorf nieder. Tage lang hielt sich der Vater mit dem zweiten Sohne in der Wildnis verborgen; unser Anerbieten, bei uns Zuflucht zu suchen, lehnte er beharrlich ab. Endlich trieb ihn die Not, bei einem andern alten Häuptling eine Unterkunft zu suchen. Schlimmer ging es einem jungen Häuptling, der der Zauberei beschuldigt wurde. Sie erschossen zuerst sein Weib, und bald darauf auch ihn selbst.

Zum Glück gelang es dem Eifer und der Wachsamkeit unserer Christen, manches Blutvergießen zu verhindern. So hörten Lomai und Javis eines Tages, daß soeben ein Trupp Heiden aufgebrochen sei, um einen Mann zu erschießen. Sie eilten ihnen nach und es gelang ihrer ernstlichen Vorstellung, die im Hinterhalt lauernden Meuchelmörder von ihrer bösen Absicht abzubringen. Noch besser lief eine andere Geschichte ab. Eines Tages wurde bekannt, daß ein alter Häuptling, namens Tawo, von seinen eigenen Leuten erschossen werden sollte. Die Christen begaben sich sogleich an Ort und Stelle und baten ernstlich für den Alten. Es gab eine lange Verhandlung, dann erklärten die Heiden: „Gut, wir wollen Tawo die Wahl lassen zwischen zwei Dingen. Er soll wählen zwischen dem Tode und dem Gottesdienst. Schließt er sich den Christen an

und läßt er von der Zauberei, so wollen wir seiner schonen; bleibt er aber ein Heide, so erschießen wir ihn."

Als Tawo diesen überraschenden Entscheid hörte, kam er zu dem Entschluß, daß von den beiden Uebeln der Gottesdienst doch das geringere sei und wählte ihn. Er tat das zunächst nur, um sein Leben zu retten; aber er interessierte sich sehr bald dafür und wurde ein ernster Wahrheitssucher. Es kommt gewiß nicht oft vor, daß Heiden selber für das Christentum werben; aber es zeigte sich hier, daß die Heiden zu der Erkenntnis gekommen waren, sobald einer ein Christ werde, so sei er nicht mehr als Feind zu fürchten. Sie hatten einsehen gelernt, daß dadurch ein Umschwung im Leben des Menschen eintritt und daß das Alte vergangen ist.

Währenddem nahte das Christfest, an dem wieder eine Anzahl von Katechumenen getauft werden sollte und wofür wir allerlei Vorbereitungen zu treffen hatten. Unsere Boote steuerten nach allen Richtungen hin, um die Leute von den verschiedenen Außenstationen herbeizubringen. Viele pilgerten auch zu Fuß nach Lenakel. Täglich wurde Gottesdienst gehalten und eine Prüfung mit den Taufbewerbern angestellt. Ich freute mich über ihre Fortschritte und die große Zahl, die wir zur Taufe zulassen konnten. Die meisten von ihnen gehörten den Außenstationen an und waren von den dortigen Evangelisten oder Lehrern vorbereitet worden.

Am Sonntag den 23. Dezember fand sich eine große Menge Volks auf der Missionsstation ein. Nach längerer Krankheit versuchte ich zum erstenmal aufzustehen und den Gottesdienst zu halten. Die Lehrer wollten mich ins Kirchlein hinübertragen, aber ich konnte schließlich den kleinen Gang selbst tun. Die Kapelle war gedrückt voll; waren doch auch zwei Bootsladungen voll Leute von Aniwa zur Feier herübergekommen. Es war ein herrlicher Tag. Nicht weniger als 45 Erwachsene und 7 Kinder durfte ich taufen, und 129 nahmen teil am Mahle des Herrn. Die Zahl unserer Gemeindeglieder betrug nun über 500 Personen. Ohne daß wir es wußten, fanden an diesem Tage auch auf den zwei übrigen Stationen der Insel Tanna Taufen statt.

Tags darauf begannen die Leute ihre Vorbereitungen für das Christfest. Männer und Weiber schleppten große Vorräte an Lebensmitteln herbei, allenthalben hörte man das Quieken von Schweinen, die dem Messer überliefert werden sollten. Die Backöfen wurden geheizt und große Puddings hineingeschoben, die von solchem Umfang waren, daß vier Männer dran zu tragen hatten. Denn ohne einen tüchtigen Schmaus ist ein Feststag für solch ein Naturvolk undenkbar.

Am Christtag morgens versammelten wir uns zunächst in der Kapelle und hielten einen Dankgottesdienst. Dann begab sich das Volk auf den Festplatz hinter der Station, wo bereits 600 Heiden Aufstellung genommen hatten. Alles zusammen waren es aber tausend Leute, die sich zusammen gefunden hatten, um auf dem ebenen Plane ihre beliebten Volksspiele aufzuführen. Alle waren Feuer und Flamme. Aber fast wäre es dabei zu einem blutigen Zusammenstoß gekommen und so die Festfreude zum Trauerspiel geworden. Denn plötzlich standen sich zwei feindliche Stämme mitten auf dem Festplatze gegenüber. Keiner von beiden hatte des andern Anwesenheit erwartet. Eine unheimliche Stille entstand und die beiden Volksstämme stierten einander grimmig an, während sie mit ihren nervigen Fäusten die geladenen Büchsen fester umspannten. Aber unsere Christen hatten sofort die bedenkliche Lage erfaßt, gingen furchtlos auf sie zu und hießen sie zu ihrem „Friedensfest" willkommen. Das entwaffnete sie und aus Rücksicht auf die Christen verhielten sie sich ruhig. Von respektvoller Entfernung schauten beide gegnerischen Stämme den Spielen zu. Unglücklicherweise kam einer der Männer mit seiner Zehe dem Drücker seiner Flinte, die er mit gespanntem Hahn vor sich auf den Boden gestemmt hielt, zu nahe, und der Schuß ging unversehens los. Die andere Partei glaubte nun an Verrat und im Augenblick waren alle Flinten im Anschlag. Lomai aber und die Lehrer stürzten sich sofort auf den Platz und riefen allen zu, daß es sich nur um eine unbeabsichtigte Entladung einer Flinte handelte. Das bezeugte auch das verlegene Gesicht des Missetäters, und der ganze Zwischenfall endigte unter allgemeiner Heiterkeit.

Am Mittag nahm dann der Festschmaus seinen Anfang. Die Eingeborenen taten dabei den ungeheuren Quantitäten von Pudding, Schweinefleisch, Reis, Brot, Zwieback, Thee und Kokosnüssen alle Ehre an. Alles war fröhlich und guter Dinge. Für uns aber war es die größte Freude, daß sich an diesem Tag ein ganzer heidnischer Stamm entschloß, dem Heidentum den Abschied zu geben und fortan den Gottesdienst zu besuchen. Er hat auch in der Tat Wort gehalten.

Das neue Jahr begannen wir mit einem feierlichen Gottesdienst, wobei wir zugleich Lomai, Jawis, Nilua und Neropo zu Dienern am Worte Gottes vor versammelter Gemeinde einsetzten. Lomai und Jawis sollten auf der Hauptstation verbleiben und uns bei der Aufsicht über das ganze Werk hilfreich zur Seite stehen; Nilua sollte die südliche Außenstation Lapuna und Neropo das nördliche Leniakis besetzen, beides wichtige Zentralpunkte im heidnischen

Gebiet. Ihre Einführung an diesen Plätzen waren Freudentage für unsere Christen, an denen ich leider wegen meines geschwächten Zustandes nicht teilnehmen konnte.

Ueberhaupt war ich schon seit längerer Zeit durch beständige Fieberanfälle so in meiner Kraft heruntergekommen, daß ich die Station nicht mehr verlassen konnte. Soweit ich es vermochte, versuchte ich noch mit Lomai die Uebersetzung einer biblischen Geschichte zu revidieren und auf der Maschine niederzuschreiben. Dann versagte mir aber meine rechte Hand und ich verrichtete die Arbeit eine Zeit lang mit der linken. Schließlich mußte ich auch darauf verzichten und ich diktierte meiner Frau. Aber das Fieber raubte mir nach und nach alle Kräfte und legte mich völlig brach. Zuletzt entwickelte sich eine Leberkrankheit, an der ich zu erliegen glaubte. Die Aeltesten und Lehrer umstanden mein Lager und beteten. Meine Frau tat ihr möglichstes, um meine gesunkenen Lebenskräfte zu heben, und nächst Gott verdanke ich es ihr, daß ich mich wieder so weit erholte, daß ich an meine Abreise nach Australien denken konnte.

Leider wurde eine solche unbedingt nötig, wenn ich wieder arbeitsfähig werden sollte. Wir übergaben deshalb das Werk unsern treuen Mitarbeitern Lomai, Jawis, Tausi und Titonga und machten uns reisefertig. Nur mit schwerem Herzen schieden wir von unserm Tanna.

14. Wieder in Arbeit.

Im Juni desselben Jahres durften wir wieder auf unser Arbeitsfeld zurückkehren. Bei unserer Landung in Lenakel erwartete uns eine Menge Volks, um uns zu begrüßen. So viele Leute anständig bekleidet zu sehen und zugleich mit freundlichen, glücklichen Gesichtern, war ein wahrhaft wohltuender Anblick. Nur ganz im Hintergrunde war ein Trupp bewaffneter, nackter Wilden zu sehen. Wie freuten wir uns und dankten Gott dafür, daß wir uns wieder in unserem tannesischen Heim befanden! Die Aeltesten und Lehrer konnten uns guten Bericht vom Stand der Gemeinde geben und auch im Aeußeren ließ sich mancher Fortschritt erkennen. Jawis und Lomai hatten sich neue Wohnhäuser erbaut und ihr kleines Heimwesen war ein Muster von Nettigkeit und Reinlichkeit. Auch auf der Station fanden wir alles in bester Ordnung und es war in der Tat ein fröhliches Wiedersehen. Unser Wunsch und Gebet war, daß uns Gott die Kraft schenken möchte, noch recht lange auf Tanna wirken zu können.

Unsere nächste Aufgabe war, das Missionshaus auf den Scheitel

des Hügels zu verlegen, weil wir hoffen durften, die höhere, freiere Lage werde dem Fieber einigermaßen Einhalt tun. Die Verlegung der Station wurde von meinem Mitarbeiter Mackenzie geleitet, der uns zu dem Zweck zugesandt worden war. Der neue Stationsplatz wimmelte alsbald von Eingeborenen, die das Gestrüpp entfernten, den Boden klärten, gruben und ebneten. Vom frühen Morgen bis zum Abend hörte man das muntere Geplauder der Leute, die für ihre Arbeit mit Bekleidungsstücken bezahlt wurden.

Endlich am 16. September konnte mit dem Abbruch des alten Missionshauses begonnen werden. Die einzelnen Teile des Gebäudes wurden von den Eingeborenen unter großem Geschrei und gegenseitigem Zurufen auf den neuen Stationsplatz befördert. Der Abbruch mußte natürlich sehr vorsichtig vor sich gehen, denn wie leicht konnte ein Unglück dabei geschehen. Doch kam ein solches Gott sei Dank nicht vor, obschon einmal eine fallende Seitenwand um ein Haar auf uns gestürzt wäre und ein anderes Mal ein Verandabalken mir auf den Kopf fiel. Am 5. Oktober war das neue Haus zum Teil aufgerichtet und wir konnten es bald darauf beziehen. Die bessere Lage des Gebäudes war wohl der Mühe und des Schweißes wert, die seine Verlegung gekostet hatte.

Währenddem erhob das Heidentum immer wieder sein Haupt und die alten, blutigen Greuel wollten kein Ende nehmen. Eines Morgens, als wir am Bauen waren, kam uns die Nachricht zu, daß wenige Meilen von uns entfernt im Inland ein Weib erschossen worden sei. Wie gewöhnlich begaben sich Jawis und die Lehrer sogleich an Ort und Stelle, um, wenn möglich, weiteres Blutvergießen zu verhindern. Es war eine traurige Geschichte. Ein Mann namens Jakabas hatte mit einem anderen Streit. In einer dunkeln Nacht schlich er sich an dessen Hütte heran, um ihn zu erschießen, konnte ihn aber nicht finden. Enttäuscht wandte er sich zur Rückkehr. Da erblickte er neben der Hütte jemand unter einer Bastmatte liegen. In der Hoffnung, es könnte sein gesuchter Feind sein, näherte er sich ihm und feuerte aus nächster Nähe auf den Schläfer. Aber es war nicht sein Gegner, sondern ein harmloses Weib mit ihrem Säugling. Die Kugel durchbohrte ihre linke Seite, fuhr unter der Hüfte wieder heraus und durchschlug ihr den Knochen des rechten Beins oberhalb des Knöchels. Das Kind blieb unverletzt. Durch den Schmerzensschrei der Frau waren alsbald alle Dorfbewohner auf den Beinen und ein alter Mann feuerte seine Flinte nach der Richtung ab, in welcher der Mörder entflohen war. Doch dieser befand sich bereits in Sicherheit.

Als ich hörte, daß die Frau noch am Leben wäre, eilte ich

sogleich hin, um ihr noch die nötige Hilfe zu leisten. Als wir uns dem Dorfe näherten, kam uns ein Trupp Bewaffneter mit gespannten Büchsen entgegen. Ich ging geradewegs auf ihren Anführer los und bot ihm die Hand zum Gruß. Es war der Mann der verwundeten Frau. Ich sprach ihm mein Bedauern aus und erwähnte zugleich, daß ich seiner Frau Medizin brächte. Daraufhin kehrten die Männer mit uns um und folgten uns ins Dorf. Ich fand die arme Frau in großen Schmerzen, die aber etwas nachließen, nachdem ich die Wunden gereinigt und verbunden hatte. Die Frau erholte sich nach und nach unter der ärztlichen Behandlung, aber sie wird zeitlebens ein Krüppel bleiben. Daß sie aber am Leben blieb, machte auf die Heiden einen tiefen Eindruck.

Eines Tages, als ich die Kranken unserer Station während der Abenddämmerung besuchte, stieß ich auf eine Gruppe von Leuten, die in höchster Erregung waren. „Jawak ist geschossen worden!" rief man mir entgegen. „Ist er tot?" war meine erste Frage. „Nein, er lebt noch," war die Antwort. Jawak war ein angesehener heidnischer Häuptling in dem Distrikt, wo unser Lehrer Neropo arbeitete. Schnell suchte ich einiges Verbandzeug zusammen und ritt mit Mackenzie trotz einbrechender Nacht zum Verwundeten. Als wir das Dorf erreichten, war es bereits finster und wie Gespenster huschten da und dort im Dunkel der Nacht die Schatten der Männer, die mit der Waffe in der Hand als Wachtposten das Dorf umschlichen. In einer düstern Hütte fanden wir Jawak, umgeben von seinen Weibern. Er war durchs Kreuz geschossen und in einem schlimmen Zustand. Doch fühlte er sich leidlich besser, nachdem ich die Wunde gereinigt und verbunden hatte.

Am nächsten Tage ritt ich wieder zu Jawak und sah nach ihm. Ich fand ihn weit besser und er erzählte mir, wie er verwundet worden war. Seine eigenen Leute, die über der Schlucht drüben wohnten, hatten ihn zu einer Besprechung eingeladen. Da er kein Mißtrauen hegte, ging er unbewaffnet. Dagegen war sein Sohn, der ihn begleitete, so vorsichtig, seine Winchesterbüchse und einen guten Vorrat von Patronen mitzunehmen. Als Jawak drüben angelangt war und zu sprechen begann, schoß ihn ein Mann unversehens nieder. Jawaks Sohn legte sofort an und hielt mit seinem Gewehrfeuer die Verräter im Schach, sodaß sein Vater Zeit gewann, sich ins Dickicht zu schleppen. Ihre Geschosse schlugen aber rechts und links neben ihm nieder, sodaß sie ringsum den Boden aufwühlten und Jawak noch einige Fleischwunden an der Schulter und am Arm beibrachten. Doch konnte Vater und Sohn glücklich das Weite gewinnen.

Ich versuchte den Alten zu überreden, sich in Lenakel unter unsern Schutz zu stellen, da er in seinem Dorf nicht sicher war. Aber er zog es vor, sich in der Wildnis zu verbergen, obschon er, da seine Feinde beständig auf der Suche nach ihm waren, sich nirgends lange aufhalten durfte. So wurde der wunde Mann von einem Ort zum andern geschleppt, um den Nachstellungen der Gegner zu entgehen. Durch Neropo war mir sein jedesmaliger Bergungsort bekannt und ich konnte nach seiner Wunde sehen, die übrigens in der Heilung begriffen war. Als die Feinde seiner nicht habhaft werden konnten, glaubten sie ihn durch Zauberei beiseite schaffen zu können. Als Jawak das hörte, ersann er eine List. Er befahl seinen Weibern, einen Hund zu töten und diesen wie den Leichnam eines Menschen in Matten einzuhüllen und ihn unter großen Wehklagen in seinem Dorfe zu bestatten. Die Weiber befolgten seinen Rat und stimmten die ganze Nacht hindurch die Totenklage an. Seine Feinde hielten ihn wirklich für gestorben und stießen ihrerseits ein Triumphgeschrei aus.

Anfangs schien es, als ob Jawak mit dem Leben davon kommen würde. Aber die beständige Flucht, auf der er sich befand, die Furcht entdeckt und getötet zu werden, raubten ihm allen Schlaf und brachte seine Nerven so herunter, daß er schließlich doch erlag. Als ich ihn das letzte Mal sah, lag er unter einem dürftigen Obdach inmitten des dichtesten Schilfes, umgeben von seinen Weibern und bewacht von einigen Männern. Am gleichen Tage starb er und wurde von Lehrer Neropo beerdigt.

Die Fehde hätte nun ein Ende haben sollen. Aber durch das heimtückische Benehmen des schändlichen Häuptlings Jimmie, der bei den Friedensverhandlungen einen Schuß auf die andere Partei abgab, währte das Blutvergießen fort. Seine Gegner schwuren, daß sie so lange gegen den Verräter kämpfen würden, bis er entweder den Teil der Insel verlassen, oder sich den Christen in Lenakel angeschlossen haben würde. Dadurch wurden auch noch andere Stämme in den Streit hineingezogen, und so wurde noch viel Blut vergossen. Von der Veranda unseres Hauses sahen wir den Rauch der brennenden Dörfer aufsteigen und hörten die Schüsse fallen, die jedesmal Tod oder Verwundung bedeuteten. Es war uns unaussprechlich traurig zu Mute, sehen zu müssen, wie das Blutvergießen und Morden unter unsern Augen vor sich ging, und zu wissen, daß es britische Flinten und britische Kugeln waren, die dieses Werk der Zerstörung anrichteten.

15. Allerlei Erlebnisse. Abschied von Tanna.

Wieder wurde West-Tanna von einer Seuche heimgesucht und zwar von der Influenza. Ihr folgte dann der Keuchhusten. Viele unserer Leute starben hinweg, besonders häufig aber waren die Todesfälle unter den Heiden. Auch Lomai erkrankte schwer, aber sobald er sich nur einigermaßen etwas aufraffen konnte, versuchte er seiner Arbeit wieder nachzugehen, freilich zu seinem Schaden. So fand ich eines Tages seinen Zustand bedeutend schlimmmer. Ich fragte ihn, was diesen Rückfall verursacht habe. Da gestand er mir, wie er am Abend zuvor im Evangelium Johannes gelesen habe und darüber in seinem Innern so erfreut gewesen sei, daß er nicht anders gekonnt habe, als aufzustehen und davon zu den Leuten in seinem Dorfe zu reden. Dann habe er den Schüttelfrost bekommen und die Krankheit sei aufs neue zum Ausbruch gekommen.

Unter den Opfern, die von der Influenza dahingerafft wurden, war auch unser Lehrer Nausian. Sein Verlust ging uns sehr zu Herzen, denn er war ein treuer Arbeiter, voll Glaubens und guter Werke, dessen schwieriger Posten schwer zu besetzen war. Sein Heimgang hatte aber auch noch ein trauriges Nachspiel. Seine Witwe Kaupa stand im Taufunterricht, gehörte aber zu denen, die noch etwas schwach waren. Nun beanspruchte Nausians Halbbruder Tavo, ein Heide, sie nach heidnischem Recht als seine Frau. Ich sprach und betete mit ihr und sie gelobte mir, ihn zurückzuweisen. Auch redete ich eindringlich mit dem jungen Menschen, der aber im größten Zorn seine Flinte ergriff und fluchend die Station verließ. Einige Tage später erschien er mit einem bewaffneten Trupp Leute in Kaupas Dorf, das dicht hinter der Missionsstation lag, und forderte gebieterisch die Herausgabe der Frau. Im andern Fall drohte er sie zu erschießen. Ich begab mich sofort ins Dorf und hinter mir drein folgten alle Stationsbewohner. Lomai war schon auf dem Platz und suchte Tavo zu beruhigen. Dieser stand im Vordergrund mit geladener Muskete; um ihn her hatte sich eine Bande von nackenden Wilden gesammelt, die zu allem bereit waren. Im Hintergrunde sah man in der Dunkelheit der Nacht allerlei Zuschauer ab- und zugehen. Es war eine unheimliche Situation. Wir machten den Heiden, während wir zwischen ihren geladenen Flinten und Kaupa standen, alle möglichen Vorstellungen und wiesen darauf hin, daß sie keinen Anspruch auf Kaupa zu machen hätten, es sei denn, sie gehe freiwillig mit ihnen. Und in der Tat, zu unserem größten Schmerz, gab diese schließlich dem Drängen der Heiden nach und entschloß sich Tavo zu folgen. Vergeblich stellten wir ihr alle Folgen

ihres Schrittes vor; mit ihrer kleinen Tochter an der Hand ging sie ins finstere Heidentum zurück. Ich fühlte mich um viele Jahre älter, als ich an jenem Abend mit schwerem Herzen in mein Haus zurückging.

Mit einem gesegneten und fröhlichen Weihnachtsfest, an dem sich mehr als je zuvor die Eingeborenen in großer Zahl beteiligten, und nachdem ich wieder 16 Personen hatte taufen dürfen, beschlossen wir das Jahr 1901. Wir hatten dabei den Eindruck: noch einige solcher Versammlungen, und das Heidentum auf der Insel ist in seiner Macht gebrochen. Das Christentum hatte feste Wurzeln geschlagen und sein Einfluß machte sich weithin unter der Bevölkerung bemerklich. Das zeigte u. a. nachstehende Begebenheit.

Eines Morgens, als es eben graute, trafen zwei Frauen aus dem Süden in Lenakel ein. Die ganze Nacht hindurch waren sie durch feindliches Gebiet gewandert und waren nun ganz erschöpft. Sie hatten den gefährlichen Marsch gewagt, um die Hilfe der Christen zu erbitten, da sich ihr Stamm in großer Bedrängnis befand. Eine derselben war das Weib von Kaukare, einem angesehenen Kriegshäuptling. Einige Tage vorher hatte dieser einen Kriegszug unternommen und dabei einen seiner Feinde erschossen. Siegesfreudig trat er den Heimweg an, stieß aber unterwegs unversehens auf einen seiner Todfeinde. Unvorbereitet wie er war, kam er nicht zum Schuß und empfing unter Hohnlachen die Kugel seines Gegners, die ihn sofort niederstreckte. Als seine Leute ihren Anführer fallen sahen, suchten sie ihr Heil in der Flucht. Einer von ihnen fiel ebenfalls in einen Hinterhalt und wurde niedergeschossen; sein Leichnam aber wurde mitgenommen, um den Kannibalen als Festschmaus zu dienen. Der Stamm hielt sich nun in den Waldesgründen versteckt und litt Hunger. Die beiden Frauen, die sich mutig durchs feindliche Gebiet gewagt hatten, baten nun die Christen, ihren ganzen Stamm nach Lenakel zu holen.

Lomai und Javis waren sofort bereit, mit einer Anzahl Freiwilliger die Tat auszuführen. Es fanden sich auch ohne weiteres die nötigen Leute, die sich um ihre Führer scharten. Als sie schon auf dem Abmarsch waren, redete man ihnen von heidnischer Seite zu, sie sollten doch noch so lange mit dieser gefährlichen Expedition warten, bis man die Sache noch eingehender besprochen und eine bewaffnete Truppe beieinander habe. Aber Lomai sagte: „Jetzt ist keine Zeit zum Reden, sondern zum Handeln. Lasset uns in Gottes Namen allein gehen!“ Und weiter gingen die Christen, hinab in die Schluchten des feindlichen Gebietes. Unterwegs stieß ein Trupp bewaffneter Christen zu ihnen und wollte sich ihnen anschließen. Doch Lomai

befahl ihnen, vor allem die Flinten zurückzulassen; denn, sagte er, wir gehen im Namen Gottes, und kein Christ soll sich heute auf seine Flinte verlassen. Als Lomai mit seinen Leuten das feindliche Gebiet erreicht hatte, entging es ihm nicht, daß sich auf dem Gesicht des einen und andern die Spuren von Besorgnis deutlich ausprägten. „Halt!“ rief er ihnen zu. „Ich sehe, einige von euch haben Angst. Lasset uns beten und Gott wird unsere Herzen aufrichten!“ Dann sangen sie miteinander ein Lied und beteten. So stärkten sie sich in ihrem Gott und gewannen Mut.

Nach einem langen Marsche stießen sie auf den einen der drei verbündeten Stämme, die von ihren Feinden bedrängt waren. Sie hielten sich in einer engen Einhegung auf, waren von Hunger und Durst geplagt und in beständiger Todesangst. Lomai erklärte ihnen: „Wir sind in Gottes Namen zu euch gekommen, um euch in Sicherheit zu bringen; kommt sogleich mit uns!“ — Während sie sich fertig machten, ging er zum zweiten Stamm, der sich in ähnlicher Lage befand. Hier wollten einige noch ein paar Tage mit dem Aufbruch zuwarten, aber Lomai wollte nichts davon wissen. Auch der dritte Stamm war schwer zu überreden, und Lomai mußte die Leute darauf aufmerksam machen, daß schon morgen die Wege gesperrt und das Entkommen fraglich sein würde.

So wurde denn der Marsch mit den Flüchtlingen angetreten. Die Lahmen, Blinden, Alten und Gebrechlichen wurden auf den rauhen Gebirgspfaden so viel als möglich getragen. Lomai trug ein Kind auf dem einen Arm, mit dem andern half er einem alten Weiblein vorwärts. Alles war schwer beladen. Dabei waren die Flüchtlinge voller Angst, daß sie ihren Feinden in die Hände fallen könnten. Aber obschon sie in einiger Entfernung Schüsse fallen hörten, gelangte doch die Karawane glücklich in Lenakel an. Es war das eine Errettung, von der selbst die Heiden bezeugten: „Der Gottesdienst (das Christentum) hat das ausgerichtet, wozu unsere Flinten zu schwach gewesen wären. Euer Wort ist wahr, in uns ist keine Kraft.“

Am andern Morgen hörte Lomai, daß eine alte Frau von ihren Leuten in einem der Dörfer zurückgelassen worden wäre. Ihre jüngere Schwester hatte sie im Schilf liegen sehen und zu ihr gesagt: „Meine Schwester, ich muß gehen; ich kann dich nicht mitnehmen, denn der Weg ist lang.“ Hierauf hatte die Verlassene geantwortet: „Geh nur und rette dich, mich laß hier ruhig sterben, denn ich bin doch alt.“ So war sie zurückgeblieben und dem Tode preisgegeben. Lomai war über die Herzlosigkeit der Leute, die nur darauf bedacht gewesen waren, ihr Hab und Gut mitzuschleppen, höchst aufgebracht,

ließ sich den Platz beschreiben und brach sofort mit Javis und einigen andern Christen auf, um die Frau zu holen.

Sie begaben sich zunächst zu dem feindlichen Stamme, um ihm das Geschehene mitzuteilen und Frieden zu stiften. Da Javis' Beine den Dienst versagten, blieb er bei den Kriegern und unterhandelte mit ihnen, während Lomai und Nilua auf die Suche nach der Frau ausgingen. Sie fanden sie endlich, aber todesmatt und so schwach, daß sie nicht sprechen konnte. Erst nachdem sie ihr etwas Kokosnußwasser gereicht hatten, kam sie wieder zu einigen Kräften. Auf einer Tragbahre, die sie in Eile hergestellt hatten, trugen sie das alte Weiblein sorglich nach einem sichern Ort. Am andern Tage wurde Friede zwischen den Stämmen geschlossen und auf der ganzen Westküste von Tanna hatte das Blutvergießen endlich eine Ende. Das war Gottes Werk durch seine Werkzeuge, die Christen.

Noch eine weitere Freude wurde uns in jenen Tagen zu teil. Der Dampfer brachte uns die „Biblischen Geschichten", die ich mit Lomai zusammen ins Tannesische übersetzt hatte, in schönem Druck und gutem Einband. Das war eine Freude für uns alle, und die Eingeborenen zahlten gerne einen Schilling für das Exemplar. Das Buch war durch die Vermittlung der Basler Missionsverwaltung in Basel bei Fr. Reinhardt gedruckt worden und sowohl der Druck des Textes wie die Wiedergabe der biblischen Bilder waren aufs beste ausgefallen, sodaß wir unsern deutschen Freunden nicht genug danken können für ihre Mithilfe.

Währenddem war ich mit Lomai, obwohl wir beide nicht wohl waren, unausgesetzt mit der Uebersetzung des neuen Testaments beschäftigt, und es gelang uns, die Evangelien Lukas und Johannes, die Apostelgeschichte, die Johannesbriefe und die Offenbarung fertigzustellen. Die Evangelien des Matthäus und Markus waren bereits gedruckt. Lomai war in dieser Uebersetzungsarbeit so eifrig, daß er keinen Tag aussetzen wollte. Noch sehe ich ihn auf seinen Stock gestützt den Missionshügel heraufkommen, dann und wann ausruhend und Atem schöpfend, aber ungeachtet seiner körperlichen Schwäche darauf bedacht, mit zu helfen an dem wichtigen Werke zum Heile seines Volkes.

* * *

Damit schließen unsere Mitteilungen über Tanna. Der leidende Zustand von Missionar Frank Paton nötigte ihn im Laufe des Jahres 1902 seine gesegnete Arbeit auf der Insel anderen Händen zu übergeben und nach Australien zurückzukehren. Der Abschied war

für ihn und seine Gattin, sowie für die ganze Gemeinde, die er während dem Zeitraum von sechs Jahren aus den Wilden West-Tannas hatte sammeln dürfen, überaus schwer. Die Liebe zu ihrem Missionar gab sich besonders zu erkennen in einem Abschiedsgottesdienst, zu dem alle Christen der Außenstationen herbeiströmten, und in dem die eingeborenen Aeltesten beim Scheiden ihres Hirten ihr Volk zur Treue gegen den Herrn ihren Gott ermahnten.

Dann kam der Abschiedstag. Noch einmal versammelte sich alles im Kirchlein. Missionar Paton gab ein Lied an und seine Frau spielte die Orgel. Aber niemand vermochte zu singen. Tränen erstickten die Stimme. Dann befahl man sich gegenseitig im Gebet dem treuen Gott. Bei einbrechendem Dunkel schifften sich die Scheidenden ein. Lomai, Javis und Titonga gaben ihnen das Geleit und ruderten sie im Boot hinaus an den Dampfer. Noch ein letzter Händedruck und das Boot trug die Wackern zurück an ihr heimisches Gestade. Ueber die Gewässer herüber aber ertönte noch aus weiter Ferne Lomais Abschiedsruf: „Imam Missi Paton! Imam Missi Paton!“ Dann wurde der Anker aufgewunden, die Maschine fing an zu arbeiten, und langsam verließ der Dampfer die Küste von Tanna. Noch blinkte das Licht des Missionshauses durch das Abenddunkel herüber, bis es allmählich am fernen Horizonte untertauchte. Dann lagerte Nacht über Tanna und seinen Bewohnern. Aber Gott sei Dank, ihm ist das Licht von oben aufgegangen, und auch über ihm scheinet es helle.

Eine Prophezeiung aus Heidenmund.

Auf der Spitze eines kleinen Hügels inmitten des Dorfes Lusaria stand vor Jahren eine niedrige Hütte. Eine weiße Fahne, die auf dem Häuschen wehte, war das Wahrzeichen, daß sich hier der Standort eines heiligen Mannes befand. Und so war es in der Tat. Hier wohnte Surmal Das, „der Diener reines Herzens“, der Guru oder Lehrer der umwohnenden Bhils in der Provinz Radschputana. Weithin genoß er das größte Ansehen und er wurde von jedermann als heiliger Mann fast abgöttisch verehrt.

Da kam der Tag seines Todes. Betrübt umstanden seine Jünger das Sterbelager des scheidenden Meisters. „Welche von all unsern

indiſchen Gottheiten ſollen wir nun verehren: Ram, Kriſchna, Wiſchnu oder Schiwa?" fragten ſie wehmütig. „Nein", antwortete der Sterbende, „nach meinem Tode werdet ihr einem Gott dienen mit einem neuen Namen, der euch aus einem Buch verkündigt werden wird. Dieſes Buch wird euch ohne Entgelt angeboten werden und meine Religion, der Brahmanismus, ſowie die andern Religionen Indiens werden dahin ſchwinden, und dieſe eine neue Religion wird ſich über das ganze Land verbreiten. Aber ach, viele meiner jetzigen Anhänger werden dieſe Religion nicht annehmen, bis es für ſie zu ſpät iſt! Dann werden ſie dieſelbe um Geld und Geldeswert zu erlangen trachten, aber vergeblich. Der Platz aber, auf dem wir uns jetzt befinden, wird ein Ort der Anbetung Gottes werden, eine Gottesſtätte." Alſo ſprach der heidniſche Guru. Als man ihn hierauf fragte, wann dies alles geſchehen werde, erwiderte er: „Wenn die und die Ciſterne in der Nähe des Dorfes ausgebeſſert werden wird." Letzteres geſchah während der großen Hungersnot des Jahres 1902.

Seit dem Tode des Guru ſind Jahre dahingegangen. Während dieſer Zeit iſt Hunger und Teuerung, Krankheit und Seuche im Lande der Bhil eingekehrt. Sie haben ein Drittel der Bevölkerung dahingerafft und was am Leben geblieben iſt, das iſt verarmt und in die bitterſte Not geraten. Aber mitten hinein in dieſes Dunkel hat Gott einen Strahl ſeines Lichtes fallen laſſen und die Sorge und Not hat dazu dienen müſſen, das heimgeſuchte Volk auf den rechten Weg zu leiten und auf Gottes Stimme zu hören. Die Predigt des Evangeliums, mit der ſeine Boten, die Miſſionare, die armen Bhil zu Jeſu, dem Heiland der Welt, einladen, iſt in der Zeit der Hungersnot auf fruchtbaren Boden gefallen. Auch im Dorfe Luſaria, wo ſeinerzeit jener heidniſche Guru die bedeutungsvollen Abſchiedsworte an ſeine Jünger richtete, hat das Evangelium Eingang gefunden und es befinden ſich nun am Orte 150 Chriſten, wo noch vor drei Jahren nichts als heidniſche Finſternis in den Herzen ſeiner Bewohner herrſchte. Bis vor kurzem hat dieſe kleine Gemeinde ihre Gottesdienſte in einem Schulzimmer abgehalten, aber der Wunſch nach einem Gotteshaus macht ſich immer dringender geltend. Sie wollen eine Gott geweihte Stätte als Mittelpunkt für ihre gottesdienſtlichen Verſammlungen haben. Aus dieſem Grunde beſchloſſen die Gemeindevorſteher, daß die Chriſten von ſich aus und ſoweit es ihnen ohne fremde Hilfe möglich wäre, eine Kirche errichten ſollten. Als Platz aber für das zu errichtende Gotteshaus wurde jenes Hügels Spitze auserſehen, wo vormals die Hütte des heidniſchen Guru ſtand, der den prophetiſchen Spruch tat, daß dereinſt dieſer Ort eine Gottesſtätte werden würde.

Das Werk wurde in Angriff genommen und schritt munter vorwärts. Die Christen alle, Männer, Weiber und Kinder legten freudig Hand an und errichteten nach und nach die Erdmauern der neuen Kirche. Etwa Mitte Mai standen sie fertig da. Da aber erhob sich die große Schwierigkeit, wie man das nötige Holz für den Dachstuhl beschaffen sollte. Die Christen hatten zwar mit großer Bereitwilligkeit ihre Zeit und Kraft für die Erstellung der Mauern geopfert, aber für den Ankauf von Holz standen der infolge der Teurung verarmten Gemeinde keine Mittel zu Gebote. Aber auch da sorgte Gott für die Seinen, indem der heidnische Fürst von Idar, der davon hörte, den Christen die Erlaubnis erteilte, soviel Holz als sie nur brauchten aus dem nahen, alten Teak-Walde zu holen.

Nun gabs ein fröhliches Schaffen bis Ende Mai. Groß und klein war rüstig an der Arbeit, um das Gebäude vor der Regenzeit unter Dach und Fach zu bringen. Denn schon drohten schwarze Gewitterwolken und es war zu befürchten, daß der strömende Regen die hohen Erdmauern niederwaschen würde. Die Christen rafften sich zu einer letzten gemeinsamen Anstrengung auf. Es wurde ihnen versprochen, daß ein jeder, der an dem hiefür festgesetzten Arbeitstag mithelfen würde, eine entsprechende Gabe an Lebensmitteln erhalten sollte. An dem bestimmten Termin schwärmte es buchstäblich von Arbeitern jeglichen Alters und Geschlechts. Die Waisenkinder der Mission trugen in Körben die Dachziegeln auf dem Kopfe herbei, die Zimmerleute befestigten Bambusstangen als Sparren auf das Dachgerüst und andere Hände waren eifrig beschäftigt, die Ziegeln hinaufzureichen und damit das Gebäude zu decken. Dabei waltete ein fröhlicher, munterer Geist unter den Arbeitenden, die unter den glühenden Strahlen der Tropensonne nicht müde zu werden schienen, bis der Abend hereinbrach und das Werk getan war.

So entstand das Gotteshaus auf dem Hügel des heidnischen Propheten, und was er sterbend vorausgesagt, das hat zum Teil seine Erfüllung gefunden. Der Ort ist zu einer Gottesstätte geworden. Gott gebe, daß es eine Leuchte werde für das dunkle Land und seine armen Bewohner! (Nach dem Gleaner.)

Missions-Zeitung.

Korea. In der November-Nummer des vorigen Jahrgangs brachten wir eine Mitteilung über die Kaiserin von Korea, wonach dieselbe die Tochter eines ehemaligen presbyterianischen Missionars sein sollte. Da wir diese Mitteilung dem amerikanischen Missionsfreund entnahmen, so erschien uns dieselbe glaubwürdig genug, um sie weiter zu geben. Wie wir aber inzwischen von Missionar G. Engel in Fusan benachrichtigt worden sind, entspricht die Darstellung nicht den Tatsachen und es freut uns, diese dahin berichtigen zu können, daß sich eine Missionstochter nicht zu einer solchen zweideutigen Stellung hergegeben hat, wie es nach jener der Fall zu sein schien. Tatsache ist, daß die „erste Favoritin" des Kaisers eine koreanische Dame ist mit dem Familiennamen „Om". Auch hat eine Krönung derselben tatsächlich noch nicht stattgefunden. Der jetzige Thronerbe ist der rechtmäßige Sohn der verstorbenen Kaiserin. Soviel ist indes wahr, daß eine Partei die Erhebung der Koreanerin Om zur Kaiserin und die Ernennung ihres ältesten Sohnes zum Thronfolger wünscht und beim Kaiser befürwortet. Doch ist hierin bis jetzt noch nichts geschehen.

Ostasien. Durch den am 7. Februar zum Ausbruch gekommenen Krieg zwischen Japan und Rußland sind nicht nur die schon lange schwebenden politischen Verwicklungen in Ostasien in eine ernste Krise eingetreten, sondern es ist auch die evangelische Mission voraussichtlich davon ernstlich berührt, zunächst in der Mandschurei und in Korea. Und wer weiß, wie sich im Lauf der Ereignisse China zu den beiden kämpfenden Parteien stellen wird. Wie bekannt, sind die zum Kriege führenden Verwicklungen dadurch entstanden, daß Japan dem immer weiteren Vordringen Rußlands in Ostasien nicht ruhig glaubte zusehen zu dürfen. Zumal als Rußland, nachdem es die Mandschurei nicht zu räumen gesonnen war, auch Korea unter seinen Einfluß zu bringen suchte, sah sich Japan in seinen Lebensinteressen bedroht und zog das Schwert gegen den mächtigen Koloß. Welchen Ausgang der ungleiche Kampf nehmen wird, ist schwer vorauszusagen. Ebenso fraglich sind die möglichen Folgen, die sich daraus für die evangelische Missionsarbeit ergeben werden. Doch ist wohl ziemlich sicher anzunehmen, daß ein Sieg des griechisch-orthodoxen Rußlands der Missionsarbeit in Korea wie in der Mandschurei voraussichtlich eine schwere Schädigung bereiten würde. Denn auf russischem Gebiet hat nur die griechisch-orthodoxe Kirche Existenz-Berechtigung und das Recht, zu missionieren. Im Gegensatz hiezu gewährt zwar das heidnische Japan der Mission volle religiöse Freiheit, aber wie sich der jetzt schon große Nationaldünkel der Japaner nach einem Siege über Rußland in Zukunft zur Mission der Abendländer stellen würde — wer vermag das zu sagen?

Was den Stand der evangelischen Mission in den drei in Betracht kommenden Gebieten betrifft, so arbeiten in Korea, das erst seit 1882 für die Ausländer erschlossen ist, sieben Missionsgesellschaften, darunter die amerika-

nischen, australischen und kanadischen Presbyterianer, die amerikanisch bischöflichen Methodisten und die englische Ausbreitungsgesellschaft. Die amerikanischen Presbyterianer setzten zuerst (1884) mit ihrer Arbeit ein, die andern traten in rascher Reihenfolge in die offene Tür ein. Seit 1894 nahm die Missionsarbeit einen großen Aufschwung und die Missionare durften reiche Ernten einsammeln. Man zählt jetzt über 6000 koreanische Kommunikanten und über 20000 Anhänger. Bis jetzt ist das Neue Testament übersetzt und am alten Testament wird fleißig gearbeitet. Die Sprache ähnelt der japanischen, aber das Chinesische hat bei den Vornehmen vielen Einfluß. Die römisch-katholische Mission mit ihrem Sitz in der Hauptstadt Söul zählt über 42000 Getaufte. — In der Mandschurei wird seit 1867 missioniert; jetzt steht dort die vereinigte schottische Freikirche, die irischen Presbyterianer und die dänische Missionsgesellschaft in Arbeit. Die Zahl der evangelischen Kirchenglieder stieg im letzten Jahrzehnt, hauptsächlich durch den Eifer eingeborener Christen, sehr rasch; im Jahr 1899 zählte man ca. 15500 Gemeindeglieder. Die Verfolgungen des Jahres 1900 haben aber die Gemeinden stark gesichtet. In der Mandschusprache ist das Neue Testament gedruckt. Die Katholiken zählen über 26000 Getaufte.

In Japan, wo die evangelische Mission 1859 einsetzte, arbeiten eine große Anzahl amerikanischer und englischer Missionare verschiedener Denominationen. Deutschland ist durch den allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein vertreten. Im Jahr 1901 standen 276 Missionare und ebenso viele Missionsarbeiterinnen auf dem japanischen Arbeitsfelde, dessen Bevölkerung auf etwas über 43½ Millionen angegeben wird. Zahl der Kirchenglieder (1901): 46634.

Deutsch-Südwestafrika. Der Aufstand der Herero, unter denen die Rheinische Mission seit einigen Jahrzehnten arbeitet und zur Zeit ca. 7500 Gemeindeglieder zählt, hat einem Basler Tagblatt Veranlassung gegeben, vor der Tätigkeit der Missionen (speziell der Basler Mission in Kamerun) zu warnen. Eine ungerechtere Anklage läßt sich nicht denken. Eine solche offenbart nur böswillige Verkennung und Unkenntnis der Verhältnisse; denn daß die Missionare durch ihre Tätigkeit nur das Wohl der Eingeborenen im Auge haben, wird von diesen selbst erkannt und geschätzt, während viele Weiße die Eingeborenen nur als Objekt der Ausbeutung betrachten. Das hat der Herero-Aufstand aufs neue gezeigt; denn dessen Ursachen, obwohl sie offiziell noch nicht aufgeklärt sind, sind wohl darin zu suchen, daß gewissenlose Händler den Leichtsinn der Herero ausgebeutet, sie in Schulden gestürzt und um Land und Vieh gebracht haben. Die rücksichtslose Eintreibung und die Drohung mit Zwangsmaßregeln hat den Herero schließlich zur Wahrung ihrer Existenz die Waffen in die Hand gedrückt. Auf diesen Notstand, in den die Eingeborenen durch die damit verbundene Besitzlosigkeit geraten mußten, haben die rheinischen Missionare schon seit Jahren hingewiesen und der Ausbeutung zu steuern gesucht. So viel bis jetzt bekannt ist, haben die aufständischen Herero keinem Missionar ein Haar gekrümmt, und es sind wohl auch ihre Stationen verschont geblieben. Aber eine schwere Schädigung der Mission ist immerhin der Aufstand, zumal durch die Folgen, die die Unterwerfung der Aufständischen mit sich bringen wird.

Indien. Lord Curzon, der jetzige Vizekönig von Indien, hat sich als ein so weitblickender, erfolgreicher Politiker bewiesen, daß er die Stellung Indiens in Asien sehr befestigt hat. Dagegen haben die Missionsleute manche Ursache, mit seiner Handhabung des in Indien geltenden Grundsatzes „religiöser Neutralität" unzufrieden zu sein. Die Missionare der Baptisten-Mission in Barma beschweren sich in einer öffentlichen Erklärung über folgende Punkte: 1) daß der Vizekönig bei einer Staatszeremonie in der Hauptstadt Mandalay die Buddhisten ernstlich ermahnt habe, an ihrer Religion festzuhalten, und ebenso die Mohammedaner bei einer ähnlichen Gelegenheit in Aligarh, und 2) daß er kürzlich das geistliche Oberhaupt der buddhistischen Mönche in Ober-Barma offiziell anerkannt und ihm ein amtliches Siegel und andere Zeichen seiner Würde übergeben habe, um mit ihm über amtliche Dinge zu verhandeln. Während die heidnischen Tempel und mohammedanischen Moscheen nicht besteuert werden, erhebt man dort in manchen Städten Steuern von den christlichen Kapellen. Dies sei, so wird gesagt, um so auffälliger, als sich in den Kriegen der Engländer mit Barma die Buddhisten, besonders auch die Mönche, als sehr feindselig und intrigant, dagegen die christlichen Karenen als sehr loyal und hilfreich bewiesen haben. (Ev. luth. Miss.Bl. Leipzig.)

China. Nach einem neuerdings in New York erschienenen „Blaubuch der Missionen" stellt sich die Zahl der in China arbeitenden Missionare und Missionarinnen folgendermaßen:

	Männer	Frauen	Unverh. Damen	Total
Britische	602	419	462	1483
Amerikanische	460	347	310	1117
Kontinentale	171	102	77	350
	1233	868	849	2950

Bemerkenswert ist, daß nach den Boxer-Unruhen, die bekanntlich darauf ausgingen, die Missionen samt dem Christentum im Lande auszurotten, bis Ende 1902 25 neue Missionsstationen angelegt und nicht weniger als 373 neue Missionsarbeiter ins Feld gerückt sind. (Nach China's Millions.)

Kongo. Auf der Fahrt auf dem Kongo nach der Station Leopoldville verunglückte der Missionsdampfer der südlichen Presbyterianer in einer Stromschnelle, wobei von den drei darauf befindlichen Missionaren der eine, namens Slaymaker, der eben erst von Amerika her eingetroffen war, sein Leben in den Fluten des Stromes verlor.

Basler Missionsstation Lilong in China.

Das Missionsmotiv nach dem Neuen Testament.

Von Missionssekretär Fr. Würz.

1.

Die Verkündiger des Evangeliums, die wir im Neuen Testament kennen lernen, haben alle unter einem starken inneren Antrieb gehandelt.

Von Jesu berichtet Markus (1, 35 ff.), wie ihn seine Jünger in der Morgenfrühe betend in der Wüste gefunden haben und wie es ihn dann weiter getrieben hat in die Städte, die seine Botschaft noch nicht gehört hatten. Bei Johannes finden wir Worte, worin Jesus von einer unbedingten inneren Nötigung redet, das Werk zu verrichten, das ihm sein Vater aufgetragen, nämlich eben, der Welt das Evangelium zu bringen (Joh. 9, 4. 5, 17).

Bei den Aposteln zeigt sich von Pfingsten an derselbe Antrieb in zweierlei Form. Das eine Mal kommt er aus dem Bewußtsein einer unbedingten Pflicht. Sie würden Gott ungehorsam, wenn sie schwiegen (Apg. 4, 19). Paulus erklärt: Ob gern oder ungern, ich muß das Evangelium predigen, und wehe mir, wenn ich es unterließe! (1. Kor. 9, 16 f.) Knechte Jesu Christi nennen sich die Apostel im Bewußtsein dieser Verpflichtung. — Das andere Mal ist es der Trieb des eigenen Herzens, der den Aposteln den Mund öffnet. Sie sind Zeugen von Ereignissen gewesen, angesichts deren man nicht schweigen kann (Apg. 2, 32. 3, 15). So empfanden sie unmittelbar nach Pfingsten. Jahre waren darüber vergangen, als Petrus seinen ersten Brief schrieb, worin er die neutestamentliche Botschaft preist als selbst für die Engel beneidenswert (1. Petri 1, 12). Mit derselben Bewunderung

redet Paulus von der Herrlichkeit des neutestamentlichen Amtes, in dessen Dienst man also nicht müde werden könne (2. Kor. 3 f.). Und Johannes ist noch in alten Tagen erfüllt von dem, was er einst im Gefolge Jesu gesehen und gehört hat: Das Leben ist erschienen! Also muß es auch weiter verkündigt werden (1. Joh. 1, 1 ff.).

Es ist keine Frage, dieser Antrieb zur Verkündigung des Evangeliums ist bei Jesu und seinen Aposteln nicht nur zeitweise vorhanden gewesen, sondern er hat ihr ganzes Geistesleben und ihre ganze Tätigkeit beherrscht. Dieser Antrieb muß also seine zureichende Ursache gehabt haben. Mit andern Worten — wenn wir vorläufig Verkündigung des Evangeliums gleich Mission setzen — diesem Missionstrieb muß ein entsprechendes Missionsmotiv zu Grunde gelegen haben. Diesem haben wir jetzt nachzuforschen.

2. Kann aber dieser Missionstrieb nicht mehrere von einander unabhängige Ursachen gehabt haben, die entweder gemeinsam oder abwechselnd wirkten? Auf den ersten Blick scheint es so.

Das Erbarmen finden wir bei Jesu selbst als starkes Motiv, und er sucht es auch in den Jüngern zu wecken. Weil es sich darum handelt, einem verschmachteten Geschlechte zu helfen, müssen wir Gott bitten (also das Äußerste tun, was wir überhaupt können), daß das Evangelium verkündet werde (Matth. 9, 35 ff.).

Eines göttlichen Auftrags waren sich sowohl Jesus als die Apostel bewußt. Jesus hatte ihn vom Vater, der ihn gesandt hatte (z. B. Matth. 10, 40; Luk. 4, 18), die Apostel von Jesu; ihr Ehrentitel selbst bedeutet ja nichts anderes als Sendling. Damit haben wir das Motiv des Gehorsams.

Und ist nicht die Wahrheit selbst für die, die sie besitzen, ein Motiv, sie weiter bekannt zu machen? Wir erinnern an des Paulus Ingrimm beim Anblick der Vielgötterei der Athener und an seine Rede vom unbekannten Gott (Apg. 17, 16. 22 ff.).

Es scheint ein praktisches Interesse dafür zu sprechen, daß wir diese einzelnen Motive betonen. Sie haben etwas unmittelbar einleuchtendes für die, die wir etwa ermuntern möchten, daß sie Hand ans Werk legen. Es scheint damit auch festgestellt zu sein, daß das Neue Testament Beweggründe verschiedener Art zulasse, und dann könnte mancher Missionsbewerber noch passieren, der, mit einheitlichem Maß gemessen, zu kurz wäre.

Aber in Wahrheit hat keines dieser Motive eine selbständige Bedeutung. Gerade die Art, wie Paulus mit den vermeintlichen Philosophen in Athen redet, beweist, wie wenig es ihm um bloße Wahrheitserkenntnis zu tun ist; die Rede gipfelt in einem Aufruf zum Handeln auf Grund von Tatsachen. — Der Auftrag Gottes oder Christi, der Gehorsam erfordert, hat immer zur Grundlage eine Tat Gottes, die bekannt werden muß, und diese ist es, die eigentlich als Motiv wirkt. Auch der Missionsbefehl macht hievon keine Ausnahme; achten wir nur auf die Begründung, womit er eingeleitet wird. Hinter dem Erbarmen, das zur Bekanntmachung der frohen Botschaft an die Armen treibt, steht immer die göttliche Veranstaltung, wodurch diesen Armen tatsächlich geholfen ist, und diese gibt in Wahrheit den Antrieb zur Tat.

Also diese einzelnen Antriebe zur Verkündigung des Evangeliums, die im Neuen Testament verhältnismäßig selten zum Vorschein kommen und je nach dem Anlaß abwechselnd ins Bewußtsein treten können, sind alle auf eine tiefer liegende, gemeinsame Ursache zurückzuführen. Wo wir diese Ursache zu suchen haben, dafür haben wir bereits einige Winke erhalten. Sie muß im engsten Zusammenhang stehen mit den Grundtatsachen des Evangeliums. Wenn es uns gelingt, uns diese zu vergegenwärtigen, so ist uns auch das Missionsmotiv gegenwärtig.

3. Im dritten Brief des Johannes (V. 7) lernen wir einige Christen kennen, die Heidenmission treiben. Mit drei Worten wird gesagt, warum sie es tun: Um des Namens willen. Der „Name" war ihr Missionsmotiv. Wir begegnen demselben Ausdruck Apg. 5, 41, wo sich die Apostel freuen, daß sie haben um des Namens willen Schmach leiden dürfen. Sie hatten sich die Geißelung zugezogen durch die Erfüllung ihres Missionsberufs. Also ist auch hier der „Name" das Missionsmotiv.

Der „Name" kann im Neuen Testament nur der Name Christi sein; schon der Zusammenhang von Apg. 5, 41 macht das klar. Also um des Namens Christi willen haben sie gepredigt und alle Folgen auf sich genommen. Wir werden aber dem griechischen Ausdruck nur gerecht, wenn wir daraus entnehmen, daß der Name Christi nicht bloß der Anlaß, sondern auch der Inhalt der Predigt gewesen sei. Denn die Predigt hatte, wie auch Röm. 1, 5 zeigt,

den Zweck, die Hörer zum Glaubensgehorsam gegen Christum zu führen. Paulus hat für diese Predigt den Ausdruck geprägt: Evangelium Christi (z. B. Röm. 1, 6), und Luther hat in der Hauptsache recht, wenn er übersetzt: Evangelium von Christo; denn Christus ist hier in erster Linie nicht Auftraggeber der Boten, sondern Inhalt der Botschaft, des Evangeliums Gottes von seinem Sohne (Röm. 1, 1ff., vgl. Gal. 1, 16). Also der Name Christi, den wir als Missionsmotiv festgestellt haben, ist zugleich der Inhalt des Evangeliums.

4. Was sagt denn nun das Evangelium von Christo?

Jesus ist der Christus. Er ist als solcher erwiesen durch die Auferstehung von den Toten. Nun hat ihn Gott erhöht zum Herrn über alles. Er kommt zum Gericht, aber wer an ihn glaubt, wird vom Zorn errettet, denn Jesus ist gestorben für unsere Sünden nach der Schrift.

Das ist das Evangelium von Christo in seinen Hauptsätzen, so wie es sofort nach Pfingsten ins Bewußtsein der Urapostel trat und wie es von ihnen und von Paulus den Außenstehenden verkündigt wurde (vgl. Apg. 2, 17; 1. Thess. 1, 10; 1. Kor. 15, 1ff. und Offenb. 1, 5f.). Das sind aber nur die Grundstriche des Bildes. Hernach hat sich den Aposteln selbst dieses Evangelium unter der Leitung des heiligen Geistes weiter entfaltet, und sie haben auch ihre Gemeinden eingehender darüber belehrt. Beachten wir diese Entfaltung an zwei Punkten, bei der Bedeutung des Todes Christi und bei der Stellung des erhöhten Christus.

Wer wissen will, was der Tod Christi bedeutet, muß die Sünde der Welt kennen. Ihretwegen ruht Gottes Zorn auf der Welt und sammelt sich zum Wetter des Endgerichts. Keiner ist von diesem Verhängnis ausgenommen oder kann sich ihm entziehen. Da stellt Gott seinen Sohn hin, Jesum, und läßt ihn den Fluch der Welt tragen am Kreuz, um frei vergeben zu können jedem, der irgend die Vergebung um Jesu willen annimmt. Die Auferweckung Jesu von den Toten ist das Zeichen, daß die Versöhnung vollzogen und das Heil da ist in der Welt. So sagt es uns Paulus in den gewaltigen Ausführungen Röm. 1—3 und Gal. 3, und kürzer, aber womöglich noch gewaltiger am Ende von 2. Kor. 5. Die andern Apostel stehen vollständig zu ihm; denken wir nur an

1. Petri 1, 18 f. 2, 24; 1. Joh. 2, 2; Offenb. 1, 5. 5, 9 f. und den ganzen Hebräerbrief.

Der auferstandene Christus ist erhöht zum Herrn über alles, und er kommt wieder zum Weltgericht. So hat es schon in der ersten Verkündigung geheißen. Nach der Stellung zu ihm — Glauben oder Unglauben — entscheidet sich jedes Menschen Los. Aber mit denen, die an ihn glauben, verwirklicht nun Gott einen Plan, den er von der Schöpfung her gehegt hat; sie werden mit Christo als Haupt vereinigt zu einer neuen Menschheit, in der das Bild des Jesaia (28, 16) vom Eckstein zur Wirklichkeit wird; ein Tempel, in dem Gott wohnt durch den Geist, mit Christo als Fundament. Auch das alte Wort vom Sinai ist jetzt erfüllt; es gibt jetzt ein Königreich von Priestern, ein heiliges Volk, ein Volk des Eigentums. Sowohl Paulus (Ephes. 2, 20 ff.) als Petrus (I, 2, 5 ff.) reden vom Eckstein, sowohl Petrus (I, 2, 9) als Johannes (Offenb. 1, 6. 5, 10) vom Priesterreich. In andern Worten, aber in demselben Sinn, redet der Hebräerbrief (12, 23 f.) von der Gemeinde der Erstgeborenen und von Jesu, dem Mittler des neuen Bundes; denn durch den Glauben an Jesum tritt man in diese neue Menschheit ein.

Jetzt sehen wir, in welchem Sinn der Name Christi hat der Inhalt des Evangeliums sein können. Auf seinem Namen steht die Versöhnung der Welt und das kommende Reich Gottes. Durch ihn hat Gott das alles begonnen, und durch ihn wird es Gott vollenden; durch ihn können Menschen dem Verderben entgehen, und durch ihn ist die neue Menschheit zu stande gekommen. — Wenn aber das Tatsache ist, so muß diese Tatsache allen, die sie angeht, verkündigt werden. Die Verlorenen müssen wissen, daß der Rettungsweg gebahnt ist, und die sich nach Gott sehnen, müssen wissen, daß man jetzt zu ihm nahen darf. Gibt es ein Heil, so muß es auch ein Evangelium geben. In diesem Sinne sagen wir: Die göttliche Heilstat selbst ist das Missionsmotiv.

5. Nachdem wir uns nun das Missionsmotiv der Apostel klar gemacht haben, liegt für uns als Theologen heute die Frage nahe genug: Entsprechen denn diese Gedanken der Apostel den Gedanken Jesu? Wir können uns dabei ruhig auf die drei

ersten Evangelien beschränken. Es ist hauptsächlich ein Punkt, wo wir die Gedanken der Jünger durch die Worte des Meisters bestätigt sehen möchten. Ist sich Jesus selbst bewußt gewesen, daß das Heil der Welt auf seiner Person und auf seiner persönlichen Tat ruhe?

Aus den Worten Jesu und aus seinem ganzen Verhalten, wie er in den Evangelien vor uns steht, entnehmen wir zwei Dinge.

Erstens ist Jesus von Anfang an mit messianischen Hoheitsansprüchen aufgetreten. Wir denken z. B. an das „um meinet willen" der Bergpredigt, an das Ja, das er Mat. 11 dem Täufer auf seine Frage gibt, und gerade an dieses Ja, in der Sprache der messianischen Weissagung. Wir nehmen hinzu, wie Jesus auch anderwärts die großen Verheißungen an sich erfüllt sieht, die vom Davidssohne (z. B. Mat. 22, 41 ff.), die vom sanftmütigen König (Mat. 41, 4 f.), die vom geistgesalbten Knecht des Herrn (Luk. 4, 17 ff.) und in seinem Vorläufer die vom Elia (Mat. 11, 10. 14. 17, 10 ff.). Daß mit ihm das Reich Gottes da sei, sagt sowohl sein Wort vom Teufelaustreiben (Mat. 12, 28), als sein Klageruf über Jerusalem (Luk. 19, 41 ff.) und manch anderes Wort. Er wird auch das Weltgericht halten (z. B. Mat. 7, 21), und dann wird sich das ewige Schicksal der Menschen in erster Linie darnach entscheiden, wie sie sich gestellt haben zu ihm.

Zweitens, und dies ist für uns das Wichtigste, hat sich Jesus immer gegeben als Heiland der Sünder. Er ist gekommen, das Verlorene zu suchen (z. B. Luk. 19, 10), und seine Heilungswunder haben nur den Zweck, dies anschaulich zu machen (Mat. 9, 6; vgl. 12, 15 ff.). Als Sünderheiland wird er sein Leben geben zum Lösegeld an vieler statt (Mat. 20, 28) und sein Blut vergießen zur Vergebung der Sünden vieler (Mat. 26, 28).

Es ergibt sich daraus, daß die entscheidenden Heilstatsachen für Jesum keine andern gewesen sind, als für die Apostel. Nach seinem Zeugnis wie nach dem ihren steht Jesus als der Christus, der Erlöser, im Mittelpunkte des Evangeliums.*)

---

*) Der Unterschied ist nur, daß Jesus, wie er seine Jünger unterweist, Kreuz und Erhöhung noch vor sich hat, während die Apostel auf beides zurückblicken. In den Worten des Auferstandenen — besonders im Taufbefehl —

6. Eine Frage, die wir bisher aufgeschoben haben, ist nun so gut wie beantwortet. Ist denn mit der Verkündigung des Evangeliums notwendig auch die Heidenmission gegeben? Das Neue Testament sagt darauf unbedingt ja; d. h. es sagt gar nicht viel darüber, weil sich die Sache so von selbst versteht.

Die Welt ist unter dem Fluch der Sünde. Gott hat seinen Sohn in die Welt gesandt, den Fluch zu tilgen. Dieser Jesus, der die Sünde gesühnt hat, ist jetzt der Mittelpunkt einer neuen Menschheit. — Ein Evangelium von solchen Maßen kann nur die ganze Welt umspannen. Jesu Wort, daß er gekommen sei, das Verlorene zu suchen, und daß er sein Leben gebe zum Lösegeld für viele, des Paulus Wort: sie sind allzumal Sünder — und: Eine Gotteskraft zum Heil für alle, die glauben — das Wort des Petrus an Pfingsten, daß Gott diesen gekreuzigten Jesus zum Herrn gemacht habe — solcher Art sind die klassischen Beweise für Recht und Notwendigkeit der Heidenmission. Wir finden im Neuen Testament keine Spur davon, daß die Apostel daran gearbeitet hätten, das Evangelium, das ihnen Jesus hinterlassen hatte, zum Menschheitsevangelium auszuweiten; es besaß diese Weite von Anfang an. Es ist wahr, die Apostel haben gestaunt, als sie die Wirkung des Evangeliums auf Heiden zum erstenmal handgreiflich vor sich hatten (wir hätten auch gestaunt); es ist wahr, Paulus hat gekämpft gegen die falschen Brüder, die das Evangelium in jüdischer Weise einengen wollten, und die Urapostel haben mit ihm gegen diese Verkehrung Front gemacht. Aber darüber, daß Gottes Heilstat in Christo für die ganze Welt bestimmt sei, hat in der Urgemeinde kein Zweifel geherrscht.

Das Evangelium ist da für eine Klasse von Menschen, für die, die Christum noch nicht kennen, aber für diese unbeschränkt. Es gibt kein Sonderevangelium, weder für Juden, noch für Christen, noch für Heiden. Deswegen gibt es aber auch kein besonderes Motiv zur Heidenmission. Dieselbe Tatsache, die mich veranlaßt, meinem Bruder von Christo zu sagen, ist auch zureichender Grund,

---

ist darum eben dies das Neue, daß jetzt, nach dem Kreuz, Jesus tatsächlich in seine Stellung als Herr über alles eingetreten ist und daß daher jetzt die Zeit gekommen ist, das Evangelium ohne Einschränkung allen Menschen zu bringen. (Beachte die Aoriste ἐδόθη-μαθητεύσατε Mat. 28, 18 f.)

den fernſten Heiden von ihm zu ſagen; natürlich jedem in ſeiner Ordnung.

7. Das iſt die Logik von Tatſachen. Weil Gott die Welt mit ihm ſelbſt verſöhnt hat, ſo muß der Welt die Verſöhnung gepredigt werden. Aber wie wird aus dem Es muß ein Ich muß? Mit andern Worten: Wie wird in dem einzelnen Chriſten das Miſſionsmotiv perſönlich, ethiſch wirkſam? Durch zwei Dinge.

Das erſte, wichtigſte iſt die perſönliche Heilserfahrung. Von Anfang an, von dem erſten „Folge mir nach", hat es Jeſus darauf angelegt, daß ſeine künftigen Menſchenfiſcher für ihre eigene Perſon reichlich aus ſeinem Vorrat ſchöpfen konnten; er hat ſie zu dieſem Zweck auch zu den nächſten Zeugen ſeines Leidens und ſeiner Auferſtehung gemacht und ihnen ſelbſt zuerſt die Frucht ſeines Opfertodes zugeſprochen. Es bedurfte nur noch der Pfingſten, und ſie waren bereit zu ihrem Dienſt, eben als Jeſu Zeugen. Wie die Jünger Jeſu zeitlebens an dieſer Mitgift gezehrt haben, tritt nirgends ſo ergreifend zu Tage, wie im Anfang des erſten Briefes des Johannes; freilich nicht in dem Sinn, daß Johannes nur von Erinnerungen gelebt hätte, ſondern auf die Jüngerzeit war ein Leben der fortgeſetzten Heilserfahrung gefolgt: Unſere Gemeinſchaft iſt mit dem Vater und mit ſeinem Sohne Jeſu Chriſto. — Wir ſehen dasſelbe an Paulus. Von Mutterleibe an war er ausgeſondert, nämlich zum Heidenmiſſionar. Als er nun Miſſionar werden ſollte, wie hat ihn Gott dazu gemacht? Er hat ihm ſeinen Sohn geoffenbart zum perſönlichen Heiland (Gal. 1, 15 f.). Mir iſt Barmherzigkeit widerfahren, ſagt Paulus den Korinthern (II, 4, 1) und dem Timotheus (I, 1, 16); deswegen konnte er Heidenapoſtel ſein. Und von den Frauen in Rom, die ſich gemüht haben im Dienſte des Herrn, heißt es (Röm. 16, 12): Sie haben es getan in dem Herrn. Das Wort wäre eine Phraſe, wenn es nicht bedeutete, daß ihre Arbeit aus dem perſönlichen Heilsſtand heraus gefloſſen ſei. Es kann niemand den Antrieb haben, der Welt das Heil Gottes zu verkündigen, der nicht ſelber in Chriſto iſt, d. h. an ihm den perſönlichen Heiland hat.

Das zweite iſt der perſönliche Auftrag. Auch die Gemeinde hat ihre Aufgabe von dem Herrn; in ihr erbt ſich die Verpflichtung fort, dafür zu ſorgen, daß die ganze Menſchheit das

Evangelium höre. Dem einzelnen Christen aber teilt der Herr durch den heiligen Geist nach freiem Ermessen seine Aufgabe zu (z B. 1. Kor. 12, 28 ff.). Jeder hat seine Aufgabe im Dienste des Herrn, sei es im innern Dienst unter den Mitchristen, sei es im äußern an den Verlorenen; aber der Herr hat sich vorbehalten, jedem seinen Dienst anzuweisen. So lehrt uns denn das Neue Testament durch Wort und Anschauung, daß das Missionsmotiv in dem einzelnen Christen erst durch eine persönliche Wirkung des heiligen Geistes wirksam wird; nicht in dem Sinne, daß man eine besondere Gnadengabe dazu brauchte, das Kommen des Reiches Gottes, also auch die Bekehrung der Heiden auf dem Herzen zu tragen, aber in dem Sinne, daß der, der zu den Heiden gehen soll, eines persönlichen Rufes von Gott bedarf.*) „Berufener Apostel" ist jeder rechte Missionar in seinem Teil.

Wir können das alles nicht besser zusammenfassen, als mit einem Blick in den Schluß von 2. Kor. 5. Da steht die gewaltige Tatsache, die letzte Ursache aller Mission, und zwar der Weltmission: Gott hat die Welt mit ihm selbst versöhnt (V. 19 u. 21). Da steht ein Mann, der die Weltversöhnung an seiner Person erlebt und den Dienst der Versöhnung empfangen hat (V. 18). Er selbst nennt das: In uns gelegt das Wort der Versöhnung (V. 19); dieses ist in ihm zur unwiderruflichen Triebkraft geworden. So geht er denn (V. 20) als Bote für Christum hinaus und bittet: Lasset euch versöhnen mit Gott.

Es ist immer das alte: Um seines Namens willen.

---

*) Diese persönliche Erfahrung braucht nicht in einer mystischen Offenbarung zu bestehen, sonst wären gegenwärtig wenige zur Mission berufen. Gott kann allerlei Umstände zu Trägern seines Rufes machen; aber man bedarf des heiligen Geistes, um diesen Ruf zu verstehen.

Auseinandersetzung eines chinesischen Gelehrten mit dem Christentum.

Von Miss. Fr. Lindenmeyer.

Das menschliche Herz trachtet nach eigenem Wohlsein und eigener Ehre, d. h. es ist egoistisch, und die Folge des Egoismus ist Tod und Untergang. Dieses Trachten des Herzens kann nicht abgelenkt werden durch bloße kalte Morallehre, sei sie nun von Gott oder ohne Gott; es sei denn nur in einzelnen Übermenschen, die in sich selbst große sittliche Kraft haben, und deren Anhängern, so lange sie sich unter dem persönlichen Einfluß der ersteren befinden. Dieses egoistische Trachten des Herzens wird aber abgelenkt durch die Erweisung der überwältigenden Liebe Gottes in der Dahingabe seines Sohnes, durch den heute noch lebendigen, die sittlich schwachen, selbstsüchtigen Sünder zu sich rufenden Christus. Ihn anschauend, ihm sich hingebend, entflammt das Herz in Gegenliebe zu ihm, in erbarmender Liebe zu den Mitmenschen.

So möchte z. B. ein Harnack wohl theoretisch „den Kern des Christentums", die bloße religiöse und sittliche Lehre herausschälen, von Christus loslösen, aber praktisch muß er doch bezeugen, daß in der Geschichte nicht diese Lehre Leben erzeugt, sondern eben die Persönlichkeit Christi. So möchten die indischen Gelehrten die allen Religionen gemeinsame eine wahre Lehre hochhalten und von allem wertlosen Ballast befreit wissen, aber wunderbarerweise kommen sie immer wieder auf die Persönlichkeit Christi zurück, kommen von Christus nicht weg, empfangen tiefe Eindrücke von ihm, ja werden seine Zeugen, ohne daß sie seinen Namen tragen wollen.

Es ist nun interessant, daß auch unter chinesischen Gelehrten eine solche Bewegung beginnt. Sie beschäftigen sich mit dem

Christentum; so sehr sie zwar ihre christlichen Landsleute verachten und hassen, fangen sie doch an, das Christentum hochzuhalten. Auch sie suchen das dem Konfuzianismus und Christentum Gemeinsame herauszuschälen und diesen Kern als die wahre Lehre zu bezeichnen, der sie, die Chinesen, in konfuzianischer, wir, die Europäer, in christlicher Weise folgen sollen. Doch schon hat Christus den Platz neben ihrem größten Heiligen Konfuzius eingenommen, wenigstens als der gleichbedeutende Heilige des Westens, was in China viel heißen will. Ob wohl Konfuzius die Vergleichung lange aushalten wird? Schon hat uns wenigstens ein Graduierter zweiten Grades der Stadt Kayintschu, namens Yong, zugegeben, daß Christus etwas verkündigt habe, was in der Lehre des Konfuzius nicht so vorhanden sei, nämlich: Liebe.

So brachte uns kürzlich auch ein anderer Graduierter zweiten Grades namens Tschong folgenden Aufsatz zur Durchsicht, um ihn dann in Schanghai drucken zu lassen. Ich habe ihn möglichst wortgetreu zu übersetzen versucht, da es zu Hause gewiß interessieren wird, welche Ansichten die chinesischen Gelehrten über unsere Missionsarbeit haben. Ich muß nur vorausschicken, daß dieser Doktor Tschong sein Urteil teils aus persönlicher Erfahrung gebildet hat — und es ist deshalb sehr viel Wahres darin enthalten — teils aber auch aus der Lektüre, die ihm gerade in die Hand gekommen ist. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß Amerika so gut wegkommt; denn die Amerikaner, besonders aber auch die Engländer sorgen in echt christlich-patriotischem Sinn dafür, möglichst viele Schriften über die Vortrefflichkeit ihres Vaterlandes und die edle Gesinnung großer Männer desselben ins chinesische Volk zu bringen. Da stehen wir Deutschen leider noch weit zurück. Wenn nicht durch japanische Schriften die Chinesen einen tiefen Eindruck von unsrer Wissenschaft, unserm Schulwesen und unsrer Armee hätten, so würde man uns nur von der Kiautschouer und Pekinger Faust her kennen und uns wohl für Barbaren halten. — Wie die große Masse des chinesischen Volkes, kann auch der Verfasser dieses Aufsatzes die Mission von der Politik nicht recht trennen. Und nun der Aufsatz selbst:

Verwerfet alles Falſche und folget der wahren Lehre!

Motto: Der Unwiſſende meint, er müſſe der weſtlichen Lehre folgen — der Wiſſende kann nicht anders, als die weſtliche Lehre hochhalten.

Im Oſten gab es Heilige, nämlich Nyau, Schun, Yi, Thong, Wun, Wu, Tſchu, Gung, Konfuzius. Im Weſten gab es einen Heiligen, nämlich Jeſus. — Das Weſen der Lehre hat ſeinen Urſprung im Himmel; der Herr des Himmels iſt Gott. Im Buche von Schun ſteht: „Verehret Gott.“ Der Miniſter Yit Tſet ſagt: „Offenbare einen tugendreichen Wandel, und du wirſt Gottes Segen erlangen.“ Der Kaiſer Thong ſagt: „Die Auswahl (meiner Beamten*) hängt von Gottes Willen ab.“ Zu Khong (einem jungen Beamten) wurde (um ihn zu warnen) geſagt: „Gott hört alles.“ Der Schwur des Kaiſers Wu lautet: „Ich unterſtütze nur Gott“ (im Züchtigen von Kaiser Tsch'u). Der Miniſter Mits ſagt (zu ſeinem Kaiser): „Du mußt ſo regieren, daß Gott immer zufrieden iſt (mit dir).“ — Im Buche von Jeſus ſteht: „Der Lehre Urſprung liegt in Gott.“ — So haben die öſtlichen und weſtlichen großen Heiligen Gott verehrt und ſtimmen darin mit dem Sinn des Himmels überein. Ihr Urſprung iſt alſo ganz derſelbe.

Was nun Gott den Menſchen gegeben hat, iſt der Leib und das Herz. Unter dem Leib verſtehe ich 1) das Zuſammenleben: da gibts nichts größeres als das richtige Verhältnis zwiſchen Vater und Sohn, Fürſt und Miniſter, älterem und jüngerem Bruder und zwiſchen Freunden. Unter dem Leib verſtehe ich 2) den gegenſeitigen Verkehr: Hier iſt das Wichtigſte das richtige Sehen, Hören, Reden und Handeln. — Haben unſre Heiligen die fünf Verhältniſſe gelehrt, ſo bewegt ſich Jeſus mit ſeiner Lehre auch innerhalb derſelben. Haben unſre Heiligen mit Ernſt gelehrt, ſich vor Unpaſſendem (im gegenſeitigen Verkehr) zu hüten, ſo hat auch Jeſus in ſeiner Lehre gerade darauf gedrungen. — Was nun des Menſchen Herz hegen ſoll, ſind ja die fünf Kardinaltugenden (Menſchlichkeit, Gerechtigkeit, Anſtand, Klugheit und Vertrauen). Auch darin ſtimmt die Lehre der Heiligen mit derjenigen Jeſu überein. — Alle Weſen haben ihre ganz beſtimmten Geſetze; ſo hat auch der Leib des Menſchen ſein beſtimmtes Geſetz. — Von Anfang der Welt bis jetzt ſind es 5000 Jahre — die Welt iſt einige 10 000 Quadratmeilen groß — und doch zu aller Zeit, in aller Welt iſt dieſes Prinzip immer dasſelbe, das menſchliche Herz das gleiche; d. h. das Geſetz des menſchlichen

*) Die Anmerkungen in lateiniſcher Schrift ſind vom Überſetzer.

Lebens ist immer und überall gleich. — Wie kann man nur diese Heiligen (... Konfuzius und Jesus) nicht für heilig halten? Ihre Lehre ist ja doch vollständig gleich. Oder wie kann man sagen: diese Lehre (die des Konfuzius und die Jesu) sei nicht die wahre Lehre? Sie ist doch so deutlich und klar!

Es geht die Rede: „In China bestehen drei Religionen neben einander, davon scheinen der Buddhismus und Taoismus mehr Falsches als Wahres zu enthalten." Darauf gebe ich zur Antwort: Der Taoist strebt nach Scheingebilden (Geistern und Zaubereien) und richtet so das Reich zu Grunde. Der Buddhist strebt nach Selbstauflösung und zerstört so die Lehre der fünf Verhältnisse. Der wahren Lehre Grund und Wesen haben sie bereits verloren. Obgleich sie sagen: Wir ermahnen zum Guten und verbieten das Schlechte, so fallen sie doch in Wirklichkeit von Tag zu Tag tiefer in das Schlechte hinein, ohne es zu wissen. Im Beginn des Reiches wurde der Kaiser Schin ts yin darum gebeten, die beiden Religionen aufzuheben und die heilige Lehre (die konfuzianische) zu unterstützen. Der Kaiser gab auf diese Bitte folgende Antwort: „Diese beiden Sekten waren unter frühern Dynastien schrecklich gefährlich, doch heute sind sie von geringem Ansehen. Wenn nur der Kaiser die wahre Lehre (die konfuzianische) hochhält, so wird ihr letztes Fünklein von selber ausgehen; man braucht sie nicht zu vergewaltigen." — Und so ist es denn auch heute. Was den Buddhismus betrifft, so ist er in unsrer Zeit sozusagen nicht mehr Mode; ihm vollends den Garaus zu machen, wäre ganz richtig.

Nun sagt man mir vielleicht: „Du hältst Jesus für einen Heiligen; gut, so wirf die Lehre des Konfuzius weg und werde Christ! Warum sollte ich aber das? Die Lehre des Konfuzius hat ja wie diejenige Jesu ihren Ursprung in Gott. Rein sachlich betrachtet, ist ein Christ sein ganz dasselbe, wie ein Konfuzianer sein, d. h. der Gotteslehre folgen. Soll ich nach der Wirklichkeit diese Äußerung beantworten, so vermag ich es noch nicht, mich nach der Gotteslehre, nach der konfuzianischen Lehre zu verhalten, habe mich dessen nur zu schämen; wie könnte ich denn Christ werden?! So folge ich jetzt wohl der Lehre Jesu, verwerfe aber zugleich die Lehre des Konfuzius nicht. Ich fürchte nur, daß ich sowohl Konfuzius als auch Jesus beleidige (durch meinen unvollkommenen Wandel) so sehr, daß wenn ich Christ werden wollte, die Weisen des Westens (ich schließe da auch die Amerikaner ein) mich schleunigst hinausjagen würden, weil ich ihre Halle beschmutze. (Daß ich so bescheiden von mir rede und die Weisen des Westens so hoch halte, ist mein voller Ernst und wird unten noch seine Erklärung erhalten).

Da fragt vielleicht einer: „Wenn dich nun die Missionare aufnehmen wollten, welchem Reiche würdest du dann folgen?“ (Die westliche Religion besteht nämlich aus dem Protestantismus und Katholizismus; der Inhalt ihrer Lehre ist derselbe; will man sich der westlichen Religion anschließen, so muß man nicht fragen, welcher der beiden Religionsgemeinschaften zu folgen ist, sondern welchem Reich(!)). Die Lehre, die in den westlichen Ländern verkündigt wird, ist ein und dieselbe; nur zwischen denen, die sie verkündigen, besteht ein geringer Unterschied: Frankreich geht vor allem auf Landerwerb aus; auch die ärgsten Bösewichter werden da (von den Priestern) aufgenommen. — Das deutsche Reich strebt darnach, überall einen guten Namen zu haben, so möchte es auch dem schwachen Staatsgebäude Chinas aufhelfen. — England möchte allen Gutes tun, alle mit Gnade überschütten. — Nur Amerika hat die reine Absicht, Bildung zu verbreiten; ihm ist es nur um die Lehre zu tun. — Schließe ich mich nun der Kirche Frankreichs an, so fürchte ich, daß ich mich damit nur auf Macht verlassen wollte. Trete ich in die Kirche Deutschlands ein, so hätte das, wie ich fürchte, seinen Grund darin, daß ich in allen Prozeßgeschichten mich an jemanden wenden könnte. Schließe ich mich derjenigen Englands an, so würde ich damit wohl um Almosen bitten wollen. Will ich also Christ werden, so kann ich mich doch nur Amerika anschließen. Amerika will mit China keinen Streit anfangen, hat auch die ursprüngliche Art Jesu nicht verloren, sondern hält sie fest. (Hier verbreitet sich der Verfasser des längern über die „edlen Amerikaner“, wie sie diese ihre edle Art von Washington her hätten, der es ganz besonders verstanden, sich Jesu Art anzueignen und damit Gottes Art; er fährt dann fort:) Deshalb gehen die Missionare Amerikas, die übers Meer nach China kommen, nicht darauf aus, Land zu erobern (wie die Frankreichs), streben auch nicht nach Ehre (wie die Deutschlands) und teilen auch keine Almosen aus (wie die Englands). Sie weisen solche, denen es um die Lehre Ernst ist, nicht zurück; zwingen aber auch die nicht, welche nicht kommen wollen. Doch die, welche nur Schutz begehren oder Eintreten für sie in Gerichtssachen, oder sich sonst in schmutziger Weise nähern wollen, finden durchaus keine Gewähr.*) — Wollte ich deshalb Christ werden, so könnte ich mich natürlich nur an die Amerikaner wenden.

---

*) Dieses Urteil schöpft der Verfasser natürlich auch aus der Handlungsweise der amerikanischen Baptisten in Kayintschu. Diese haben wohl all diese Jahre hindurch sich keiner Prozeßsachen ꝛc. angenommen, haben aber deshalb

Da sagt am Ende einer: „Du rühmst das Christentum so über alle Maßen — du bist gewiß schon Christ geworden!“ Weshalb sollte ich das tun? Bin ich auch nicht würdig, ein Jünger des Konfuzius zu heißen, so bin ich doch dem Namen nach ein Konfuzianer. Wohl muß ich mich schämen, daß ich meine Pflichten als Sohn, Untertan, Bruder und Freund nicht recht erfülle; doch auch vom Ahnendienst kann ich nicht lassen. Im Sehen, Hören, Reden und Handeln bin ich auch noch nicht vollkommen; doch auch die Anbetung und Verehrung abzuändern, ist mir unmöglich. (Die verrückte Sitte aber, von kleineren, nicht gesetzmäßigen Geistern Glück zu erwarten, kann ich nur hassen; in der Anbetung dieser Geister kann man, wenn man auch nicht Christ ist, nicht vorsichtig genug sein.) Sollten nun die Amerikaner weder darauf dringen, diese ja äußerlichen Gebräuche abzulegen, noch in Bezug auf meinen Wandel mich zu streng bestrafen, so daß mein Christwerden nur eine äußerliche Namensänderung wäre, weshalb sollte ich mich nicht amerikanischer Christ nennen lassen?“ — Der große Schun war ein östlicher Barbar, der Kaiser Wun ein westlicher Barbar; der Abstand ihrer beiderseitigen Heimat betrug über 1000 Meilen, der Abstand der Zeit über 1000 Jahre; und doch sind beide (Barbaren) vollständig gleich Kaiser in China (d. h. Heilige) geworden. Ganz dasselbe geschah mit unserer (heutigen) heiligen Dynastie, die auch von der Mandschurei herstammt. Daraus geht klar hervor: der Ursprung der Lehre liegt in Gott, und nicht haben sie Schun und Wun in sich selbst gehabt. Ist deshalb die Verehrung von Schun und Wun nicht eben die Verehrung Gottes? Damals war die Lehre nur bei Fürst und Minister, von da an aber bis heute ist sie bei den Gelehrten. So wenn seither von Lehre geredet wird, nennt man nicht mehr die Namen von Schun und Wun, sondern den des Konfuzius. Aus unsrer herrlichen Dynastie (Ts'in) sind manche heilige Fürsten hervorgegangen, und die Lehre ist auch noch bei ihnen; aber sie, die Heiligen, nennen sich selbst nicht heilig, sondern ehren allein Konfuzius als den alles umfassenden Heiligen. Wenn deshalb das Volk der Religion des heiligen Kaisers huldigt, so huldigt es damit derjenigen des Konfuzius. (Der Verfasser will sagen: Die Lehre als von Gott stammend ist unabhängig von den verschiedenen wechselnden Trägern derselben; heute aber ist nun einmal der Träger derselben in

---

auch keine Christen erhalten außer den wenigen, die es wurden, weil sie von ihnen angestellt oder beschäftigt wurden. Erst in der letzten Zeit fangen sie eifrig zu taufen an; aber Missionar Whitman wagte es auch kürzlich, in sehr kühner Weise für einen verrufenen Menschen einzutreten. (Anm. d. Uebers.)

China Konfuzius.) — Wenn nun heute die westlichen Gelehrten einsehen, daß die Lehre in Gott beruht und nicht in Jesus, und sie die Leute lehren, Gott zu ehren, so kann man das sowohl Konfuzianismus als auch Christentum nennen. Es ist das ein und dasselbe. Ist so die große Wurzel (das beiden gemeinsame „Wesen") festgelegt, so soll man doch nicht immer auf die Zweige, d. h. die verschiedenen Zeremonien (Ahnenkultus etc.) Gewicht legen wollen.

Zur Zeit, da Jesus den Menschen die Lehre verkündigte, hießen alle, die ihr folgten, Katholiken; es gab noch keine Evangelischen, bis in Deutschland ein Mann namens Luther an der Vollkommenheit des Katholizismus zu zweifeln begann und ihn reformierte. Erst seither gibt es Evangelische. Ihre Zahl wächst von Tag zu Tag, während die der Katholiken immer mehr abnimmt. — So haben die Westländer gar nicht immer die Tradition ihrer Lehre vollständig fest gehalten, sondern nur das eigentlichste Wesen ihrer Lehre gewollt. Das erst hat Wert für die Gesamtheit und nicht bloß für einzelne wenige. Warum lernt man nicht von der Handlungsweise Luthers? Ja noch mehr, nur die wirkliche Wahrheit der Lehre zu wollen und dieselbe fleckenlos zu verkündigen? So erst wurden die Missionare des Westens zu Heiligen!

Ferner heißt es: Konfuzius ist in Asien geboren. Wenn nun die Europäer von ihm lernen wollten, so wäre das wahre Demut; aber sie wissen scheints nicht, daß „sich selbst aufgeben und andern folgen," gerade die edle Handlungsweise des großen Schun war. Zudem ist Jesus in Judäa geboren, ist also auch ein Asiate, und doch betrachten ihn die Europäer nicht als etwas ihnen Fremdes; warum machen sie denn mit Konfuzius einen so großen Unterschied und halten ihn möglichst fern? Noch mehr, die Lehre stammt doch nicht von Konfuzius selbst, sondern hat ihre Quelle tatsächlich in Gott und ist so die allen gültige Lehre der Welt. Es ist deshalb in diesem Fall sogar „sich selbst aufgeben und andern folgen" nicht Demut, sondern Selbsterhaltung!

Doch lassen wir das. Steht es fest, daß die Lehre gleichen Ursprungs ist, so besteht sie doch nicht in den rein äußerlichen Zeremonien, sondern hat ihren Grund im Innern des Menschen, im Herzen. — Ihre Lehre ist auch meine Lehre! Alle, die von Konfuzius lernen, sollen doch nicht meinen, daß das Christentum etwas anderes sei. Alle, die von Jesus lernen, sollen doch die Konfuzianer nicht zwingen, ihnen ganz gleich zu werden. Jeder handle nach seiner Weise und ehre Gott — damit ist alles zusammengefaßt.

Wenn ich jetzt Christ würde und nach meinem eigenen Gesetz wandelte und nicht nach der Ordnung Jesu, so huldigte ich damit

doch auch einem berechtigten Gesetz. — Wird aber einer durch äußerliches Gesetz in Schranken gehalten (dass er nicht die Ahnen verehrt etc.) und sein Leib getauft — sein Herz ist aber in Wirklichkeit noch nicht getauft (d. h. er kümmert sich nicht um die „Lehre") — wie kann man einen solchen Menschen einen Christen nennen? Ach wie lange braucht es doch, bis die Lehre in der Welt verstanden wird! Unter den Konfuzianern ist von zehn kaum einer ein wahrer; von Anfang bis heute, wie viele wahre Konfuzianer hat es wohl gegeben? Ich fürchte, sehr wenige! Und nun unter den Christen in China fürchte ich, gibt es immer mehr nur falsche und keine andern. Nur ihre Lehre ist richtig, aber darnach zu wandeln ist schwer. Wenn sie in Haufen daher kommen und sagen: „Es ist mir wirklich Ernst mit dem Christentum; ich will keinen Schutz, keine Hilfe bei Prozessen, überhaupt keinen äußern Vorteil — so kann ich ihnen allen nicht glauben. Ich möchte euch, große Gelehrten des Westens, fragen, ob ihr nicht auch bezeugen müßt, daß es wirklich so ist?

* * *

Gewiß ist es so, daß sowohl von zehn nicht einer ein wahrer Konfuzianer ist, und daß in China fast alle, die Christen werden wollen, äußeren Vorteil suchen. Es ist das aber nur ein Beweis, wohin bloße Morallehre und farbloser Pantheismus wie immer und überall, so auch in China geführt hat: zum krassesten Materialismus. Deshalb kommen auch die chinesischen Christen nicht so schnell zum Verständnis und unter den Eindruck der übergeschichtlichen Persönlichkeit Christi, des Ewigkeitsgehaltes des Evangeliums; sie sind nicht vorbereitet dazu. Was haben die zwölf Jünger, die doch vorbereitet waren, von Jesus erwartet bis zu dessen Tod? Irdisches Glück, irdische Ehre, und sind verzweifelt, als sie das nicht erhielten (s. Petri Verleugnung). Erst durch die tatsächliche Erfahrung der Auferstehung Christi kamen sie zum Verständnis von dem, was er war und wollte; da rief endlich Thomas aus: „Mein Herr und mein Gott!" Da konnten dann auch erst ihre Herzen entflammt werden durch den heiligen Geist, ihn wiederzulieben als den Befreier von Sünde und Tod, ihn als diesen zu verkündigen, für ihn zu leben und zu sterben. Möchten doch auch unsre chinesischen Christen bald unter den mächtigen Eindruck der Persönlichkeit Christi kommen! Aber eben der Bann des Mate-

rialismus, der als Frucht der hohen Morallehre des Konfuzius im ganzen Volk herrscht, liegt auch schwer auf ihnen. Haben sie wohl auch noch vorher eine Entwicklung unter dem Gesetz durchzumachen, damit sie lernen, sich Gott verpflichtet zu fühlen und so verstehen können, was Sünde ist? Ältere, bessere Christen scheinen wenigstens in eine solche Entwicklung einzutreten. Oder haben sie noch durch Leiden geführt zu werden, damit sie das Irdische, Zeitliche geringschätzen und den hohen Wert des Ewigen festhalten lernen? Der Herr allein weiß es und wird es hinausführen. — Möchten aber auch edle Heiden wie dieser Tschong immer weniger um Christus herumkommen, bis sie ihn schließlich auch als Herrn anerkennen müssen!

In jedem heidnischen Reiche erwachsen der Mission zweierlei Aufgaben: die eine, sich Christengemeinden heranzuziehen, in denen das Wort Gottes wirken kann — die andere, die große Masse des Volkes, besonders auch die Gebildeten zu heben, ihnen aufzuhelfen und mit Christus bekannt zu machen, d. h. unsere christliche Liebe zu betätigen. Dies geschieht durch ärztliche Mission, Literatur und Schulen. Für diese letztere Aufgabe ist nun in China die Zeit gekommen, wie nicht bald anderswo. Die Gebildeten z. B., die nach der westlichen Wissenschaft verlangen, *müssen* sich größtenteils an die Missionare wenden, da sie sonst keine Lehrer finden. Aber wie lange noch? Sollen wir nicht zuerst auf dem Plane sein? Und soll unsre deutsche Mission nicht auch ihre Pflicht erfüllen? Ja sollen wir dieses Mittel, unsre christliche allgemeine Liebe zu betätigen und Christus bekannt zu machen, ungebraucht vorübergehen lassen? Nein, gewiß nicht! Deshalb haben wir hier eine Schule angefangen, in denen 46 jüngere Leute aus den höheren Ständen in unsrer Wissenschaft unterrichtet und mit der Wahrheit, die Christus ist, bekannt gemacht werden sollen. Wer hilft zu Hause mit auf diesem neuen, von Gott uns gegebenen Weg, China für Christum zu gewinnen? Wird Christus nur bekannt, so *muß* er sich Freunde und Feinde schaffen, bis ihn einst alle als Herrn anerkennen müssen. Das ist gewiß. So tun wir denn das Unsrige, daß Er das Seine tun kann!

Von der Grenze Ugandas.

Von Pfr. W. Schlatter.

An der Südgrenze des britischen Protektorats Uganda liegt, zu demselben gehörend, die Landschaft Nkole (Ankori). Nach Süden stößt sie an das deutsche Gebiet von Karagwe (Deutsch-Ostafrika), nach Westen reicht sie an den Albert-Edward-See, im Osten schließen sich die Landschaften Koki und Buddu an. Nkole war bis vor wenigen Jahren so ziemlich unbekanntes Gebiet; es hieß, das Land sei eine weite, volksreiche Ebene. Da das Evangelium keinen Stillstand kennt, richtete es die Blicke der Missionare und Christen von Uganda auch nach dieser Himmelsgegend, und Bischof Tucker, der tatkräftige Leiter und Bahnbrecher der Uganda-Mission, konnte Nkole nicht aus seinem Sinn bekommen.

Der erste Missionsversuch wurde 1897 oder 1898 unternommen. Der Katikiro von Uganda entsandte einige eingeborne Lehrer dahin; sie kehrten jedoch unverrichteter Dinge zurück. Zu Beginn des Jahres 1899 wurde ein zweiter Vorstoß gemacht, indem die Kirche von Uganda zwei Männer nach Nkole abordnete. Missionar Clayton, der in der angrenzenden Landschaft Koki stationiert war, geleitete sie. Die Aufnahme, welche ihnen in Mbarara zuteil wurde, ließ an Höflichkeit nichts zu wünschen übrig; um so weniger aber zeigte sich Geneigtheit zur Aufnahme der Lehrer. Immerhin wurde verabredet, daß die beiden bleiben sollten; der König wollte für ihren Unterhalt aufkommen. Sein Vorgehen war sehr vorsichtig. Es erinnert an die Art und Weise, wie man etwa dadurch feststellt, ob eine Frucht oder Pflanze giftig sei, daß man von derselben einem Huhn zu fressen gibt. Da er in seinem heidnischen Aberglauben befürchtete, die Unterweisung in der neuen Lehre könnte Krankheit und Tod in das Land bringen, sprach er den Wunsch aus, daß dieselbe zunächst an vier oder fünf seiner Leute probiert würde; wenn die Sache diesen nicht schadete, wollte er selbst auch lernen. Der Missionar mußte sich, da mehr nicht zu erlangen war, mit diesem unbefriedigenden Bescheid begnügen und zog ab. Nach drei oder vier Monaten erschienen die beiden Lehrer wieder in Mengo; die wenigen Schüler waren davongelaufen, das Unternehmen hatte fehlgeschlagen. Diese erfolglosen Erstlingsversuche spornten zu neuem Eifer an, und die Beharrlichkeit

führte zum Ziel: heute ist Nkole unter die Missionsgebiete von Uganda eingereiht und durch europäische Arbeitskräfte besetzt.

Den Anstoß zu diesem endlichen Erfolg gab eine Pionierreise des Bischofs Tucker. Im November 1899 nahm er seinen Weg nach der Landschaft Toro, wo er die blühende Mission inspizieren wollte, durch das noch immer völlig heidnische Nkole. Sein Bericht über diese Reise ist veröffentlicht (C. M. Int. Juli 1900); er ist, wie alles, was aus seiner Feder stammt, lebendig und anschaulich. Wir entnehmen demselben, was die Mission in Nkole und die diesbezüglichen Erlebnisse und Verhältnisse betrifft. Tucker reiste durch die Landschaft Buddu. Sie war bei der Teilung von Uganda im Jahre 1892 der katholischen Partei als ihre Interessensphäre zugewiesen worden. Infolgedessen hatte die evangelische Mission einen harten Stand, da die maßgebenden Häuptlinge alle katholisch und durchaus der Kontrolle durch ihre Mission untergeordnet waren; immerhin sah Tucker zu seiner Freude evangelische Gemeindlein im Lande zerstreut. Schöner waren die Missionsergebnisse, welche er in der zwischen Buddu und Nkole gelegenen Landschaft Koki wahrnehmen konnte. Zwei englische Missionare hießen ihn hier willkommen; mit 77 eingebornen Kommunikanten feierte der Bischof das heilige Abendmahl.

Am 28. November brachen sie auf aus Koki (der Missionsarzt Dr. Cook machte die Reise mit). Zwei Koki-Männer erklärten sich bereit, mitzugehen. Es waren Andereya und Philipo, zwei wohlunterrichtete, intelligente und zuverlässige Christen, welchen es ein heiliges Anliegen war, im finstern Lande Nkole als Lehrer des Evangeliums Eingang zu suchen. Zu ihnen kam als dritter ein junger Bursche, welcher vor drei Jahren aus seiner Heimat Nkole geraubt und als Sklave nach Koki geschleppt worden war, hier den Glauben gefunden hatte und nun darnach Verlangen trug, heimzukehren. Weil das Gebiet von Nkole als unsicher galt, indem ein rebellischer Uganda-Häuptling dort sein Wesen treiben sollte, gab der englische Militärbeamte von Buddu eine Schutzwache von 10 Mann mit.

Ging die Meinung in Mengo um, Nkole sei eine weite Grasebene, so fanden die Reisenden in Wirklichkeit ein reizendes Bergland mit stets wechselnden Szenerien. Es fehlte unterwegs auch nicht an Ueberraschungen ernsterer Art. Ein Lagerplatz mußte, eben erst bezogen, geräumt werden, weil die Gefahr des Ueberfalls durch jenen Rebellen und Räuber drohte, und gegen ein furchtbares Tropengewitter gab es kein Entrinnen. Während der ersten paar Wandertage waren nur wenig Leute zu sehen. Je mehr aber die Reisenden in das wellige, grasreiche und frische Hügelland vordrangen, welches die Hauptstadt Lulembo umgibt, desto mehr verriet Herdengebrüll von

rechts und links die Nähe einer zahlreichen Bevölkerung. Der Weg führte durch Mbarara, am Fort vorbei, wo der englische Subkommissar für Nkole, Mr. Mac Allister, den Wanderern Gastfreundschaft erwies.

Lulembo, die Residenz des Königs Kawaya, machte durchaus keinen königlichen Eindruck. Die Stadt war weiter nichts als ein ungeheurer Viehkraal, wo der Herrscher inmitten seiner Großen und seiner Kühe in einer Behausung wohnte, welche kümmerlicheren Anblick bot, als ein erbärmlicher Stall. Das Ganze war von einem Dornengeheg umzäunt. Zum Glück fanden die Reisenden ihren Lagerplatz nicht innerhalb der fragwürdigen und schmutzstarrenden Residenz, sondern ein paar tausend Schritt davon entfernt im Wohnbereich des Katikiro oder ersten Ministers, welcher sich als Freund des Fortschritts nach Uganda-Art seine Häuser gebaut hatte.

Alsbald meldete der König seine Ankunft. Die Fremden wußten, was ihrer wartete, sie wußten, daß die nächsten Stunden einen Kampf bringen würden, von dessen Ausgang es abhing, ob das Evangelium noch länger von Nkole verbannt sein sollte. Sie rechneten richtig. Der Herrscher brachte großes Gefolge mit. Ein aufgeschossener Bursche von etwa 18 Jahren, fett vom Milchtrinken, erschien, in Hosen und Rock nach europäischer Mode gekleidet; seine Begleiter trugen Felle oder schmutzige Tücher und waren mit Speeren bewehrt. Ein buntes Bild entstand: inmitten der königlichen Heidenschar die weiß gekleideten Christen und die beiden Europäer.

Daß der Katikiro Baguta den jungen König beherrschte, war sofort ersichtlich, und ebenso, daß jener ein Mann sei, welcher für seine Person vorwärts strebte. Dies bewies er durch seine weiße Uganda-Tracht. Und daß diesem Manne das Christentum willkommen sein würde, soweit es seinen Fortschrittstendenzen diente, war vorauszusehen. Aber die Sache hatte einen Haken: der Katikiro rechnete als ein kluger Mann mit den Anhängern des Alten, welche die überwiegende Mehrheit bildeten um den König her, und fürchtete ihre Feindschaft. Das große Anliegen der Missionare war, für die beiden Lehrer aus Koki die Erlaubnis zum Bleiben und Arbeiten zu gewinnen. Sie erzählten, wie das Evangelium Segen bringe für diese und für jene Welt und Glück gewähre für Zeit und Ewigkeit. Der König entgegnete, was sie da sagten, sei wohl recht und gut; weil aber zur Zeit der Hunger das Land bedrücke, würde es schwer halten, die beiden Männer zu ernähren — ob es nicht besser für sie wäre, wenn sie etwa in drei Monaten wieder kämen, weil dann wieder Ueberfluß an Nahrungsmitteln vorhanden sei? Da ergriffen die beiden Lehrer das Wort. Sie erklärten sich bereit, Entbehrungen auszustehen, ja sogar Hunger zu leiden; wenn der König ihnen täglich zweimal

Milch verabreichen lasse, wollten sie gern zufrieden sein. Als dieser bezweifelte, ob dies möglich sei, konnte der Bischof nicht an sich halten; er rief ihm zu: „Was? der König eines Landes, so groß wie Nkole, sollte außer stande sein, zwei Männer täglich zweimal mit Milch zu versehen?" Nach langem Redekampf, in welchem die beiden Lehrer heldenmütige Ausdauer und erstaunliches Geschick, den Gegner zu überwinden, an den Tag legten, kam man überein, daß sie im Lande bleiben und lehren und bis zum Anbruch besserer Zeit täglich zweimal vom König Milch erhalten sollten; der König versprach, Wohnhaus und Schule für sie zu bauen.

Am nächsten Tage wurde dieser Erfolg abermals in Frage gestellt. Der Herrscher stellte sich mit seinem Minister wieder ein, um alles womöglich rückgängig zu machen, indem er dafür plaidierte, daß die Lehrer ihren Einzug bis zum Beginn der Ernte verschöben. Zoll um Zoll mußte der bereits gewonnene Boden zurückerobert werden; als die Nacht hereinbrach, war der zweite Kampf mit dem Ergebnis des ersten beendet.

Der König sandte als Zeichen der Huld fünf Schafe und zwei Kühe. Weil es an Gemüse ganz gebrach, waren die Reisenden ausschließlich auf Fleischnahrung angewiesen; dadurch sahen sie sich genötigt, ihren Aufenthalt auf wenige Tage zu beschränken. Der König schien nun ganz gewonnen zu sein. Eines Abends um neun Uhr überraschte er den Bischof durch die Botschaft, er und der Katikiro wollten lesen lernen und in vier Tagen werde er das ganze Land zusammenrufen und befehlen, daß jedermann unterrichtet werde. Das großartige Versprechen sah aus wie völlige Ergebung nach dem Streit. Immerhin wußte der afrikakundige Tucker sofort, was er von diesem Schachzug zu halten hatte: daß er nur darauf berechnet war, den unangenehmen Eindruck des königlichen Sträubens möglichst auszuwischen.

Der Bursche, welcher aus Koki mitgekommen war, um seinen Vater zu suchen, brauchte nicht lange nachzuforschen. Er erkannte ihn unverzüglich unter den Häuptlingen in der Nähe des Königs. Theatralische Umarmung gab es zwar nicht; aber die Freude des Wiederfindens war auf beiden Seiten augenscheinlich herzlich. So war auch sein Bleiben im Lande gesichert und den beiden Lehrern aus Koki ein dritter Zeuge des Evangeliums beigesellt. Wenig schien allerdings damit erreicht, daß diese drei nun allein im heidnischen Lande zurückgelassen werden konnten, und auf harte Kämpfe hielten sie sich gefaßt; aber der Glaube sah im unscheinbaren Anfang die Verheißung des Fortgangs und großer Ziele, und dankbar für das Erreichte zog Bischof Tucker seinen Weg weiter, Toro zu. Sie versäumten nicht, in allen Ortschaften, durch welche sie kamen, der Kranken

sich anzunehmen und nach Kräften das Evangelium bekannt zu machen, um künftiger Mission die Wege zu bahnen. Ein Zwischenfall hätte verhängnisvoll werden können. Eine aus Usoga geraubte Frau floh aus dem Felde vor ihrem Gebieter in den Schutz der Karawane. Dieser wollte sein um den Preis von zwei Kühen rechtmäßig erworbenes Eigentum nicht fahren lassen und marschierte mit seinem Speer an der Spitze des Zuges von Dorf zu Dorf, und die Zahl der speertragenden Begleiter wuchs unheilverkündend an, so daß ein Kampf um das Weib zu befürchten war. Da fand sich ein Oberhäuptling bereit, die Frau mit einem Briefe Tuckers zum britischen Subkommissar Mac Allister nach Mbarara zu eskortieren, und dieser sprach sie, wie Tucker bald darauf hörte, frei und sandte sie in ihre Heimat zurück.

Wir übergehen den Zeitraum eines Jahres. Gegen Ende 1900 reiste ein Pfarrer der Uganda-Kirche durch Nkole. Er hatte nichts davon erfahren, daß in der Hauptstadt zwei Lehrer stationiert waren, und war nicht wenig erstaunt, gegenüber der königlichen Einfriedigung eine Kirche zu finden und Zeuge wichtiger, vielversprechender Ereignisse zu werden. Nach einigen Tagen nämlich sah er den Katikiro zum Lehrerhause kommen, bepackt mit allen seinen Zaubermitteln, Amuletten, Fetischen, um die Erklärung abzugeben, dies alles wünsche er aufzugeben. Damit das Volk nicht argwöhnte, die Lehrer behielten solche Dinge für sich, um Vorteil durch sie zu haben, wurde die Verabredung getroffen, daß alles öffentlich vor der Kirche verbrannt würde. Der König, welcher davon hörte, kam selbst herzu. Er war mit diesem Vorgehen nicht zufrieden und verlangte, daß die Verbrennung in seinem Hofe stattfände, wo er sich mit großem Gefolge feierlich niederließ, um Zeuge des Ereignisses zu sein. Sobald das Feuer brannte, kam Bewegung in die Zuschauermenge. Sie liefen einer um den andern nach ihren Hütten, holten da ihre Zaubermittel und trugen sie den Flammen zu. Wohl einen halben Tag dauerte das Auto de fé. Der Katikiro aber war mit dem Volk nicht zufrieden. Er erhob sich und erklärte, er befürchte, daß die Leute nur seinem Beispiele folgten; sie sollten es lieber noch einmal überdenken; *er* habe aus freiem, eigenem Antrieb gehandelt. Sie alle antworteten einmütig, sie bedürften keiner Zeit zur Ueberlegung, da sie entschlossen seien zu lernen. Darauf brachte der König selbst seine Amulette und Fetische und warf sie auch in die Flammen. — Man weiß aus in Kamerun und anderswo gemachten Erfahrungen, daß solche Massenverbrennungen nicht allzu hoch gewertet werden dürfen; immerhin bedeutete das Götzenfeuer zu Lulembo eine Erschütterung des Heidentums.

Bald darauf, im Februar 1901, zog der erste europäische Mis-

sionar Willis zu bleibendem Aufenthalt in Nkole ein. Er siedelte sich in Mbarara, am Sitz der englischen Behörde, an. Die Aufnahme, welche ihm zuteil wurde, war freundlich, und seine ersten Mitteilungen lauteten beinahe enthusiastisch: „Alle Häuptlinge zeigen Lernbegierde. Das Arbeitsgebiet erscheint als ein ungeheures, da die Bevölkerung wohl 60 000 beträgt."

Vor uns liegt sein Jahresbericht, datiert: Mbarara, 30. Oktober 1902 (C. M. Int. Juli 1903). Wir entnehmen demselben dies und das. Der Missionar, wohl noch ein recht junger Mann, war mit großer Freude an die Arbeit gegangen. Alles hatte anfänglich den Reiz der Neuheit, für ihn sowohl, wie für seine Umgebung; man war sich gegenseitig interessant und sah die Dinge mehr, wie sie erschienen, als wie sie waren. Im zweiten Jahr folgte die gegenseitige Ernüchterung. Der Missionar sah nunmehr die Schattenseiten, er gewahrte neben den Höhen die Tiefen, und das Volk um ihn her hatte nunmehr sehen können, daß das Lernen keine Kurzweil, sondern ernste Arbeit sei und daß die neue Lehre ins Leben eingreife mit umwandelnder Zucht. Daher erlebte er es zu seinem Schmerz, daß manche zurückgingen und das Lernen aufgaben, und was ihm besonders Sorge bereitete, war die durch Lehrermangel verursachte Reduktion der Außenstationen von 12 auf 6.

Im ganzen aber konnte er dankbar Erfreuliches berichten. Die kleine Lehmkirche, welche kaum 100 Personen faßte, war einem schön gelegenen Neubau, für 500—600 Zuhörer Raum bietend, gewichen. Vor einem Jahr noch hatte nicht ein einziger Eingeborner lesen können, nunmehr waren über 80 des Lesens kundig. Vor Jahresfrist waren die Frauen unnahbar gewesen, nun sah man sie täglich, vom Kopf bis zum Fuß in ihre Rindenkleider gehüllt, mit gespannter Aufmerksamkeit im Gottesdienst sitzen. Eine Katechumenenklasse von 35 Taufbewerbern war gesammelt. Besonders erfreulich war, daß mehrere derselben sich entschieden mit dem Herzenswunsch trugen, nach ihrer Taufe als Lehrer ganz der Sache Gottes zu dienen. Die ersten Taufen in Nkole hatten bereits stattgefunden. Im Mai 1902 hatten drei junge Männer in Kazinga, am Albert-Edward-See, das heilige Sakrament empfangen; es folgte die Taufe von zwei Frauen in Mbarara; sie waren Verwandte des Katikiro. Beide halfen schon eifrig in der Unterweisung des weiblichen Geschlechts und gehörten mit Leib und Seele dem Missionswerk an; eine derselben hoffte, Lehrerin zu werden. Die Haltung der Bevölkerung war inzwischen auch eine andere geworden. Höflich war sie von Anfang gewesen, die Furcht der Zurückhaltung aber wandelte sich nachgerade in ausgesprochene Freundlichkeit und herzliches Vertrauen um. Und was

das beste war: in mehr als einem Gesicht hatte sich jene feine, undefinierbare Veränderung eingestellt, welche durch das Evangelium von Jesu bewirkt wird und den Christen unverkennbar vom Heiden unterscheidet.

Seitdem hat die Arbeit in Nkole eine Stärkung erfahren, indem zwei englische Missionarinnen ihren Einzug hielten. Ob der Plan, in Kazinga am Albert-Edward-See eine zweite Europäerstation für Nkole zu gründen, heute verwirklicht ist, geht aus den Mitteilungen der Missionare nicht hervor. Soviel erzählen uns die Berichte über die neue Mission in Nkole und ihre Anfangsgeschichte, und sie zeigen uns, daß auch Nkole nunmehr eingereiht ist unter die Landschaften, welche von der Uganda-Kirche ihr Licht empfangen.

Eine Abendunterhaltung
mit einem chinesischen Mandarin.

Während eines Aufenthaltes in einer mir bisher ganz fremden Gegend der Kanton-Provinz, schreibt Miss. Dr. Hager im Chinese Recorder, nahm ich Gelegenheit, dem dortigen Distrikts-Mandarin meine Aufwartung zu machen. Nach der üblichen gegenseitigen Begrüßung ließ man uns an einem in der Mitte des Zimmers stehenden Tische niedersitzen, wobei der Mandarin zu unterst, ich zu seiner Linken den Ehrenplatz einnehmen mußte und der begleitende Katechist zur Rechten saß. Da der Mandarin meine Karte schon in Empfang genommen hatte, bedurfte es keiner weiteren Vorstellung und ich ging sogleich zur Sache über, um derentwillen ich bei ihm vorsprach.

„Ew. Gnaden," begann ich die Unterredung, „ich bin heute zu Ihnen gekommen, um Ihnen mitzuteilen, daß wir in der südlichen Vorstadt eine Halle gemietet haben, um daselbst die christliche Lehre zu verkünden. Ich möchte Sie daher bitten, in einer Proklamation die Bewohner vor etwaigen Unruhen und Störungen zu warnen."

„O," erwiderte der Mandarin, „das Volk hier ist sehr unwissend und roh und es wird nicht auf Sie hören. Ich bin überzeugt, wenn Sie den Charakter der hiesigen gewöhnlichen Leute kennen würden, Sie wären lieber weggeblieben und gar nicht hergekommen, um Ihre ehrenwerte Religion zu verbreiten."

Auf diese Erwiderung konnte ich mich des Lächelns nicht enthalten und sagte: „Wissen Sie denn auch, mein Herr, daß die Verbreitung des Christentums mit in die Verträge eingeschlossen ist?“ — Auf dieses hin hatte er nichts zu sagen, suchte aber der Frage dadurch auszuweichen, daß er fortfuhr: „Ach, die Leute stehen viel zu niedrig, als daß sie auf solche Wahrheiten achten.“

Ich überreichte ihm dann ein Subskriptionsbuch für unser wissenschaftliches College, worin er des Vicekönigs Vorrede las und auch gelegentlich bemerken konnte, daß ein ganzes Dutzend oder mehr chinesische Beamte bereits für diesen Zweck beigesteuert hatten. Daraufhin wurde er auf einmal ganz redselig und begann eine Reihe verschiedener Fragen zu stellen.

„Nicht wahr, Sie sind ein Untertan der Vereinigten Staaten oder des „Schönen Königreichs“, sagte er. „Ihre Heimat ist ein sehr edles und ehrenwertes Land, zu dem wir immer die angenehmsten Beziehungen gehabt haben.“

Ich nickte zu diesen Lobeserhebungen, mußte aber im stillen an die mancherlei Reibungen denken, die es zwischen China und Amerika bis auf den heutigen Tag gegeben hat.

„Wie lange Zeit braucht es, um Ihr Land von China aus zu erreichen?“ fragte er. — „Einen Monat, oder auch nur drei Wochen, wenn die Dampfer um die Wette fahren,“ antwortete ich.

Er schien darüber erstaunt zu sein; dann teilte er mir mit, daß er von unserem ersten Präsidenten Washington gelesen habe, den er mit den beiden chinesischen Kaisern Yao und Schun, die zu den berühmtesten Herrschern Chinas gerechnet werden, verglich. Als ich ihm aber erzählte, daß Washington als Führer unserer Truppen, und nachdem er acht Jahre die hohe Stelle eines Präsidenten verwaltet hatte, sich wieder auf sein Landgut zurückgezogen und bis zu seinem Lebensende seinen Acker bestellt habe, da war der Mandarin noch mehr erstaunt; denn einem Chinesen scheint das ein Unding zu sein, sich mit grober Arbeit abzugeben, nachdem er einmal einen Beamtenposten inne gehabt hat. Aufs höchste aber war er überrascht, zu hören, daß der gegenwärtige Präsident sich ein Vergnügen daraus mache, Bäume zu fällen und Holz zu hacken. Natürlich tut er das, fügte ich erklärend hinzu, nicht etwa aus Armut, sondern weil er weiß, daß körperliche Bewegung zur Gesundheit von Leib und Seele dient.

Ob der chinesische Beamte das alles begriff, weiß ich nicht; jedenfalls hätte er eher ein Verständnis dafür gehabt, wenn ich ihm gesagt hätte, jene hochgestellten Männer seien mehr oder weniger dem Genuß der Opiumpfeife ergeben gewesen. Aber da wir nun einmal

bei dem Thema waren, benützte ich die gute Gelegenheit, um ihm einiges Verständnis für unsere Anschauungen beizubringen und den großen Kontrast zwischen unseren und den veralteten Gebräuchen Chinas hervorzuheben. Ich fuhr darum fort: „Unsere Beamten verkehren so viel als möglich mit dem Volk, und wenn sie ausgehen, lassen sie sich nicht wie die Chinesen in geschlossenen Sänften tragen. Bricht aber Krieg aus, so sind unsere Studenten und Literaten mit unter den ersten, die sich in die Armee einreihen lassen, um gegen den Feind des Landes ins Feld zu ziehen." — Bei diesen Worten riß der Mandarin seine Augen noch weiter auf und es war darin deutlich zu lesen, daß ein chinesischer Gelehrter sich kaum je dazu verstehen würde, aus Liebe zu seinem Vaterlande den Torniſter und die Muskete zu tragen. — „Das tun," fuhr ich fort, „meine Landsleute nur, weil sie ihr Land lieben, und sie sind daher auch bereit, für dasselbe ihr Leben zu lassen, wenn's nötig ist."

„Das ist leider in China nicht der Fall," sagte er. „Unser Volk kümmert sich wenig um sein Land, und vollends die Vornehmen sind durchaus nicht gewillt, für ihre Regierung zu kämpfen. Die Beamten Chinas sind beim Volke nicht beliebt und wir müssen deshalb die gewöhnliche Bevölkerung mit der größten Strenge behandeln, um sie im Zaum halten und regieren zu können. Ihr Volk ist eben viel besser als das unsrige und Ihre Regenten haben es daher weit leichter, es zu regieren. Wir aber müssen die härtesten Maßregeln ergreifen, um unsere Untertanen drunten zu halten."

„Es gibt einen Weg, um China zu reformieren," sagte ich. — „Welcher wäre das?" fragte er eifrig.

„Lehren Sie die Leute die Grundsätze des Christentums, errichten Sie Kapellen in jeder Stadt und auf jedem Markt."

Bei dieser Antwort zuckte er nur mit den Achseln, gab aber weiter keine Antwort darauf. Ich fuhr deshalb fort: „Sie meinen das Volk mit Strenge regieren zu müssen und die Volkskraft darnieder zu halten; aber Sie können dabei die Herzen der Leute nicht umwandeln. Das Christentum dagegen schafft etwas Neues: es verändert nicht nur die Anschauungen des Menschen, sondern auch sein Herz; und wenn Sie das überwunden haben, ist auch der ganze Mensch überwunden."

Das war für den Mandarin keine fremde Philosophie, denn schon Konfuzius hat das Gleiche über die Umwandlung des menschlichen Herzens gesagt. Aber die Chinesen sind darin sehr schwerfällig, diesen Grundsatz anzuwenden und nicht ein einziger ihrer Staatsmänner gesteht es sich ein, daß das Christentum eine solche Macht ausübt.

„Sie," sagte ich weiter, „suchen die Leute durch den Stock umzuwandeln, während ich nichts als die Wahrheit des Christentums anwende, Wahrheiten, die allein die Macht besitzen, dem Seelenleben des Menschen eine andere Richtung zu geben."

„Ja," erwiderte er, „das ist wahr. Sie lehren das Volk das Rechte zu tun, und das ist auch meine Handlungsweise." — Ich stieß dabei einen vernehmlichen Seufzer aus, denn wenn man meint, einen chinesischen Beamten durch ein Argument widerlegt zu haben, kann er einem mit der ruhigsten Miene von der Welt entgegnen: „Es ist ganz ähnlich, wie bei uns" oder: „Jede Nation hat eben ihre eigenen Gesetze und Bräuche." Wie oft habe ich mich doch schon geärgert über die Stumpfheit des Chinesen, wenn man sich abgemüht hat, ihn von der Allgemeinheit einer gewissen Wahrheit zu überzeugen und er weiß dann nichts anderes darauf zu sagen als: „das mag ganz recht und gut sein für euch Fremde, aber nicht für uns. Wir leben hier in China und ihr kommt aus dem Westen."

Nun fragte mich der Mandarin, ob wir in Amerika dasselbe Himmelsgewölbe, dieselbe Sonne, den gleichen Mond und dieselben Sterne hätten wie sie in China. „Gewiß," sagte ich und schielte dabei auf einen meiner Begleiter, der mir schräg gegenüber stand und dabei das Gesicht verzog. Auch ich konnte nur mit Mühe das Lachen unterdrücken, aber es war nicht das erste Mal, daß diese ungereimte Frage an mich gestellt wurde. Ein bißchen Sichumsehen in der Welt, dachte ich, würde den meisten Beamten Chinas gut tun. Es würde ihnen mehr praktische Kenntnisse beibringen, als irgendeine konfuzianische Examenshalle.

„Wissen Sie denn auch," fragte ich den Beamten, „welche Gestalt die Erde hat?" — „Wir betrachten die Erde," erwiderte er, „als eine ebene Fläche; Ihre Bücher dagegen lehren, daß sie rund sei. Können Sie mir hiefür einige Gründe angeben?"

Ich führte ihm hierauf einige Beweise für die runde Gestalt der Erde an und fragte ihn dann, was die chinesische Philosophie in Bezug auf die Erschaffung der Erde zu sagen wisse. Die Antwort war die, wie sie nur der abergläubischste und dümmste Chinese zu geben pflegt, nämlich, daß man glaubt, Pan Ku-wang, der erste Herrscher, habe die Erde aus dem Chaos herausgemeißelt.

„Unmöglich!" erwiderte ich. „Die Welt ist von Gott erschaffen worden und zwar von Gott, den wir verkünden. Gerade, um jenen irrigen Glauben zu widerlegen, möchten wir gern eine Kapelle in Ihrer Stadt errichten. Pan Ku war nur eine fabelhafte Gottheit, die 18 000 Jahre für die Konstruktion der Erde gebraucht haben soll und woran sie schließlich gestorben sei."

„Hat die Cholera Ihren Distrikt schon berührt?“ fragte ich sodann. — „Nein,“ erwiderte er. „Wir haben hier einen Ahn von hohem Ruf, der bis jetzt das Volk vor aller Pestilenz und insbesondere vor der Choleraseuche beschützt hat.“

Bei dieser Antwort mußte ich unwillkürlich wieder meinen Katechisten anblicken, dem das Lachen kam, während ich im stillen darüber nachdachte, was wohl das Gesundheitsamt in Hongkong zu diesem neuen Präservativmittel gegen die Seuche sagen würde. War das Mittel probat, wie unklug hatten wir uns da benommen. Wozu da Tausende von Dollars aufwenden für Doktoren, Hausreinigungen, Drainage u. a.? Warum nicht einfach jenen wunderbaren Ahn nach Hongkong kommen lassen? Aber ich konnte unmöglich die Sache auf sich beruhen lassen und so erklärte ich dem Mandarin frei und offen, daß er in diesem Punkt im Irrtum sei und daß die Seuche zu ihrer Zeit auch in seinem Gebiet auftreten werde, da sie durch nichts als durch die größte Reinlichkeit aufgehalten werden könne; diese aber sei etwas, das man in China nicht kenne. Welchen Eindruck meine Behauptung auf ihn machte, weiß ich nicht, aber ich durfte, so sehr auch meine Entgegnung gegen die feine chinesische Sitte verstieß, den Beamten nicht in seinem falschen Wahn verharren lassen. Ueber kurz oder lang wird er wohl in seinem Vertrauen an den vermeintlichen Schutzgott wankend werden, denn die Cholera findet nach und nach ihren Weg in alle Dörfer des Inlandes.

Er wußte nichts darauf zu erwidern, stellte mir dagegen die Frage, warum wohl Japan in den letzten Jahren so mächtig geworden sei. Ich erwog die Frage einen Augenblick und sagte dann: „Das kommt daher, daß die Japaner sich dazu verstehen, von jedermann zu lernen. Ihre jungen Leute gehen ins Ausland, um zu studieren und kehren dann nach Japan zurück, um mit dem, was sie gelernt haben, ihrem Heimatlande zu dienen. Auch im Kriege, den sie führen, geschieht alles aus Liebe zu ihrem Lande. Jeder von ihnen ist ein Patriot. Das ist in China nicht der Fall. Da denkt jeder zuerst an seine eigene Erhaltung und dann erst an sein Land.“

Von diesem Thema ging er zu der Frage über, wodurch denn China stark und mächtig werden könnte. — „In erster Linie,“ sagte ich, „müßte in China die Verehrung der falschen Götter aufhören.“ — „Das ist wahr,“ gab er zu; „denn die Götzen sind ja nur das Werk von Menschenhänden.“

„Aber warum gehen Sie denn jeden ersten und fünfzehnten Tag des Monats zum Tempel der Stadtgötzen und bringen diesen Ihre Verehrung dar?“ fragte ich ihn. — „Das ist eben so die herkömmliche Sitte der chinesischen Beamten,“ meinte er. — „Aber diese

falschen Bräuche sollten fallen, und das ist es, was wir überall predigen."

„Zum andern," fuhr ich fort, „sollten die Chinesen ihre Opiumpfeife aufgeben." — „Ja, da haben Sie recht," bestätigte er eifrig; „aber das Opium ist ja gerade von Ihrem Lande zu uns gekommen."

„O nein, von daher nicht. Es ist von Indien eingeführt worden, von wo auch Ihre buddhistischen Götzenbilder hergekommen sind. Beide sind ein Fluch für China und das chinesische Volk wird niemals als Nation gedeihen, solange nicht diese Uebel beiseite geschafft sind," fügte ich so nachdrücklich als möglich hinzu, während man im anstoßenden Zimmer einige Chinesen dem narkotischen Genuß des Opiums frönen hörte.

„Aber," fuhr der Mandarin fort, „gibt es denn sonst nicht noch ein Mittel, um China stark zu machen?" — „Gewiß; ändern Sie Ihr Schul- und Erziehungssystem. Lehren Sie die Naturwissenschaften und errichten Sie Colleges für die abendländische Bildung."

Diesem stimmte er zu, meinte aber: „Die alten Chinesen haben auch die höhere Bildung gelehrt und waren mit den wissenschaftlichen Ergebnissen bekannt."

„Darin sind Sie doch wohl im Irrtum," entgegnete ich. „Wir im Westen kannten vor hundert Jahren noch keine Eisenbahnen, keine Dampfer, keine Telegraphen und kein Telephon."

„Ist das möglich?" fragte er verwundert. — „Ja, das ist eine Tatsache, und Ew. Gnaden darf nicht denken, daß Konfuzius so viel wußte, wie wir heutzutage."

Das war ihm eine ganz neue Offenbarung. Er sann einige Augenblicke darüber nach, dann bemerkte er, daß er einige Schriften von Miss. Dr. Tim. Richard gelesen habe. Ich dagegen fuhr in meiner vorigen Auseinandersetzung fort: „Wenn Sie Ihre Nation stark und mächtig sehen wollen, so müssen dem Volk die Grundsätze der Ehrlichkeit beigebracht werden; denn Unredlichkeit im öffentlichen Leben läßt niemals eine Nation groß werden. Abendländische Schulen und die Bildung des Westens würde Ihrem Volk zwar einen geachteten Namen unter den Nationen verschaffen, aber Ehrlichkeit und Gerechtigkeit, auf die es ankommt, scheint in China ein verlorener Edelstein zu sein. Hätte China schon vor 50 Jahren die abendländischen Ideen und die Religion des Westens angenommen, so hätte es sicherlich nicht so viel Gebiet an die andern Mächte abtreten müssen. Wenn die englische Königin seiner Zeit sagen konnte, England verdanke seine Größe vor allem dem Bibelglauben des englischen Volkes, so ist die Schwäche Chinas dem Umstand zuzuschreiben, daß es dieses Buch nicht besitzt; und solange die heilsamen Lehren und Grundsätze

der Bibel von China nicht angenommen werden, wird es auch nicht erstarken."

Der Mandarin schien meine offene Aussprache nicht übelgenommen zu haben, denn er hörte mit größtem Interesse zu. Ich hielt es nun aber an der Zeit, aufzubrechen und berührte zum Zeichen, daß ich mich verabschieden wollte, die Theetasse. Zwei Stunden durfte ich mich mit dem Beamten eingehend über Chinas Wohl und Wehe unterhalten und ich hoffe, daß sowohl der Mandarin, als auch seine Unterbeamten, die der Unterhaltung zuhörten, einige neue Ideen in sich aufgenommen haben. Ich konnte mir auch gar keine bessere Gelegenheit wünschen, um einmal den Beamten eines chinesischen Amtshauses das Christentum anzupreisen.

Rundschau.

Die Norddeutsche Mission in Togo.

Die Arbeit der Norddeutschen oder Bremer Mission beschränkt sich auf das Evhe-Volk im heutigen Togogebiet. Ihr Missionsfeld hat deshalb, weil es vorwiegend in deutschem Kolonialgebiet liegt, für deutsche Kreise ein besonderes Interesse. Sie hat im Laufe der Jahrzehnte ungewöhnlich schwere Zeiten durchgemacht und ist mannigfachen Stürmen ausgesetzt gewesen. Wohl haben andere Missionen, die an der Küste Westafrikas ihre Arbeit gefunden haben, wie die Basler auf der Goldküste, die Schotten in Altkalabar, die Baptisten und andere am Kongo, gleichviele Opfer bringen müssen und nicht minder schwere Anfangszeiten hinter sich, aber die kleine Norddeutsche Mission hat Zeiten erlebt, wo Kriegsstürme ihren ganzen Bestand erschütterten, wo das mörderische Klima das kleine Arbeiterpersonal in erschreckender Weise reduzierte und mehrmals die Existenz der Mission in Frage stellte. Man versteht deshalb die Freude und den Dank, mit dem die Küstenstation Keta, die bis jetzt den Stützpunkt der übrigen Stationsbezirke bildete, im September v. J. ihr 50jähriges Jubiläum feierte. Sie durfte bei dieser Gelegenheit mit besonderem Dank gegen Gott rühmen, daß er ihr nicht nur durch die schweren Zeiten hindurchgeholfen, sondern sie auch nach allen Seiten hin gesegnet und gemehrt hat.

Es kostete viel Zeit und manches Opfer, bis man diesen ersten Stützpunkt für die Arbeit gewonnen hatte. Die Anfangsversuche, von 1847 an, waren darauf gerichtet, im Innern des Landes unter dem Peki-Stamm mit der Arbeit einzusetzen. Aber alle Anstrengungen waren vergeblich. Kriegsstürme, Krankheit und Tod nötigten schließlich zur Aufgabe des begonnenen und oftmals unterbrochenen Werkes. Da schlug man 1853 eine neue Taktik ein und entschloß sich, von der Küste aus landeinwärts zu operieren. So entstanden hintereinander die alten Missionsposten Keta (1853), Waya (1856), Anyako (1857) und Ho (1859). Das alte Peki dagegen ist nie mehr als Hauptstation, sondern erst viel später als Außenposten besetzt worden. Statt seiner wurde das zentrale Ho der Mittelpunkt der Arbeit für das Inland. Doch auch diese Etappenstationen, die in ziemlich gleichmäßigen Abständen von der Küste ins Innere des Evhelandes führten, waren mehrmals in ihrem Bestande bedroht. Bei der politischen Zerrissenheit der dortigen Völkerstämme entstanden allerlei Verwicklungen und die Arbeit war vielfach durch Kriegsunruhen gestört. Das schwerste Gewitter aber brach im Jahr 1869 über das Stationsgebiet Ho herein. Durch den Einfall der Asanteer entbrannte ein Krieg, der das Land fünf Jahre lang in Unruhe versetzte und seine Bewohner zur Flucht in die Nachbargebiete zwang. Die schöne Station Ho, die über zwanzig Gebäude zählte, wurde von den feindlichen Scharen der Asanteer vollständig dem Erdboden gleichgemacht, die Station Waya mußte zeitweise verlassen werden und Anyako wurde 1873 aufs schlimmste verwüstet.

Nur nach und nach erholte sich die Mission von diesen schweren Stürmen und baute das Zerstörte wieder auf. Aber die Saat, die nach langjähriger mühsamer Arbeit aufgegangen, war zum großen Teile zertreten. Es mußte von neuem gepflügt und gesät werden. Aber es geschah Gott sei Dank nicht umsonst. Seit jenen Tagen der Notzeit trat eine Wendung der Dinge ein. Ruhe und Ordnung kehrte im Lande wieder. Die Völkerschaften lernten nach den Drangsalen der Kriegsstürme die Segnungen des Friedens schätzen. Das Evangelium fand jetzt unter ihnen leichter Eingang denn ehemals, als jedermanns Hand wider den andern war. Die Gemeinden wuchsen und es entstanden Außenstationen, die mit eingeborenen Gehilfen besetzt wurden. Die Christen lernten mehr und mehr Opfer für ihre kirchlichen Bedürfnisse bringen. Das Werk erstarkte und wuchs von Jahr zu Jahr.

Zwar wurden aus sanitären und andern Gründen im Laufe der folgenden Jahre Anyako und Waya als Hauptstationen aufgegeben und nur noch als Außenstationen von Keta, bezw. von Ho festgehalten,

aber dafür entstand 1889 die Bergstation Amedzowe im Avatimeland, eine Tagereise nördlich von Ho, deren Gründung einen weiteren Schritt gegen das Innere von Togo bedeutete. Zugleich sollte Amedzowe auf den luftigen Berghöhen den Missionsarbeitern im Inlande als Erholungsort dienen.

Und wieder brach eine neue Zeit für das Land an, von der die Mission nicht unberührt blieb. Im Juli 1884 hißte Dr. Nachtigal an der Togoküste die deutsche Flagge und stellte damit das Gebiet, soweit es nicht schon von Frankreich im Osten und von England im Westen beansprucht wurde, unter den Schutz Deutschlands. Hiebei geschah es, daß durch die englisch-deutsche Grenzregulierung vom Jahr 1890 der größere Teil des norddeutschen Missionsfeldes ins deutsche Gebiet zu liegen kam und nur die Hauptstation Keta und das im Voltagebiet liegende Pekital mit seinen Außenstationen bei der englischen Kolonie verblieb. Durch diese politische Teilung erwuchsen der Norddeutschen Mission mancherlei Schwierigkeiten, namentlich auf dem Gebiet des Schulwesens, insofern die Frage des fremdsprachlichen Unterrichts dabei in Betracht kam. Aber ungeachtet dessen kam es doch der Mission zugute, indem die Kolonialregierung bis ins Innere des Landes geordnete Verhältnisse schuf und auch einen Umschwung in den Anschauungen der Eingeborenen herbeiführte. Es mehrte sich das Bedürfnis nach Bildung und mit diesem ging Hand in Hand auch eine regere Zuwendung zur Predigt des Evangeliums, sodaß die Norddeutsche Mission im letzten Jahrzehnt einen erfreulichen Aufschwung genommen hat. So konnte sie zu ihren bisherigen drei Hauptstationen noch zwei weitere anlegen, die eine in Lome an der Küste und eine am Aguberge im Bezirk von Misahöhe. Ihr Missionsschifflein, das manchen Sturm erlebt hat, darf nun seine Segel voll entfalten und fröhlich seinen Kurs verfolgen. Zwar ist ihm am 5. März 1900 sein bewährter Steuermann, der geistvolle Missionsinspektor D. M. Zahn durch den Tod entrissen worden, aber an seine Stelle ist wiederum ein kundiger Leiter, Inspektor A. W. Schreiber, ein Sohn des früheren rheinischen Missionsinspektors Dr. Schreiber, getreten. Zu seiner Orientierung hat derselbe auch bald nach seinem Amtsantritt das Arbeitsfeld im Evhelande besucht (1901/02) und seine Visitation bis an die äußersten Grenzen der Stationsgebiete ausgedehnt.

Machen wir uns nun mit den einzelnen Stationsgebieten etwas näher bekannt, indem wir einen Rundgang über dieselben antreten.

Wir schlagen die alte Missionsstraße ein, die uns von Keta aus die einzelnen Stationen erreichen läßt, obschon der heutige Verkehrsweg bequemer von Lome aus ins Hinterland der Kolonie führt. Aber

die geschichtlichen Spuren der Mission lassen sich am besten von Keta aus verfolgen.

Freundlich grüßen die hohen Palmen auf dem weißen Dünensand den Ankömmling, der in Keta vor Anker geht. Zwischen ihrem Grün erhebt sich der kleine Handelsplatz wie eine Oase, zu deren bedeutendsten Häusern die Missionsgebäude und vor allem das schmucke Kirchlein gehört. Der Ort selbst, hinter dem sich eine Lagune stundenweit ins Land hinein erstreckt, liegt auf einem schmalen Sandstreifen zwischen dem Meer und der Lagune und hat sich nie zu der Größe und Bedeutung entwickelt, die man vielleicht vor Jahrzehnten erwartete. Inzwischen ist es in neuerer Zeit von dem aufstrebenden Handelsplatz Lome, das zugleich Regierungssitz der deutschen Kolonialverwaltung geworden ist, überflügelt worden, sodaß die norddeutsche Mission daran denkt, den Schwerpunkt ihres Werkes an der Küste vom englischen Keta nach Lome zu verlegen. Wenigstens ist dies schon mit ihrer Güterspedition geschehen. Durch die langjährige, durch die Küstenverhältnisse mit ihrer fluktuierenden Bevölkerung recht schwierigen Missionsarbeit ist in Keta eine ziemlich ansehnliche Gemeinde gesammelt worden, die am 1. Januar 1903 458 Seelen zählte. Dazu kommen noch 7 Außenstationen mit 252 Gemeindegliedern. Neben der umfangreichen Gemeindearbeit, die nicht unwesentlich dadurch erschwert ist, daß die Christen in der Stadt zerstreut wohnen und nicht wie anderwärts in einem besonderen Christendorfe angesiedelt sind, geht eine rührige Schul- und Erziehungsarbeit einher. Diese geschieht durch eine Mittelschule, eine Stations- oder Knabenschule, eine Mädchenanstalt und eine Kleinkinderschule. Die beiden letzteren stehen unter der Pflege von mehreren Schwestern, die außerdem noch Gemeindearbeit tun, indem sie Armen- und Krankenbesuche machen und unter den Frauen und Jungfrauen ihren Beruf als Diakonissinnen ausüben. Die Schulen zählten am 1. Januar 1903 310 Schüler; weitere 84 besuchten die Tagschulen der Außenstationen.

Während die norddeutsche Mission jahrzehntelang ihre Arbeit in dem kleinen Küstenort Keta allein und ohne jede Konkurrenz tun durfte, ist ihr durch das spätere Eintreten der römischen Katholiken die Wirksamkeit sehr erschwert worden. Dazu ist noch vor einigen Jahren eine amerikanische methodistische Negermission (die African Methodist Episcopal Zion Church) gekommen, die es mit der Taufe und Aufnahme von Gemeindegliedern wenig genau nimmt und viel Verwirrung anrichtet. Und welche Opfer das Klima unter der Schar der Missionsarbeiter gefordert hat, das lassen die Reihen der Gräber erkennen, die sich auf dem friedlichen Gottesacker von Keta erheben. Ruhen doch nicht weniger als 22 Missions-

geschwister in Keta's Sande. So ist die Missionsarbeit an dieser Küste während der letzten 50 Jahre unter viel Mühe, Krankheit und Sterbensnot getan worden, aber sie ist nicht vergeblich gewesen.

Eine Bootfahrt von 2—3 Stunden über das trübe Gewässer der Lagune bringt uns hinüber zur kleinen Laguneninsel Anyako, unter dessen roher Fischerbevölkerung die Missionare jahrelang mit wenig Erfolg gearbeitet haben. Die ungesunde Lage des Ortes und andere Umstände veranlaßten schließlich die Missionsleitung, den Platz als Hauptstation 1882 aufzugeben und ihn nur noch als Außenposten durch einen Stationsgehilfen bedienen zu lassen. Eine Zeitlang befand sich auch das Seminar in Anyako, indem es nach der Zerstörung von Ho im Jahre 1869 hierher verlegt werden mußte. Die Gemeinde ist auch jetzt noch klein und zählt nur 57 Christen. Von den ehemaligen Stationsgebäuden stehen nur noch einzelne Reste, die zum Teil als Uebernachtungsräume für durchreisende Missionare dienen. Auch in Anyako weist der Gottesacker eine lange Reihe von Gräbern auf, die Zeugnis davon ablegen, daß auch hier mit Tränen gesät worden ist.

Verfolgen wir unsern Weg landeinwärts, so erreichen wir nach anderthalbtägiger Reise die am jenseitigen Ufer des Todsiflusses gelegene ehemalige Station Waya. Das saubere Christendorf mit seinen kleinen Anwesen macht einen überaus freundlichen Eindruck. Wir sind da bereits auf deutschem Gebiet, dessen Grenze hier weit nach Westen abbiegt, um dann wieder nordwärts zu laufen. Waya steht gegenwärtig im Zeichen des Aufschwungs, nachdem die Missionsarbeit jahrzehntelang nur geringen Erfolg aufzuweisen hatte. Dieses und das dringende Bedürfnis, die vorhandenen Missionskräfte auf fruchtbareren Arbeitsplätzen zu verwenden, veranlaßte die Missionsleitung, die Missionare von Waya ganz zurückzuziehen und den Platz durch einen eingeborenen Gehilfen zu besetzen, zumal seine Lage wegen der jährlichen Ueberschwemmungen des Todsi sehr ungünstig und die Bevölkerung der Umgegend sehr dünn ist. Ja, eine Zeitlang wurde den wenigen Christen um ihrer Gleichgültigkeit willen selbst der eingeborene Lehrer entzogen. In dieser Zeit der Verlassenheit erwachte die kleine Gemeinde aus ihrem geistlichen Schlummer und der neue Lehrer, der die Arbeit wieder aufnahm, fand die wärmste Aufnahme. Die Gemeinde ist seitdem nach außen und innen gewachsen, so daß man hoffen darf, der ganze Ort werde in nicht zu ferner Zeit christlich sein. Beträgt doch die Zahl der Christen bereits 209. Von Waya aus sind auch seitdem mehrere Außenplätze besetzt worden, so im Nordosten das Dorf Kpetoe in dem vom Todsi durchflossenen Agotime-Ländchen, dessen Bewohner seiner Zeit von der Goldküste her

eingewandert sind und die hier unter den Fächerpalmen (Ago) ihre Hütten zwischen dichten Palisadenzäunen aufgeschlagen haben.

Nur eine Tagereise nördlich von Waya liegt die Hauptstation Ho. Auf halbem Wege dahin, der durch weite Savanne führt, die mit zahllosen Fächerpalmen besetzt ist, kommt man dicht am Adaklu vorbei, einem steil aus der Ebene aufragenden Bergkoloß, dessen Fuß mit prächtigen Bananenhainen umrahmt und von einer Anzahl Dörfchen besetzt ist. In dem einen derselben, in Abuadi, hat ein christlicher Lehrer sein Heim, der unter der Bevölkerung wirkt. Je und je ist auch die Frage erhoben worden, ob man nicht auf dem Sattel des Berges eine Station errichten sollte, die den europäischen Missionsleuten als Erholungsplatz dienen könnte. Man hat indes davon abgesehen und ist dadurch weiter ins Innere geführt worden.

In Ho ruht zur Zeit das Schwergewicht der Mission. Mit seinen 20 Außenstationen, 1568 Christen und 547 Schülern umfaßt das Stationsgebiet fast die Hälfte der gesamten norddeutschen Evhe-Mission. Dem entsprechend ist auch die schöne, große Stationsanlage, die den Mittelpunkt einer weit verzweigten Missionsarbeit bildet. Wer, wie der Schreiber dieses, im Januar 1876 den wüsten Trümmerhaufen auf dem öden, von wildem Zuckerrohr überwucherten Stationshügel gesehen hat, der kann sich kaum vorstellen, wie die Wildnis seitdem zu einem lieblichen Garten erblüht ist. Ueber die heutige Stationsanlage schreibt Inspektor Schreiber in seinem Missionsbericht: „Trotz großer Schwierigkeiten, namentlich infolge der kriegerischen Wirren, in denen Ho völlig zerstört wurde und erst von 1876 an wieder langsam aufgebaut werden konnte, hat sich hier im Innern die Mission ungehindert von den störenden Einflüssen der Küste frei entwickeln können. Selbst ein Europäer ist aufs höchste überrascht, wenn er nach dem Marsche durch die eintönige Grasebene mitten in der afrikanischen Wildnis eine Stätte betritt, wo Ordnung und Sauberkeit herrscht, wo sich zwischen der Kapelle mit der unter demselben Dache befindlichen Mädchenanstalt, den beiden großen Missionshäusern, der Stationsschule, den verschiedenen Lehrerwohnungen, Werkstätten und Oekonomiegebäuden breite Palmenwege hinziehen, wo der erste Brunnen des Landes, die Plantagen und Gärten von unermüdlichem Fleiße zeugen, wo auf den Schall der Glocke zahlreiche Schüler und Hunderte von Christen sich einstellen, kurz eine Stätte, wo christliche Kultur herrscht. Die Anlage von Ho ist großartig und ließ mich lebhaft an die Klosteransiedelungen im alten Germanien denken, wenn auch hier die Mauern fehlen. Welchen Eindruck muß schon das Aeußere einer solchen Stationsanlage auf die Eingeborenen machen! Jeder Kritiker kann in Ho erkennen, daß rechte Missionsarbeit der

beste Kulturträger ist. Wie viele Maurer und Zimmerleute sind bei den Bauten in Ho ausgebildet worden, und wie vorteilhaft unterscheidet sich das Christendorf von den Hütten der Heiden. Und doch sind das alles nur äußerliche Dinge."

Aber auch in geistlicher Hinsicht steht Ho hinter seiner stattlichen äußeren Erscheinung nicht zurück, denn es ist in der Tat eine in schönster Entwicklung stehende Pflanzstätte christlichen Lebens. Die Ortsgemeinde zählt nun ca. 300 Kirchenglieder und ihre Schulen werden von mehr als 160 Schülern besucht. In die vielgestaltige Arbeit des großen Stationsbezirks teilen sich vier Missionare, denen einige Schwestern für die Tätigkeit unter dem weiblichen Geschlecht zur Seite stehen. In der Schul- und Gemeindearbeit der Außenstationen stehen 25 Lehrer, Hilfslehrer und Evangelisten. An zwei Gemeinden wirkt je ein eingeborener Pfarrer. — Je mehr unter der deutschen Regierung, die u. a. die Eingeborenen zum Bau guter Verkehrswege heranzieht, eine geregelte Rechtspflege sich anbahnt, und je tiefer der Einfluß der Mission auf die Gesinnung der Leute wirkt, desto mehr schwinden auch nach und nach die sozialen Uebelstände unter dem Volk und es bahnen sich auch auf diesem Gebiet allmählich bessere Zustände an. Für die Ausbreitung des Christentums aber im Innern des Evhelandes hat die Station Ho eine überaus wichtige Bedeutung.

Während Ho noch in der Niederung liegt, haben wir die nächste Station Amedzowe auf den Höhen des Berglandes zu suchen, das sich vom Volta aus nordöstlich gegen das Hinterland von Togo hinzieht. Es ist ein herrlicher Aufstieg durch prächtigen Wald bis zum Fuße des Gemmiberges, der sein felsiges, von üppigem Grün umhülltes Haupt im Norden der Station erhebt. Diese liegt im kleinen Bergland Avatime, wo fast das ganze Jahr hindurch kühle Lüfte wehen und reichliches frisches Quellwasser fließt. Diese hohe und gesunde Lage war in erster Linie die Veranlassung, daß Amedzowe als Stationsplatz gewählt wurde; denn hier sollten die vom Fieber geschwächten europäischen Missionsgeschwister der Ebene einen Erholungsort finden. Demzufolge wurde 1889 mit dem Bau eines stattlichen Missionshauses begonnen. Nach und nach erhielt die Station noch weitere Gebäude, in denen eine Mittelschule und das Seminar Aufnahme fanden. Das große Stationsland, auf dem sich die Bauten erheben, umfaßt zwei Erhebungen auf einem geschützten Bergrücken, von dem aus der Blick weit in die Voltaebene bis hinüber zu den Berghöhen der Goldküste schweift. „Auf der einen Erhebung liegt das große Missionshaus, auf der andern die Kirche, zur Seite die Mittelschule und das Seminar, die Lehrerwohnungen und einige

Nebengebäude. Rings um beide Kuppen ziehen sich, mitten durch den wundervollsten Wald, zwei gutgehaltene Ringwege mit herrlichen Ausblicken."

Der wichtigste Zweig der Arbeit war hier bis jetzt die Schultätigkeit, insofern in der dortigen Mittelschule und im Seminar die für das übrige Arbeitsgebiet nötigen Nationalgehilfen herangebildet werden. Dadurch ist Amedzowe der Mittelpunkt der Erziehungsarbeit der Norddeutschen Mission im Evhelande geworden. Diese Aufgabe ist um so schwieriger, als die Lehrer für die Stationen im deutschen und englischen Gebiet anstellungsfähig sein müssen und darum ein doppelter Sprachunterricht nötig wird. Eine sehr wertvolle Hilfe sind die eingeborenen Helfer, die man in den achtziger und neunziger Jahren in Württemberg von Pfarrer Binder, einem ehemaligen Bremer Missionar, hat ausbilden lassen. Nach dem letzten Jahresbericht stehen zur Zeit von diesen zehn Evher in der Missionsarbeit, meist als Lehrer an den höheren Lehranstalten.

Amedzowe ist aber nicht nur für die Erziehungsarbeit, sondern auch für die Gewinnung von kleinen Gemeinden ein wichtiges Zentrum geworden. Schon bald nach seiner Besetzung mit einem europäischen Missionar im Jahr 1889 machte sich unter den Bewohnern von Amedzowe und seiner Nachbarschaft eine Bewegung zum Christentum geltend. Zum Gottesdienst stellten sich zahlreiche Besucher ein und es konnte nicht nur eine Gemeinde in Amedzowe selbst gesammelt werden, sondern es wurden auch von hier aus im Laufe der Jahre zehn Außenposten besetzt. Jetzt zählt der Stationsbezirk über 600 Christen.

Eine bedeutende Vermehrung der Arbeit wird aber in der nächsten Zeit den Missionaren der Station Amedzowe dadurch erwachsen, daß nach einem zwischen der Basler und der Norddeutschen Missionsleitung getroffenen Abkommen die im deutschen Togogebiet von der Basler Station Anum aus gegründeten Außenstationen an die Norddeutsche Mission nach und nach übergeben werden sollen. Bis für diese vorgeschobenen Posten in den Landschaften Boem und Akonya eine weitere Hauptstation — wahrscheinlich auf dem Bergsattel von Akpafo — gegründet sein wird, werden die 15 Außenstationen mit ihren ca. 700 Christen wohl von Amedzowe aus beaufsichtigt werden müssen. Mit der Uebernahme von Arbeitsplätzen im Voltagebiet ist seitdem begonnen worden. Vor allem sind die Schüler jener Außenplätze in die Schulen der Stationen Ho und Amedzowe verpflanzt worden. Veranlassung zur Abtretung des bisherigen Arbeitsfeldes in Deutsch-Togo durch die Basler Mission gaben die eigenartigen sprachlichen Verhältnisse in jenem Gebiet und die in der Politik der Kolonialregierung begründete Absperrung des deutschen gegen das

englische Gebiet. Auch ist dadurch der Norddeutschen Mission freiere Hand gelassen, sich gegen das Hinterland zu unbehindert auszudehnen. Doch wird es eine Frage sein, ob die Kräfte der letzteren ausreichen werden, um mit gehörigem Nachdruck gegen das Innere vorzugehen. Ein energisches Vorgehen aber ist umsomehr von nöten, als einerseits die römischen Katholiken von der Küste her immer mehr ins Innere vordringen und die wichtigsten Verkehrsplätze besetzen, und da anderseits der Islam aus dem Innern her immer weitere Fortschritte macht.

Eine Tagereise nordöstlich von Amedzowe liegt die jüngste Hauptstation der Norddeutschen Mission am Aguberge bei der großen Negerortschaft Nyogbo. Vorher nur Außenstation ist sie seit dem 1. Januar 1900 zur Hauptstation erhoben und von zwei Missionaren besetzt worden. Sie hat eine wundervolle Lage. „Ueber dem großen Dorfe Nyogbo steht das Lehrer- und Schulhaus, um welches sich bereits die Christen anzusiedeln beginnen. Weiter hinauf am Bergabhang steht das Missionshaus, von dem sich eine herrliche Aussicht bietet. Nach Osten und Südosten wird der Blick durch die schönen Kuppen und waldreichen Abhänge des Aguberges beschränkt, während nach den andern Richtungen das Auge weit über die Ebene hinüber schweift zu den Bergen bei Ho, Amedzowe und Misahöhe, sowie zu den Gebirgszügen von Kpele mit dem gleich einem Silberstreifen leuchtenden Wasserfall von Kpime, bis hinauf nach Akposo." Das am 19. Juli 1901 bezogene neue Missionshaus ist meilenweit im Umkreise zu sehen und wird, wills Gott, eine Stätte des Lichts für die dortige Bevölkerung werden.

„Die Anfänge der Missionsarbeit am Agu," schreibt Missionsinspektor Schreiber, „sind außerordentlich vielversprechend. Der hochragende Aguberg war einer der wichtigsten Stützpunkte des Heidentums im deutschen Togolande. In seinen schwer zugänglichen Bergdörfern hatten die einflußreichen Priester ihren Sitz und schrieben der ganzen Umgegend ihre Gesetze vor. Noch vor einem Jahrzehnt, als von Ho aus in Agu-Nyogbo eine Außenstation gegründet wurde, waren die meisten dieser Dörfer noch nie von einem Europäer betreten. Und heute? Allenthalben kann das Evangelium frei verkündigt werden, überall zeigt sich Verlangen nach Lehrern. Gott selbst bricht seiner Sache die Bahn. In dem hochgelegenen Alt-Nyogbo, einem der wichtigsten Fetischdörfer und angesehenem Wallfahrtsort, ist der Götzendienst gebrochen."

So hat sich denn auch bis jetzt das Werk in diesem Stationsbezirk außerordentlich rasch entwickelt. Schon im ersten Jahr gelang es, vier Außenplätze zu besetzen, zu denen in den folgenden Jahren noch weitere kamen. Jetzt zählt der Bezirk im ganzen zehn Arbeits-

plätze und es könnten, wenn die Kräfte vorhanden wären, wohl noch zehn Ortschaften besetzt werden; denn überall werden die Missionare um Lehrer gebeten. Auch ist man allenthalben bereit, die von der Mission gestellten Forderungen zu erfüllen. Die Zunahme der Christen und besonders der Schüler ist sehr erfreulich. Jene sind von 161 auf 245, diese von 174 auf 466 gestiegen. Demzufolge zählt dieser jüngste Stationsbezirk jetzt schon mehr Schüler als Keta und Amedzowe. Als hoffnungsvolles Arbeitsfeld erweisen sich auch die nördlich von Misahöhe gelegenen Landschaften Kpele und Akposo, wo verschiedene Landerwerbungen gemacht und einzelne Punkte bereits besetzt worden sind. Den Agu-Christen wird das Zeugnis gegeben, daß sie mit Ehrfurcht zum heiligen Abendmahl kommen, daß sie das Wort Gottes auf sich wirken lassen und zu Opfern bereit sind.

Man ersieht hieraus, wie viele offene Türen der Mission im deutschen Togogebiet, besonders im Inland, aufgetan sind und es ist nur zu bedauern, daß dieselbe aus Mangel an Mitteln und eingeborenen Helfern nicht überall in dieselben eintreten kann. Es wäre das umsomehr erwünscht, als die katholische Mission in diesem Gebiet bis nach Akpatame hin eine sehr rührige Tätigkeit entfaltet.

Kehren wir aus dem Innern des Landes wieder an die Küste zurück, aber nicht nach Keta, unsern Ausgangspunkt, sondern nach Lome, dem Sitz der deutschen Regierung, wo die Norddeutsche Mission leider etwas zu spät und erst nach dem Einrücken der römischen Mission ihre Arbeit aufgenommen hat. Aus verschiedenen Gründen hat die Missionsleitung eine Zeitlang mit der Uebernahme dieses Arbeitsgebietes gezaudert, bis ihr Freunde von Hamburg und Altona durch eine außerordentliche Liebesgabe von 10000 Mark die Gründung der dortigen Station ermöglichten. Am 28. Februar 1897 konnte das Missionshaus mit dem Betsaal und damit die neue Station eingeweiht werden.

Lome war vor einem Jahrzehnt noch ein unbedeutender Ort. Seit aber die deutsche Regierung im Jahre 1896 ihren Sitz dahin verlegt hat, ist es sehr in die Höhe gekommen. Im Westen der Stadt wird das Europäer- und Regierungsviertel mit seinen stattlichen Gebäuden immer größer. Auch die Norddeutsche Mission hat in neuerer Zeit ein zweites Missionshaus errichten lassen, worin im unteren Raum die Schule ihren Platz gefunden hat. Im übrigen dient es als Logier- und Speditionshaus, denn die veränderten politischen und kommerziellen Verhältnisse haben es mit sich gebracht, daß der Stütz- und Ausgangspunkt der Mission von dem englischen Keta nach dem deutschen Lome verlegt werden mußte. Zudem ist die Verbindung mit dem Inneren durch die guten Verkehrswege, die die Regierung

hat herstellen lassen und die sogar die Benutzung des Fahrrads zulassen, weit besser als von dem abseits gelegenen Keta. Als sehr günstiger Umstand kommt auch bei Lome die Tatsache in Betracht, daß es verhältnismäßig gesünder liegt als letzteres.

Die Station ist bis jetzt von zwei Missionaren und einer Diakonissin besetzt. Die Gemeinde zählte Januar 1903 132 Gemeindeglieder und ca. 165 Schüler. In der Kapelle sammeln sich sonntäglich etwa 200 Personen. Auch für die evangelischen Deutschen wird darin öfter Gottesdienst gehalten. Außenstationen wurden bis jetzt nur zwei angelegt und zwar auf dem Wege landeinwärts. Die Arbeit in Lome erheischt allen Nachdruck, indem die katholische Mission, die ursprünglich ihren Sitz in Klein-Popo hatte, eine sehr rege Tätigkeit entfaltet. Deshalb will man auch in nächster Zeit daran gehen, ein Schwesternhaus zu errichten, wozu ein eingeborener Christ bereits ein passendes Grundstück im Werte von etwa 1500 Mark geschenkt hat. Auch werden die Mittel für die Erbauung eines würdigen evangelischen Gotteshauses gesammelt.

So steht das Werk der Norddeutschen Mission derzeit in hoffnungsvoller Entwicklung und es hat dasselbe besonders in den letzten Jahren eine unerwartet starke Ausdehnung erlangt. Es hängt dies zum Teil zusammen mit der raschen Entwicklung der deutschen Togo-Kolonie. Die allgemeine Unsicherheit der Verhältnisse hat aufgehört und der Kaufmann wie der Missionar kann dem Beamten bis weit ins Innere folgen. Post- und Telegraphenstationen, sowie gute Wege erschließen immer mehr den Verkehr mit dem Hinterlande. Diese Erschließung des Innern und die Hebung der äußeren Verhältnisse kommen auch der Förderung der Mission zugute. „Die Leute merken allenthalben, daß eine neue Zeit hereingebrochen ist, deren Anforderungen sie auch mit Hilfe der Mission leichter zu begegnen hoffen. Erfolgt daher auch das vielseitige, so erfreuliche Verlangen nach einem Lehrer durchaus nicht überall aus religiösen Gründen, so ist doch die Erfüllung mancher äußerer Bedingungen, wie Landabtretung, Haus- und Schulbau bedeutend erleichtert."

Das numerische Ergebnis der Norddeutschen Mission in den fünf Stationsbezirken betrug am 1. Januar 1903: 3324 Gemeindeglieder und 2024 Schüler beiderlei Geschlechts in 54 Schulen. Zu den zwei Küsten- und drei Inlandstationen gehören 45 Außenstationen. An den Gemeinden und Schulen arbeiten 76 eingeborene Gehilfen, darunter 3 Pfarrer. An den Mädchenschulen stehen außerdem noch 8 eingeborene Gehilfinnen. Das europäische Arbeiterpersonal beträgt zur Zeit 20 Missionare, 6 Diakonissinnen und 3 Lehrerinnen, wovon aber eine Anzahl zur Erholung in der Heimat weilt.

Als ein wichtiges Ergebnis der mühevollen Missionsarbeit im Evhelande darf auch das angesehen werden, was die Norddeutsche Mission in sprachlicher Hinsicht geleistet hat. Nachdem der sprachkundige Miss. Schlegel schon in den fünfziger Jahren seinen „Schlüssel zur Evhesprache“ mit Wörterbuch veröffentlicht hatte, haben verschiedene Missionare der späteren Zeit noch manches Erbauungs- und Schulbuch hergestellt und damit die Landessprache zur Schriftsprache erhoben. Vor allem ist das Neue Testament und ein großer Teil des Alten übersetzt worden. Neuerdings erscheint auch eine Quartalsschrift, der „Friedensbote“, für die christlichen Gemeinden. Das Blatt, das später alle zwei Monate erscheinen soll, wird vorderhand größtenteils von den Missionaren geschrieben, aber es sollen mit der Zeit auch die Nationalgehilfen als Mitarbeiter herangezogen werden. Inhaltlich bringt dasselbe eine biblische Betrachtung, Artikel über wichtige Zeitfragen, Missionsberichte, Erzählungen und Mitteilungen.

In der Heimat hat die Norddeutsche Mission, obschon ihr Namenstitel dies nicht vermuten ließe, kein sehr großes Gebiet, aus dem sie ihre Hilfsmittel zur Fortführung ihres Werks bezieht. Aber die Kreise ihrer Freunde und Förderer sind ihr zu allen Zeiten treu zur Seite gestanden und haben ihr stets das Nötige zukommen lassen. Die letzte Jahresrechnung 1902 weist eine Gesamteinnahme von 173 736 Mark auf, der eine Ausgabe von 170 462 Mark gegenübersteht. Leider lastet noch ein Defizit von 47 407 Mark auf ihr, das ihr hoffentlich im letzten Jahr zum Teil abgenommen worden ist, damit sie ihr Werk mit getrostem Mut fortsetzen und ihre hoffnungsvolle Arbeit im Togolande immer mehr ausdehnen könne.

Zum Bilde:

Basler Missionsstation Lilong

(China).

Etwa 15 Stunden nördlich von der Insel Hongkong liegt auf dem chinesischen Festlande die Ortschaft Lilong. Ihr Bezirk ist die Wiege der Basler Mission auf dem chinesischen Kontinent und die heutige Station Lilong hat für die deutsche Missionsarbeit eine besondere historische Bedeutung, insofern sie die älteste deutsche Missionsstation in China ist. Statten wir denselben einen kurzen Besuch ab.

Wir besteigen in Hongkong eine chinesische Dschunke oder Segelboot und steuern der chinesischen Küste zu. Nach mehrstündiger Fahrt, die wegen der zahlreichen, an Deck lagernden, zum Teil Opium qualmenden Chinesen nicht gerade zum angenehmsten gehört, biegen wir in den Tschim-tschun Fluß ein und erreichen glücklich den Marktort gleichen Namens, von wo wir nur noch drei Wegstunden landeinwärts nach Lilong haben. Der Weg führt uns zunächst in der Ebene weiter, durch wohlangebaute Reisfelder, Zuckerrohr- und Bataten-Pflanzungen. Weiterhin erheben sich ansehnliche, steile Bergrücken vor uns, an deren Fuß die ehemalige Station Pukak liegt, wo sich die Basler Missionare am Anfang der 50er Jahre zuerst niederließen und von wo aus auch die erste Gemeinde im nahen Lilong gesammelt wurde. Dieses liegt indes jenseits des sogenannten Buddha-Passes, eine Stunde von Pukak entfernt, in einem fruchtbaren Tälchen.

Freundlich grüßen uns prächtige Gartenanlagen, zwischen denen sich am Abhang des Hügels ausgedehnte Gebäulichkeiten hinziehen. Das große langgestreckte Gebäude vor uns ist das Predigerseminar, in dessen Erdgeschoß sich die Gelasse für die Seminaristen und Lehrsäle befinden. Der obere Stock wird vom Seminarvorsteher und dessen Mitarbeiter bewohnt. Gehen wir einige Schritte weiter, so kommen wir an den älteren Teil der Station, wo sich die Knabenanstalt, die Kapelle und die Wohnung des emeritierten eingeborenen Missionars Tschhin Minsiu befindet. Weiterhin schließen sich im rechten Winkel noch einige Wohnungen für Katechisten, für Arbeiter und dann eine Reihe von Oekonomiegebäuden an. Im Garten, der sich im Talgrund vor den Gebäuden hinzieht, werden schöne Gemüse gezogen, auch solche aus Deutschland, die sonst in China unbekannt sind. Selbst an Palmen und andern tropischen Gewächsen fehlt es nicht.

Die Ortschaft Lilong, die aus 3—4 Dörfchen besteht, deren größtes etwa 10 Minuten östlich, das andere 20 Minuten nördlich, das dritte und kleinste 5 Minuten westlich von der Station liegt, weist eine verhältnismäßig kleine Gemeinde auf, nur 238 Seelen, wozu noch 159 Christen auf den Außenstationen kommen. Ihre Gründung fällt in die 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts und es war ein Freudentag für die Basler Missionare Lechler und Winnes, als am 11. März 1855 die dortige Kapelle, die erste im Lande, eingeweiht wurde. So hoffnungsvoll sich aber die ersten Anfänge der Missionsarbeit in Lilong anließen, so wenig entsprachen die späteren Zeiten den anfangs gehegten Erwartungen. Die heidnische Bevölkerung nahm mehr und mehr eine widerstrebende Stellung gegenüber dem Evangelium ein und es fehlte nicht an gelegentlichen rohen Ausbrüchen des Fremdenhasses.

Die Bedeutung Lilongs für die Basler Mission in China ist aber nicht bloß eine historische, sondern eine viel wichtigere, indem die Station von Anfang an die Bildungsstätte der eingeborenen Gehilfen war. Schon Missionar Winnes, der hier im März 1854 die erste Schule eröffnete, sah es als seine Aufgabe an, die tüchtigsten seiner Schüler für den Prediger- und Lehrerberuf vorzubereiten. Vom Jahr 1864 an führte dann Miss. Bellon, ebenfalls ein tüchtiger Schulmann, diese Arbeit fort, sodaß sich, zunächst noch in Lilong vereint, die Knabenanstalt, Mittelschule und Seminar gedeihlich weiter entwickelten. Später wurde dann die Mittelschule nach der Station Nyenhangli im Oberlande verlegt.

Gegenwärtig zählt das Predigerseminar in Lilong einige 30 Zöglinge und die Knabenanstalt 70 Schüler. Dem Seminar hat viele Jahre hindurch Miss. Schaub seine ganze Kraft gewidmet, bis er am 7. September 1900 nach kurzer Krankheit allzufrüh aus seiner gesegneten Arbeit abgerufen wurde. Derselbe war nicht nur ein vorzüglicher Kenner der chinesischen Sprache und Literatur, er verstand es auch, seine Zöglinge in herzmäßiger und praktischer Weise in die Grundwahrheiten des Christentums, sowie in die rechte Führung des Predigt- und Lehramtes einzuführen. Sein bisheriger Mitarbeiter G. Ziegler leitet seitdem das Seminar und pflegt mit Liebe diese wichtige Pflanzstätte.

So mögen denn auch fernerhin von dieser alten Station aus noch recht viele eingeborene Gehilfen ausgehen, Leute, die nicht nur mit Wissen und Kenntnissen ausgerüstet, sondern auch angetan sind mit Kräften des heiligen Geistes, damit sie ihrem Volke in der Provinz Kanton ein Führer zu Christo werden können.

Missions-Zeitung.

Deutsch-Südwestafrika. Nach den Berichten der Rheinischen Mission sind, so viel man bis jetzt weiß, die Missionare im aufständischen Gebiet sämtlich gerettet und unversehrt, da die Herero sie von Anfang an von ihrem Mordanschlag gegen die Weißen ausgenommen hatten und sie beim Ausbruch der Feindseligkeiten der Schonung versicherten. Immerhin haben die Stationen durch Plünderung der Warenlager und Wegnahme des Viehs großen Schaden erlitten und manche Missionsgeschwister haben nahezu alles verloren.

So hat z. B. die Station Otjihaënena aufgehört zu existieren und die dortigen Missionare Lang und Hammann haben fast nichts gerettet. Nach einem für die Herero unglücklichen Gefecht am 27. Januar verzogen sich die Aufständischen aus dem dortigen Gebiet. Die Missionarsfamilien wurden von ihren Dienstleuten verlassen und zugleich wurde ihnen das meiste Vieh fortgeführt. Unter unsagbaren Nöten sind sie dann am 4. Februar nach Seeis (Hohewarte) bei Windhuk geflüchtet und haben hier Aufnahme und Schutz gefunden. In all den Wirren wurde Frau Missionar Lang noch am 25. Januar von einem Mädchen entbunden. Besondere Schreckenstage erlebten die Missionare in Okahandja, wo sie Zeugen der entsetzlichsten Greuel sein mußten.

„Die Ereignisse," schreibt Missionar Olpp in Otjimbingue am 9. Februar, „sind mit Blitzesschnelle über uns alle gekommen. Daß eine tiefe und weitgehende Verbitterung seit Jahren unter den Herero herrschte, wußte niemand besser als wir. Wenn wir das gelegentlich aussprachen und auf die Folgen hinwiesen, die ein allgemeiner Hereroaufstand haben könnte, lächelte man mitleidig über unsere Besorgnisse. Aber daß die Wetter sich mit solcher furchtbaren Gewalt über die weißen Bewohner unserer Kolonie entladen würden, das hatten auch wir nicht erwartet. Heute vor vier Wochen, am 12. Januar, erreichten uns die ersten offiziellen Meldungen vom Aufstand in Okahandja. Ich habe sofort eine Versammlung der hiesigen Herero abgehalten, habe ihnen das furchtbare Unglück vorgehalten, in das sie sich stürzen würden, wenn sie gemeinsame Sache mit den Aufrührern machen würden und habe alles getan, um den Frieden aufrecht zu erhalten ... Die Gemeinde der Bergdamara ist bei Ausbruch der Feindseligkeiten in die Berge geflohen; die Bastards sind getrennt: ein Teil ist hier in der Feste und ficht auf deutscher Seite; ein anderer Teil scheint draußen mit den Herero gemeinsame Sache machen zu wollen ... Mein Herz blutet im Blick auf die bis in ihr Innerstes erschütterte Hereromission."

Obige Mitteilungen beziehen sich aber nur auf den Süden des Aufstandgebiets. Von den meisten Stationen der nördlichen Bezirke sind bis jetzt noch keine Nachrichten eingelaufen. Doch sollen auch da nach einer Depesche die Missionare gerettet sein. Ein Gegenstand der Sorge sind besonders auch die Missionare im Ovambolande, wo neben der Rheinischen Mission seit 1870 auch die Finnische Missionsgesellschaft arbeitet. Letztere zählte 1903 auf sechs Stationen 1235 Christen und in 21 Schulen 2000 Schüler. Die finnischen Missionare sind durch den Herero-Aufstand von der Außenwelt ganz abgeschnitten, sodaß ihre jüngste Reisegesellschaft von vier Missionaren

und drei Missionarsbräuten vorläufig in Swakopmund bleiben muß, um das Ende des Krieges abzuwarten.

Mandschurei. In dem Gebiet des russisch-japanischen Kriegsschauplatzes ist zur Zeit am meisten die dänische Mission auf der Halbinsel Liautung, die im Süden der Mandschurei in dem vielgenannten Port Arthur ausläuft, gefährdet. In der Hafenstadt Port Arthur haben dänische Missionare 33 Christen gesammelt. Nach der Besitzergreifung durch die Russen (im Jahre 1900) wurde von denselben die lutherische Missionsarbeit verboten. Zwar durften die schon gewonnenen Christen weiter geistlich bedient werden, aber die Missionsarbeit an den Heiden wurde untersagt. Doch scheint dieses Verbot nicht so streng durchgeführt zu sein, denn im Jahre 1902 sind wieder acht Heiden getauft worden. Aus Port Arthur schrieb am 11. Januar Katharina Nielsen, die damals allein dort war, der aber später Missionar Kristiansen zu Hilfe eilte: man erwarte täglich den Ausbruch des Krieges, die Stadt sei voll Soldaten. Jetzt ist die Verbindung zwischen den Missionaren und der Heimat abgeschnitten, nicht einmal Telegramme werden zugelassen. Das russische Hauptquartier für das Landheer war zuerst Feng-hwang-tscheng, wo die Missionare Lykkegaard und Jensen einige Christen gesammelt haben. Im ganzen gibt es fünf dänische Missionsstationen mit 57 Christen auf der Halbinsel Liautung. (Hannov. Miss.Bl. Nr. 3.)

Nordamerika. Ein Herr Salomo H. Chandler in New-Gloucester hat sein gesamtes, sehr beträchtliches Vermögen dem American Board testamentarisch vermacht, und zwar mit der Bestimmung, daß dasselbe einen Fonds bilden soll, dessen Zinsen jährlich ausschließlich für Missionszwecke zu verwenden sind. (The Miss. Herald.)

Tibet. Seit kurzem erscheint auf den Höhen des Himalaja unter dem Titel „Ladaker Zeitung" die vom Brüdermissionar Francke herausgegebene erste Zeitung, die in tibetischer Schrift gedruckt worden ist. Es ist ein kleines Blatt in Quartformat von vier Seiten mit doppelten Spalten, worin den Lesern allerlei geboten wird und zwar 1. Nachrichten aus andern Ländern und Völkern, 2. kurze Erzählungen, 3. Musterbriefe, um die Eingeborenen die Briefschrift zu lehren, 4. wichtige Stellen der hl. Schrift mit Erklärungen. Das Blatt erscheint monatlich, die einzelne Nummer kostet ungefähr 3 Pfennig. Gedruckt wird das Blatt in tibetischer Briefschrift auf der Missionspresse in Leh und kann von der dortigen Brüdermission bezogen werden. (Miss.Bl. der Brüdergemeine Nr. III.)

Heimat. Der im diesjährigen Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz veröffentlichten Uebersicht über den Stand der deutschen evang. Missionen Anfang 1903 entnehmen wir folgende Zahlen: Im Dienst der 24 evangelischen Missionsgesellschaften stehen 977 Missionare und 103 unverheiratete Missionsschwestern, sowie 152 farbige Pastoren und 7549 sonstige Gehilfen (einschl. Lehrer), welche 419 217 getaufte Christen auf 587 Hauptstationen in allen Teilen der außereuropäischen Welt in Pflege haben. In 2327 Schulen lernen 102 260 Schüler. Die Einnahmen in der Heimat betrugen 6 038 985 Mk. (im vorangehenden Jahr 5 970 971 Mk.).

— Am 6. März d. J. feierte Professor D. G. Warneck, der unermüdliche und erfolgreiche Vorkämpfer der Mission in der Heimat seinen 70. Geburtstag in geistiger Frische und Rüstigkeit. Wills Gott ist ihm noch manches Jahr vergönnt, für die Mission und die Sache des Reiches Gottes zu wirken.

— In Edinburg fand am 2.—6. Januar die dritte internationale Studenten-Missionskonferenz statt, an der 709 Studenten (einschließlich 285 Studentinnen) aus 18 verschiedenen Ländern teilnahmen. Mit allem Ernst suchte man die Teilnehmer für die Mission und den persönlichen Dienst an derselben zu gewinnen. Schon sind auch von den 1819 Bundesmitgliedern 736 zu den Heiden ausgezogen.

Bücheranzeige.

Munziger, C. Japan und die Japaner. 173 S. D. Gundert, Stuttgart. Brosch. Mk. 1.50. | geb. Mk. 2.

Ein sehr zeitgemäßes Buch, worin uns ein Kenner Japans jenes interessante Land der aufgehenden Sonne und seine aufstrebenden Bewohner samt ihrem nationalen und geistigen Leben in schöner packender Darstellung vorführt.

Wie ich ein Christ wurde. Bekenntnisse eines Japaners. Von Kanso Utschimura. 126 S. Ebenda. Eleg. brosch. Mk. 1. | In Lwd. geb. Mk. 1.50.

Die Tagebuchaufzeichnungen des japanischen Verfassers sind von großem psychologischem Interesse. Nur mit tiefer Bewegung verfolgt man darin die inneren Kämpfe eines Heidenchristen, der in der amerikanischen Christenheit viele Enttäuschungen erfährt, aber doch nicht irre wird, sondern als innerlich gereifter Christ in seine Heimat zurückkehrt, um hier durch Schrift und Rede für die Verbreitung des Evangeliums unter seinen Landsleuten zu wirken.

Im Sumpf der Hafenstadt. Aus dem Leben von Vater Dolling. Von Luise Oehler. 128 S, Ebenda.
Eleg. brosch. Mk. 1.20. | In Lwd. geb. Mk. 1.80.
Ein Lebensbild von eigenartigem Charakter, das uns die Persönlichkeit eines hochkirchlichen englischen Geistlichen vorführt, dessen ritualistische kirchliche Stellung zwar manches Befremdliche für uns hat, aber dessen Wirksamkeit unter den Armen und Verwahrlosten unsere größte Bewunderung und Sympathie erweckt.

Jalla, Ad. **Pionniers parmi les ma-Rotsé.** Avec un portrait de Mme. A. Jalla, 25 gravures hors texte et une carte. 400 p. Genève, 21 florissant. fr. 3.50.
Ein schön ausgestattetes Missionsbuch in französischer Sprache, das zumeist den Briefwechsel der Missionsfamilie Jalla über ihr Leben und Wirken am Sambesi enthält.

Bournier, Th. **Au pays de Léwanika.** Album de 24 vues du Zambèze. Ebenda. fr. 1.
Ein hübsches kleines Album, dessen Ansichten, nach photographischen Aufnahmen reproduziert, jedesmal mit einer kurzen Texterklärung versehen ist.

Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1904. XVII. Jahrgang. Leipzig, H. G. Wallmann. Mk. 1.50.
Das mit dem Porträt von D. J. Hardeland geschmückte Jahrbuch bietet wieder eine Fülle von Missionsmaterial, das in einer Reihe von gediegenen Aufsätzen verarbeitet und zur Verwendung nutzbar gemacht ist, besonders auch für Missionsstunden und zur Orientierung auf dem Gebiete der Mission unter Heiden und Juden.

Missionsgeschichtliche Studien. Festschrift zum 70. Geburtstag des Herrn Prof. D. Dr. Gustav Warneck. Von den Pastoren Axenfeld, G. Müller, E. Paul, J. Richter, P. Richter, E. Strümpfel und Miss. J. Warneck. Berlin, M. Warneck. 1904. Brosch. Mk. 4.50.
Verehrer und Schüler von Prof. D. Warneck haben in den vorliegenden Studien ihrem verehrten Lehrer einen Kranz gewunden, indem sie eine Reihe von aktuellen Missionsfragen behandelt haben, die die größte Beachtung verdienen. Wir nennen davon nur die beiden Aufsätze: „Die Propaganda des Islam als Wegbestreiterin der modernen Mission" von P. J. Richter, und: „Die Bibel in Indien" von P. P. Richter.

NB. Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Im Sumpf der Hafenstadt. Aus dem Leben von Vater Dolli
Luise Oehler. 128 S, Ebenda.
Eleg. brosch. Mk. 1.20. | In Lwd. geb.

Ein Lebensbild von eigenartigem Charakter, das uns die Per
eines hochkirchlichen englischen Geistlichen vorführt, dessen ritualistisch
Stellung zwar manches Befremdliche für uns hat, aber dessen W
unter den Armen und Verwahrlosten unsere größte Bewunderung u
pathie erweckt.

Jalla, Ad. **Pionniers parmi les ma-Rotsé.** Avec un por
Mme. A. Jalla, 25 gravures hors texte et une carte. 400 p.
21 florissant.

Ein schön ausgestattetes Missionsbuch in französischer Sprache,
meist den Briefwechsel der Missionsfamilie Jalla über ihr Leben un
am Sambesi enthält.

Bournier, Th. **Au pays de Léwanika.** Album de 24 vues du Z
Ebenda.

Ein hübsches kleines Album, dessen Ansichten, nach photographis
nahmen reproduziert, jedesmal mit einer kurzen Texterklärung versel

Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1904. XV
gang. Leipzig, H. G. Wallmann.

Das mit dem Porträt von D. J. Hardeland geschmückte Jahrb
wieder eine Fülle von Missionsmaterial, das in einer Reihe von g
Aufsätzen verarbeitet und zur Verwendung nutzbar gemacht ist, beson
für Missionsstunden und zur Orientierung auf dem Gebiete der Miss
Heiden und Juden.

Missionsgeschichtliche Studien. Festschrift zum 70. Geburtstag d
Prof. D. Dr. Gustav Warneck. Von den Pastoren Axenfeld, G
E. Paul, J. Richter, P. Richter, E. Strümpfel und Miss. J.
Berlin, M. Warneck. 1904. Brosch.

Verehrer und Schüler von Prof. D. Warneck haben in den vo
Studien ihrem verehrten Lehrer einen Kranz gewunden, indem sie e
von aktuellen Missionsfragen behandelt haben, die die größte Beach
dienen. Wir nennen davon nur die beiden Aufsätze: „Die Propag
Islam als Wegbestreiterin der modernen Mission" von P. J. Richt
„Die Bibel in Indien" von P. P. Richter.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuch
bezogen werden.**

Im Sumpf der Hafenstadt. Aus dem Leben von Vater Dolling. Luise Oehler. 128 S, Ebenda.
Eleg. brosch. Mk. 1.20. | In Lwd. geb. Mk.

Ein Lebensbild von eigenartigem Charakter, das uns die Persön eines hochkirchlichen englischen Geistlichen vorführt, dessen ritualistische Ri Stellung zwar manches Befremdliche für uns hat, aber dessen Wirk unter den Armen und Verwahrlosten unsere größte Bewunderung und pathie erweckt.

Jalla, Ad. **Pionniers parmi les ma-Rotsé.** Avec un portra Mme. A. Jalla, 25 gravures hors texte et une carte. 400 p. Ge 21 florissant. fr.

Ein schön ausgestattetes Missionsbuch in französischer Sprache, de meist den Briefwechsel der Missionsfamilie Jalla über ihr Leben und W am Sambesi enthält.

Bournier, Th. **Au pays de Léwanika.** Album de 24 vues du Zam Ebenda.

Ein hübsches kleines Album, dessen Ansichten, nach photographischen nahmen reproduziert, jedesmal mit einer kurzen Texterklärung versehen

Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1904. XVII. gang. Leipzig, H. G. Wallmann. Mk.

Das mit dem Porträt von D. J. Hardeland geschmückte Jahrbuch wieder eine Fülle von Missionsmaterial, das in einer Reihe von gedie Aufsätzen verarbeitet und zur Verwendung nutzbar gemacht ist, besonder für Missionsstunden und zur Orientierung auf dem Gebiete der Mission Heiden und Juden.

Missionsgeschichtliche Studien. Festschrift zum 70. Geburtstag des Prof. D. Dr. Gustav Warneck. Von den Pastoren Axenfeld, G. W E. Paul, J. Richter, P. Richter, E. Strümpfel und Miss. J. We Berlin, M. Warneck. 1904. Brosch. Mk.

Verehrer und Schüler von Prof. D. Warneck haben in den vorlieg Studien ihrem verehrten Lehrer einen Kranz gewunden, indem sie eine von aktuellen Missionsfragen behandelt haben, die die größte Beachtun dienen. Wir nennen davon nur die beiden Aufsätze: „Die Propagand Islam als Wegbestreiterin der modernen Mission" von P. J. Richter, „Die Bibel in Indien" von P. P. Richter.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhan bezogen werden.**

Mädchenanstalt in Tonghëu (China).

Reformbestrebungen unter den Mohammedanern Indiens.

Nach Mitteilungen von Miss. A. Scheuer.

I.

Es ist bekannt, daß ein großer Bruchteil der heutigen Bekennerzahl Mohammeds in Britisch-Indien zu finden ist. Nach der neuesten Schätzung sind es deren nicht weniger als $62^1/_2$ Millionen. Keines Fürsten Scepter gebietet über so viele Mohammedaner, wie das des christlichen Kaisers von Indien.

Seit dem Beginn unsers Jahrtausends haben diese Anhänger des falschen Propheten als Eroberer ihre Herrschaft und ihren Einfluß auf der indischen Halbinsel geltend gemacht, und doch scheint es, als ob die Millionen von Mohammedanern, zu denen ihre Zahl im Laufe der Zeit angewachsen ist, heute ihre Rolle ausgespielt haben. Der früher so kriegerische und erobernde Moslem ist jetzt ein friedlicher Bürger geworden. Diese Erscheinung ist auffallend, zumal wenn man bedenkt, welche Stellung die Mohammedaner ehedem in Indien eingenommen haben und daß sie sich bei ihrem Selbstbewußtsein und Fanatismus Jahrhunderte lang unter das Joch christlicher Fremdherrschaft gebeugt haben. Wohl sind mancherlei Unruhen und Ausschreitungen gegen die englische Oberhoheit vorgekommen, aber es waren das doch nur vereinzelte Fälle, die keine größere militärische Aktion Englands erforderten.

Selbst während des letzten südafrikanischen Krieges, der die ganze Energie des englischen Reiches in Anspruch nahm und sogar den Abzug zahlreicher britischer Regimenter aus Indien nötig machte, blieb doch alles ruhig. Es wäre begreiflich gewesen, wenn

Mädchenanstalt in Tonghëu (China).

Reformbestrebungen unter den Mohammedanern Indiens.

Nach Mitteilungen von Miss. A. Scheuer.

I.

Es ist bekannt, daß ein großer Bruchteil der heutigen Bekennerzahl Mohammeds in Britisch-Indien zu finden ist. Nach der neuesten Schätzung sind es deren nicht weniger als 62½ Millionen. Keines Fürsten Scepter gebietet über so viele Mohammedaner, wie das des christlichen Kaisers von Indien.

Seit dem Beginn unsers Jahrtausends haben diese Anhänger des falschen Propheten als Eroberer ihre Herrschaft und ihren Einfluß auf der indischen Halbinsel geltend gemacht, und doch scheint es, als ob die Millionen von Mohammedanern, zu denen ihre Zahl im Laufe der Zeit angewachsen ist, heute ihre Rolle ausgespielt haben. Der früher so kriegerische und erobernde Moslem ist jetzt ein friedlicher Bürger geworden. Diese Erscheinung ist auffallend, zumal wenn man bedenkt, welche Stellung die Mohammedaner ehedem in Indien eingenommen haben und daß sie sich bei ihrem Selbstbewußtsein und Fanatismus Jahrhunderte lang unter das Joch christlicher Fremdherrschaft gebeugt haben. Wohl sind mancherlei Unruhen und Ausschreitungen gegen die englische Oberhoheit vorgekommen, aber es waren das doch nur vereinzelte Fälle, die keine größere militärische Aktion Englands erforderten.

Selbst während des letzten südafrikanischen Krieges, der die ganze Energie des englischen Reiches in Anspruch nahm und sogar den Abzug zahlreicher britischer Regimenter aus Indien nötig machte, blieb doch alles ruhig. Es wäre begreiflich gewesen, wenn

in dieser für England kritischen Zeit in vielen Moslemin der Gedanke erwacht wäre, Indien wieder für den Propheten zu erobern, und etliche Volkskenner wollen auch Spuren hievon entdeckt haben. Aber was in die Oeffentlichkeit drang, waren lauter Zeugnisse von Friedensliebe und treuer Ergebenheit. Bei jeder Gelegenheit — sei es bei einem politischen Ereignis schmerzlicher Natur, wie das Ableben der Kaiserin Viktoria, oder bei einem solchen freudiger Art, wie die Thronbesteigung Eduards VII. — bringen die berufenen Vertreter der Mohammedaner Indiens der Regierung ihre untertänigste Verehrung in schön klingenden Worten dar.

Wie läßt sich diese Loyalität erklären? Etwa dadurch, daß die Mohammedaner Indiens, weil sie aus den verschiedensten Völkerelementen zusammengesetzt sind, sich nicht als ein Volk fühlen? Wir glauben das nicht; der Grund liegt wo anders. Bei dem fanatischen Charakter des Islam würden derartige Unterschiede sofort zurücktreten, wenn es sich um ein gemeinsames Vorgehen gegen die Ungläubigen handelte. Die Erklärung ist einfach. Das untertänige Wesen der Mohammedaner im britischen Indien ist aus dem Gefühl ihrer Ohnmacht geboren. Sie wissen, daß sie gegen die bewaffnete Macht Englands zur Zeit nicht aufkommen können und sind verständig genug, daraus die Konsequenzen für ihr Verhalten zu ziehen. Für den Verlust ihrer politischen Machtstellung haben sie nun aber einen Ersatz zu finden gesucht, und es hat sich infolge dessen ein bedeutsamer Umschwung unter ihnen vollzogen. Sie haben das Kriegsbeil auf unbestimmte Zeit begraben und den Schwerpunkt ihrer islamischen Bestrebungen auf das geistige Gebiet verlegt. Durch eine rege geistige Tätigkeit soll die mohammedanische Welt Indiens vor Stagnation und Fäulnis bewahrt und durch Propaganda unter Heiden und Christen der Islam auch nach außen hin gemehrt und gestärkt werden.

Diese Ziele können aber nur erreicht werden, wenn der Erziehung und Ausbildung der Jugend alle Aufmerksamkeit geschenkt wird. Durch eine sorgfältige Schulung soll ein Stand tüchtiger Lehrer und Verfechter des Glaubens herangezogen werden, die den Angriffen christlicher Missionare und den Argumenten der Hindugelehrten gewachsen sind. Auf Grund dieser Erwägungen haben denn auch die indischen Mohammedaner begonnen, dem Schulwesen ihr besonderes Interesse zuzuwenden.

II.

Daß man in Indien, dem Lande der Philosophie und religiösen Spekulation, mit der rohen Gewalt allein nicht auskommen kann, das haben die Mohammedaner sehr bald erkannt. Schon bald nach dem Einzuge des Islam in Indien sah er sich genötigt, zur Befestigung und Vertiefung seines Einflusses Gelehrtenschulen zu errichten. Bei der Freigebigkeit der mohammedanischen Fürsten und Kaiser blieben dieselben auch ziemlich lange bestehen. Mit dem Niedergang des mongolischen Kaiserreichs aber war auch ihr Schicksal entschieden. Die meisten zerfielen, gingen ein oder führten nur noch ein kümmerliches Dasein. Erst als England das politische Erbe des Islam in Indien antrat, machte sich das Bedürfnis wieder stärker geltend; nur fehlte es an den reichen Geldmitteln der alten Zeit. Trotzdem hat sich seither die Zahl der mohammedanischen Schulen bedeutend vermehrt. Unter Mitwirkung der Regierung entstanden nicht bloß zahlreiche Elementarschulen, die, sofern sie sich bestimmten Vorschriften unterwarfen, vom Staate gut dotiert wurden, sondern auch eine Anzahl höherer Schulen, die fast ausschließlich im Dienst der Religion stehend, von der englischen Regierung keine namhafte Unterstützung erwarten durften. Zu den bekanntesten Schulen letzterer Art gehört die Hochschule zu Kanhpur am Ganges. Der Hauptwert der Schulung wird an diesen Hochschulen auf arabische Bildung gelegt. Für alles andere bieten sie fast keinen Raum; die abendländische Wissenschaft wird aufs tiefste verachtet. Daß die Zöglinge solcher Schulen für das praktische Leben keinen großen Gewinn haben können, liegt auf der Hand. Ihr Wissen bleibt ein totes Kapital und sie sind nur für den Kultusdienst verwendbar.

Schon vor mehr als hundert Jahren suchten englische Beamte auf das Schulwesen der Mohammedaner Einfluß zu gewinnen, um die mohammedanische Jugend für den Staatsdienst brauchbar zu machen. Es entstanden in jener Zeit etliche der sogenannten Madrassah (arabisch für College). Die Geschichte dieser Institute zeigt jedoch, wie wenig Anziehungskraft sie auf die mohammedanische Jugend auszuüben vermochten. Die hervorragendste Madrassah befindet sich in Kalkutta. Sie ist typisch für alle Unterrichtsstätten dieser Gattung. Sie verdankt ihren Ursprung weniger den Be-

mühungen der Mohammedaner als vielmehr dem politischen Fernblick und der Freigebigkeit von Warren Hastings, dem damaligen ersten englischen General-Gouverneur in Indien. Leider überließ der vielbeschäftigte Staatsmann die Leitung der Schule vollständig den Mohammedanern, die nach altem Herkommen den Unterricht auf das Studium der arabischen und persischen Wissenschaft beschränkten. Kein Wunder, daß die Schule sich nach zwei bis drei Jahrzehnten in einem so heruntergekommenen Zustand befand, daß 1826 ein europäischer Inspektor die Leitung übernehmen mußte. Aber auch diese Maßregel half nicht, weshalb die Schule in den Jahren 1851—1853 neu organisiert werden mußte. Indes auch diese Reorganisation war nicht weitgreifend genug, obschon jetzt der englischen Sprache ein bescheidenes Plätzchen im Unterrichtsplan eingeräumt worden war. Das Ziel des Unterrichts war und blieb eben doch die klassische, d. h. die arabische Bildung. Die Folge davon war, daß die Zöglinge im Regierungsdienste nicht zu verwenden waren; denn sie verstanden nicht genügend Englisch und standen überdies den besser geschulten Hindus weit nach. Selbst ihre Leistungen im Arabischen ließen viel zu wünschen übrig. Aus diesem Grunde wurde ums Jahr 1870 eine Kommission ernannt, die die Uebelstände aufdecken und die Schule heben sollte. Das gelang aber nur teilweise.

So hat die Madrassah bis auf diesen Tag ihr Dasein gefristet, wenig Befriedigendes geleistet und dabei große Summen verschlungen. Jetzt hat man endlich eingesehen, daß die Madrassah in Kalkutta samt ihren Schwestern im Lande ihren eigentlichen Zweck verfehlt hat. Die Absicht, in diesen Anstalten mohammedanische Jünglinge zu erziehen, die bei hoher arabischer und persischer Bildung zugleich für gewisse Beamtenstellen im Staatsdienst tauglich wären, ist nicht erreicht worden. In dieser Erkenntnis haben sich nun einige hervorragende Mohammedaner im Verein mit der Regierung daran gemacht, den Unterrichtsgang der Madrassah zeitgemäßer und zweckentsprechender umzugestalten. Der weltliche Unterricht soll nicht länger von einem Uebermaß religiösen Lehrstoffs erdrückt werden. Vor allem soll auch fortan Geographie und Geschichte in den Unterrichtsplan eingestellt werden. Angesichts dieser Neuerungen ist zu erwarten, daß diese Schulen sich nun der Erfüllung ihrer Aufgabe nähern werden.

III.

Bei dem großen Fortschritt, den die englische Bildung in den letzten 50 Jahren unter den übrigen Völkerschaften Indiens gemacht hat, ist es nicht zu verwundern, wenn sich auch bei den Mohammedanern das Bedürfnis darnach immer mehr zu regen beginnt. Anfänglich waren es nur vereinzelte Stimmen, die nach englischer Bildung und westländischer Kultur verlangten. Aber nach und nach mehrten sie sich und bald konnte man mohammedanische Jünglinge auf den Bänken der öffentlichen Schulen sitzen und mit den Hindus zu den Examenshallen strömen sehen. Dadurch erhielt die Regierung eine Anzahl mohammedanischer Beamten, von denen etliche sehr hoch stiegen und dem Staate schätzenswerte Dienste leisteten. Allein diese Richtung fand ihre erbitterten Gegner. Die orthodoxen Moslemin wollten von der modernen Bildung durchaus nichts wissen und betrachten alle, die einem solchen Verlangen Vorschub leisten, als unwürdige Söhne des Propheten. Nichtsdestoweniger hat die Fortschrittspartei, besonders im Norden des Landes, recht Ansehnliches geleistet. Davon nur ein Beispiel.

Ums Jahr 1875 befaßte sich ein vorurteilsfreier Mohammedaner namens Sir Syed Ahmed mit dem Gedanken, ein englisches College für Mohammedaner zu gründen, das nach europäischem Muster eingerichtet und geleitet werden sollte. Er stieß natürlich bei seinen Glaubensgenossen auf heftigen Widerstand, aber er gewann auch Freunde dafür. Das freundlichste Entgegenkommen fand er bei hochgestellten Engländern und der Regierung. Als er seinen Plan sich verwirklichen sah, beschloß er, hinfort seiner Sache ganz zu leben, gab 1876 seine einträgliche Staatsstelle auf und verlegte seinen Wohnsitz nach Aligarh (zwischen Agra und Delhi), wo kurz vorher ein befriedigender Anfang mit der Schule gemacht worden war. Es war ein vielversprechender Anfang, aber es fehlte an den nötigen Geldmitteln zu einer gedeihlichen Weiterentwicklung. Da wurde die Regierung darauf aufmerksam und beeilte sich, durch tatkräftige Unterstützung das Unternehmen zu fördern. Sowohl aus der Staatskasse als von Privatpersonen flossen ihm reiche Gaben zu. Lord Northbrook allein spendete 10 000 Rupien und Sir William Muir, ein anderer hoher Beamter, ließ es nicht bei einer persönlichen reichen Geldspende bewenden, sondern bewirkte auch, daß die Regierung der Hochschule ein großes Grundstück als Bauplatz schenkte.

Nachdem die mohammedanischen Fürsten den Eifer und die Opferwilligkeit dieser Herren gesehen hatten, steuerten auch sie ihre Scherflein bei. Sofort machte man sich an die Errichtung eines soliden und würdigen Schulgebäudes. Im Jahre 1877 fand die feierliche Grundsteinlegung des ersten Mahomedan Anglo-Oriental College zu Aligarh durch den General-Gouverneur Lord Lytton statt. Bald stand der stattliche Bau nach einem Oxforder Muster fertig da. Die Zahl der Studenten mehrte sich von Jahr zu Jahr, und heute beherbergt das College nicht weniger als 450 Alumnen. Das Institut erfreut sich noch immer der Gunst der englischen Staatsmänner, während es dagegen der großen Masse der Moslemin fortwährend ein Dorn im Auge ist. Letzteres ist deshalb auch der Grund, warum die mohammedanische Hochschule in Aligarh bis jetzt in Indien die einzige ihrer Art geblieben ist. Aber sie ist der Vorbote einer neuen Zeit und hat eine große Zukunft.

Die mohammedanischen Jünglinge werden hier nicht bloß für die höheren Regierungsexamina vorbereitet, sondern man sucht ihnen auch bei aller Betonung der weltlichen Wissenschaft einen sittlichen und religiösen Halt zu geben. Die Graduierten von Aligarh haben denn auch einen guten Ruf. Sie zeichnen sich aus durch ein gediegenes Wissen, durch gute Sitten, einen gesunden Korpsgeist und Liebe zu ihrer alma mater. Ihr religiöser Standpunkt ist kein fanatischer, wenn sie gleich gute Mohammedaner sein wollen.

Aligarh ist nun ohne Zweifel die Hochburg des fortschrittlichen Mohammedanertums in Indien geworden. Der geistige Einfluß, der von hier auf weite Kreise der islamischen Bevölkerung Nordindiens ausgeübt wird, ist schon jetzt ziemlich bedeutend, wird aber je länger je mehr an Bedeutung zunehmen. Trägt man sich doch mit dem Gedanken, das College zu einer regelrechten Universität für Mohammedaner zu erweitern. Es wäre das ein bedeutsamer Schritt, wozu die Regierung gewiß ihre Genehmigung nicht versagen würde. Bedeutsam wäre er schon dadurch, weil es keiner der mohammedanischen Staaten bis jetzt zu einer Universität gebracht hat, weder Persien noch Afghanistan. In Konstantinopel hat sich zwar der Sultan schon seit Jahren mit einem derartigen Plane getragen, aber die Sache ist bis jetzt noch nicht recht gediehen. Wohl wird auch von manchen die mohammedanische Schule der großen Al-Azhar-Moschee in Aegypten als Universität bezeichnet, aber das ist nicht ganz zutreffend, denn es handelt sich dort höchstens um eine theologische Akademie des Islam. Alle weltliche

Wissenschaft wird da ignoriert. Aligarh hingegen soll zu einer Hochschule erhoben werden, in der wie gesagt alle Zweige der Wissenschaft vertreten sein sollen. Das wäre somit die erste moderne Mohammedaner-Universität überhaupt, und zwar stünde dieselbe unter dem Schutze einer christlichen Regierung. Ihre Bedeutung wäre eine überaus weitreichende, denn es ist sicher anzunehmen, daß sie nicht bloß von indischen Mohammedanern, sondern auch von solchen aus allen islamischen Gebieten besucht werden würde. Zu ihrer Errichtung fehlt nur noch das nötige Kapital von einer Million Rupien. Von dieser Summe soll bis jetzt etwa ein Sechstel aufgebracht sein.

IV.

Eine schätzenswerte Frucht der Fortschritts-Bewegung sind auch die mohammedanischen Erziehungs-Konferenzen, die vor etwa 16 Jahren ins Leben gerufen worden sind. Zu diesem Zweck versammeln sich alljährlich angesehene Mohammedaner aus den verschiedensten Gegenden Indiens in einer größeren Stadt und suchen das Interesse für mohammedanische Erziehung anzuregen und zu fördern. Bis vor kurzem beschränkten sich diese Konferenzen meist auf den Norden des Landes, wo sich auf ihre Anregung hin in allen bedeutenderen Städten Gesellschaften und Vereine zur Förderung der Fortschrittsbestrebungen bildeten. Zwar stemmt sich die orthodoxe Partei mit aller Gewalt dagegen und schleudert ihren Bannstrahl gegen die Teilnehmer der Konferenzen, aber ihre Opposition ist vergebliche Mühe. Stetig und sicher gewinnt die Fortschrittspartei an Bedeutung, und Jahr um Jahr erweitert sich ihre Einflußsphäre.

Bis vor wenigen Jahren war die Madras-Präsidentschaft von dieser Bewegung kaum berührt worden. Heute ist sie aber auch hier in vollem Gange. Ungeachtet der vielen Vorurteile der Mohammedaner im Süden Indiens, trotz ihrer unglaublichen Interesselosigkeit an allem, was zu wissenschaftlicher Bildung gehört, ist es der mohammedanischen Erziehungs-Konferenz gelungen, ihre 15. Sitzung nach Madras zu verlegen. Die Veranstalter sahen sich allerdings genötigt, die Unterstützung von wohlwollenden Europäern und Hindus in Anspruch zu nehmen, aber das tat der Sache keinen

Eintrag. Erst als die ängstlich zurückhaltenden Mohammedaner von Madras die allgemeine Teilnahme sahen, kamen sie verschämt aus ihren Schmollwinkeln hervor und halfen die Lücken ausfüllen.

Diese denkwürdige Konferenz tagte zwischen Weihnachten und Neujahr des Jahres 1901. Justizrat Boddham, ein Engländer, der merkwürdigerweise zum Vorsitzenden gewählt worden war, eröffnete sie mit einer gehaltvollen Rede, worin er auf die Schäden der bisherigen mohammedanischen Jugenderziehung hinwies und auch für Südindien neue Bahnen einzuschlagen empfahl. Mit loyalen Kundgebungen gegenüber Kaiser und Regierung wurden die Verhandlungen begonnen. Das Lokal-Komitee, das sich zur Veranstaltung der Konferenz gebildet hatte, wurde sofort zu einer permanenten Körperschaft im Dienste der Sache ernannt. Sie besteht seitdem unter dem Namen „Verein für mohammedanische Erziehung in der Madras-Präsidentschaft". Aufgabe des Vereins ist: die Verbindung mit ähnlichen Vereinen und Gesellschaften in Indien aufrecht zu erhalten und die gemeinsamen Ziele innerhalb seines Bereichs möglichst zu fördern.

Unter den Hauptgegenständen, die auf der Konferenz zur Beratung kamen, war auch die Universitätsfrage. Dabei hatte man natürlich Aligarh im Auge. Nach dem Vorschlag der Konferenzmitglieder soll die neue Universität nicht bloß eine Examenskommission, wie die übrigen indischen Universitäten, darstellen, sondern eine unterrichtende Universität mit einem Stab von Professoren. — Ferner kam auch die Frage zur Verhandlung, in welcher Weise der Religionsunterricht mit dem Unterricht in weltlichen Fächern verbunden werden könnte. Denn daß das Studium des Korans in den mohammedanischen Schulen nicht vernachlässigt werden dürfe, das wurde mit allem Nachdruck betont. In den von Mohammedanern geleiteten Schulen verstand sich das bis jetzt von selbst, aber es geschah, wie schon gesagt, hierin zu viel. Die Konferenz beriet deshalb über die Mittel und Wege, diesen Mißstand abzustellen und ein richtiges Verhältnis zwischen religiöser und weltlicher Bildung herzustellen. Es soll aber auch Religionsunterricht für die islamische Jugend eingeführt werden, die unter dem Zwange der Verhältnisse in nichtmohammedanischen Schulen zu studieren genötigt ist. Zu diesem Zwecke soll die Regierung ersucht werden, in solchen Fällen zu gestatten, daß die Eltern besondere Vorkeh-

rungen für einen regelmäßigen Religionsunterricht ihrer Kinder in Verbindung mit der Schule treffen dürfen. Die Regierung würde dem jedenfalls nicht im Wege stehen. Eine andere Frage ist nun die, ob die Mohammedaner im gegebenen Falle auch wirklich einen Religionslehrer anstellen und unterhalten werden. Ein ähnlicher Fall wurde nämlich schon vor Jahren einmal in Nordindien gestellt, aber man weiß nur von einem einzigen Religionslehrer, der von ihnen unterhalten wurde.

Ein sehr erfreuliches Zeichen, das einen Umschwung in der Gedankenwelt der indischen Mohammedaner erkennen ließ, war auch die Tatsache, daß sich die Konferenz mit der Schulbildung mohammedanischer Mädchen befaßte. Es wäre in der Tat der mohammedanischen Frauenwelt von Herzen zu gönnen, daß endlich ein Strahl des Lichts in das Dunkel der Unwissenheit und Abgeschlossenheit fiele. Zwar besteht bereits in Madras eine mohammedanische Mädchenschule, aber sie hat bis jetzt nur ein kümmerliches Dasein gefristet. Dieser Schule soll nun nach Kräften aufgeholfen werden. Auch soll wenn möglich eine zweite ins Dasein gerufen werden. Wie verständnisvoll die Mitglieder der Konferenz in dieser Angelegenheit urteilten, zeigt der Ausspruch: „Die Schulbildung, die wir einem Knaben geben, kommt meistens nur ihm selber zugute; geben wir sie aber einem Mädchen, so wird die ganze Familie davon Nutzen haben."

V.

Es ist klar, daß solche Konferenzen einen entschiedenen Fortschritt unter den Mohammedanern Indiens bedeuten. Ihre Wirkungen müssen sich weithin fühlbar machen. Wir haben auch schon Anzeichen davon, daß infolge der Konferenz zu Madras der Süden Indiens dem Norden auf der Bahn der freieren Entwicklung nachfolgen wird. Nur darf man in seinen Erwartungen nicht allzu sanguinisch sein. Die Freunde der neuen Bewegung werden viele Schwierigkeiten zu überwinden haben. Die Feinde der Reform werden ihnen überall das Feld streitig zu machen suchen. Besonders die mächtige Priesterschaft wird alles aufbieten, um sie fernzuhalten. Auch von der englischen Regierung, so sehr diese den Fortschritt begünstigt, haben sie keine Geldmittel für die geplanten

Reformen zu erwarten. Dieser Erkenntnis verdankt wohl auch die Losung ihren Ursprung: „Selbstvertrauen und Selbsthilfe." Die Reformpartei wird sich deshalb zunächst an die höheren Kreise ihrer Glaubensgenossen wenden. Bis aber die große Masse des mohammedanischen Volkes von ihrem Einfluß berührt werden wird, können noch viele Jahre vergehen. Immerhin sehen wir, daß geistige Kräfte tätig sind, die für die Zukunft bestimmend sein werden.

Was hat nun aber diese neue Entwicklung der Dinge, soweit sie den Islam in Indien und insbesondere die Zunahme der abendländischen Bildung betrifft, für das Reich Gottes zu bedeuten?

Faßt man die Tendenz ins Auge, die den Reformplänen zu Grunde liegt, und zieht man in Betracht, daß die Mohammedaner die erworbenen Kenntnisse als scharfe Waffen gegen das Christentum zu kehren gedenken, wie dies im Norden Indiens zum Teil schon geschieht, so könnte man der Ansicht sein, der Fortschritt sei im Interesse der christlichen Mission nur zu bedauern. Sieht man jedoch genauer zu, so kann die Sache doch wohl auch in einem andern Lichte erscheinen. Für die christliche Mission ist nichts zu fürchten, denn das Christentum kann sich sehr wohl auf dem geistigen Gebiete mit dem Islam messen. Wir lassen deshalb die Verfechter der englischen Bildung unter den Mohammedanern ruhig damit prahlen, daß sie dereinst den Missionaren siegreich begegnen und Europa mit den Lehren des Islam beglücken werden. Dieses Gerede macht uns keinen Eindruck. Jeder indische Missionar weiß es zu schätzen, wenn sein Gegner so viel Bildung besitzt, daß er den Gesetzen gesunden, logischen Denkens folgen kann, wogegen es ihm oft genug unmöglich gemacht wird, zu argumentieren, wenn derselbe aus Mangel an Bildung keine Beweisführung zu verstehen vermag. Das letztere ist nun bei sehr vielen Moslemin der Fall. Ist also Aussicht vorhanden, daß das anders wird, so kann sich der Missionar nur freuen und er darf eher auf ein Entgegenkommen und Verständnis seines Gegners hoffen.

Ferner wird es sich bei einem geistigen Kampfe zwischen dem Christentum und Islam bald zeigen, daß die Religion Mohammeds unfähig ist, ihren Anspruch auf die Stellung als Weltreligion dem Christentum gegenüber auf die Länge zu behaupten. Wir begrüßen deshalb schon darum diesen Umschwung der Dinge, der

sich in neuerer Zeit in weiten Kreisen des indischen Islam angebahnt hat. Aber auch noch aus einem andern Grunde. Die Erfahrung lehrt, daß die Bekanntschaft mit europäischer Wissenschaft auf viele Mohammedaner einen ernüchternden Einfluß ausgeübt hat. Werden nun die meist fanatischen Anhänger Mohammeds künftighin durch eine gute Bildung in den Stand gesetzt, selbständig zu vergleichen und zu prüfen, so wird mancher Mohammedaner, der aus der Wahrheit ist, leichter dazu geführt werden, die Wahrheit im Christentum zu erkennen. Jedenfalls werden viele toleranter und freundlicher werden, und findet einmal das Christentum auf diesem Wege Freunde, ja Vorkämpfer im feindlichen Lager, so wird sich die bisher als uneinnehmbar geltende Festung des Islam um so eher erstürmen lassen.

Der letzte große geistige Kampf zwischen der Religion Jesu und der des falschen Propheten Mohammed steht noch bevor. Er wird heiß sein, aber ausgekämpft muß er werden. Es gibt zur Zeit kein Land und kein Gebiet, wo es so nahe liegt, ihn aufzunehmen; denn nirgends haben beide so viel Fühlung miteinander als in Britisch-Indien, und nirgends ist der Boden ein so neutraler, auf dem beiden volle Freiheit in Wort und Schrift gewährt ist. Darum sind wir getrost und sehen der ferneren Entwicklung mit Zuversicht entgegen.

Ein Blick auf Korea.*)

Die politische Stellung eines Missionars in Ostasien — welcher Kirchengemeinschaft er auch angehören möge — ist vertragsmäßig festgestellt. In China, Korea, und seit neuerdings auch in Japan garantieren die mit den verschiedenen Mächten abgeschlossenen Verträge die Freiheit und Gerechtsame des Missionars wie die des Kaufmanns, des Reisenden und des Konsuls, und zwar unabhängig von der Jurisdiktion jener Länder. Der Konsul ist für sie die Behörde, der die Gerichtsbarkeit über seine Landsleute ausübt, wie sie ihm das Gesetz des

*) Nach: The East and the West. 1904.

von ihm vertretenen Landes vorschreibt. Sein Rechtsspruch ist endgültig und rechtskräftig, obschon die eine und andere Partei noch an einen höheren Gerichtshof appellieren kann. Demnach gleicht die rechtliche Stellung eines Missionars in China und Korea der eines Kolonisten, und er hat sich demnach nicht bloß als ein Ansässiger im fremden Lande zu betrachten, wie man das gewöhnlich annimmt. Denn so lange der Vertrag mit seiner Regierung respektiert wird, erfreut er sich desselben Schutzes, wie wenn er in seinem Heimatlande lebte. So kann z. B. der Engländer auch in Korea sagen: „my home is my castle“ (mein Heim ist mein Schloß). Er ist nur seinem Konsul verantwortlich, der ihm die Rechtsbestimmungen der Verträge auslegt, ihn seine Verpflichtungen wissen läßt, ihm Rat in schwierigen Fällen erteilt, Pässe ausstellt, das Grundeigentum registriert — mit einem Wort: ihm in jeder Hinsicht behilflich ist, seinem Geschäft und Beruf zu leben, wie es ihm eben die Verträge mit Korea gestatten.

In Korea darf jeder Brite gemäß den Verträgen Land erwerben in den verschiedenen Vertragshäfen und außerhalb dieser in einem Umkreis von etwas mehr als drei englischen Meilen. Die Registrierung dieses Eigentums durch das britische Konsulat wird beim Auswärtigen Amt von Korea eingetragen. Ueber die Grenze von drei Meilen hinaus darf er zwar auch Land erwerben und Häuser bauen, aber auf sein eigenes Risiko hin, indem solcher Besitz nicht gesetzlich registriert wird. Außerhalb dieser Grenzen aber wird er als Reisender angesehen, der mit einem Paß versehen sein muß. Ein solcher ist jedoch ohne Schwierigkeit zu erhalten. Eine Ausnahme davon machen indes in besonderen Fällen Ausländer, die, unabhängig von den Verträgen, von der koreanischen Regierung Konzessionen für den Bergbau und andere Unternehmungen erhalten haben.

Im chinesischen Reiche ist der Missionar in die Bestimmungen der Verträge mit eingeschlossen. Das ist aber in Korea nicht in dem Maße der Fall. Hier scheint er seine Stellung zwischen einem Kaufmann und einem Reisenden einzunehmen. Nur als solcher kann er Eigentum erwerben, denn eine kirchliche oder religiöse Gesellschaft ist hier nicht gesetzlich anerkannt. Doch genießt er den Schutz seiner Regierung, die dagegen von ihm erwartet, daß er sich genau nach den Bestimmungen richtet, wonach ihm jener Schutz gewährt wird.

Unter dem Schutz dieser Verträge leben gegenwärtig eine Anzahl französischer Priester unter einem Titularbischof in Söul, sowie Vertreter der presbyterianischen, methodistischen, bischöflichen und baptistischen Mission. Außerdem besteht eine kleine anglikanische Mission, die vor allem die wenigen Engländer im Lande kirchlich bedient und außerdem vier Missionsplätze für die Koreaner und eine Station für die Japaner unterhält. Von allen zuletzt hat sich auch ein russischer Archimandrit eingefunden, der mit seinem Missionspersonal seinen Sitz dicht neben der russischen Gesandtschaft in Söul aufgeschlagen hat.

Innerhalb dieser engen Grenzen, aber mit umso größerem Erfolg wird nun das Evangelium seit zwanzig Jahren in Korea gepredigt, in einem Lande, das etwa so groß ist wie England, Schottland und Wales zusammen, mit einer Bevölkerung, die auf 12 bis 15 Millionen Seelen geschätzt wird, worunter sich etwa 20 000 Christen befinden mögen. Das Christentum ist demnach noch sehr schwach vertreten. Doch hat die koreanische Regierung seiner Verbreitung nie den geringsten Widerstand entgegengestellt, und obschon die Strafgesetze gegen das Christentum und den Verkauf von christlicher Literatur noch nicht widerrufen sind, hat doch bis jetzt keinerlei Verfolgung von seiten der Regierung gegen solche, die zur „fremden Religion" übertraten, stattgefunden. Zwar leisteten ab und zu die Angehörigen von solchen, die sich dem Christentum zuwandten, und einzelne Volksklassen einigen Widerstand, aber im ganzen war derselbe nicht so erheblich, daß er als besonderer Druck empfunden wurde. Dieser Mangel an Opposition hat aber seinen Grund keineswegs in einer geheimen oder offenen Sympathie mit den abendländischen Ideen.

Infolge der nahen Beziehungen mit China und des seit Jahrhunderten überwiegenden chinesischen Einflusses hat Korea auch von dem „Großen Land", wie China genannt wird, seine Sittenlehre und Literatur entlehnt. Jeder Koreaner ist bewußt oder unbewußt ein Konfuzianer, und die chinesischen Klassiker sind heutzutage die einzigen Bücher, mit deren Inhalt der Koreaner bekannt sein muß, wenn er Anspruch auf Bildung machen will. Nicht daß die chinesische Zeichenschrift die einzige Schreibschrift wäre, die den Bewohnern Koreas bekannt ist; für die Ungebildeten, d. h. für die Masse des Volks, besteht eine Silbenschrift, die von jedermann

verstanden wird und wodurch alle Laute der gegenwärtig in Korea gesprochenen Sprache leicht wiedergegeben werden können. Letztere ist weder das Chinesische noch das Japanische und bildet ein eigenes Idiom, sodaß in Korea zwei Sprachen bestehen: die eine, die zwar geschrieben, aber nicht gesprochen wird, die andere, die gesprochen, aber nicht geschrieben wird, außer von den Ungebildeten. In den bestehenden Schulen — und zwar findet sich in jedem Dorf eine Art von Gelehrter, der eine Schule etabliert — ist es das Bestreben der Schüler, vor allem Chinesisch lesen und schreiben zu lernen, und das ist es auch allein, worin der Schulmeister zu unterrichten imstande ist. Wie dies aber mit der Literatur der Fall ist, so verhält sichs auch mit der Sittenlehre. Die Philosophie des Konfuzius — denn viel mehr ist dessen Lehre nicht — versieht in Korea wie in China den Dienst als Religion; d. h. der Konfuzianismus hat mehr oder weniger die Anschauungen und Sitten des Volkes bestimmt, aber nebenher läßt derselbe alle möglichen Religionsformen zu, soweit sie sich mit ihm vertragen.

Wie in China, so bezeugt auch in Korea die Anwesenheit buddhistischer Klöster, die sich an abgelegenen und besonders in den gebirgigen Gegenden des Landes erheben, daß einmal der Buddhismus hier seine Macht entfaltet hat. Daß dies aber nicht mehr der Fall ist, läßt die Tatsache erkennen, daß man heutzutage in den Städten weder Klöster noch Mönche antrifft und daß letztere gesellschaftlich noch unter den Sklaven stehen. Aber jeder Mensch muß eine Religion haben und diese besteht in Korea der Hauptsache nach in einem weitverbreiteten, tiefsitzenden Glauben an böse Geister, die man weder durch eine Priesterschaft noch in Tempeln zu versöhnen sucht, sondern durch irgendwelche einzelne Persönlichkeiten, und zwar auf alle mögliche Weise: unter Bäumen, an Gräbern, wo den Ahnen allerlei Opfer an Reis u. dgl. dargebracht werden, und in den Wohnungen, wo die Ahnentafeln eine regelmäßige Verehrung von den Insassen erfordern. Krankheit und Tod wird jedesmal als die Folge einer Besessenheit von einem bösen Geist angesehen, wobei man die Geister durch die Beschwörungskunst von Zauberern auszutreiben sucht. Aber so gesucht auch deren Wirksamkeit ist, so gilt doch ihr Beruf als verachtet und ehrlos.

Der Missionar hat es demnach zwar mit einem verhältnis-

mäßig gebildeten, aber höchst abergläubischen und unwissenden Volke zu tun. Dagegen sieht er sich manchen Schwierigkeiten nicht gegenüber, die ihm in andern Ländern entgegentreten, wo sich heidnische Tempel erheben, zahllose Priester einen beherrschenden Einfluß ausüben und ein Ritual besteht, das durch lange Uebung und getragen von einer heiligen Literatur in den Herzen der Heiden festgewurzelt ist. Aber kommen auch für den Missionar in Korea derartige Schwierigkeiten nicht in Betracht, so sind es doch andere Hemmnisse, mit denen er zu rechnen hat, und die sich weit schwieriger gestalten als selbst in China, wo alle Religionen mehr oder weniger Aufnahme finden, wenn sie sich dem herrschenden Konfuzianismus unterordnen lassen. Ob nun diese Schwierigkeiten der angeborenen Charakterschwäche des Volks zuzuschreiben sind, oder der von jeher schlechten Regierung, oder dem Einfluß des Klimas auf eine Rasse, die sich dem reichen und fruchtbaren Lande nie recht anpassen konnte, oder aber allen drei Umständen zusammen, das läßt sich nicht wohl ausmachen. Kurz, die Schwierigkeiten sind da und man stößt auf sie mit jedem Schritt und Tritt.

Trotz seiner Armut verabscheut der Koreaner jede Arbeit, die ihm einfach als unwürdig erscheint. Bei all seiner Faulheit liebt er aber das Geld und ist geizig und habsüchtig. Obschon er arm ist und wenig besitzt, ist er doch überaus eitel in seinem persönlichen Auftreten; ein kleiner Spiegel, den er so oft als möglich benützt, gehört selbst zu den unentbehrlichsten Habseligkeiten, die der Kuli in seinem Beutel mit sich führt. Sie kleiden sich gern von oben bis unten in Weiß, aber dessenungeachtet sind ihre Kleider, ihre ganze Person, ihre Gewohnheiten und ihre Umgebung für unsere Sinnesorgane geradezu abstoßend.

Obschon die Koreaner Monogamisten sind, ist bei ihnen, sofern es dem einzelnen der Geldbeutel erlaubt, das Konkubinat in ausgiebigster Weise gestattet. Dagegen besteht anderseits eine tiefe, unüberbrückbare Kluft zwischen dem Sprößling der rechtmäßigen Frau und dem der Nebenfrau, die im eigentlichen Sinne des Worts illegitim und rechtlos ist. Zwischen den Ehegatten und den einzelnen Familiengliedern besteht häufig eine echte, aufrichtige Liebe, besonders unter den ärmeren Volksklassen, denen die Armut das störende Element einer Nebenfrau im Hause nicht zuläßt, aber von einer Erziehung der Kinder weiß man wenig oder nichts. Die

Eltern lieben ihre Kinder, aber in unverständiger Weise, sodaß sie dieselben durch ihre Affenliebe gänzlich verziehen. Eine Bestrafung von Unarten findet selten statt, außer wenn die Kinder die Eltern allzusehr zum Zorn reizen. Aber im ganzen muß man sich wundern, daß das Familienleben verhältnismäßig noch erträglich ist. Der verheiratete Stand ist in Korea hochgeachtet. Keiner wird als Mann angesehen, bis er nicht verheiratet und mit der Toga virilis (dem Gewand der Männlichkeit) angetan ist, die beim Koreaner darin besteht, daß er eine ungewöhnlich durchsichtige Krone von leichtem Material aufsetzt, die einem hohen, zugespitzten, breitrandigen Hute ähnlich sieht. Mit der Heirat selber haben aber die beiden betreffenden Personen nichts zu tun. Sowohl der künftige Ehegatte wie sein Weib sind einander unbekannt bis nach Vollzug derselben, indem die beiderseitigen Eltern mit Hilfe eines gemeinschaftlichen Freundes für das Zustandekommen der Heirat Sorge tragen. Ist dann aber einmal die Koreanerin verheiratet und darf sie sich einer guten Herkunft rühmen und sich eine Dienerin halten, so verschwindet sie für immer von der Bildfläche. Sie zieht sich von der Außenwelt zurück und lebt abgeschlossen für jedermann, außer für ihren Gatten und die Kinder, in den Frauengemächern. Aber diese Abgeschlossenheit wird nicht etwa als ein hartes Los betrachtet, sondern vielmehr als ein Vorrecht, das einer Dame von gutem Stande zukommt und als solches wertgeschätzt wird. Ungeachtet dieses zurückgezogenen und abgeschlossenen Lebens, und obschon die koreanische Frau kein Chinesisch versteht und von ihrem Gatten nur als ein „Gegenstand" und nicht als Gefährtin des Lebens betrachtet wird, hat sie doch nicht selten das Heft in den Händen und weiß dieses im Hause zu gebrauchen.

Damit sind nur einige wenige Schwierigkeiten angedeutet, mit denen es der Missionar in Korea zu tun hat. Zum Teil sind dieselben, wie man sich denken kann, durch die schändliche Mißwirtschaft der Regierung hervorgerufen, und diese wird auch als solche fortdauern, solange dieselbe in der heutigen Form besteht. Sollte aber einmal dieses Unterdrückungssystem der sogenannten Regierung dahinfallen und den Millionen Koreas Sicherheit für Leben und Eigentum gewährleistet sein, Recht und Gerechtigkeit für die Unterdrückten wie für die Uebeltäter gleichermaßen geübt und eine proportionale Besteuerung eingeführt werden, dann wird

der Industrie, wirtschaftlicher Unterneh-
nz und Loyalität möglich sein. Aber wann
Bei der allgemein herrschenden Selbstsucht
der Dinge kaum zu erwarten. Nach dem Kriege
nd Japan glaubten manche auf eine bessere Zu-
offen zu dürfen. Aber ihre Hoffnungen wurden
wiederum ist ein Zeitpunkt eingetreten, da von
Besten her die Legionen fremder Kriegsvölker sich in
an seinen Grenzen sammeln, um im eigenen Interesse
ttkampf zu messen. Aber im Interesse der Rechte und
e Koreas, das vor 20 Jahren noch ein Einsiedler-König-
r, erhebt niemand seine Stimme. Man nimmt allgemein
ß Korea in seiner heutigen Lage: ohne Armee, ohne Marine,
Polizeitruppe, ohne geordneten Staatshaushalt, mit bankerotter
atzkammer und mit einer unersättlichen Gier nach Geldanleihen
d Geldverschwendung bei dem geringsten Druck von außen her
zusammenbrechen und allen Forderungen widerstandslos nachgeben
wird. Aber die, welche die Koreaner kennen, teilen diese Mei-
nung nicht. Sie mögen scheinbar nachgeben, aber sie werden sich
wieder erheben, und zwar in einer Weise, wie man es von ihnen
nicht erwartet hat. Korea steht anders da wie sein großer Nach-
bar, das weite China: es ist gleichartig; die Dynastie und das
Volk sind eins und stehen zusammen. Die Nation, die sich etwa
Koreas bemächtigen sollte, wird finden, daß damit erst der Anfang
gemacht ist.

Inzwischen mögen die Missionare unter dem Schutz der Ver-
träge ihr selbstloses Werk weiter treiben. Sie werden dabei finden,
daß in Korea wie anderwärts die größten Schwierigkeiten für ihre
Arbeit nicht allein am Volk, nicht einmal an der Regierung liegen,
sondern vornehmlich am Zusammentreffen so vieler Vertreter der
abendländischen Civilisation auf verhältnismäßig kleinem Raum —
einer Civilisation, die in manchen seiner Vertreter vom Heidentum
nicht zu unterscheiden ist. Den Missionaren aber ist dadurch ihre
Arbeit äußerst erschwert, wenn europäische Christen in ihrem Handel
und Wandel den Heiden ein schlechtes Beispiel geben. Denn da-
mit schmieden sie die Fesseln des unglücklichen Landes noch fester,
anstatt ihm zu der Freiheit zu verhelfen, deren es bedarf.

Ein vergessener Missionsheld.

Von Archidiakonus F. Büttner.

Unter allen Missionsfeldern auf dem ganzen weiten Erdenrund sind die steinigsten und unfruchtbarsten dort zu finden, wo der Halbmond, das Zeichen des falschen Propheten Mohammed, auf den Türmen der Minarets steht. In Süd-, Ost-, West- und Mittel-Afrika haben die Missionare den Samen des Evangeliums in uralt heidnischen Landen ausgestreut. Bevor das neue Missionszeitalter begonnen hat, ist dahin nie auch nur ein verlorener Strahl des ewigen Lichts gedrungen. Aber zusehends ist es dort lichter und immer lichter geworden. Dagegen ist das einst christliche Nordafrika stockmohammedanisch geworden. Bis auf den heutigen Tag ist es für die evangelische Mission so gut wie verschlossen. Und doch hat hier die evangelische Mission ihre Arbeit um dieselbe Zeit begonnen, in welcher sie im äußersten Süden des schwarzen Erdteils angefangen hat. An beiden Orten ist es die Brüdergemeine gewesen, welche des Heilandes letzten Befehl in Afrika zu vollziehen anhub. Von Schmidt, dem ersten Missionar der Hottentotten, von dem durch ihn in der Pavianskloof, dem heutigen Gnadental, gepflanzten Birnbaum, von seinem den Schwarzen hinterlassenen Neuen Testament und der alten Lena, welche die letzten Blätter des zerlesenen Buches den ein Menschenalter nach Schmidts Tode eintreffenden Missionaren zeigte, weiß hoffentlich jeder der lieben Leser. Und wer es nicht weiß, mag sich schämen und diese Lücke seines Wissens schnell ausfüllen. Aber von dem ersten evangelischen Missionar Nordafrikas wissen nicht viele. Vergessen, wie in Afrika sein Grab, ist in der Missionsgemeinde sein Name. Und doch ist er es wert, der Vergessenheit entrissen zu werden.

1. Wer er war.

In der alten ehemaligen Hansastadt Stralsund lebte er zu Anfang des 18. Jahrhunderts als wohlhabender Kaufmann, der treffliche Abraham Ehrenfried Richter. Er war ein rühriger, weitausschauender Mann. Aber die Zeiten waren hart. Die Blütezeit Stralsunds lag weit zurück, die alte Freiheit war verloren gegangen. Zwar Wallensteins unaufhaltsamer Siegeslauf war vor Stralsunds Mauern ins Stocken geraten. Aber die Freiheit, die es vor dem Friedländer

gerettet, hatte Stralsund an den Schwedenkönig verloren. So war es hineingezogen in den nordischen Krieg. Das letzte Bollwerk schwedischer Macht auf deutschem Boden wurde von Dänen, Preußen und Russen hart bedrängt. Vergeblich war Karl XII. in jenem berühmten Gewaltritt von Bender zu Stralsunds Rettung herbeigeeilt. Auch der große Kriegsheld konnte die Feste gegen Uebermacht nicht halten. Stralsund fiel, durch Friedrich Wilhelms Riesenregiment von der See abgeschnitten, in die Hände der Verbündeten. Wohl mußte die Stadt nochmals in schwedische Hände zurückgegeben werden, nicht zum Vorteil für die Bewohner, die erst ein Jahrhundert später unter den Fittichen des preußischen Adlers geborgen wurden. Schweres hatten die Wehrlosen in jener, vom Volk noch heute Moskoviterkrieg genannten, übel verrufenen Zeit durchzumachen.

Zu denen, welche damals am härtesten heimgesucht wurden, gehörte unser Richter. Als endlich wieder Friede im Lande herrschte, war der vorher zu den reichsten zählende Mann nicht gerade arm geworden, aber von all seinem Reichtum war ihm nicht mehr geblieben, als zum Leben eben nötig war. In der harten Schule des Leidens hatte Richter den Wert der unvergänglichen Güter schätzen gelernt. Der Tod seiner inniggeliebten Frau hatte vollends dazu beigetragen. Da er seinen Kindern keine namhaften irdischen Schätze mehr hinterlassen konnte, wollte er ihnen eine auf die Ewigkeitswelt berechnete Erziehung angedeihen lassen. Zu dem Zweck wandte er sich an die eben aufblühende Brüdergemeine nach Herrnhut; denn er schloß ganz richtig, daß er unter den von aller Welt gescholtenen und verhöhnten Brüdern am ehesten den Mann finden werde, den er für die Erziehung seiner Kinder wünschte. Von Herrnhut erhielt er zusagende Antwort auf sein Gesuch.

Nicht lange danach erschien im Richterschen Hause ein hochgewachsener, nicht mehr ganz junger Mann und stellte sich als Ludwig von Freydeck aus Herrnhut vor. Vom ersten Augenblick an gefiel der Ankömmling seinem Prinzipal durch sein freimütiges, herzgewinnendes Wesen. Aber davon ließ er sich nichts träumen, daß der bestgehaßte Mann jener Tage in sein Haus eingekehrt war. Denn Ludwig von Freydeck war niemand anders als der vielverketzerte Graf Ludwig von Zinzendorf, der Begründer der Brüdergemeine. Der fühlte sich berufen, seinem Heiland als Prediger des Evangeliums zu dienen. Dem Jüngling war durch Vorurteil seiner hochadligen Familie der Weg zur Kanzel gewehrt worden. Nun war er zwar der Bande, die ihn an den Hof und Justizdienst geknüpft hatten, los und ledig geworden. Aber weit über die Grenzen seines sächsischen Heimatlandes galt er als ein Sektenstifter, der die Gewissen verwirrte. Daß er in seinem Herzen wie in seiner Lehre ein guter lutherischer

Christ sei, wollte von den heimischen Zionswächtern niemand gelten lassen. Deshalb hatte Zinzendorf beschlossen, sich in dem um seiner lutherischen Rechtgläubigkeit willen damals hochberühmten Stralsund das Zeugnis zu holen, daß er auf dem Boden der gesunden reinen Lehre stehe. Das Gesuch, welches Richter nach Herrnhut gerichtet hatte, war ihm deshalb sehr willkommen gewesen. Nach langen Beratungen in der Brüdergemeine hatte man das Los geworfen, um durch dasselbe den Herrn entscheiden zu lassen, ob der Graf den Ruf als Hauslehrer annehmen sollte oder nicht. Die Entscheidung war bejahend ausgefallen. So war Zinzendorf nach Stralsund gekommen. Das war am Ende des März 1734.

Mit dem Eifer, welcher seiner feurigen Natur eigen war, trat Zinzendorf das ihm übertragene Amt an. Was er als Hauslehrer den Kindern Richters gewesen ist und genützt hat, darüber schweigen die Quellen. Aber das wird uns berichtet, daß der Vater sich zu dem frommen, vielseitig gebildeten, beredten Hauslehrer von Tag zu Tag mehr hingezogen fühlte. Und andern Männern in Stralsund ging es nicht anders. Vor allem der Superintendent Langemak fand Gefallen an dem Kandidaten aus Sachsen. Auf seine Aufforderung hat Zinzendorf am Sonntag Judika 1734 in der altehrwürdigen Nikolaikirche zu Stralsund zum ersten Male die Kanzel bestiegen. Es liegt nicht in unserer Absicht, Zinzendorfs Abenteuer ausführlich zu schildern. Nur so viel sei mitgeteilt, daß er sein Inkognito nicht lange zu wahren vermochte. Aber was er in Stralsund gesucht hatte, ward ihm zu teil. Nach gründlicher eingehender Prüfung wurde dem Grafen von dem Superintendenten Langemak und D. Sibeth ein Zeugnis seiner theologischen Gelehrsamkeit und Rechtgläubigkeit ausgestellt, auf Grund dessen er als geprüfter Kandidat des Predigtamts aller Orten die Kanzel zu besteigen berechtigt war. Nachdem Zinzendorf seine Absicht erreicht hatte, schickte er sich zur Heimkehr nach Herrnhut an. Kaum sechs Wochen war er in Stralsund gewesen. Aber er hat dort Segensspuren hinterlassen. Es sind uns von einem Oberstleutnant von Krassow — der Name hat in den kirchlichen Kreisen Pommerns bis heutigen Tages einen guten Klang — kurze Aufzeichnungen aus jener Zeit erhalten worden. Dort heißt es: „den 25. April 1734, Ostersonntag: den sächsischen Kandidaten predigen gehört. Gott lasse es in ein gut Land fallen, damit der Same nicht von den Vögeln der Weltsorgen aufgefressen werde.“ Ein späterer Zusatz bemerkt: „Ist der seelige inkomparable Graf Zinzendorf gewesen.“

Den tiefsten Eindruck von Zinzendorfs Persönlichkeit hatte in Stralsund sein Prinzipal Richter empfangen. Die Zeit der Trübsal

hatte sein Herz für das Evangelium empfänglich gemacht. Schon der Umstand, daß er für seine Kinder einen Hauslehrer aus Herrnhut kommen ließ, beweist ja, daß er sich zur Brüdergemeine hingezogen fühlte. Der tägliche Umgang mit dem geistesmächtigen und vom heiligen Geist erfüllten Zinzendorf hatte es Richter vollends angetan. Bald nach dessen Abreise beeilte sich Richter, seine Geschäfte in Stralsund abzuschließen. Was ihm an Eigentum geblieben war, verkaufte er und siedelte mit seinen Kindern nach Herrnhut über, um im Schoß der Brüdergemeine ein Leben zu führen, wie es seine Seele begehrte. Nachdem er sein Vermögen zu gleichen Teilen seinen Kindern übergeben hatte, kaufte er sich für die letzten 1000 Taler, die er sich zurückbehalten hatte, in Herrnhut ein kleines Eigentum. Hier gedachte er seine Tage in der Stille zu beschließen. Aber es kam anders, als er es sich gedacht hatte.

2. Wie Richter Missionar ward.

Herrnhut war wohl ein kleiner von der großen Heerstraße abseits gelegener Flecken, aber es war eine Stadt, die auf dem Berge liegt. Die kann nicht verborgen bleiben. In Haß und Liebe waren die Blicke vieler, nicht bloß in Deutschland, sondern auch in überseeischen Ländern hierher gerichtet. Aber weiter noch gingen die Blicke und Gedanken der Herrnhuter Brüder hinaus in alle Welt, seitdem aus dem kleinen Flecken der Lausitz die ersten Glaubensboten ausgezogen waren. 1732 waren die ersten Brüder nach Westindien gezogen. Im folgenden Jahre sandte die Brüdergemeine ihre Boten nach Grönland. In Nordamerika landeten sie 1734. Zwei Jahre darauf war Schmidt zu den Hottentotten nach Südafrika gegangen. Kurz, man machte hier ganzen, vollen Ernst mit dem Befehl des Heilandes: Gehet hin in alle Welt. Aber nicht eigenwillig wollten die Brüder sich ihr Arbeitsfeld suchen, sondern dem Willen des Herrn allein wollten sie folgen. Man wollte nicht selbstgewählte Wege gehn, noch verschlossene Türen eigenmächtig aufbrechen. Aber wo der Herr den Weg gebahnt und die Tür aufgetan hatte, wollte man unweigerlich seinen Befehl erfüllen. Freilich muß zugestanden werden, daß man beim besten, ehrlichsten Willen doch manchmal zu schnell sich entschloß und Missionsgebiete, welche man voreilig in Angriff genommen hatte, wieder aufgeben mußte.

Warnend hatte Zinzendorf gesungen:

Gottes Gang erfordert Stille;
Wo der Fuß noch selber rauscht,
Wird des ewigen Vaters Wille
Mit der eignen Wahl vertauscht.

Aber ein großer Unterschied ist es, diese Wahrheit vernunftgemäß einzusehen und sie in Wirklichkeit auszuüben. Doch den ehrlichen Willen besaßen die Brüder, sich vor selbstgewählten Wegen zu hüten. Nur war man oft zu schnell bereit, in einer ungesucht und unvermutet kommenden Anregung von außen her den Wink und Willen des Herrn zu erkennen.

So war unter anderem von einem holländischen Freund, einem Kommandeur Schrywer, die Aufmerksamkeit Zinzendorfs auf das mohammedanische Nordafrika gerichtet worden. Hier schmachteten ungezählte Christen, welche von den nordafrikanischen Piraten geraubt oder erkauft waren, hoffnungslos in drückendster Knechtschaft. Wenn die Brüder es sich einmal zum Grundsatz gemacht hätten, die Aermsten und Elenden, um welche sich sonst kein Mensch kümmern wollte, mit dem Evangelium zu versorgen, dann sei wahrlich keiner dessen bedürftiger als diese armen Christensklaven.

Als diese Aufforderung in der Gemeindeversammlung zu Herrnhut den Brüdern vorgelegt wurde, ging eine tiefe Bewegung durch die ganze Versammlung. Man schämte sich, daß man an die Heiden in Nord und Süd, an der Welt Ende gedacht, und dabei derer vergessen hatte, welche auf Christi Namen getauft und nun in die Gewalt der Ungläubigen gegeben waren. Daß es Gottes Wille sei, hier Abhilfe zu schaffen und zwar sobald als möglich, darüber war die ganze Gemeinde einig. Und sofort fand sich auch der Mann, welcher bereit war, die Aufgabe zu übernehmen. Es war unser Abraham Ehrenfried Richter. Dem waren nach seinem unruhigen, sorgenvollen Geschäftsleben in Herrnhut ein paar Jahre seliger Stille und innerer Sammlung beschert worden. In Herrnhut war er neu aufgelebt. Die köstlichen Jahre der ersten Liebe hatte er hier durchlebt, und mit ganzer Seele hatte er sich der Gemeinde und dem Herrn, dem sie diente, hingegeben. Bei seiner Uebersiedelung nach Herrnhut hatte er an sich selbst und an die Seinen gedacht. Aus der unruhigen Welt hatte er sich in den stillen Friedenshafen der gottseligen Gemeinde flüchten wollen, und von den Lippen des Mannes, der ihm den Heiland in den unvergeßlichen Wochen, da er unter seinem Dache weilte, nahegebracht hatte, wollte er sich tiefer einführen lassen in den Heilsrat Gottes und in das kündlich große Geheimnis seiner Liebe. Was er gesucht hatte, war ihm zu teil geworden. Wie Maria zu Jesu Füßen saß und hörte seiner Rede zu, so hatte Richter diese Jahre seines Lebens in der Gemeinde benutzt, um das seligmachende Evangelium in sein Herz aufzunehmen.

Aber Maria hat nicht stets müßig zu Jesu Füßen gesessen. Als der Heiland später wieder in Bethanien weilte, hat sie ihn mit

köstlicher Narde gesalbt und ließ sich das Geld nicht leid sein, das sie darauf verwendet hatte, mochte Judas immerhin murren: Wozu dient dieser Unrat? Dies Wasser hätte mögen teuer verkauft und den Armen gegeben werden. (Matth. 26, 6 ff). So ist es ja des Heilandes Wille. Deshalb hat er hier dem Judas wie einst der Martha gegenüber Maria in Schutz genommen und sie gelobt: Sie hat ein gutes Werk an mir getan. Sie hat getan, was sie konnte. So will es der Herr allezeit. Aber nicht alle verstehen seinen Willen. Richter hatte ihn verstanden. Nachdem der Herr ihn reich gemacht hatte am inwendigen Menschen, fühlte er sich verpflichtet, zu danken nicht mit Worten und mit der Zunge, sondern mit der Tat und mit der Wahrheit.

Als der Brief des Grafen in der Versammlung vorgelesen ward — denn Zinzendorf selbst war im Jahre 1738 auf obrigkeitlichen Befehl von Herrnhut verbannt worden — als mit glühender Phantasie den Hörern der armen Christensklaven Los vor die Seele gemalt ward, da war sich Richter vorgekommen wie der reiche Mann im Evangelium, der sichs an vollen Tafeln wohl sein läßt und des armen Lazarus vor seiner Tür vergißt. Heiße Tränen stürzten ihm in die Augen und er gelobte seinem Heiland, daß er ihm an diesen Armen dienen wollte. Als die Frage an die Gemeinde erging, ob jemand Freudigkeit fühlte, dieser Aufforderung Folge zu leisten, trat Richter eilends hervor: Hier bin ich, sendet mich! Und er erzählte, wie ihm unter dem Lesen des Briefes Gottes Geist das Gewissen geschärft habe. Darin erkannten die Brüder Gottes Finger. So wurde denn Richter, dem der Graf sein Eigentum abgekauft hatte, am 4. Oktober 1739 von der Gemeinde feierlich zu seinem Vorhaben eingesegnet wie einst Paulus und Barnabas von der Gemeinde zu Antiochien. Am folgenden Tage trat er seine Reise nach Algier an, gewiß, daß der Herr ihn dorthin berufen habe.

3. Was er als Missionar ausgerichtet.

Wesentlich anders wie heutzutage ward es in den Lehrjahren der evangelischen Mission gehalten. Man befahl die Boten dem Schutz und der Fürsorge Gottes und ließ sie gehen und sich selbst ihren Weg suchen. Allerdings bemühte sich Zinzendorf, wo er irgend konnte, den Missionaren die Wege zu ebnen. Seine Würde als deutscher Reichsgraf kam ihm dabei vielfach noch mehr zu statten, als sein Ruf als Arbeiter in Christi Weinberg. Denn den letzteren verlachte mancher als einen wunderlichen Heiligen und phantastischen

Schwärmer, während man dem Reichsgrafen allenthalben mit Ehrerbietung begegnete und gern bereit war, seine Wünsche zu erfüllen. Das hatte der Graf unter anderm bei seinem Besuch in Westindien erfahren, wo die ohne Urteil und Recht eingekerkerten Brüder lediglich aus Rücksicht auf Zinzendorf sofort auf freien Fuß gesetzt wurden. Auf solche Erfahrungen fußend, sandte der Graf ein Richter betreffendes Empfehlungsschreiben an den holländischen Gesandten Paravicini nach Algier. Darin stellt er Richter ein überaus ehrenvolles Zeugnis aus. „Ich habe," heißt es dort, „an keinem Menschen einen größeren Eifer für das Seelenheil gesehen. Er hat die Intention, die Sklaven an ihren Schöpfer zu erinnern, der ihre Seelen mit seinem Blut erkauft hat, während ihre Leiber Ketten tragen, damit sie die Freiheit suchen inmitten ihres Elendes."

Weder über Richters Reise, noch über seine Ankunft im Heidenland berichten die Quellen. Aber soviel wird uns gemeldet, daß er mit wahrem Feuereifer sich seinem Missionsberufe hingab. Seine Predigt fand fruchtbaren Boden, vor allem deshalb, weil sie durch seine hingebende, opferwillige Liebe unterstützt und aufs beste ausgelegt ward. Das konnte jedermann gewahren, als kurz nach Richters Eintreffen in Algier durch ein alexandrinisches Schiff die Pest eingeschleppt wurde. Die Seuche forderte furchtbare Opfer. Nach Paravicinis Angaben starben, als die Not aufs höchste gestiegen war, täglich gegen 500 Personen. Im ganzen wurden in der Stadt 30 000 Menschen durch den Würgengel weggerafft. Natürlich floh, was nur fliehen konnte. Die furchtbarste Ernte aber hielt die Pest unter den Sklaven, um deren Wohl und Wehe sich kein Mensch kümmerte. Da hat Richter Gelegenheit gehabt, die Liebe zu bewähren, die er den Leuten gepredigt hatte. Wie ein Engel der Barmherzigkeit ging er von einem Kranken zum andern. Wie ein vom Herrn Gefeiter, der die Furcht nicht kennt, durch welche die Heiden geknechtet sind ihr Lebenlang, stand er unter den Sterbenden und Toten. Zwar leibliche Hilfe konnte er wenigen, leibliche Genesung niemandem bringen. Aber manchem Sterbenden hat er mit seiner innigen, herzlichen Liebe und mit dem Trost des Evangeliums das Sterbestündlein leicht gemacht. Mit unermüdlichem Liebeseifer, mit schonungsloser Hingabe der eigenen Persönlichkeit hat Richter in dieser Schreckenszeit acht Wochen seines Amtes gewaltet. Da ward er am 16. Juli 1740 selbst von der furchtbaren Krankheit ergriffen. Drei Tage darauf war er eine Leiche.

„Einsam im Volk hat er lebend gestanden,
Sterbend auch war ihm kein Helfer vorhanden,
Aber der Herr drückt die Augen ihm zu."

Sein Tod erweckte selbst in dieser Schreckenszeit des großen Sterbens, wo die Herzen abgestumpft waren, in weiten Kreisen große Teilnahme. Mit großen Ehren ward Richter auf Anregung des holländischen Konsuls, an den er durch Zinzendorf empfohlen war, feierlich unter großer Teilnahme von Reichen und Geringen bestattet. Durch Paravicini erhielt Zinzendorf Kunde von dem Tode Richters, dessen leven en wandel ook zijn minzaam omgang der Konsul nicht genug rühmen konnte.

Richter hat keinen Nachfolger gefunden. Die Brüdergemeine erkannte, daß man, wie auf manchen andern Gebieten, auch hier in Nordafrika vorschnell die Arbeit begonnen hatte. Man durfte die köstlichen, aber geringen Kräfte, über welche die junge Gemeinde zu verfügen hatte, nicht planlos auf dem ganzen Erdenrund verzetteln. Dort wo der Herr die Türen aufgetan hatte, galt es mit ganzer gesammelter Kraft nachhaltig einzusetzen. Durch Konzentration ihrer Kräfte hat die Brüdergemeine auf ihren alten, klassischen Missionsfeldern dauernde Erfolge erreicht. Aber unvergessen sollten uns Nachgeborenen, allzu Bedachtsamen, die kühnen Glaubenshelden sein, welche als Bahnbrecher der evangelischen Mission im Dienste ihres Herrn das Leben gelassen haben, auch wenn sie keine greifbaren Erfolge gehabt haben. Zu ihnen müssen wir auch Abraham Ehrenfried Richter zählen. In Algier sind seine Spuren längst verwischt. Nordafrikas Stunde ist noch nicht gekommen. Aber die Missionsgemeinde soll im Gedächtnis behalten, daß hier schon einmal ihres Königs Fahne geweht hat. Die Zeit wird kommen, wo sie hineingetragen wird, auch in die Welt des Mohammedanismus und als Siegespanier wehen wird über dem christlichen Nordafrika.

Die Mission und der russisch-japanische Krieg.

Von Missionar M. Maier.

Unser Heiland sagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Was hat also die Mission, die sich einzig die Erweiterung des Reiches Gottes zum Ziel gesetzt hat, mit den Händeln dieser Welt zu tun? Nun, eigentlich sollte sie nichts damit zu tun haben, indes in Wirklichkeit sind die politischen Verhältnisse sehr oft von großer Bedeutung für die Entwicklung des Reiches Gottes.

Man lese nur die Kirchengeschichte, wie auch die neuere Missionsgeschichte. Auch der russisch-japanische Krieg, der gegenwärtig im hinteren Asien entbrannt ist, wird für die Ausbreitung des Christentums in jenen östlichen Ländern nicht ohne Einfluß bleiben. Und so greift gegenwärtig der Freund der Mission mit nicht geringerer Spannung nach seiner Zeitung als der Politiker, denn auch er treibt Politik, d. h. er verfolgt mit größtem Interesse die Vorgänge im Reiche Gottes. Er freut sich über die Siege, welche die Pioniere dieses Reiches an den Enden der Erde erfechten dürfen, und trauert, wenn von irgendwoher Nachrichten über Stillstand, Rückschritt oder Niederlagen eintreffen.

Doch welche Bedeutung wird der russisch-japanische Krieg für die Mission bekommen? Diese Frage zu beantworten, ist heute noch niemand in der Lage, da hier alles vom Ausgange des Kampfes abhängt. So viel ist jedoch sicher, daß eine russische Niederlage im Interesse der Mission nicht zu wünschen ist. Dieser Satz findet vielleicht auf den ersten Blick nicht allgemeine Billigung. Manche werden daran erinnern, daß Rußland keine Gewissensfreiheit kenne und daß im Falle eines russischen Sieges die eroberten Gebietsteile für die evangelische Mission verschlossen wären. Andere wieder befürchten einen zu großen Einfluß Rußlands in Ostasien. Was das letztere betrifft, so wird die „Eifersucht der Mächte" schon Sorge tragen, daß das Gleichgewicht in Peking und Tokio nicht allzusehr gestört wird. Dagegen würde allerdings in den von Rußland annektierten neuen Landesteilen, also in der Mandschurei und in Korea, der evangelische Missionar keinen Zutritt mehr haben. Doch das wäre nur das geringere Uebel gegenüber dem, was ein japanischer Sieg der Mission bringen würde. Um diesen Satz richtig zu verstehen, ist es nötig, hier zunächst einiges über die Japaner zu sagen.

Die Japaner sind überaus intelligent und tatkräftig. Sie haben in den letzten 40 Jahren so gewaltige Fortschritte gemacht auf kulturellem Gebiete, daß sie die ganze Welt in Erstaunen setzen. Allgemein werden sie bewundert und auch im jetzigen Konflikt mit Rußland gilt die größere Sympathie den Japanern. Nur wenigen geht die Erkenntnis auf, daß von diesem kleinen Inselvolke der europäischen Welt und damit auch dem Christentum große Gefahren erwachsen können, denn der Japaner ist nicht nur tüchtig, sondern auch im höchsten Grade ehrgeizig. Er glaubt fest daran, daß sein Vaterland eine besondere Mission unter den Völkern habe. Zunächst, meint er, sei es berufen, die Führerschaft in Asien zu übernehmen, so daß also die Koreaner, Chinesen, Siamesen, Philippiner u. a. ihm später einmal Heerfolge leisten werden. Und wie sehr Japan in Korea schon

jetzt Boden hat, zeigt der gegenwärtige Feldzug. Dieses kleine Reich mit seinem schwachen Kaiser hat sich fast schon ganz den Japanern ausgeliefert; diese wirtschaften in Korea ganz wie im eigenen Gebiet. Aber auch das große China sympathisiert sehr mit Japan. Die Chinesen haben gesehen, wie sie von dem kleinen Brudervolk überflügelt worden sind. Die Einsichtigen unter ihnen haben auch den Ursachen nachgespürt, denen Japan seinen großartigen Aufschwung verdankt, und da haben sie denn gefunden, daß der Baum auf europäischem Boden steht, d. h. in der europäischen Kultur wurzelt. Und so wurde denn bei vielen Chinesen das Verlangen wach, sich auch europäische Bildung anzueignen. Doch die Sache hatte einen doppelten Haken: wollten sie diese Bildung haben, dann mußten sie sich an die verhaßten Europäer wenden, denn aus sich selbst konnten sie nicht Deutsch, Englisch, Mathematik, Chemie ꝛc. erlernen; sie brauchten also Lehrer. Und dann war das Studium westlichen Wissens kostspielig. Doch da wußten die Japaner Rat. Sie sagten dem Chinesen: „Lieber chinesischer Bruder, mache dir keine Sorgen; was du begehrst, das sollst du haben und zwar von uns. Laß hinfort nicht Zank sein zwischen uns und euch, denn wir sind ja Gebrüder. Ihr seid Mongolen, wir auch; ihr seid Asiaten, wir sind auch Asiaten. Also laßt uns einen Bund machen gegen die Europäer, die uns unser Land nehmen, unsere Schätze rauben und unsere Sitten verderben wollen. Wenn wir beide zusammenhalten, dann werden wir schon mit ihnen fertig werden."

Ohne sich lange zu besinnen, schlug der Chinese in die dargebotene Hand ein und schloß mit seinem japanischen Bruder, dem er eben noch in den Haaren gelegen war, den er bisher tief verachtet hatte und von dem er nur als dem „buckligen Zwerg" sprach, Frieden. Die Japaner waren ihm immer noch lieber als die verhaßten Europäer.

So zogen denn die Japaner zahlreich in China ein, als Offiziere zur Ausbildung der chinesischen Soldaten, als Lehrer, Beamte, Ratgeber und Kaufleute. Ueberall verdrängten sie die Europäer und Amerikaner, die bisher diese Stellen inne gehabt hatten. Auch gingen ganze Scharen chinesischer Studenten und Kadetten nach Japan, um sich dort ausbilden zu lassen. Und mit verstärktem Fremdenhaß und der Parole: „Asien den Asiaten"! kehren diese jungen Leute nach einigen Jahren in ihre Heimat zurück und machen dort eifrig Propaganda für den Anschluß Chinas an Japan.

Doch nicht nur in Korea und China, sondern auch in andern asiatischen Ländern, so namentlich in Siam, haben die Japaner mit dem Ruf: „Los von Europa!" großen Erfolg gehabt. Siam wird

einerseits von Frankreich, andererseits von England eingeengt und bedroht. Im Anschluß an ein mächtiges Japan, in dem auch Siam ein asiatisches Brudervolk erblickt, glaubt es der nahenden Gefahr zu entgehen. Und so werden zwischen beiden Ländern offen und geheim Beziehungen angeknüpft und Höflichkeiten ausgetauscht. Bereits machte auch der siamesische Kronprinz einen Besuch im Reich des Mikado, wo er mit Enthusiasmus begrüßt wurde. — Auch bei den Philippinos, ja selbst in Indien besitzt Japan schon starke Sympathien. Ueberall spielt der Haß der Asiaten gegen die Europäer herein.

So rückt Japan der Verwirklichung seines ehrgeizigen Planes, die Vormacht Asiens zu werden, immer näher. Ein Sieg über Rußland würde ihm vollends ganz die Führung über Asien in die Hand legen. Vom Gelben Meer bis zum Schwarzen Meer würde man diesen Sieg als einen Sieg der Asiaten über die Europäer auffassen, und Japan würde überall als Befreier vom europäischen Joch gefeiert werden.

Die Wellenschläge dieser asiatischen Bewegung würden sich dann bald nicht nur in der Politik spürbar machen, sondern hätten auch weittragende Folgen für die Ausbreitung der christlichen Religion in Asien. Denn einmal würde, wie bereits dargetan wurde, dieser Sieg nicht nur einen Sieg der Japaner über die Russen bedeuten, sondern vor allem einen Sieg der Asiaten über die Europäer. Nun genossen aber bisher die Europäer in Ostasien nicht geringes Ansehen, trotz dem Haß und der scheinbaren Verachtung, mit der man ihnen vielfach begegnete. Die Chinesen und namentlich die Japaner fühlten die Ueberlegenheit des Westens gar wohl und erkannten sie innerlich auch an. Dieses Ansehen aber würde mit dem Tage schwinden, an dem die Nachricht vom Siege Japans über Rußland käme. Auch der Missionar würde als Europäer einen schweren Stand haben. Denn wenn z. B. der Lehrer in der Schule kein Ansehen mehr genießt, dann ist seine Wirksamkeit gleich Null. So würde auch der Missionar bei seiner Wirksamkeit den Haß, den Widerstand und die Verachtung fortan in viel reicherem Maße zu fühlen bekommen.

Doch nicht nur das Ansehen der Missionare würde Einbuße erleiden, sondern auch die Religion, die sie vertreten und verbreiten, würde in Mißkredit kommen. Als z. B. das alte Israel seine Kriege führte mit den kanaanitischen Völkern, da wurde auch von den letzteren Sieg und Niederlage den Göttern zugeschrieben. Wer siegte, hatte die stärkeren Götter. Diese Auffassung findet sich auch sonst bei den Orientalen, wie überhaupt bei den Heiden. Besitzen nun die Japaner und Chinesen auch nicht diesen naiven Götterglauben, so würden sie trotzdem einen japanischen Sieg als einen Sieg der Heiden über

die Christen ansehen. Jedenfalls würden viele denken, es liege jetzt keine Veranlassung mehr vor, die christliche Religion, d. i. die Religion der Fremden, anzunehmen, nachdem diese von ihnen besiegt worden seien. Und hatte früher mancher nach der Bibel oder einem christlichen Buch gegriffen, nicht aus religiösem Bedürfnis, sondern um darin vielleicht die Wurzeln der Ueberlegenheit, Macht und Größe der europäischen Staaten zu finden, so würde das in Zukunft unterbleiben, denn um die Religion des Besiegten pflegt sich der Sieger nicht zu kümmern.

Die Ansicht nun, wie man sie von mancher Seite äußern hört, daß Japan Toleranz gegen das Christentum und namentlich — sehr im Gegensatz zu Rußland — gegen die evangelische Mission üben würde, könnte ja wohl für die allernächste Zeit zutreffen; indes sollte dieses Inselreich wirklich Rußland darniederwerfen und dadurch zu größerer Macht und Unabhängigkeit gelangen, dann fragt es sich sehr, ob es seine Stellung zum Christentum nicht ändern würde. Es würde sich den Europäern überlegen fühlen und also auch die europäische Religion — denn als solche sieht es das Christentum an, nicht etwa als Weltreligion — fortan gewiß geringschätzig und verächtlich behandeln.

Auch mit der Empfänglichkeit fürs Christentum ist es bei den Japanern nicht so weit her, wie viele glauben. Manche, auch gebildete Japaner, haben sich ja allerdings dem Christentum zugewandt, indes viele von ihnen betrachteten das Christentum als mit zur europäischen Bildung gehörig. Und da man fast auf allen Gebieten mit der Ueberlieferung gebrochen hatte, so konnte man auch die überlieferte Religion drangeben und sich dem Glauben der europäischen Lehrer zuwenden — das war modern! Daß es in Japan auch viele überzeugungstreue Christen gibt, soll damit nicht geleugnet werden, ebensowenig, daß auch manche heidnischen Kreise der Gewissensfreiheit das Wort reden. Doch erwarte man von Japan für die Mission und das Christentum nicht zu viel. Dieses Volk hängt in seinen Massen noch zäh am Buddhismus, seine Gebildeten dagegen huldigen meist dem modernsten Materialismus und sind Atheisten. Jungjapan sagt dir kalt, überlegen und ruhig: wir Japaner haben kein Bedürfnis nach Religion. Ja, deine Maschinen, deine Kanonen, Gewehre, Schiffe, die interessieren uns, auch die Geheimnisse der Medizin, Chemie, Elektrizität 2c. möchten wir erfahren, darum störe uns nicht mit deinem dicken Buch, der Bibel; wir müssen studieren und lernen, haben also keine Zeit, dir zuzuhören.

Das ist der Japaner. Was nun den Chinesen betrifft, so würde ein japanischer Sieg für seine Stellung zum Christentum, bezw. der

Mission noch größere Bedeutung bekommen als in Japan selbst. Der Chinese kennt nichts Höheres als seinen Heiligen, den Konfuzius, zu dessen Lehre sich die fremden Religionen höchstens wie der Mond zur Sonne verhalten. Zu seinem Entsetzen und mit tiefster Entrüstung mußte er es erleben, daß fremde Barbaren in sein Reich eindrangen und eine neue, fremde Lehre anpriesen. Er haßte diese Lehre, aber er konnte nichts gegen sie unternehmen, denn er fühlte sich schwach. Auch die Püffe ertrug er, die ihm so oft und manchmal recht empfindlich seitens der fremden christlichen Mächte versetzt wurden. Im Jahre 1900 versuchte er zwar, sich der Fremden und Christen mit einem Schlage zu entledigen, doch das Unternehmen mißlang und die Hand der Europäer ruhte noch schwerer auf ihm als früher. Besonders war es Rußland, dessen Faust er zu fühlen bekam.

Siegt nun Japan über Rußland, dann wird die Sachlage mit einem Schlage anders: „Jetzt ist man doch das gefürchtete, gewaltige Rußland los; man hatte sich scheint's in der Ueberlegenheit der Europäer stark getäuscht. So, jetzt braucht man sich vor diesen Fremden nicht mehr so sehr zu fürchten. Auch mit der fremden Religion muß man bald aufräumen und die fremden Teufel endgültig aus dem Lande jagen." So würde der Volksmund reden, und vom Wort zur Tat wäre es nur noch ein kleiner Schritt. Denn nur Furcht, große Furcht vor den Fremden und das Bewußtsein der eigenen Schwäche hat bisher China von diesem Schritt zurückgehalten. Sobald es sich aber stark genug fühlen würde, würde es sich um die Verträge, die es zwangen, den Missionaren sein Land zu öffnen, fremde Schiffe in seine Häfen einlaufen zu lassen, seine Berge zu erschließen, Gebietsteile abzutreten u. s. w., nicht mehr kümmern. Ein Sieg Japans über Rußland würde China die Hände frei machen. Schon jetzt sieht dieses mit angehaltenem Atem auf das Ringen der beiden Gegner. Sobald sichere Aussicht vorhanden wäre, daß Rußland unterliegt, würde China seinem kleineren Bruder sofort zu Hilfe eilen, und die beiden schwarzhaarigen, gelben Asiaten würden ihre Füße schwer auf Rußlands Nacken setzen. Ja ganz Europa würde diesen Sieg zu spüren bekommen und dann auch, vielleicht zu spät, an die „gelbe Gefahr" glauben.

Eine solche besteht schon jetzt und sie wird größer werden und wachsen, sobald Japan siegt und sich China zum Bundesgenossen gewinnt. Was dem letzteren etwa an Energie und Tatkraft abgeht, wird Japan ersetzen, und wo es diesem an Mitteln und Menschen gebricht, da kann China mit seinem natürlichen Reichtum und seinen ungeheuren Volksmassen aushelfen. Beide Länder vereint werden eine Macht bilden, wie sie die Welt bis jetzt nicht gekannt hat. Und

gar erſt China ſelber aufwacht und das Beiſpiel Japans nach-
ſo wird von dieſem Lande der ganzen Welt Gefahr drohen.
China beherbergt über 400 Millionen Menſchen; *faſt jeder*
e Menſch auf der Erde iſt ein Chineſe! Wenn nun
ineſen anfangen Fabriken zu bauen, und wenn dieſe Millionen
en an mechaniſchen Webſtühlen arbeiten, in Eiſengießereien und
nenfabriken tätig ſind, *ſo bringen ſie in einem Tag*
s zuſtande! Und wenn der chineſiſche Kaufmann — der beſte
ann der Welt — dieſe billigen Waren auf den europäiſchen
bringt, wie wollen da die europäiſchen Fabrikanten die Kon-
z aushalten? Was ſoll dann aus den vielen Arbeitern und
Familien werden?

Doch nicht nur auf dem wirtſchaftlichen, ſondern vor allem auf
ttlichen Gebiet werden die Chineſen eine Gefahr bildrn. So-
nämlich dieſes Volk zu größerer Macht kommt, wird es ſich
den Juden über die ganze Welt ausbreiten. Schon jetzt trifft
ie faſt in ganz Aſien, und auch in Auſtralien, Afrika und
ka zu Tauſenden. Selbſt nach Europa werden ſie ſpäter kommen,
nerhalb 14 Tagen können ſie auf der ſibiriſchen Bahn zu uns
en. Wo aber der Chineſe hinkommt, da bringt er zwei Dinge
eine Opiumpfeife, d. h. ſeine *Laſter*, und ſeinen Zopf, d. i.
Eigenart. Und da die Chineſen eine ſo ungeheure Zahl aus-
, ſo werden ſie vielleicht ſpäter einmal der Welt ihren Stempel
cken. Es iſt alſo große Gefahr, daß die kalten, geldgierigen,
aften Chineſen einmal alles Ideale, Erhabene und Edle zertreten.
So können wir als Europäer, als Chriſten und beſonders als
e der Miſſion nicht wünſchen, daß die Japaner die Ruſſen be-
Doch auch ein Sieg der Ruſſen würde die „gelbe Gefahr"
us der Welt ſchaffen, ſondern ſie nur für einige Jahre zu-
ngen.

Wie ſollen wir uns nun angeſichts dieſer Gefahr verhalten?
wir verzagen? Nein, der Chriſt verzagt nie, und auch der
n Gefahr" gegenüber erinnert er ſich an das Wort Chriſti:
te dich nicht, du kleine Herde, denn es iſt eures Vaters Wohl-
n, euch das Reich zu geben." Mögen die Grenzen der Welt-
auch verrückt werden, mag das eine Reich untergehen und das
mächtig und groß werden — das Reich Gottes wird ſich un-
ſig davon langſam aber ſicher entwickeln, und auch China und
werden ihm *zuletzt* noch einverleibt werden. Doch wenn
er kleinen Herde das Reich geben ſoll, dann darf dieſe nicht
ſein, denn der Faule bekommt nichts. Nein — angeſichts
ohenden Gefahr erwachſen für den Chriſten, den Jünger Jeſu

Pflichten, große Pflichten! Denn nicht der Soldat mit Gewehr und Kanone wird die gelbe Gefahr abwenden, sondern — die „kleine Herde". Der Engländer Sir Robert Hart, einer der besten Kenner Chinas, der nicht gerade ein Freund der Mission ist, sagt: „Die gelbe Gefahr kann nur mit zwei Mitteln bekämpft werden: entweder durch eine Aufteilung Chinas oder durch dessen baldige Christianisierung." Da nun an eine Zerstückelung Chinas bei der Eifersucht und Uneinigkeit der Mächte nicht zu denken ist, so bleibt nur noch der zweite Weg übrig. Wenn wir uns über kurz oder lang doch mit den Chinesen und Japanern auseinandersetzen müssen, so liegt es in unserem Interesse, daß wir es dann mit Christen zu tun haben und nicht mit jenen Unmenschen von 1900.

Darum sollte die gläubige Christenheit im russisch-japanischen Krieg, gleichviel wie er zuletzt noch entschieden wird, eine Aufforderung erblicken, ihr Augenmerk vor allem der Missionierung Chinas zuzuwenden. Unsere „heiligsten Interessen sind von diesem Lande bedroht! Tun wir alle unsere Pflicht, dann werden wir keine Ursache haben, uns vor der „gelben Gefahr" zu fürchten, denn unseres himmlischen Vaters Wohlgefallen wird uns das Reich geben, in dem dann einmal auch chinesische und japanische Brüder zu finden sein werden.

Zum Bilde:

Missions-Mädchenanstalt in Longhëu (China).

Wie das Bild der vorigen Nummer, so versetzt uns auch das diesmalige in das Basler Missionsgebiet der Provinz Kanton. Die Station Longhëu liegt nur wenige Stunden nordwestlich von Lilong entfernt und ist eine Gründung des ehemaligen Berliner Missionars Hanspach, der sich damit einen Mittelpunkt seiner Missionstätigkeit in dieser Gegend schuf. Infolge einer Gebietsabgrenzung im Jahre 1882 kam aber die Station mit ihrem Gebiet an die Basler Mission, die dann 1891 ihre in Hongkong befindliche Mädchenanstalt in das stille Longhëu verlegte, um den chinesischen Mädchen eine möglichst ländlich einfache und praktische Erziehung angedeihen zu lassen. Dadurch erhielt auch die Station einen neuen Aufschwung, sodaß die dortige Gemeinde mit ihren vier Außenstationen nun 607 Seelen zählt. An ihr und der Mädchenanstalt steht zur Zeit Missionar Lörcher, der nun schon 39 Jahre der chinesischen Mission dient.

Am Meeresstrand in Talatscheri (Indien).

Chinesische Heidenpredigt.

Von Pfr. G. Morgenroth.*)

Wenn die heimatliche Missionsgemeinde einen jungen Missionar für die Heidenländer abordnet, so denkt sie sich seine erste und vornehmste Tätigkeit bestehend in Heidenpredigt, wodurch er die noch draußen Stehenden einladet, ins Reich Gottes einzugehen, um an dessen Heil und Segnungen teil zu nehmen. Und in der Tat, obwohl die missionarische Tätigkeit außer dieser Heidenpredigt im engern Sinne noch gar vieles andere, nicht minder wichtige umfaßt, so muß dieselbe im Missionsbetrieb doch immer die erste und wichtigste Stelle einnehmen, so lange ein Volk in seiner weitaus größern Zahl noch nicht unter den Einfluß der regelmäßigen Verkündigung des Wortes Gottes in Gemeinde und Schule und spezieller Seelsorge gekommen ist. Und zwar darf die Heidenpredigt nicht, wie dies besonders bei der römischen Mission in China meistens der Fall ist, den eingebornen Gehilfen überlassen werden, indem es der Europäer unter seiner Würde hält, öffentlich vor den Heiden zu predigen und sich ihren Angriffen oder ihrem Spott auszusetzen, sondern der Missionar muß selber so oft und viel wie nur immer möglich zur Heidenpredigt ausziehen, und zwar in Begleitung von einem oder mehreren tüchtigen eingeborenen Gehilfen, die ihm dabei unschätzbare Dienste leisten können. Ueberdies bedürfen die meisten Gehilfen bei dieser wichtigen Arbeit noch sehr der Ueberwachung und Ermutigung, und sie haben es auch meist sehr gerne, wenn der Mis-

*) Von 1877 bis 1899 Basler Missionar in China.

sionar mit ihnen geht, da schon die Neugierde, einen Fremden zu sehen und vollends zu hören, viel mehr Zuhörer anlockt, als wenn nur ein Chinese unter ihnen predigt.

Wenn wir nun näher auf unsern Gegenstand, die „chinesische Heidenpredigt", eingehen, so werden wir denselben wohl am besten unter folgenden Gesichtspunkten betrachten:

I. Wo und wann wird die Heidenpredigt in China betrieben?
II. Wie, oder in welcher Weise wird sie am besten und erfolgreichsten betrieben?
III. Welche Erfahrungen macht man dabei?

I.

Auf die erste Frage können wir die kurze Antwort geben: Wo und wann man nur immer Gelegenheit dazu hat, und die hat man unter den Chinesen reichlich. Der unvergeßliche Inspektor Josenhans sagte uns einmal: der bekannte Missionar Hebich habe seinen Erfolg vielfach dem Umstand zu verdanken gehabt, daß er keinen Menschen, der ihm in den Wurf kam, ohne irgend ein passendes Wort seine Wege gehen ließ. Wir sollten uns das merken und bei jeder sich darbietenden Gelegenheit das Wort reichlich ausstreuen. Nach meiner Erfahrung mußte ich ihm hierin vollständig Recht geben, und dieser gute Rat hat mich oft angespornt, wenn ich auf Predigtreisen matt und mutlos, wortkarg und bequem werden wollte. Die Chinesen sind ja im ganzen als ein sehr fleißiges, arbeitsames Volk bekannt; aber die Ueberhast und nervöse Unruhe unserer Kultur kennen sie noch nicht. Bei ihnen heißt es noch, wie ihr Abschiedswort an scheidende Freunde lautet: „man man hang", d. h. gehe nur langsam, übereile dich nicht! So nehmen sie sich selbst auf den Dörfern, ausgenommen bei dringenden Erntearbeiten, ab und zu Zeit zu gemütlichen Plauderstündchen, wobei besonders die Männer mitten am Tage rauchend und Tee trinkend bei irgend einem Nachbarn oder auch auf dem freien Platze vor dem Dorftor zusammenkommen, um das oder jenes zu besprechen und allerlei Neuigkeiten auszutauschen. Da bietet sich dann meistens gute Gelegenheit für den Reiseprediger, der beim Vorübergehen nach Landessitte höflichst von ihnen zu einer Tasse Tee und

einem Pfeifchen eingeladen wird. Besonders im Winter und in den Neujahrsfeiertagen trifft man oft Scharen von feiernden Männern beisammen, zu denen, wenn man einmal anfängt vor ihnen zu predigen, auch viele im Hintergrund stehende neugierige Frauen und Kinder sich gesellen.

Sodann führt die Neugierde sehr viele auf die Missionsstation, wo sie den Fremden in seinem Heim, in seiner Familie, und alle seine wunderbaren Sachen sehen wollen. Zu gewissen Festzeiten, wo Freunde von weiter her zu ihren Verwandten und Freunden zum Besuch kommen, da strömt das Volk, besonders in der Nähe großer Märkte und Städte, oft tagelang von allen Seiten her auf die Missionsstation. Man empfängt die Leute natürlich freundlich, bietet ihnen nach Landessitte Tee an, und hat nun die beste Gelegenheit, ihnen zu sagen, warum man eigentlich zu ihnen gekommen, welch wichtige Botschaft man an sie habe. Man beantwortet ihnen ihre Fragen oder widerlegt ihre Einwürfe. Hiebei kann die sprachkundige Missionarsfrau ihrem Manne eine gute Gehilfin sein, denn an sie wendet sich schon aus chinesischen Schicklichkeitsrücksichten hauptsächlich der weibliche Teil der Besucher. Dann kommen wieder manche mit allerlei Anliegen, die den Missionar um Rat und Hilfe bitten. Denn ist derselbe einmal in einer Gegend einigermaßen bekannt, so gilt er vielen als eine Art von Vertrauensperson. Sie fühlen es bald heraus, daß man es gut mit ihnen meint, daß man wahrhaftig und zuverlässig ist, und sie sprechen dies auch oft ganz unverhohlen aus. So kommen sie z. B. bei Geldangelegenheiten, wenn ihnen etwa einer ihrer Angehörigen oder Verwandten aus dem Ausland durch den Missionar Geld zusendet, damit es ja sicher ankomme; oder wir sollen für sie Briefe ins Ausland besorgen; oder aber sie bitten uns um Rat und Vermittlung bei Streitigkeiten mit den Nachbarn oder in andern schwierigen Verhältnissen. So wurde ich einmal mit meinem jüngeren Kollegen von den heidnischen Aeltesten eines ganzen Distrikts zu einer gemeinschaftlichen Beratung in unruhiger Zeit eingeladen. Oder die Leute suchen bei uns Hilfe in Krankheiten aller Art; denn der Missionar ist in ihren Augen ein Tausendkünstler, der allerlei wunderbare Dinge versteht. So kam einmal eine junge Frau zu mir und bat mich, ihr eine wunderbar wirksame Medizin zu geben, deren Genuß sie in den Stand setzen würde, den Dieb

zu erkennen, der ihr gestern Nacht einige Silberstücke aus einer Truhe gestohlen hatte. Sie wollte mir's nicht glauben, daß ich eine solche Medizin nicht besäße, und meinte, ich wollte sie ihr nur nicht geben, denn andere Leute erhielten doch auch gute Mittel von mir. Da hat man die beste Gelegenheit, solchen Leuten ein gutes Wort mitzugeben, über das sie nachdenken können.

Bei den eigentlichen Götzenfesten, oder bei der Einweihung von neuerrichteten Tempeln, wo größere Massen Volkes zusammenkommen, ist es nicht ratsam zu predigen. Diese Feste dauern nicht wie in Indien tagelang, sind auch nur lokaler Natur. Meist währen sie nur etwa einen halben Tag und bestehen hauptsächlich in tumultuösen Umzügen, wobei Götzenbilder unter Gongenschlag, ohrenzerreißender Musik und Abbrennen von Schwärmern in Prozession umhergetragen werden, worauf dann zu Ehren der Götter und zum Besten der Festteilnehmer tüchtig gegessen und getrunken wird. Da sind die Leute nicht in der Verfassung, ernste Worte zu hören. Der Prediger würde sich nur unnötigerweise allerlei Unannehmlichkeiten aussetzen. Aber bei den in den Kreis- und Hauptstädten des Landes alle zwei bis drei Jahre stattfindenden staatlichen Prüfungen, wo Tausende von Studierenden zusammenkommen, da wird in ruhigen Zeiten von den Missionaren gerne die Gelegenheit zur Heidenpredigt benützt oder auch besonders zum Verkauf christlicher Traktate, die mitunter die Heidenpredigt ersetzen können. Besonders hat man aber bei Patienten aller Art, die bei der traurigen Unzulänglichkeit der chinesischen Heilkunde und speziell der Chirurgie und Augenheilkunde oft in großen Scharen daher kommen, während man ihnen Medizin bereitet, sie beratet, ihre Wunden reinigt und verbindet, oft recht schöne Gelegenheit, so manches Samenkorn ins Herz zu streuen, die, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, oft reiche Früchte bringen. Dabei kommt noch zur Predigt des Worts die der Tat hinzu. Gar manchen hörte ich, wenn ich ihm seine eiternden, stinkenden Wunden auswusch und verband, gerührt sagen: „das hätte mir mein eigener Vater oder mein Bruder nicht getan, was du, Missionar, nun an mir tust.“ Sodann gewinnt man auf diese Weise viele Freunde, die einen sehr freundlich aufnehmen, wenn man sie bei Predigtausflügen in ihren Dörfern trifft. Dort verschaffen sie einem oft die beste Gelegenheit zur Heidenpredigt vor ihren Dorfgenossen.

Auch in den Dorfschulen, wohin man ungeniert zu jeder Tageszeit gehen kann, wenn man nur ein wenig im Dorfe und mit dem Lehrer bekannt ist, kann man oft Heidenpredigt treiben. Nicht bloß Lehrer und Schüler sind dann unsere Zuhörer, sondern auch die neugierigen Väter der Kinder kommen oft herzu. Gerne benützte ich auch bei der Visitation der von der Mission mit sehr geringen Mitteln unterstützten Heidenschulen die sich darbietende Gelegenheit zur Heidenpredigt. In diesen Schulen sind nur christliche Lehrer angestellt, die nicht nur in den von den heidnischen Eltern verlangten konfuzianischen Klassikern, sondern auch in der biblischen Geschichte unterrichten und ausgewählte christliche Lieder lernen lassen. Dafür gibt die Mission jeder Schule zum Gehalt des Lehrers einen jährlichen Beitrag von etwa 40 Mark. Von Zeit zu Zeit hält der Missionar mit diesen Heidenkindern eine Prüfung ab, wozu natürlich auch immer viele Erwachsene kommen, um zuzuhören. So hören nicht bloß die Kinder die biblische Geschichte, sondern auch ihre Väter. Zu meiner frühern Station Hokschuha gehörten etwa zehn solcher Heidenschulen in zehn verschiedenen Dörfern.

Selbst in Ahnenhallen und Götzentempeln kann man oft aufmerksame Zuhörer bekommen. So stand ich einmal auf einem Markt vor einer offenen Götzenhalle, und angesichts der greulichen Götzenbilder durfte ich ungehindert einer nach Hunderten zählenden Volksmenge das Wort des lebendigen Gottes verkündigen. Zwar versuchte ein „Bücherleser" mich durch Schmähungen und Drohungen einzuschüchtern; aber die Menge rief mir freundlich zu: „Predige nur weiter, hör nicht auf ihn!" Auf den Märkten erlauben es einem oft freundliche Ladenbesitzer, in ihrem Laden zu predigen, wobei dann die Zuhörer meist außen vor dem offenen Laden stehen. Auf Reisen bietet sich dann etwa unterwegs, während man mit Mitreisenden dahinpilgert, oder in Booten oder besonders in den an den Haupt- und Marktwegen erbauten Teehütten die beste Gelegenheit zum Predigen. In diesen Teehütten kommen oft große Scharen von Lastträgern und Reisenden zusammen, die hier auf kurze Zeit rasten, um Tee zu trinken oder sonst eine Erfrischung zu nehmen. Da hören die Leute oft sehr gerne zu, wenn man ihnen in freundlicher, einfacher Weise irgend eine christliche Wahrheit beizubringen sucht. Natürlich kommen auch immer viele Heiden,

sei es aus Neugierde, sei es aus einem gewissen Heilsverlangen zu unsern Gemeindegottesdiensten auf den Haupt- und Außenstationen. Ein gewandter Redner wird sich dann nicht streng an sein Konzept halten, das mehr die Gemeinde im Auge hat, sondern er wird auch ab und zu den anwesenden Heiden etwas zu bieten suchen und die behandelten Wahrheiten in einer für sie faßlichen Weise auf ihre speziellen Verhältnisse anwenden.

In Städten und auf größeren Märkten ist es gut, wenn man Predigthallen eröffnet, wo man regelmäßig entweder täglich oder doch ein- bis zweimal wöchentlich Heidenpredigt treibt.

Man ersieht aus diesen kurzen Ausführungen, daß es an Gelegenheit zur Heidenpredigt in China nicht fehlt. Wir genießen hierin eigentlich mehr Freiheit als in Europa. Man denke sich in einer unserer Städte einmal einen Prediger, der sich auf offener Straße, auf irgend einem freien Platze aufstellt und einer herzueilenden Menge predigt. Er würde gar bald als Ruhestörer wenn nicht bestraft, so doch wenigstens weggejagt werden.

II.

Unsere zweite Frage, an die wir nun herantreten wollen, lautet: Wie, oder in welcher Weise wird die Reisepredigt am besten und erfolgreichsten betrieben?

Da ist vor allem außer der so nötigen göttlichen Belehnung mit dem Geiste des Glaubens, der Liebe und der Geduld die sonstige persönliche Ausrüstung und Begabung des Predigers für diese Arbeit sehr wichtig. Unter den Missionaren ist nicht jeder, auch bei sonst gutem Willen und Eifer, hiefür gleich geeignet, wie ja selbst unter den Aposteln nicht jeder z. B. die Arbeit des Apostels Paulus hätte tun können. Vielleicht fehlt es manchem an der nötigen Schlagfertigkeit, an dem gesunden Humor, der über alle Verdrießlichkeiten und Schwierigkeiten hinüberhilft, auch wenn man grob und unverschämt behandelt wird; oder es fehlt ihm an der unerläßlichen Kunst der Akkommodation in Nebendingen, um den dem Fremden gegenüber so mißtrauischen Chinesen nicht unnötig Anstoß und Aergernis zu geben, also an der Kunst „den Chinesen ein Chinese zu werden". Oder er besitzt nicht jene gewinnende Freundlichkeit und Leutseligkeit, für die auch Chinesen-

herzen empfänglich sind. Oder aber es mangelt ihm die geistige Frische, Lebendigkeit und Redegewandtheit, um seine Zuhörer zu fesseln. Oder seine körperliche Konstitution ist den Anforderungen, die auch in leiblicher Hinsicht an einen Reiseprediger gestellt werden, nicht gewachsen. Seine Begabung liegt vielleicht auf einem andern Gebiet und kann besser in Gemeinde- und Schularbeit, für wissenschaftliche und literarische Arbeiten verwertet werden. So wäre z. B. der berühmte Sinologe D. E. Faber, soweit ich ihn kennen lernte, zur Heidenpredigt wenig geeignet gewesen. Denn abgesehen von einem chronischen Halsleiden, das ihn oft am lauten Sprechen hinderte, hatte er die Umgangssprache bei weitem nicht so in seiner Gewalt, wie die viel schwierigere klassische Literatursprache. Und auch sonst fehlten ihm manche Eigenschaften, die ein guter Heidenprediger haben muß. Dagegen hat D. Fabers Name unter den Gebildeten Chinas einen sehr guten Klang, und er hat durch seine ausgezeichneten Schriften unter ihnen vielleicht mehr gewirkt, als mancher der besten Heidenprediger. — Aber auch der Sendbote, der seiner natürlichen Begabung nach, sich für die Heidenpredigt besonders eignet, muß doch noch sehr darauf bedacht sein, diese Gabe in sich recht zu erwecken und zu vervollkommnen, um seine schwere und hohe Aufgabe bestmöglich zu lösen. Da gilts vor allem, die ihm so fremd lautende, schwere Sprache so gut und vollkommen wie nur immer möglich in seine Gewalt zu bekommen. Er darf sich nicht damit begnügen, nur so zur Not seine Gedanken ausdrücken zu können in einem gewissen deutsch-chinesischen Stil, sondern er muß gewandt und idiomatisch Chinesisch sprechen lernen und darum keine Mühe scheuen, dieses Ziel zu erreichen. Da ist es sehr gut, wenn der junge Missionar so bald wie möglich mit ältern tüchtigen Kollegen ab und zu zur Heidenpredigt auf die Dörfer auszieht, um da Reden und Gegenreden mitanzuhören, oder wenn er sich am Unterricht in den Erziehungsanstalten beteiligt und so das Gewonnene in der Sprache zu befestigen und zu vermehren sucht, denn, sagt der Chinese: kau hok syong tschong, d. h. durch Lehren lernt man (wörtlich: der Lehrende und Lernende fördern einander).

Um die Umgangssprache recht zu lernen, findet er bei den Chinesen selbst sehr gute Hilfsmittel. Sie besitzen nämlich neben ihrer klassischen Literatur auch viele im niedereren, der Umgangs-

sprache näher kommendem Stile verfaßte Bücher und kleinere Schriften. Da gibt es allerlei interessante, echt chinesische kleine Geschichten in Traktatform und mehrbändige, oft recht spannend geschriebene geschichtliche Romane in schöner, gewählter Sprache. Läßt man diese von einem tüchtigen chinesischen Sprachlehrer in die Umgangssprache umsetzen und diese Umsetzung sich in die Feder diktieren, wobei wir uns der romanisierten Schreibweise bedienen, so hat man nicht nur den großen Vorteil, daß man gut und idiomatisch Chinesisch lernt, man lernt auch in diesem spezifisch chinesischen Geisteserzeugnis den Chinesen kennen in seiner oft so eigentümlichen Denkungsart, in seinen uns so fremden Anschauungen und Sitten, die alle in diesen Büchern niedergelegt sind. Das letztere aber, das Eingehen in chinesische Sitten und Anschauungen ist ganz besonders wichtig für eine fruchtbare Heidenpredigt. Wenn bei uns schon ein Pfarrer, der sein Volk nicht recht kennt und versteht, über die Köpfe hinweg predigt, statt in die Herzen hinein, so ist dies unter einem uns ganz fremden und mißtrauisch gegenüber stehenden Volke noch viel mehr der Fall. Ist man aber in seine Ideen und Gedankengänge eingeweiht und vermag man sich auf seinen Standpunkt zu stellen, so wird man z. B. davor bewahrt bleiben, fest geprägte christliche Ausdrücke, wie man sie in der Gemeindepredigt wohl anwenden darf, ohne weiteres auch vor einem heidnischen Auditorium zu gebrauchen. Man wird vielmehr, von ihren Anschauungen und Begriffen ausgehend, dieselben umschreiben und an Beispielen zu verdeutlichen suchen, sonst wissen die Heiden nicht, was sie damit anfangen sollen, z. B. wenn man von Gott, von Sünde, von Buße und Glauben oder von einem Erlöser redet.

Anknüpfungspunkte für die Heidenpredigt gibt es gar viele in den chinesischen Sitten und Gebräuchen. Will man ihnen z. B. den Begriff der Gotteskindschaft klar machen, so darf man nur an die unter ihnen gebräuchliche Adoption erinnern, wonach angenommene, ja selbst gekaufte, fremde Kinder ganz in die Stellung und die Rechte echter, eigener Kinder eintreten, indem sie sogar den Stamm- oder Familiennamen ihrer Adoptiv-Eltern annehmen. Spricht man über das Opfer und seine Bedeutung im biblischen Sinne sowohl in Bezug auf Christi stellvertretendes Opfer für uns, als auch in Hinsicht unserer eigenen Verpflichtung

zum geistigen Opfer und Priestertum Gott gegenüber, so bieten sowohl ihre Opferriten als auch gewisse klassische Stellen treffende Anhaltspunkte dafür. So sagt z. B. eine Stelle im Liki d. h. im uralten Buch der Riten: „Es gibt fünferlei wichtige Riten, aber alle überragt an Wichtigkeit das Opfer.“ Selbst in der abergläubischen Ueberspannung des Begriffs der kindlichen Pietät, die bei ihnen im Ahnenkult gipfelt, zeigen sich verwendbare Wahrheitsmomente. Man wird z. B. darauf hinweisen, daß Gott in seinem Wort auch Ehrfurcht und Liebe gegen die Eltern fordert, daß man aber darüber die schuldige Pietät gegen den himmlischen Vater nicht vergessen darf, wie sie es tun, indem sie die Eltern, die doch auch nur Kreaturen Gottes sind, an die Stelle des letzteren rücken und ihnen göttliche Ehren erweisen, die ihnen doch nicht zukommen, durch Darbringung von Opfern, Gebeten ꝛc. Ja, man muß ihnen zeigen, daß dies eine Beleidigung Gottes ist, der die ihm allein gebührende Ehre und Anbetung mit keinem geschaffenen Wesen teilen will, wie es ja auch bei ihnen als Majestätsbeleidigung gilt, einem gewöhnlichen Beamten kaiserliche Ehren zu erweisen. In Bezug auf die Idee eines persönlichen, über allen andern Göttern erhabenen, heiligen und gerechten Gottes stehen uns eine Menge klassischer Stellen zur Verfügung, die der Heidenprediger kennen muß, wie er überhaupt in der klassischen Literatur, die ihm so manche Verteidigungs-, ja Angriffswaffe bieten kann, daheim sein muß. So heißt es z. B. in einer Stelle des alten Schuking: „Gottes Benehmen gegenüber den Menschen ist nicht immer dasselbe; den, der Gutes tut, überschüttet er mit allerlei Glückseligkeiten, aber den, der Böses tut, läßt er allerlei Unheil treffen.“ Ein chinesischer Kommentator sagt einmal, um die Größe Gottes zu zeigen: „Wenn der Kaiser Gott gegenüber sich äußert, so nennt er sich selber nur: ich kleines, unmündiges Kind.“ Und der alte Kaiser Schin thong (1766 v. Chr.) sagte einmal: „Was das Böse, das in mir ist, anbetrifft, so wage ich nicht, es mir selbst zu vergeben (d. h. es damit leicht zu nehmen). Ich will dies nach dem Herzen Gottes untersuchen.“ Diese und eine Menge anderer, ähnlicher klassischer Citate sind, wenn sie von dem höhern christlichen Standpunkte des Predigers aus beleuchtet werden, gewiß von großem Wert in einer Heidenpredigt, denn die Klassiker stehen bei den Chinesen in so hohem Ansehen wie die Bibel bei unserm Volk.

Sehr wertvoll sind zur Heidenpredigt eine Menge schöner Sprichwörter, die unter dem Volk gäng und gäbe sind. Da hat der Missionar einen großen Vorteil, dem recht viele davon zur Verfügung stehen und der sie richtig verwerten kann, denn diese Sprichwörter werden auch in ihrem oft sehr knappen Stile ohne weiteres verstanden. Es sind Sätze, die nicht bewiesen zu werden brauchen. Aber natürlich wird man auch sie ins Licht der christlichen Wahrheit stellen. So gibt es z. B. Sprichwörter, die die Torheit des Götzendienstes und selbst das Bollwerk der Geomantie brandmarken. Z. B. „Yit thong fut ts ngan tsin tsiu, tu he wong nai kyau kon kin," d. h. Eine ganze Halle von Götzenbildern, die mit stieren Augen dich anglotzen, sind doch nur Klumpen von Erde mit Stroh vermengt." Oder „der Geomant" (der mit Hilfe seines mit mysteriösen Zeichen beschriebenen Kompasses glückbringende Orte für ein Grab, ein Haus ꝛc. finden zu können vorgibt) „redet eitel Wind; er weist nach Süden, nach Norden, nach Osten und nach Westen. Aber, wenn doch auf jedem Berg ein Grab zu finden ist, von dem Reichtum und Ehre herströmt, warum behält er dies denn dann nicht für sich selbst, um seinen eigenen Großvater dort zu begraben?" Dann gibt es wieder solche, die die Gefährlichkeit des eitlen Trachtens nach irdischem Reichtum dartun, z. B. „Mo tau han put li, tau li kot nyin tschi; tham tshoi han put to, tshoi to hoi ths ki" d. h. „Wenn man ein Messer schleift und findet es immer noch nicht scharf genug, so schneidet man sich schließlich mit dem scharfen Messer gar leicht in den Finger. So wenn man nach Reichtum trachtet und davon nie genug bekommen kann, so wird man, wenn der Reichtum groß ist, sich nur selber damit Schaden zufügen." Oder es gibt solche, die da zeigen, daß die Wahrheit immer bitter, aber uns um so heilsamer ist. Z. B. „Die kühlende Medizin ist dem Munde bitter, heilt aber die Krankheit. Redliche Worte widerstreben dem Ohre, haben aber einen guten Einfluß auf den Wandel." Oder: „Wer mir sagt, ich sei gut, ist ein Räuber an mir; wer mir aber sagt, ich sei böse, der ist mein Lehrer." Dann wieder solche, die von der schließlichen Vergeltung des Guten und Bösen handeln: „Das Gute und das Böse finden doch schließlich ihre Vergeltung; du magst hoch fliegen oder weit laufen, du wirst ihr nicht entgehen." Ferner solche, die den großen Wert der

Zeit, die wir treu benützen sollen, ausdrücken: „Ein Lot Zeit ist ein Lot Goldes wert; aber mit einem Lot Gold kann man kein Lot Zeit kaufen.“ Oder: „Die Zeit ist wie ein Pfeil, einmal dahingegangen, kehrt sie nicht wieder zurück.“ Oder: „Wasser, das auf den Boden geschüttet wurde, ist schwer wieder einzusammeln.“ — Man wird leicht einsehen, wie wertvoll solche Sprichwörter für den Prediger sind, wenn er gewisse göttliche Wahrheiten den Herzen seiner Zuhörer einprägen will.

Was nun den Inhalt der Heidenpredigt betrifft, so besteht derselbe aus zwei Hauptmomenten: aus einem negativen und einem positiven, oder aus einem polemischen und einem apologetischen. Es gilt ja, so vielen Schutt des heidnischen Aberglaubens und des chinesischen Vorurteils wegzuräumen, die Leerheit und Torheit des Götzen- und Ahnendienstes und was damit zusammenhängt, darzutun, um in den Köpfen und Herzen der Zuhörer Raum für andere, christliche Gedanken zu schaffen. Doch wenn man über Götzen- und Ahnendienst, über Geomantie, Zauberei und Wahrsagerei ꝛc. redet, so darf man dieses heidnische Wesen und Treiben nicht bloß als eine hohle und nichtige Sache darstellen, sondern nach dem Vorgang des Apostels Paulus auch als ein Hingegebensein an eine reale finstere und böse Macht, die hinter all diesem Heidentum steht und die Menschen knechtet. Vor allem muß man auch zeigen, wie dies alles ein sündhafter Abfall ist von dem allein großen, heiligen und gütigen Gott, den wir über alles ehren und dem wir unbedingt vertrauen sollen. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß diese ernstere Polemik viel mehr Eindruck macht, als wenn man nur über die Hohlheit und Torheit ihres Aberglaubens spottet. Denn der Heide selbst fühlt wohl den unheimlichen Bann, in dem er liegt, und würde, wenn man all diese Dinge nur spöttisch als krankhafte Erzeugnisse der Phantasie und als Unsinn abtun wollte, denken: der Fremde weiß eben davon nicht, was wir wissen und erfahren. Gebildete Heiden haben mir bekannt: was ihnen das Christentum hauptsächlich annehmbar mache, das sei der Umstand, daß man als Christ aus der Gewalt und Macht der bösen, finstern Geister erlöst werde und sie nicht mehr zu fürchten habe. Und daß diese Furcht nicht immer ganz unbegründet ist, dafür könnte ich positive Tatsachen anführen.

Doch darf man bei der negativen Seite, bei der Polemik, nicht zu lange verweilen. Die Heidenpredigt hat ja vor allem positiv vorzugehn. Sie muß darauf hinweisen, wie der einige wahre Gott, den sie, die Heiden, trotz allgemeinen, theoretischen Wissens von ihm, verloren haben, die Liebe ist und völlige Liebe auch von uns verlangt, während das gegenseitige Verhältnis der heidnischen Götter und ihrer Verehrer zum größten Teil ein solches des Neides, des Mißtrauens und der Furcht ist. Es gilt dann zu zeigen, wie dieser Gott der Liebe aus Liebe zu uns Menschen durch Jesum Christum ein Reich gestiftet hat, in das einzutreten er nun auch sie durch uns einladen läßt, um sie selig zu machen. Und da der Eintritt in das Reich Gottes durch Buße und Sinnesänderung bedingt ist, so ist in Gemäßheit der Predigt Christi und seiner Apostel vom Reiche Gottes vor allem auf Bekehrung zu dringen, indem man auf das Verderben der menschlichen Natur, wie sie jetzt ist, — (wobei man mit dem konfuzianischen Fundamentalsatz: „Des Menschen Natur sei von Anfang an gut" sich auseinandersetzen muß) — auf die Macht der Sünde, unter der der Einzelne sowohl, als auch die Gesamtheit erfahrungsgemäß geknechtet ist, hinweist. Es gilt also, die Erkenntnis der Sünde im Lichte der Heiligkeit Gottes und seines unverbrüchlichen Gesetzes, dem ja auch, wie besonders aus schönen Stellen der chinesischen Klassiker ersichtlich ist, das Gewissen der Heiden selbst Zeugnis gibt, zu erwecken. Dies ist bei der Heiden- und Gemeindepredigt wohl die schwerste, aber auch die wichtigste Aufgabe angesichts der Selbstgerechtigkeit und der moralischen wie religiösen Oberflächlichkeit der Menschen überhaupt und speziell der Chinesen. Professor Warneck sagt einmal sehr treffend: „Je anschaulicher die Predigt der Buße individualisiert wird nach den bestimmten Sünden, die unter den verschiedenen Völkern (oder Gegenden) im Schwange gehen, desto reifer werden sie gemacht zum Verständnis des Evangeliums." Man darf also nicht im allgemeinen nur von Sünde sprechen, unter welchem Worte die Heiden meistens etwas ganz anderes verstehen als wir, sondern man muß diese spezialisieren bis in ihre feinsten Verzweigungen hinaus. Es ist bei weitem nicht genügend, bloß bei den vier bekannten, großen chinesischen Sünden und Lastern der Hurerei, Spielwut, Trunksucht und Opiumrauchen stehen zu bleiben, wie dies unsere eingeborenen Gehilfen

so gerne tun, sondern man muß auch die feinern Sünden in Gedanken, Worten und Werken hervorheben und zeigen, wie Gottes Gesetz als von dem, der Geist ist, stammend, auch geistig erfaßt sein muß, wie Christus dies besonders in der Bergpredigt, aber auch sonst tut. Ich erinnere mich einer Unterredung mit einem geachteten Graduierten, einem sogenannten „blühenden Talent", der zuerst von Sünden, die er begangen haben sollte, nichts wissen wollte. Als ich ihm aber dann erwiderte: ja, dann sei er allerdings viel besser als ich, denn wenn ich mein Herz prüfe, so finde ich noch die und die Sünde darin lauern, da gab er zu: „ja, wenn es so ist, daß auch solche Gedanken schon Sünden sind, dann bin ich allerdings auch ein Sünder."

Als Vorbild für eine die Sünden individualisierende und spezialisierende Bußpredigt kann uns die vom Apostel Paulus dienen, die er dort vor Felix gehalten hat, wenn er vor diesem ungerechten, fleischlich gesinnten Beamten redet von der Gerechtigkeit, der Keuschheit und dem zukünftigen Gericht. Bei der Erklärung, was eigentlich Sünde sei, muß man unter anderm auch auf den Unterschied zwischen den Staatsgesetzen und dem Gesetze Gottes hinweisen; denn sehr oft begegnet man dem Einwurf, man sei ja noch nie mit dem ersteren in Konflikt geraten und sei darum kein Sünder. Eine Frau meinte sogar einmal, sie erinnere sich eigentlich nur einer Sünde, die sie an sich habe, und die bestehe darin, daß sie nicht lesen könne. Ihr war also die Sünde nicht ein moralischer, sondern ein intellektueller Mangel.

Es gilt demnach bei der Heidenpredigt vor allem, das Gewissen, das auch bei Heiden, gottlob, noch vorhanden ist, zu fassen und zu wecken. Dabei wird man mit Nutzen auch hier an einschlägige chinesische Redensarten und Sprichwörter anknüpfen, wie z. B.: „Des Himmels Auge ist weit, weit geöffnet, nichts entgehet ihm," oder: „Das Hühnerei mag noch so dicht sein, es wird doch ein Küchlein herausgebrütet," oder: „Jeder empfängt das, was er sich selbst bereitet hat," oder jener vielgebrauchte konfuzianische Ausspruch: „Fet tshui yi then, wu so tau ya", d. h. „wer am Himmel sich versündigt, hat keinen Ort, wohin er sich mit seinem Gebete wenden könnte." Dazu muß dann aber bemerkt werden, daß nicht nur die groben Sünder, wie Konfuzius es hier eigentlich meint, sondern wir alle uns am Himmel oder

an Gott und seinem heiligen Gesetze versündigt haben, daß wir aber darum doch nicht zu verzweifeln brauchten, wie es nach dem obigen Spruch der Fall sein müßte. Denn Konfuzius betont hier nur die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des göttlichen Gesetzes, die Vergebungsgnade Gottes in Christo Jesu aber, die wir nun verkündigen dürfen und die unbeschadet der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit uns Sündern angeboten wird, kennt er nicht und konnte sie nicht kennen, da sie erst 500 Jahre nachher durch den geoffenbart wurde, den Gott nicht bloß zum „Heiligen und Lehrer", sondern zum Mittler und Heiland für alle Menschen gesetzt hat.

Dies führt uns speziell auf die Predigt des Evangeliums von Christo, wobei immer wieder und entschieden zu betonen ist, daß und warum in keinem andern das Heil ist, und kein anderer Name den Menschen gegeben ist, darinnen wir können selig werden. Zur Erklärung der Mittlerschaft Christi und seiner Versöhnung lassen sich im sozialen und religiösen Leben der Chinesen verschiedene Anknüpfungspunkte finden, wobei uns besonders auch der Buddhismus etwas zu Hilfe kommt, so z. B. wenn Buddhistenpriester fürbittend für Verstorbene eintreten, oder wenn Arme zu Gunsten ihrer Familie für verurteilte Reiche sogar die Todesstrafe erdulden. Oder wenn etwa ein angesehener, ums Vaterland verdienter Mann Fürsprache für einen Verurteilten einlegt und um seine Begnadigung bittet unter Berücksichtigung seiner Verdienste ꝛc. Starken Eindruck macht es auch oft auf die Heiden, wenn man über die Vergänglichkeit alles Irdischen, über Tod und Gericht eingehender spricht, wie der Buddhismus dies ja auch, allerdings in einer meist sehr extravaganten Weise tut durch bildliche und plastische Darstellungen der Höllenstrafen in ihren Götzentempeln. Doch denken wir hier auch an Paulus in Athen und vor Felix. Wichtig ist es auch bei der Heidenpredigt, den gewöhnlichen Einwurf zu widerlegen, daß das Evangelium nur eine Lehre für die Fremden, Jesus nur der „Weise und Heilige" der westlichen Barbaren sei, wie Konfuzius der der Chinesen. Da muß man bei aller Anerkennung des sittlich Guten und Vortrefflichen, das sich unstreitig auch bei Konfuzius findet, doch stets scharf hervorheben, daß beide im Grunde gar nicht so ohne weiteres mit einander verglichen werden können, daß Jesus Christus doch etwas ganz anderes sei und wolle als Konfuzius. Beide bewegen sich

durchaus nicht auf der gleichen Linie. Dieser sei wie wir alle von unten, jener aber von oben herab. Dieser überliefere nach seinen eigenen Worten nur die Lehren und Sitten des Altertums, jener aber offenbare Dinge, die kein Mensch, auch der weiseste nicht wußte, noch wissen konnte, denn er schöpfte aus den Tiefen der Gottesfülle. Das durch seine Taten bekräftigte Selbstzeugnis Christi stehe unendlich hoch über dem, das Konfuzius je von sich selbst zu sagen wagte. Es handle sich also zwischen beiden nicht um ein mehr oder weniger bezüglich ihrer Lehre, so daß Christi Lehre etwa nur vollkommener und allseitiger wäre als die des Konfuzius, indem sie nicht bloß das Diesseits, sondern auch das Jenseits umfasse, während die Chinesen diese Lücke im konfuzianischen System durch den eingeführten Buddhismus ergänzen mußten. So stellen unsere eingeborenen Gehilfen und auch viele Europäer gar gerne Christus und Konfuzius einander gegenüber. Nein, man muß zeigen, daß die ganz einzigartige Stellung Christi in seiner Person und in seinem Werke liege, und darum müsse auch unsere Stellung zu ihm eine ganz andere sein, als zu Konfuzius oder sonst einem menschlichen Weisen. Doch muß man bei all diesen Auseinandersetzungen vorsichtig zu Werke gehen und sich nicht zu sehr in eine Polemik gegen Konfuzius verwickeln. Es gilt auch in dieser Kontroverse vor allem, das Positive im Christentum hervorzukehren. Und wo die Kraft des Evangeliums an einem Herzen sich einmal erprobt hat, da fällt die abergläubische und abgöttische Hochachtung der Konfuzius und seiner Lehre von selbst dahin, wie wir dies an manchen unserer besseren Christen beobachten können. So hörte ich einmal einen früher sehr begeisterten Konfuzianer im ersten Feuer der christlichen Begeisterung ausrufen: „Ich wollte, alle konfuzianischen Bücher würden verbrannt, denn sie hindern gar manchen daran, das Christentum recht zu erfassen."

Zum Schlusse dieses unseres zweiten Punktes seien mir nur noch einige allgemeine, praktische Winke erlaubt, die von Interesse sein dürften. Zur Unterstützung und Vertiefung des gepredigten Wortes, besonders in Märkten und Städten, wo ein größerer Prozentsatz als auf dem Lande die in China so schwere Kunst des Lesens versteht, tun oft gute Traktate oder einzelne Evangelien, wie z. B. das Evangelium Lukas, ausgezeichnete Dienste. Auch ist es sehr angezeigt, wenn man mehrere Male im Jahre in ein

und dieselbe Gegend kommt, um den Leuten näher zu kommen und verschiedene Seiten der christlichen Wahrheit ihnen beizubringen. Besonders fesselt und interessiert immer die Geschichte unseres Herrn, wenn sie lebendig und ihrem Fassungsvermögen angepaßt, vorgetragen wird. Die apostolische Heidenpredigt hat ja auch hauptsächlich hierin bestanden. Wenn man größere Versammlungen auf Straßen, in Tempeln ꝛc. vor sich hat, ist es immer am fruchtbarsten, seiner Ansprache einen kurzen, leichtverständlichen Text aus dem Neuen Testament zu Grunde zu legen, wie z. B. „Also hat Gott die Welt geliebt“ .... oder „Wahrlich, wahrlich ich sage dir, es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde“ ꝛc. oder „So sind wir nun Botschafter an Christi Statt“ ꝛc. „Es ist in keinem andern Heil“ .... „Gehet ein durch die enge Pforte“ — „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne,“ ꝛc. Der Chinese hat ja einen heiligen, beinahe abergläubischen Respekt vor einem Buche. Da macht es immer mehr Eindruck, wenn man das, was man sagt, aus einem solchen ehrwürdigen, heiligen Buche belegt. Die Bibel heißen wir im Chinesischen Schin schu = das heilige Buch, oder Schin kin = den heiligen Klassiker.

Gibt es nun in einer Gegend, die in größerer Entfernung von der Hauptstation liegt, offene Türen, und sind Leute gewillt, Christen zu werden, so ist dieselbe sobald wie möglich mit eingeborenen Gehilfen zu besetzen und so zur Außenstation zu erheben, um dadurch einen Krystallisationspunkt für eine werdende Gemeinde und einen neuen Stützpunkt für regelmäßige Heidenpredigt in jener Gegend zu gewinnen. Denn abgesehen davon, daß der dort stationierte Nationalgehilfe und mit ihm ab und zu auch der besuchende Missionar zur Heidenpredigt in die umliegenden Dörfer geht, kommen immer auch Heiden in die einmal eingerichteten Gottesdienste des Gemeindleins. Ueberdies ist eine lebendige Christengemeinde ja die beste Heidenpredigt. Dies führt uns zu unserer dritten Frage:

III.

Welche Erfahrungen macht man bei der Heidenpredigt?

Dieselben sind je nach den Gegenden, in denen man arbeitet, und den Gesellschaftsklassen, mit denen man es zu tun hat, natürlich verschieden. Das „gute Land“ ist aber wie überall, so auch

in China, das seltenere. In Gegenden, wo selten oder noch nie gepredigt wurde, tritt einem der Widerspruch und die Abneigung mehr unter dem Gewand des Rassen- und Nationalhasses als des religiösen Fanatismus entgegen; denn der Chinese ist religiös meist viel zu seicht und indifferent, als daß er in dieser Hinsicht ein Fanatiker sein könnte. Es macht ihm ja gar nichts aus, die einander oft so widersprechenden Religionssysteme des Konfuzianismus, Tauismus und Buddhismus synkretistisch zu vermischen. Nur einzelne konsequente Konfuzianer haben je und je den aus Indien importierten Buddhismus entschieden abgelehnt und bekämpft. Es ist aber eine bekannte chinesische Untugend, jeden Nichtchinesen als Barbaren einfach zu verachten, ja, ihm die Menschenwürde kaum zuzugestehen. Da wird ihr Stolz, und besonders der der höhern Klassen und Gelehrten natürlich tief verletzt, daß ein solcher in ihren Augen auf der tiefsten Stufe der menschlichen Gesellschaft stehender Fremder es wagt, sie, die kulturell und sittlich (wie sie wähnen) so hochstehenden Chinesen belehren zu wollen. So ließ mir einmal ein „Literat" oder „Bücherleser", während ich auf einem Markte einer Volksmenge predigte, durch einen dritten einen roten Zettel zukommen, worauf etwa folgende Schmeicheleien standen: „Wie wagst du, fremder Sklave, uns, das Volk eines großen, mächtigen Reiches, des Reiches der edlen Sitte und feinen Literatur, zu belehren? du, der du eigentlich den wilden Tieren zugehörst! Du kannst Schläge bekommen, wenn du dich nicht schnell aus dem Staube machst." Ich las den Zettel ganz ruhig der Volksmenge vor und bat den mir unbekannten Herrn, vortreten zu wollen, um der guten Sitte gemäß mit mir über das, was ich sagte, öffentlich zu disputieren. Aber der Feigling wagte es nicht, meiner Aufforderung nachzukommen und lachend bat mich dann die Menge, mir die Sache nicht zu Herzen zu nehmen und ruhig weiter zu predigen. Allerdings ist nun in die Festung dieses lächerlichen, aber wohl begreiflichen chinesischen Nationalstolzes durch die letzten Ereignisse eine gewaltige Bresche gelegt worden. Man konnte vor einigen Jahren hierin eine Wandlung zum Bessern wahrnehmen. Die stolzen „Literaten" traten uns gegenüber viel bescheidener auf und waren sogar gewillt, wenigstens in weltlichen Dingen manches von den Barbaren zu lernen. Hat doch auch ihr berühmtester, gelehrtester Landsmann, der bekannte Vizekönig

Tschang Tschi tung ein zweibändiges Werk geschrieben, worin er seinen Landsleuten vorhält, was sie alles von den Fremden lernen sollten. Vom Christentum allerdings will er als stolzer Konfuzianer auch nichts wissen. Wie aber in der neuesten Zeit vielfach die Missionare selbst von chinesischen Beamten und Literaten aufgefordert werden, höhere Schulen für westliches Wissen zu eröffnen, das ist aus den Zeitschriften bekannt.

Außer den oben schon kurz erwähnten Vorurteilen gegen uns und unsere Lehre haben die Chinesen besonders noch zwei solcher, denen man immer wieder begegnet: 1. daß wir aus irgend einem irdischen Interesse müssen zu ihnen gekommen sein; denn auf dem selbstsüchtigen Standpunkt, auf dem das Heidentum nun einmal steht, ist ihm eine selbstlose, nur aufs Wohl anderer gerichtete Liebe etwas rein Undenkbares; 2. daß wir die fünf lun d. h. die fünf sozialen Verhältnisse unter den Menschen: kyun tschin, fu ts, fu fu, hyung thi, phen yu, d. h. das rechte Verhältnis zwischen Fürst und Untertan, Vater und Sohn, Mann und Frau, Bruder zu Bruder, Freund zu Freund eigentlich nicht kennen und darum den wilden Tieren (khim tschu) nahekommen. Immer und immer wieder muß man gegen diese albernen Vorurteile ankämpfen. Natürlich hält es nicht schwer, dieselben zu berichtigen.

Einen allgemeinen Kopfglauben an Gott, als den höchsten Geist und Herrscher, ließen sich viele, besonders unter den „Bücherlesern" schon gefallen, da ja auch, wie schon erwähnt, die Klassiker diesen höchsten Gott, Schangti, oft erwähnen. Sobald man aber von Jesus und seinem Erlösungswerke anfängt, da beginnt gewöhnlich der Widerspruch. Ein mir gut bekannter „Bücherleser" klebte einmal eine der bei Chinesen so beliebten Neujahrsinschriften an seine Haustüre an mit etwa folgendem Inhalte: „Daß ein Gott (Schangti) ist, weiß ich wohl. Doch kenne ich jenen Jesus nicht." Der Mann wurde aber trotzdem später ein Christ. Daß nun Jesus Anspruch macht auf unser ganzes Herz und Leben und daß er ausschließlich der Herr und Heiland sein will, in welchem uns allein Heil und Erlösung zu teil wird, das mißfällt ihnen am meisten. Worte wie: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich" ꝛc., oder „Laß die Toten ihre Toten begraben, du aber folge mir nach" ꝛc. sind einem echten Konfuzianer sehr anstößig. Doch tritt einem offene Feindschaft in Form von Schmäh-

oder Drohungen in Friedenszeiten nur sehr selten entgegen. Chinese spricht sich ja nicht leicht offen aus. Er hält mit eigentlichen Meinung meist sehr vorsichtig hinter dem Berg; bildetere Klasse will schon aus gewisser Höflichkeit nicht wider- n, was einem übrigens manchmal lieber wäre, als ein ge- gedankenloses und indifferentes Zunicken zu dem Gesagten. nter den vier Klassen, in welche die Chinesen in sozialer t sich selber einteilen: sz, nung, kung, schong d. h. Ge- (wozu natürlich auch die Beamten oder Mandarinen ge- werden), Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute, ist es die nd letzte Klasse, die meistens für das Evangelium am un- lichsten ist. Ihr grenzenloser Hochmut oder ihr materiali- Sinn, der alle höhern Ideale erstickt, bieten dem Evange- ein schwer zu überwindendes Hindernis. Aber damit soll esagt sein, daß es nicht auch da oft erfreuliche Ausnahmen on welchen ich manche anführen könnte. Unter dem dritten , dem der Handwerker oder Arbeiter, sind es besonders die chen Last- und Palankinträger, denen um ihres sittlichen Leicht- und ihrer Stumpfheit wegen schwer beizukommen ist. Auch e größern, reichern Dörfer mit ihren starken, stolzen Familien- en, in denen der Einzelne meist unter dem terroristischen der Gesamtheit steht und besonders dem Willen der ton- nden, stolzen Stammesältesten sich fügen muß, ein harter für die Heidenpredigt. Im allgemeinen ist bis jetzt die e, arme, hart arbeitende und unter manchem leiblichen und en Drucke seufzende Landbevölkerung der Bauern und Hand- der günstigste Boden zur Aufnahme des Evangeliums. in China geht es eben nach dem göttlichen Grundsatze: viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht dle sind berufen." Und wenn der Heiland dem Vater dankt „daß er solches den Weisen und Klugen verborgen, aber nmündigen geoffenbaret hat," so darf uns die obige Erfah- nicht befremden. Jesus ist, wie die Evangelien zeigen, auch ohen seines Volkes liebend nachgegangen, um sie zu gewinnen. t aber nicht besonders und vor allem nach ihnen gehascht m ihre Gunst gebuhlt, indem er etwa, wie es jetzt da und uch von Missionaren geschieht, die Forderungen seines Evan- s um ihretwillen beschnitten hätte, um so an ihm alle scharfen

Ecken und Kanten, die dem Fleische und der so beschränkten menschlichen Vernunft weh tun könnten, abzubrechen. So müssen auch wir getrost und im Vertrauen auf die Wahrheits- und Geistesmacht des Wortes Gottes dasselbe den Chinesen verkündigen zu einem Zeugnis über sie. Denn auch bei ihnen bewährt sich die alte Verheißung immer wieder: „Mein Wort soll nicht leer zurückkommen." Gar manche schöne Erfolge der Heidenpredigt dürfen wir je und je sehen. Es sei mir hier gestattet, nur einiges hierüber aus meiner eigenen Erfahrung mitzuteilen.

Jahre lang predigte ich in einem großen Markt das Evangelium scheinbar ganz vergebens. Umsonst bemühte ich mich längere Zeit, ein geeignetes Lokal zu regelmäßiger Heidenpredigt zu mieten. Besonders die Marktvorsteher und angesehenen Bewohner der Ortschaft arbeiteten mir mit aller Macht entgegen. Da, auf einmal zeigte sich ganz unvermutet eine Bresche in jener Hochburg des Heidentums. Von einem freundlich gesinnten Mann, der später übertrat, wurde uns ein geeignetes Lokal angetragen. Als dann ein gehässiger Nachbar Schwierigkeiten machen wollte, geboten ihm die angesehensten Aeltesten, die sich uns inzwischen genähert hatten, Ruhe mit der Begründung: „Wir merken, daß die Missionare es nur gut mit uns meinen." Jetzt besteht ein nettes Gemeindlein dort mit einem unserer tüchtigsten Gehilfen an der Spitze. Aehnlich ging es auf einem andern großen Markt, etwa sechs Stunden flußabwärts, wo nun auch eine hoffnungsvolle Gemeinde ist, und wo wohl bald eine Hauptstation errichtet werden kann. — Vor etwa sechs Jahren wurde ich in eine Gegend, etwa 14 Stunden von meiner Station entfernt, gerufen, weil dort eine Anzahl Leute sich entschlossen hatten, Christen zu werden. Das betreffende Dorf ist meist von Schiffern bewohnt, die mit ihren Booten den Ostfluß bis nach Kanton befahren. In diesen Booten sind oft Missionare auf- und abgefahren, und bei dieser Gelegenheit haben die Bootsleute jedesmal das Evangelium gehört, bis endlich der ausgestreute Samen nach vielen Jahren aufging. In dem Dörfchen ist nun eine Kapelle, worin an den Sonntagen ein nettes Gemeindlein sich um den dort stationierten Gehilfen versammelt. Es ist kaum noch ein Haus dort, in welchem nicht Christen wohnen.

Etwa sieben Stunden nördlich davon liegt die Kreisstadt Fophinschong, d. h. Friedensstadt. Auf die Bitte einiger jungen Leute, die durch Kolporteure angeregt worden waren, reiste ich mit einem Gehilfen dahin. In dem Laden, wo wir herbergten, standen bei unserer Ankunft noch alle Götzen in voller Glorie auf dem kleinen

Hausaltar mit brennenden Lichtern, Blumen und Früchten um sich herum, denn es war gerade Neujahrszeit, in der die Götzen besonders gefeiert werden. Nachts predigten wir den zusammengekommenen Leuten, die vorher selten oder nie einen Fremden gesehen hatten. Kaum zur Ruhe gegangen, hörte ich, wie man das Haus von den Götzen und allem andern heidnischen Unrat säuberte. Jetzt besteht auch dort nach manchen harten Kämpfen eine aufblühende Christengemeinde, und die Besitzer jenes Ladens haben sich in den Verfolgungszeiten treu bewährt.

In einem andern Dörflein kehrte ich einmal bei einem armen, sehr heruntergekommenen Opiumraucher ein und redete mit den Anwesenden über das zukünftige Gericht. Der arme Opiumraucher, ein 70jähriger Greis, der schon über 30 Jahre lang von den Fesseln des Opiumrauchens gebunden war, hörte gespannt und aufmerksam zu. Augenblicklich entschloß er sich, das Laster abzulegen und Christ zu werden. Und obwohl ihm manche davon abrieten und sagten, das könnte sein Tod sein, blieb er doch bei seinem Entschluß, indem er erklärte: „Lieber will ich sterben, als noch einmal zur Opiumpfeife greifen." Er kam zu mir auf die Station, wo ich ihm half, sein Vorhaben durchzuführen. Er wurde durch Gottes Gnade auch ganz frei und war bis zu seinem fünf Jahre nachher erfolgten, seligen Tode ein kindlich dankbarer und frommer Christ. — In einem andern Dörflein, in der nächsten Nähe unserer Hauptstation Hokschuha predigte ich längere Zeit, wie es schien, tauben Ohren. Da, plötzlich wurde ein Mann erfaßt, von dem ich es am wenigsten erwartet hatte. Er war ein Spötter und leidenschaftlicher Spieler. Aber von seinem ersten Gottesdienstbesuch an zeigte er ein sehr reges Interesse für die christlichen Wahrheiten und machte mir beim spätern Taufunterricht viel Freude durch sein klares Verständnis und freudiges Erfassen dessen, was ihm geboten wurde. Bald zog er seine Frau und einige Nachbarn nach sich, und so hatten wir Eingang gefunden in dem vorher so verschlossenen Dörflein.

So könnte ich noch manche Beispiele anführen von ermutigenden Erfahrungen bei der Heidenpredigt. Freilich fällt einem diese nicht immer sehr leicht. Man ist manchmal nicht so recht dazu aufgelegt, oder die Unarten der Heiden sind dazu geeignet, einen zu verstimmen. Da muß man sich die rechte Geistesfrische, die dabei so außerordentlich wichtig ist, und vor allem die rechte duldende und tragende Liebe immer wieder aus der göttlichen Quelle schenken lassen. Mich selbst hat auch das Lesen von Biographien

tüchtiger und hervorragender Missionare oft zu dieser Arbeit neu angespornt, und gerne nahm ich solche Lektüre mit auf meine Predigtausflüge, um mich in stillen Stunden darein zu vertiefen. Vor allem gilt es, sich recht von dem großen, erhebenden Gedanken durchdringen zu lassen, der den großen Heidenapostel Paulus auch immer wieder mit hoher Begeisterung zu seinem Berufe erfüllte und den er in jenen Worten ausdrückt: „So sind wir nun Botschafter an Christi Statt" und „mir, dem allergeringsten unter allen Heiligen, ist gegeben diese Gnade, unter den Heiden zu verkündigen den unausforschlichen Reichtum Christi." Ich kann versichern, es sind die schönsten und seligsten Stunden eines von der Wichtigkeit und Herrlichkeit seines Berufes durchdrungenen Missionars, wenn er vor einer Schar Heiden, die mit Interesse, mitunter auch von dem Gehörten sichtlich ergriffen, das Wort des Lebens verkündigen und sie einladen darf, ins Reich Gottes einzugehen. Sehr gerne hätte ich auch diese Arbeit noch fernerhin getan, wenn es dem Herrn gefallen hätte, mich wieder hinaus auf mein chinesisches Arbeitsfeld ziehen zu lassen. Die, die noch draußen stehen dürfen, rüste er aus mit dem rechten Zeugengeist, „um mit aller Freudigkeit zu reden sein Wort".

Eindrücke eines christlichen Japaners im christlichen Amerika.

Unter dem Titel: „Wie ich ein Christ wurde" ist unlängst im Verlage von D. Gundert in Stuttgart ein Büchlein erschienen,*) worin ein Japaner, namens Kanso Utschimura, die verschiedenen Stufen seines geistigen Wachstums offen schildert. Das Schriftchen, das wir aufs wärmste empfehlen möchten, ist von hohem Interesse für jeden Missionsfreund, nicht nur weil man daraus ersieht, wie ein gebildeter Japaner heutzutage das

*) Wie ich ein Christ wurde. Bekenntnisse eines Japaners. Von Kanso Utschimura. Stuttgart. D. Gundert. Brosch. Mk. 1. | geb. Mk. 1.50.

ntum in seiner ganzen Bedeutung für die Menschheit be-
und die Missionsarbeit in Japan, sondern auch besonders
, indem es einen Blick tun läßt in den Kampf und das
n einer aufrichtigen Seele, die sich nicht damit begnügt, den
ichen Schritt vom Heidentum zum Christentum getan zu
sondern die von Stufe zu Stufe hindurchdringen möchte
llen Aneignung des Heils, zum Frieden in Christo. Der
ser nennt deshalb sein Tagebuch, worin er seine Bekenntnisse
elegt hat, „ein Loggbuch, denn es schildert die Fahrt und
ägliche Vorwärtskommen meines Lebensschiffleins auf der
nach dem himmlischen Hafen, einer Reise, die durch Sünden,
n und manches Leid führt."

lm aber dieses Ziel erreichen zu können, hielt es der junge
er, der seit seiner Bekehrung durch einen methodistischen
nar im Verein mit seinen christlichen Freunden für die
eitung des Evangeliums und selbständige Gemeindebildung
arbeitete, für unerläßlich, nach Amerika zu gehen, um unter
risten des Abendlandes aus der Leere seines Gefühlschristen-
herauszukommen und einen festen Grund für sein Christen-
zu gewinnen. Was er aber hier erlebte und beobachtete,
ihm zunächst zu einer großen Enttäuschung; denn das waren
ie Idealchristen, wie er sie erwartet hatte. Erst nach und
lernte er die christliche Welt Amerikas mit dem richtigen
ab messen, und es ist interessant, diese anfänglichen Spiegel-
aus seinen Aufzeichnungen kennen zu lernen. Sie zeigen
uch, welch große Verantwortung die alte Christenheit gegen-
ungen, ungereiften Heidenchristen hat, wenn solche in unsere
chen Kreise hereintreten und in ihr nicht, wie sie billig er-
, den Geist Christi in unsern sozialen und politischen Ver-
sen als die alles beherrschende Macht ausgeprägt finden.

Wie sich nun die amerikanische Christenheit den kritisch beob-
en Augen unseres christlichen Japaners darstellte, das lassen
n im Nachfolgenden selber kurz erzählen.

In die Welt hinaus.

Da ich daheim keine Befriedigung fand, beschloß ich, sie draußen zu suchen. In den Ländern, wo seit vielen hundert Jahren das Christentum herrscht, mußten, so dachte ich, Friede und Freude in einer uns Abkömmlingen von Heiden ganz unfaßbaren Weise herrschen und mußten für einen aufrichtigen Wahrheitssucher auch zu finden sein.

Das Leid der Trennung von meinen Lieben, die fast unerschwinglichen Kosten für einen Mann in meinen Verhältnissen, vor allem die schreckliche Möglichkeit, als ein mittelloser Fremdling im fremden Lande zu wandern — alles das wollte ich gerne ertragen, wenn ich nur das ersehnte Kleinod gewinnen konnte, damit mir künftig das Leben nicht mehr eine Last wäre.

Doch trieb mich auch noch etwas andres zu dem kühnen Schritt. Unser Vaterland verlangt, daß jeder seiner jungen Söhne etwas Rechtes zum Ruhme dieses Landes vollbringe. Um aber als treuer Sohn meines Volkes das tun zu können, mußte ich mehr Erfahrungen und Kenntnisse erwerben, mehr Beobachtungen machen, als innerhalb der Grenzen meines Vaterlandes möglich war. Der Zweck meiner Reise ins Ausland war, zuerst ein rechter Mensch und dann ein rechter Vaterlandsfreund zu werden.

Mit Hilfe meiner Ersparnisse und der Opfer, die meine unbemittelte Familie bereitwillig brachte, reichte es, daß ich meine Ueberfahrt über den Großen Ozean bezahlen konnte. Im übrigen verließ ich mich auf den, der mich gewiß nicht in einem fremden Lande verhungern lassen würde. Mein guter Vater, der schon ein frommer Christ war, wünschte mir fröhlich Gottes Geleit, gab mir, was er hatte und dazu sein Herz und seine innige Liebe, die er in einem selbstgedichteten japanischen Verse aussprach:

Jehovah sieht, wo ich nicht sehe,
Wo ich nicht höre, hört der Herr dich gern,
Drum fürchte nichts, mein Sohn, und gehe
In seiner Kraft; er ist dir nirgends fern.

Als die feierliche Abschiedsstunde herankam, machte sich unsere Natur, die durch die neue Lehre nicht ganz unterdrückt werden konnte, geltend. Nachdem mein Vater ergreifend gebetet hatte, daß die Vorsehung seinen Sohn in ihre Hut nehmen möge, führte er mich zu dem Ahnenschrein, den wir noch hatten, und hieß mich, ehe ich zum letztenmale über die Schwelle unseres Hauses ging, noch zur Seele meines Großvaters beten. „Wenn Dein Großvater noch lebte", sagte mein Vater weinend, „er würde sich entsetzen, daß Du zu den Leuten gehst, die er immer als Barbaren betrachtet hat." Ich neigte mein

haupt, ich gedachte zugleich meines himmlischen Vaters und meiner bgeschiedenen Vorfahren und versank in eine Betrachtung, die halb ebet, halb Rückblick war. Unsere Religionslehrer hätten wohl den opf geschüttelt, ob unseres buddhistischen oder papistischen Treibens, ber in dieser Stunde konnten wir nicht das Für und Wider be-enken. Wir liebten unsern Gott, unser Vaterland und unsere Väter nd gedachten ihrer aller in der feierlichen Stunde.

Wie jede andere Liebe, so leuchtet auch die Vaterlandsliebe am llsten zur Zeit der Trennung. Das seltsame Etwas, das uns für wöhnlich nur eine Zusammenstellung von Flüssen, Tälern und Ge-rgen ist, wird nun auf einmal ein lebendes Wesen, und wie eine utter ihre Kinder ruft es uns zu edlen Taten. Dort der Berges-pfel mit seiner weißen Hülle von ewigem Schnee (der berühmte ujiyama), ist das nicht die keusche Stirn der Mutter, die das Herz s Volkes begeistert? Die fichtenbewaldeten Hügel, die den Berg nkränzen, die goldenen Felder an seinem Fuß — sind das nicht e Brüste, die mich gesäugt, und die Kniee, die mir als Ruheplatz dient haben? Und die Wellen, die ihren Schaum an die Ufer ritzen, sind sie nicht der Perlenbesatz, der das Kleid der Mutter hmückt, wenn sie in königlicher Haltung einherschreitet? Eine Mutter rein, so edel, so anmutsvoll — sollten ihre Söhne ihr nicht eu sein?

Ich verließ ihren Strand und bald war ich auf einem Schiff, as den Wimpel eines andern Volkes wehen ließ, auf dem Männer ner andern Rasse hausten. Das Schiff bewegt sich. Lebewohl, mein Mutterland! Noch ein paar Stunden und ich sehe nur noch die berste Spitze des herrlichen Berges. „Alle auf Deck", rufen wir; noch einen Gruß dem lieben, teuren Land". Es verschwindet unter em wogenumsäumten Himmelsrand, und die Gefühle unserer ernst nd feierlich gestimmten Herzen klingen aus in dem Verse des alten Quäkerdichters:

Dir, Land der Länder, weihen wir
Ein innig Flehn zu unsrem Gott,
Mit Leib und Seel stehn wir zu dir
Und kämpfen für dich bis zum Tod.

Die ersten Erfahrungen in der Christenheit.

Daß ich die christlichen und englisch redenden Völker mit be-onderer Ehrfurcht betrachtete, war wohl bei mir eine entschuldbare Schwäche. Es war dieselbe Schwäche, die den großen Friedrich von

Preußen zu einem Anbeter alles Französischen machte. Ich hatte alles Edle, Nützliche und Erhebende durch Vermittlung der englischen Sprache gelernt. Ich las meine Bibel englisch, Barnes Bibelerklärung war englisch, alle anderen mir bekannten Autoren waren von englischer Abstammung. Einen englischen Schundroman hatte ich nie in der Hand gehabt, und gemeine Wörter der englischen Sprache waren mir gänzlich unbekannt. Das christliche Amerika mußte meiner Ansicht nach erhaben, fromm, puritanisch sein. In der Sprache mußte man viele Anklänge ans Hebräische hören, und die Straßen mußten von Hallelujah und Amen widerhallen.

Ich hatte freilich aus guter Quelle gehört, daß in Amerika das Geld alles in allem sei und der allmächtige Dollar dort angebetet werde, daß die Rassenvorurteile sehr stark seien und daß der gelbe Mann mit den mandelförmigen Augen verspottet, ja von den Hunden angebellt werde. Solche Behauptungen erschienen mir aber ganz unglaublich. Das Vaterland Abraham Lincolns und Stephan Girards (eines großen Wohltäters) konnte doch nicht ein Land des Mammondienstes und der Rassenfeindschaft sein. Wenn ichs mit eigenen Augen sähe, dachte ich, würde es mir ganz anders erscheinen. So stark war mein Glaube an das, was ich von der Ueberlegenheit der christlichen Zivilisation über die heidnische gelesen und gehört hatte. Ich meinte, Amerika müsse eine Art von Heiligem Land sein.

Am 24. November 1884 bei Tagesanbruch erblickten meine entzückten Augen zum erstenmal das Land der Christenheit. Ich stieg noch einmal hinunter in meine Kabine im Zwischendeck und warf mich auf die Kniee. Der Augenblick war zu ernst für mich; ich konnte mich nicht unter die aufgeregte Menge auf dem Deck mischen. Als die flache Küste deutlicher wurde, überwältigte mich das Gefühl der Dankbarkeit, daß nun meine Träume erfüllt waren, und Tränen entströmten meinen Augen. Bald fuhren wir durch das Goldene Tor, und die Kamine und Masten, die ich nun erblickte, erschienen mir wie lauter gen Himmel deutende Kirchtürme.

Wir landeten und wir etliche zwanzig Japaner fuhren in einen Gasthof, der einem Irländer gehörte. Es hieß von ihm, er sei immer besonders gut gegen meine Volksgenossen. Meine Bekanntschaft mit der kaukasischen Rasse hatte sich bisher fast ausschließlich auf Missionare beschränkt. Ich meinte jetzt, alle Leute, denen ich begegnete, seien Boten des Evangeliums und hätten einen hohen christlichen Beruf; es war mir, als wandelte ich unter der Gemeinde der Erstgeborenen. Nur ganz allmählich konnte ich mich von dieser kindlichen Anschauung frei machen. Hebräische Wörter hörte ich allerdings genug. Jedermann hatte einen biblischen Namen, selbst die Pferde. Worte, die

wir nur mit Ernst und Ehrfurcht auszusprechen pflegten, sind auf den Lippen von Arbeitern, Kutschern, Schuhputzern und Leuten von höheren Berufsarten, denn auf jeden kleinen Verstoß folgt ein Fluch. In einem Gasthof fragten wir einen anständig aussehenden Herrn, was er von Cleveland, dem neuerwählten Präsidenten halte. Er antwortete: „Bei Gott, ich versichere Sie, er ist ein Teufelskerl." Wir fuhren in einem Auswandererzug nach Osten, und als der Zug plötzlich mit einem starken Ruck hielt, so daß wir fast von den Bänken fielen, rief einer unserer Reisegefährten ärgerlich: „Jesus Christus!" und stampfte dabei mit dem Fuß. Dergleichen Dinge waren uns etwas ganz Neues; ich merkte bald, welche Entweihung des Heiligen ihnen zugrunde lag. Ich hatte früher nie recht verstanden, wozu das zweite Gebot gegeben war. Jetzt verstand ich's.

Daß das Geld die größte Macht in Amerika ist, lernten wir auch durch die Erfahrung. Gleich nach unserer Ankunft in San Franzisko mußte unser Glaube an die christliche Zivilisation eine harte Probe bestehen, denn einem von uns wurde sein Geldbeutel mit einem Vierdollarstück darin gestohlen. „Taschendiebe unter Christen wie unter Heiden", sagten wir warnend zu einander, und während wir unsern bestohlenen Bruder trösteten, sagte eine alte Dame, die sich unser Unglück sehr zu Herzen nahm, wir sollten nur vorsichtig sein, denn es gäbe in ihrem Lande ebensogut wie anderswo Taschendiebe, Einbrecher, Straßenräuber und andere Spitzbuben und Uebeltäter. Wir erfuhren später, daß jene Dame glaubte, alle Menschen, auch die bösen, würden schließlich selig. Wir aber wünschten, der Schelm, der uns das Vierdollarstück gestohlen hatte, möchte endgültig in die Hölle kommen.

Ein Jahr nachher wurde mir auf einem Flußdampfer mein seidener Regenschirm gestohlen. Der Dampfer war prachtvoll eingerichtet und es wurde schöne Musik gemacht. Ich, in meiner heidnischen Unschuld, ließ mir nicht träumen, daß auch hier die Schurkerei verborgen sei. Mein Unglück betrübte mich so sehr, daß ich das erste und letzte Mal in meinem Leben um die Verdammung des abscheulichen Teufels betete, der einen heimatlosen Fremden seines Schutzes gegen das Unwetter beraubt hatte. Vor vierzehnhundert Jahren hatte die chinesische Zivilisation solche Zustände herbeigeführt, daß sich niemand etwas aneignete, was auf der Straße verloren wurde. Und hier auf dem christlichen Wasser, in einem schwimmenden Palast, unter den Klängen von Händels und Mendelsohns Musik, war die Habe so unsicher wie in einer Räuberhöhle.

Diese Unsicherheit war uns wirklich etwas ganz Ungewohntes. Wie viele Schlüssel diese Christen brauchen! Daheim in unsern heid-

nischen Häusern braucht man fast keine Schlüssel. Die Häuser stehen in der Regel für jedermann offen. Katzen gehen nach Belieben ein und aus, und die Menschen legen sich schlafen, so daß ihnen der Wind ins Gesicht weht. Niemals fällts uns ein zu fürchten, daß Dienstboten oder Nachbarn uns unsere Sachen nehmen könnten. Aber in der Christenheit ist's ganz anders. Nicht nur Geldschränke sind verschlossen, sondern auch Türen und Fenster, Kisten und Kasten, Schubladen, Eisschränke und Zuckerdosen. Die Hausfrau hat, während sie ihre Geschäfte besorgt, einen klappernden Schlüsselbund an ihrem Gürtel hängen; der Junggesell, der abends heimkommt, muß aus einem Haufen von zwanzig oder dreißig Schlüsseln den heraussuchen, der ihm sein einsames Gemach öffnet. Alles am und im Haus ist verschlossen, als ob der Diebsgeist in der Luft läge. In Japan haben wir ein Sprichwort, das wohl ein besonders argwöhnischer Mensch ersonnen hat: „Wenn du ein Licht siehst, so denke, es sei ein Feuer, das alle deine Habe verzehren kann; wenn du einen Menschen siehst, so denke, er sei ein Räuber, der dir alles nehmen kann, was du hast." Nirgends lebt man so buchstäblich nach diesem Sprichwort wie in einem wohlverschlossenen amerikanischen Haushalt. Ehrliche Heiden zweifeln ernstlich daran, ob eine Zivilisation, die steinerne Keller und Gewölbe braucht und diese von Bullenbeißern und Schutzleuten bewachen läßt, wirklich den Namen einer christlichen Zivilisation verdient.

In nichts aber schien mir das Christentum dem Heidentum ähnlicher, als in den starken Rassenvorurteilen seiner Bekenner. Noch jetzt sind die kupferfarbenen Kinder des Waldes, denen man durch grausame und unmenschliche Mittel ihr Land entrissen hat, in den Augen eines gewöhnlichen Amerikaners nicht besser als die Büffel und die Bergschafe, die man nach Belieben fangen und jagen darf. Was nun die zehn Millionen Familien anbelangt, die die Amerikaner von Afrika einführten, wie man jetzt Stiere und Kühe einführt, so hat man ihnen vor etlichen dreißig Jahren viel Teilnahme und christliche Bruderliebe erwiesen. Fünfhunderttausend aus der Blüte des Volkes sind hingeschlachtet worden als Sühne für das Verbrechen, daß ihr Volk mit Gottes Ebenbild Handel getrieben hat. Aber jetzt lassen sich zwar die Amerikaner so weit herab, daß sie in der Straßenbahn mit den Schwarzen fahren, aber im übrigen halten sie sich in ihrem Stolz auf die Abstammung von Japhet noch möglichst ferne von der Rasse, deren Freiheit sie mit ihrem Blut erkauft haben. In einer Stadt in Delaware, wo ich einen Freund besuchte, fand ich, daß die Neger einen besonderen Stadtteil bewohnten. Als ich zu meinem Freund sagte, solch eine scharfe Rassentrennung komme mir heidnisch

vor, antwortete er, er möchte lieber ein Heide sein und fern von den Negern wohnen, als ein Christ und unter ihnen leben.

So stark und unchristlich aber auch die Abneigung der Amerikaner gegen die Indianer und Neger ist, so ist das noch nichts im Vergleich mit dem Widerwillen und dem Vorurteil, das sie gegen die Söhne Chinas hegen. Dergleichen ist uns unter Heiden nie vorgekommen. Das Land, das seine Missionare nach China sendet, um dessen Söhne und Töchter von der Irrlehre des Konfuzius nnd dem Aberglauben des Buddha zum Christentum zu bekehren — dasselbe Land verabscheut auch den Schatten eines Chinesen auf seinem Boden. Wo hat man je von einem solchen Widerspruch gehört?

Es sind, wie man mir sagt, drei Gründe, warum die Amerikaner die Chinesen nicht leiden können.

Erstens: Sie nehmen ihre Ersparnisse mit nach China und tragen so das Geld aus dem Land. Sie sollen also all ihren Verdienst in Amerika verbrauchen und mit leeren Händen in die Heimat kommen! „Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen.“ Lassen die amerikanischen und europäischen Kaufleute, Gelehrten und Techniker, die zu uns kommen, ihr Geld in Japan? Wir zahlen ihnen 200, ja bis zu 800 Dollar monatlich in gutem Gold; davon verbrauchen sie vielleicht den dritten Teil in Japan, um mit dem übrigen daheim ein behagliches Leben zu führen. Und wir danken ihnen noch und geben ihnen zum Abschied seidene Kleider und Bronzevasen, oft auch noch Orden und Ruhegehälter. Und welches Gesetz sollte den Chinesen gebieten, ihr Geld in Amerika zu lassen, wenn sie geholfen haben, eine Eisenbahn durchs Felsengebirge zu bauen, wenn sie in Kalifornien Weinberge gepflanzt und bewässert haben? Sie tragen das Gold nicht um nichts weg, wie es manchmal solche, die sich Christen nennen, getan, und dann Kanonen auf die wehrlosen Heiden gerichtet und Säuglinge von der Mutter Brust weggerissen haben. Wir, die „armen Heiden“, verabschieden unsere fremden Angestellten mit Ehren und Feierlichkeiten und sie, die „glücklichen Christen“, jagen uns mit Schimpf und Spott fort. Darf so etwas geschehen, o Gott der Rache!

Zweitens: Die Chinesen mit ihrem zähen Kleben an ihren Volkssitten und Gebräuchen stören den Anstand des christlichen Gemeinwesens. Freilich, Zöpfe und weite Hosen gefallen nicht in den Straßen von Boston und New York; aber meint ihr denn, geschnürte Frauen nehmen sich in den Straßen von Peking oder Hankau besser aus? „Aber die Chinesen sind schmutzig und betrügen im Verkehr mit andern“, sagt ihr. Ich wollte, ich könnte euch einige Vertreter der edlen kaukasischen Rasse zeigen,

die in den Häfen des Ostens umherschleichen, und die ebenso schmutzig und stinkend sind wie ein armer, pockenkranker Chinese, den man in der Quarantäne von San Franzisko in ein Loch wirft, als ob er der ärgste Verbrecher wäre. Und was den Vorwurf der Unsittlichkeit bei den Chinesen anbelangt, habt ihr je gehört, daß ein Chinese Bomben nach der Polizei geworfen oder amerikanische Frauen bei hellem Tage angefallen hat? Wenn es euch um Ordnung und Anstand zu tun wäre, müßtet ihr auch Gesetze gegen die Deutschen und Italiener erlassen. Was hat der arme Chinese verbrochen, außer daß er wehrlos und gegen euch allzu unterwürfig ist? Wenn wir amerikanischen oder englischen Bürgern nur halb so viel Schimpf zugefügt hätten wie ihr den armen Chinesen in Amerika, so käme eine Kriegsflotte und wir müßten 50 000 Dollar für das Leben jedes Taugenichts bezahlen, dessen einziges Verdienst seine weiße Haut und seine blauen Augen sind. Es sieht aus, als habe die Christenheit noch ein anderes Evangelium als das von Paulus und Petrus gepredigte, und seine Lehre heiße: Macht ist Recht und Geld ist Macht.

Drittens: Die Chinesen mit ihrer billigen Arbeit drücken die Löhne herunter. Das läßt sich vielleicht eher hören. Aber ich möchte doch fragen: Sind vier Millionen Quadratmeilen eines Landes, worinnen Milch und Honig fließt, nicht ausreichend für 65 Millionen Menschen? Gibts keinen Platz in Idaho, Montana und in andern Staaten, wo die zusammengedrängten Menschen von Kanton und Futschau mit dem Büffel und dem grauen Bären kämpfen und für die Menschheit Land erobern können? Wo steht denn geschrieben, daß Amerika nur für die Weißen da sei? Gewährt doch den armen Chinesen wenigstens so viel, wie die Juden den Gibeoniten: macht sie zu euern Holzhauern und Wasserziehern. Wählt euch höhere Berufsarten, wie sie für euer teutonisches oder keltisches Blut passen, und laßt sie eure Kragen und Hemden waschen. Oder schickt sie in die Bergwerke von Arizona und Neumexiko, daß sie euch aus dem dunkeln Schoß der Erde das edle Metall ans Tageslicht schaffen. Die armen Heiden kennen den Streik noch nicht, wenn sie ihn nicht von euch lernen. — Sie sind die fleißigsten, zufriedensten, bescheidensten und billigsten Arbeiter, die es überhaupt geben kann. Nun, so gebraucht die Chinesen doch auf einem Gebiet des Erwerbslebens, das für sie paßt; das wird dann auch eurem Geldbeutel zugute kommen. Eure chinesenfeindlichen Gesetze erscheinen mir widerbiblisch und widerchristlich, ja sie sind gegen die gewöhnliche Menschlichkeit.

Ich bin kein Chinese, aber ich schäme mich der Verwandtschaft mit dem ältesten Volke nicht — einem Volk, das der Welt einen

Menzius und Konfuzius gegeben und Jahrhunderte, ehe man sich in Europa so etwas träumen ließ, Kompaß und Druckerpresse erfunden hat. Jedoch all den Schimpf und all die Härte zu ertragen, womit die armen Kulis aus Kanton vom amerikanischen Pöbel gequält werden und dabei Kopf und Herz am richtigen Fleck zu bewahren — das konnte ich nur mit Hilfe von christlicher Langmut und Geduld. Der Chinese wird allgemein Hans genannt, und so nannte uns sogar ein freundlicher Schutzmann in New York. „Herein mit den Chinesen", war die höfliche Rede eines Kutschers in Chicago, dem wir das Fahrgeld bezahlt hatten. Ein gutgekleideter Herr, der im Tram neben mir saß, bat mich um meinen Kamm, um seinen grauen Bart zu kämmen. Anstatt, wie es unter Heiden der Brauch wäre, mir zu danken, gab er den Kamm mit den Worten zurück: „Nun, Hans, wo hast du deine Wäscherei?" Ein gescheit aussehender Herr fragte uns, wann wir uns die Zöpfe abgeschnitten hätten, und als wir ihm sagten, wir hätten nie welche gehabt, erwiderte er: „Ach, ich dachte, alle Chinesen hätten Zöpfe." Und diese Herren, denen es Vergnügen macht, uns wegen unsrer mongolischen Abkunft zu verspotten, sind selbst äußerst empfindlich, wenn man ihre angelsächsische Abkunft bezweifelt. Das zeigt folgendes Erlebnis. Einige junge japanische Techniker besichtigten die Brücke von Brooklyn. Während sie sich über die Konstruktion und Spannung der Hängeseile besprachen, trat ein feingekleideter Amerikaner mit seidenem Hut und Brille heran und sagte zu einem der japanischen Ingenieure: „Na, Hans, so etwas muß euch Chinesen doch recht merkwürdig vorkommen." Einer von den Japanern erwiderte schnell: „Und einem Irländer wie Sie wohl auch." „Keineswegs; ich bin kein Irländer", antwortete der Herr zornig. „Und wir sind keine Chinesen", war die sanfte Entgegnung. Es war ein guter Hieb und der Herr mit dem seidenen Hut zog verdrießlich ab; er wollte nicht für einen Irländer gelten.

Ich könnte, wenn ich Zeit hätte, noch von manchen unchristlichen Zügen in der Christenheit sprechen: von den gesetzlich erlaubten Geldlotterien; von der Spielwut, die sich in Hahnenkämpfen, Pferderennen und Fußballwettspielen offenbart; von Faustkämpfen, die roher sind als die Stiergefechte Spaniens; von dem Lynchen, das sich mehr für Kaffern ziemt als für das Volk einer freien Republik; von dem Demagogentum in der Politik; von der Eifersucht unter den verschiedenen Kirchen; von dem Schnapshandel, der wohl nirgends in der Welt in solcher Ausdehnung betrieben wird; von der Tyrannei der Kapitalisten und der Frechheit der Arbeiter; von den Narrheiten der Millionäre; von der Liebesheuchelei der Ehegatten u. s. w. Ist das die Zivilisation, die, wie die Missionare sagen, ein Beweis ist

für die Ueberlegenheit der christlichen Religion über die andern Religionen? Friede ist das letzte, was wir in der heutigen Christenheit finden. Da gibts nichts als Unruhe, Verwirrung, Irrenhäuser, Zuchthäuser, Armenhäuser.

O, um die Ruhe des Morgenlandes! Da schreckt uns keine Dampfpfeife aus unruhigem Schlaf, sondern Vogelgesang weckt uns aus süßem Schlummer; da ist nicht der Staub und das Gerassel der Hochbahn, sondern man reist in der von der brüllenden Kuh getragenen Sänfte; da sind keine von dem in der Wallstraße (dem Sammelpunkt der Geldleute von New York) erworbenen Blutgeld erbauten Marmorpaläste, sondern ein Strohdach, unter dem die Zufriedenheit wohnt. Und sind nicht Sonne, Mond und Sterne anbetungswürdigere Dinge als Geld, Ehrenstellen und leerer Prunk?

Weh mir! Ich bin getäuscht worden! Ich habe meinen Frieden aufgegeben für etwas, was kein Friede ist. Aus meinem alten Glauben bin ich hinausgewachsen und dem neuen kann ich mich nicht anbequemen. O glückliche Unwissenheit, die mir einen andern Glauben als den meiner lieben Großmutter verborgen hätte! Ihr Glaube machte sie fleißig, geduldig und treu; kein Schatten von Reue umwölkte ihr Gesicht, als sie ihren letzten Atem aushauchte. Sie hatte Frieden, ich habe Zweifel. Weh mir! Ich habe sie eine Götzendienerin genannt, sie wegen ihres Aberglaubens bedauert, für ihre Seele gebetet, und ich selbst schiffe doch auf einem unergründlichen Meer und werde von den Stürmen der Furcht, der Sünde und des Zweifels umhergeworfen. Eins weiß ich gewiß: Ich werde nie wieder das Christentum darum verteidigen, weil es die Religion Europas und Amerikas ist. Ein derartiges Zeugnis steht nicht nur auf schwachen Füßen, sondern es ist geradezu schädlich in seinen Wirkungen. Die Religion, in der eine unsterbliche Seele ihren Halt finden kann, muß auf festeren und tieferen Grundlagen ruhen als auf einem solchen Scheinbeweis. Und doch hatte ich einst meinen Glauben auf einen solch schwanken Strohhalm gegründet.

* * *

Mit diesem wehmütigen Bekenntnis schließt zum Glück das Buch nicht. Der junge Japaner, der mit so hohen Begriffen vom abendländischen Christentum nach Amerika kam und hier ein gutes Teil Heidentum in christlichem Gewande vorfand und darum in tiefster Seele enttäuscht wurde, ist an seinem christlichen Glauben nicht irre geworden. Er fand edle Menschenfreunde und treffliche

Christen, durch die er nicht nur eine richtige Auffassung vom wahren Christentum gewann und die dunkeln Schatten eines entarteten Christentums richtig beurteilen lernte, sondern auch tiefer in die Wahrheit hineingeführt wurde, sodaß er bei seiner Rückkehr in die japanische Heimat aus vollem Herzen sagen konnte: „ich habe das wahre Kreuz stehen und das falsche fallen sehen." Ueber das Christentum aber urteilt am Schluß der japanische Heidenchrist u. a.:

„Gleichwie Moses in der Wüste eine Schlange erhöhet hat, also muß des Menschen Sohn erhöhet werden, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. In dem Aufsehen auf Ihn ist die Seligkeit. Die neunzehn Jahrhunderte lehren mich das, und auch meine Seele kann, Gott sei Dank, bezeugen, daß es so ist. Das also ist das Christentum; wenigstens mir ist es das: Befreiung von der Sünde durch die versöhnende Gnade des Gottessohnes. Es ist vielleicht noch mehr und es ist jedenfalls nicht weniger. Das ist das Wesen des Christentums, und Päpste, Bischöfe und andre Priester gehören nicht notwendig dazu. Als solches ist sein Besitz mehr wert als jeder andre. Kein wahrer Mensch kann ohne ihn bestehen und ohne ihn gibt es keinen Frieden."

Im Jahre 1888 kehrte Kanso Utschimura wieder nach Japan zurück. Nach den Mitteilungen des Herausgebers lebt derselbe nun in einer Vorstadt von Tokio, wo er, unabhängig von den bestehenden kirchlichen Organisationen, durch Schrift und Rede für die Verbreitung des Evangeliums unter seinen Landsleuten tätig ist. Unter dem bezeichnenden Motto: „Pro Christo et Patria" (für Christum und das Vaterland) gibt er eine japanische Zeitschrift „Das Bibelstudium" heraus, die monatlich zweimal erscheint und unter allen Volksschichten, namentlich auch von buddhistischen Priestern, gelesen wird. Beim Ausbruch der russisch-japanischen Spannung trat er in der größten Zeitung Tokios der Kriegsstimmung zum Trotz mutig für den Frieden ein, bis ihn die Macht der öffentlichen Meinung zwang, sich ganz aus dem Streit zurückzuziehen.

Unter den Arabern
von Moab und Edom.

1. Eintritt in die Miſſion.

Es war in den Auguſttagen des Jahres 1874, daß der bekannte Miſſionsveteran Robert Moffat die Stadt Salisbury beſuchte und dort einen Miſſionsvortrag hielt. Unter den Zuhörern befand ſich auch ein Knabe von acht Jahren, namens Archibald Forder, den die Neugierde trieb, etwas über Afrika zu hören. Die Worte des alten Miſſionars über ſein Leben und Wirken unter den Schwarzen Südafrikas zündeten in der Seele des Knaben und weckten in ihm den Wunſch, auch dereinſt als Miſſionar zu den fernen Heidenvölkern zu ziehen. Es war noch ein kindiſcher Gedanke, aber er ließ ihn nicht los. Die Anſprache eines Miſſionars, der einige Zeit ſpäter über China berichtete, vertiefte den Miſſionsgedanken des Knaben. Er begann für das Werk der Miſſion zu kollektieren, ſoweit es in ſeiner Macht ſtand. Mittwoch und Samstag, an den freien Nachmittagen, ging er in beſtimmten Straßen mit ſeiner Sammelbüchſe von Haus zu Haus und bat um eine Gabe für die Miſſion. Sie wurde ihm nicht immer gewährt, denn da und dort ſchlug man die Türe vor ihm zu. Doch gab es auch ſolche, die ſich wöchentlich zu dem beſtimmten Beitrag von einem Penny oder einem halben Penny verſtanden.

Es kam die Zeit, da der Knabe die Schule und das Elternhaus verlaſſen mußte und mit 13 Jahren in ein Spezereigeſchäft als Lehrling einzutreten hatte. Der Segen ſeiner Miſſionseindrücke begleitete ihn. Er beſuchte die Sonntagsſchule und blieb auch auf dem Lande in Berührung mit chriſtlich geſinnten Leuten. Ein Beſuch in der Heimat nach ſeiner dreijährigen Lehrzeit führte ihn zur völligen Hingabe an Gott. So innerlich ausgerüſtet und gewappnet für die Gefahren der Großſtadt begab er ſich nach London und trat hier in Stellung. Auch hier behielt er die Miſſionsſache im Auge, wurde Mitglied eines Miſſionsvereins von Jünglingen und beteiligte ſich an den Werken der inneren Miſſion.

Erſt 22 Jahre alt verheiratete ſich Forder im Jahr 1888 und damit ſchien jede Ausſicht für ihn, dereinſt in den Dienſt der Heidenmiſſion zu treten, ausgeſchloſſen zu ſein, zumal er inzwiſchen mit

ein eigenes Geschäft eröffnet hatte. Da auf einmal schien
ie längst ersehnte Gelegenheit zu bieten. Eines Tages, etwa
Jahre nach seiner Verheiratung, las er in einem Missionsblatt
eine Mission, die ein Freimissionar Lethaby mit seiner
und einem Fräulein Mary Arnold unter viel Schwierigkeiten
Gefahren in Kerak, dem Hauptort von Moab unter den dor-
Arabern trieb. Am Schluß des Artikels war dann die Be-
ng hinzugefügt, daß man einen jungen verheirateten Mann suche,
sonders praktisch veranlagt sei, um die kleine Kerak-Mission zu
rken. Das ist etwas für dich, dachte Forder, und schon wenige
darauf meldete er sich beim Komitee der betreffenden Mission.
konnte sich aber zuerst nicht zu seiner Aussendung entschließen.
einige Monate später führten die Unterhandlungen dazu, daß
ihn mit seiner Frau in den Dienst nahm. Forder löste sein
des Geschäft und trauliches Heim auf, besuchte noch für mehrere
te einige Hospitäler, um sich in der Krankenpflege zu üben,
wurde dann am 2. September 1891 in einer wesleyanischen
Londons nach seinem Arbeitsfelde unter den Beduinen Moabs
rdnet. Am folgenden Tag traten sie ihre Reise dahin an. Ihr
es Ziel war Jerusalem, von wo sie in Begleitung von Mis-
Lethaby und seiner Frau am 30. September nach Kerak auf-
n.

Daß das Leben unter den gesetzeslosen räuberischen Beduinen
s viel schwieriger und gefahrvoller ist als selbst unter den wil-
Negerstämmen Centralafrikas, davon konnten sich unsere
den schon unterwegs überzeugen. Sie hatten Jericho glücklich
sich und den Jordan gekreuzt; auch die Jordanebene lag hinter
und sie klimmten das Gebirge von Moab hinan. Schon näherten
h ihrem Bestimmungsort Kerak, als sie plötzlich in der Ebene
iner Schar Beduinen umringt wurden. Es waren stattliche
ten, die in der abendlichen Dunkelheit auf ihren flinken Rossen
esprengt kamen, bis an die Zähne bewaffnet mit Flinten, Re-
n, Dolchen und Speeren. Im Augenblick hatten sie die Reise-
ane auseinandergesprengt und mehrere Maultiere mit ihrer
g von dannen geführt. Erst nach und nach fanden sich die
den wieder zusammen. Je mehr sie sich Kerak näherten, desto
wurden die Gefahren eines neuen Ueberfalls. Dieser blieb
nicht aus. Eben hatten sie sich unter einem mächtigen Felsen
rt, der sie dem Anblick von unberufenen Augen verbergen sollte,
ch ein Lärm erhob. Als man zusah, stand ein Scheich vor
mit einer langen Lanze bewaffnet, der ein Maultier von ihnen
te. Das Begehren wurde natürlich zurückgewiesen; aber darnach

fragte der Scheich nicht. Ohne weitere Umstände ersah er sich eines ihrer Packtiere und nahm dasselbe mit und zugleich die Ladung, die es trug, bestehend in einem Harmonium, einigem Bettwerk und einer Kiste mit Kleidern. Es sollte aber noch schlimmer kommen. Sie waren nur noch sechs Wegstunden von Kerak entfernt und benutzten die Dunkelheit des Abends, um ungesehen vorwärts zu kommen, als sie plötzlich von einer zahlreichen Schar Beduinen umringt wurden, die sofort die Packtiere wegtrieben und die Reisenden ausplünderten. Dann wurden sie fortgeführt und im Lager in verschiedenen Zelten gefangen gehalten, bis sie sich durch ein Lösegeld freikauften. Hierauf wurden sie samt ihrem Gepäck, soviel man ihnen noch gelassen hatte, durch eine Eskorte weiter nach Kerak geleitet.

So erreichten die beiden Missionare und ihre Frauen nach mancherlei Schrecken und Plünderung endlich am 4. Oktober ihre Arbeitsstätte, die moabitische Hauptstadt Kerak.

---

2. Leben und Wirken in Kerak.

Die Arbeit der beiden Missionare Lethaby und Forder in dem östlich vom Toten Meer gelegenen Kerak beschränkte sich unter den gegebenen Verhältnissen fast ausschließlich auf ärztliche Hilfeleistungen, die sie der arabischen Bevölkerung zu teil werden ließen. Daneben suchten sie arabische Bibelteile zu verbreiten und durch Unterredungen auf die Einzelnen einzuwirken. Auch unterhielten sie eine kleine Schule, die von Frl. Arnold geleitet wurde.

Da die türkische Regierung damals noch keinen Militärbeamten in Kerak stationiert hatte und die Scheiche der räuberischen Stämme Moabs tun konnten, was sie wollten, so befand sich das Land in einem höchst gesetzlosen Zustand. Beraubungen, Mordtaten und blutige Fehden waren an der Tagesordnung. Die Missionare kamen daher beständig in die Lage, in der Nähe und Ferne Verwundeten und Verunglückten mit ihrer ärztlichen Hilfe zu dienen, und diese Liebesarbeit trug viel dazu bei, ihnen den Aufenthalt unter der fanatischen Bevölkerung zu ermöglichen. So hatte im Dezember 1891, zwei Monate nach Forders Ankunft, wieder ein Gemetzel zwischen einigen Kerak-Leuten und einem benachbarten Beduinenstamm stattgefunden. Dabei waren von den ersteren acht Mann gefallen und eine große Anzahl verwundet worden. Wenige Tage darauf erschienen einige Boten im Missionshaus und baten die Missionare, mit ihrem Pflasterkasten in ihr Lager zu kommen und die Verwundeten zu behandeln.

er Meinung, die Sache werde bald abgetan sein, machte sich
r in Begleitung eines Knaben, der als Dolmetscher dienen sollte,
einer zwei Führer auf den Weg. Es war ein langer, ermü-
: Ritt über Berg und Tal, bis er gegen Abend im Lager an-
das aus etwa 90 Zelten bestand und in einer Schlucht auf-
gen war. Er wurde in eines derselben geführt, wo ein Mann
er nicht weniger als neun Wunden hatte, die ihm von Flinten-
, Speeren, Schwertern und Dolchen beigebracht worden waren.
chts dieser zum Teil schweren Verwundungen, die einen erfah-
Chirurgen erfordert hätten, wollte ihm fast der Mut entfallen.
im Blick auf Gottes Hilfe ging er daran, die Wunden zu
en, zuzunähen und zu verbinden. Währenddem sahen ihm
) Neugierige zu, die nicht wenig erstaunt waren, als er die
n Hiebwunden einfach zunähte. Forder fragte nach dem nächsten
ndeten, aber da hieß es, es seien ihrer noch 22, die in ähn-
Weise zugerichtet wären. Inzwischen war die Nacht angebrochen
r konnte nur noch drei derselben bedienen.

Endlich konnte er sich zur Ruhe zurückziehen, nachdem er durch
Knaben noch einen Abschnitt aus der arabischen Bibel hatte
en lassen. Von Ruhe war indes nicht viel die Rede, denn das
e seines Zeltes teilten mit ihm Männer, Weiber und Kinder,
ı, Schafe und Hunde, zwei Esel, drei Kühe, ein Kalb, zwei
e, ein Maulesel und unzählige Hühner. Man kann sich den
einander und den Lärm denken. Dazu das Blöken der Schafe
Meckern der Ziegen, die draußen im Freien zu Hunderten an-
kt waren. Doch der ermüdete Forder fiel trotz dem Lachen
Schwatzen der Zeltbewohner und dem Stöhnen eines Verwun-
der in seiner Nähe lag, bald in tiefen Schlaf, so hart auch
Lager auf der Erde war. Da, auf einmal rüttelte man ihn
Er rieb sich die Augen und erblickte vor sich den Verwundeten,
on einigen Männern mit Mühe aufrecht gehalten wurde, über
rzen klagte und nach Medizin verlangte. Die Leute hatten
rt, ein wenig auf- und abgehen würde ihm gut tun. Forder
hn schnell wieder zur Ruhe bringen und gab ihm ein Schlaf-
Für ihn selbst war es aber mit dem Schlaf vorbei; denn
lies der Nachtwind durch die dünnen Zeltwände und der Regen
ı Strömen, sodaß die Lagerstätte bald von Nässe schwamm.
loſtenden Herdfeuer sitzend erwartete er den Morgen.

Bei Tagesanbruch ging er wieder an die Behandlung seiner
nten. Ihr Zustand war derart, daß ein jeder die sorgfältigste
in einem Hospital hätte haben sollen. Endlich hatte er alle
nden und alles getan, was sich in diesem Falle tun ließ.

Manche der Verwundeten zeigten sich äußerst dankbar und küßten wiederholt ihren Wohltäter; auch brachten ihm ihre Mütter und Frauen allerhand Früchte zum essen. Jetzt wollte er nach getaner Arbeit wieder nach Kerak zurück. Doch das ließen die Zeltbewohner nicht zu. Zehn Tage müsse er bei ihnen bleiben, hieß es. Er versuchte trotzdem den Rückmarsch zu Fuß anzutreten, wurde aber mit Gewalt zurückgehalten. Doch verbrachte ihn ein wohlwollender Araber in ein besseres Zelt. Noch einmal mußte er eine Nacht bei den wilden Beduinen zubringen, wobei er den Abend dazu benützte, beim Zeltfeuer den Leuten die zehn Gebote auszulegen. Dann gelang es ihm am dritten Tage mit Hilfe jenes Arabers nach Kerak zurückzukehren.

Noch war der eifrige Forder damit beschäftigt, sich in die fremdartigen Verhältnisse einzuleben, sich die Sprache des Volkes anzueignen und als Arzt und Lehrer den Zugang zur arabischen Bevölkerung zu gewinnen, als sich sein älterer Mitarbeiter genötigt sah, im März 1892 das Arbeitsfeld zu verlassen und nach Europa zurückzukehren. Aber ein noch schwererer Schlag für ihn war der plötzliche Heimgang seiner Frau im Mai desselben Jahres. Wie es scheint, wurde sie durch einen Herzschlag von seiner Seite gerissen. Ihr Tod erregte die allgemeine Teilnahme unter den Arabern wie unter der ansässigen griechisch-katholischen Bevölkerung. Forder ging hierauf für kurze Zeit nach Jerusalem und kehrte dann in sein einsames Heim zurück.

Seiner Wirksamkeit in der Stadt Kerak und in den Zelten der umwohnenden Stämme gelang es nach und nach, das Mißtrauen besonders der Mujelli, der arabischen Häuptlinge, zu zerstreuen und sie sich freundlich zu stimmen. Es geschah dies besonders durch seine Kuren, teils an den Verwundeten, teils an Kranken, die am Fieber darniederlagen. Er verschmähte es dabei nicht, in ihren Zelten zu kampieren und tagelang ihr Pfleger zu sein. So gelang es ihm u. a. einen angesehenen kranken Scheich wieder herzustellen. Auch durch allerlei andere Dienste, durch Flicken von Sätteln und zerbrochenen Gerätschaften suchte er die Freundschaft und das Vertrauen der arabischen Vornehmen zu gewinnen. Sie fanden sich schließlich auch bereit, sich aus der Bibel vorlesen zu lassen und äußerten sogar den Wunsch, einen Lehrer bei sich in ihren Zelten zu haben, der ihre Kinder schreiben und lesen lehren sollte. Als Gegenleistung wollten sie demselben ein Zelt, Unterhalt und den nötigen Schutz gewähren.

Auch in der Stadt Kerak selbst nahm Forders Arbeit einen ermutigenden Fortgang. Die Schule füllte sich allmählich mit Schülern, die sich nach und nach gegen Ablieferung von Naturalien ihre eigene Bibel erwarben und aus dieser ihren Eltern vorlasen. Selbst der

che und religiöse Einfluß blieb nicht aus. Fluchen und Stehlen, uptcharakterzug der arabischen Jugend, wurde allgemach von iften als Sünde erkannt und unterlassen. Noch umfangreicher e sich die medizinische Wirksamkeit. Hatte Forder doch während ahres nicht weniger als 5920 Patienten zu behandeln. Neben- ß er sich die Verbreitung von arabischen Bibelteilen ange- ein.

nzwischen traf im Jahr 1892 in Frl. Bowyer eine weitere eiterin ein, um die Arbeit an der weiblichen Jugend energischer n zu können. Zugleich machte Forder einen kurzen Besuch in d, um sich zu erholen und die Geldmittel für geeignetere Ge- eiten in Kerak flüssig zu machen. Als er 1893 wieder nach zurückkehrte, begleitete ihn seine Schwester dahin. Unter lei Gefahren erreichten sie von Jerusalem aus ihren Arbeits- Kerak, wo Raub und Mord an der Tagesordnung waren. hien die türkische Regierung nun ernstlich daran zu denken, ine militärische Besatzung dem ungeordneten Zustand des Landes de zu machen.

ies geschah im November 1893. Kerak wurde Garnisonsstadt türkische Regierung führte eine strenge Verwaltung ein. Da- urden die raublustigen Scheiche im Schach gehalten und den gen Fehden so viel als möglich gesteuert. Aber auch die bekam die strenge Hand der türkischen Verwaltung zu spüren. ule wurde von ihr aufgehoben, alle medizinische Tätigkeit ver- Das Missionskomitee sah sich deshalb genötigt, die Station Palästina arbeitenden englisch-kirchlichen Mission zu übergeben. trat ebenfalls in deren Dienste. Er war hauptsächlich mit sbau der Stationsgebäulichkeiten beschäftigt, da ihm die bis- reie Missionsarbeit durch die türkischen Gesetze erschwert wurde. nedizinische Tätigkeit übernahm ein von der Gesellschaft ge- Missionsarzt, dem die türkische Regierung keinerlei Hindernis Weg legen durfte. Dagegen konnte Forder, der sich im Jahr ieder verheiratet hatte, in den beiden folgenden Jahren nur ancherlei Schwierigkeiten seine Arbeit fortsetzen. Zu alledem h seine freikirchliche Stellung in keiner Weise der kirchlichen sgesellschaft und man gab ihm zu verstehen, daß er besser seine ng nehme. Dies geschah Ende 1896, und wie er, so schied ne Mitarbeiterin, Frl. Arnold, die in ihre australische Heimat hrte, aus dem Dienst der englischen Kirchenmission aus.

3. Vergebliche Versuche, nach Arabien vorzudringen.

Im Januar 1897 verließ Forder mit Frau und drei Kindern die Berge von Moab und ließ sich zunächst in Jerusalem nieder. Hier trat er mit der Missions-Allianz (Christian and Missionary Alliance) von New-York, an deren Spitze ein Herr Simpson stand, in Verbindung. Diese Gesellschaft hatte den Plan, eine Mission unter den Nachkommen Ismaels und den herumstreifenden Beduinen der arabischen Wüste anzufangen, hatte aber bis jetzt noch nicht den richtigen Mann dafür gefunden. Forder bot sich für diese Arbeit an und wurde daraufhin eingeladen, vorerst nach Amerika zu kommen und hier die Kreise der christlichen Allianz für das Projekt zu erwärmen.

Von dort im Februar 1898 zurückgekehrt, ging er daran, seine erste Reise nach Arabien anzutreten. Nachdem er seine Familie in Jerusalem untergebracht hatte, begab er sich nach Damaskus und traf hier die nötigen Vorbereitungen für die Reise, die er in Begleitung einiger Araber aus dem Innern unternehmen wollte. Nach der Verabredung sollten sie ihn bis Hayil, der Hauptstadt einer Binnenprovinz bringen und von da wieder zurück. Doch noch einmal mußte er nach Jerusalem zurück, um hier die letzten Anordnungen zu treffen. Als er sich dann nach Damaskus begeben wollte, um dort mit seinen arabischen Reisegefährten zusammenzutreffen, hatte er am dritten Reisetage das Unglück, daß er durch den Schlag eines Pferdes das linke Bein brach. Infolge dessen wurde er wieder nach Jerusalem zurück verbracht und es bedurfte längere Zeit, bis er das anfangs schlecht geheilte Bein wieder gebrauchen konnte. Jetzt bestand aber seine Gesellschaft darauf, daß er seine Reisen in Begleitung eines Kollegen machen sollte. Ein solcher fand sich aber nicht, obwohl sich anfangs zwei Mann dafür gemeldet hatten.

Nach langem Warten entschloß sich Forder, seine Reise allein und nach einem neuen Plane auszuführen. Er hoffte in der Stadt Maan, etwa 200 englische Meilen südöstlich von Jerusalem, einige Araber zu finden, mit deren Hilfe er die Binnenprovinz Nedsched zu erreichen gedachte. So brach er denn auf und traf auch wirklich etwa halbwegs nach Maan einige Araber, denen er sich anschließen konnte. Aber schon nach zwei Tagen wurde seiner Reise ein Ziel gesetzt. Er saß eben im Gastzelt und unterhielt sich mit einigen Arabern, als ein türkischer Offizier mit sechs Soldaten heranritt und dem erstaunten Forder erklärte, daß er gekommen sei, um ihn zu verhaften und ihn vor den Gouverneur des nächsten Platzes zu führen.

Und so geschah es. Von den Soldaten in die Mitte genommen wurde er hinweggeführt, wobei ihn der Offizier mit rauhen Worten anfuhr und ihn „Hund" titulierte. Am folgenden Tage wurde er am Amtssitz des Gouverneurs abgeliefert. Als dieser sah, daß er an dem harmlosen Reisenden keinen großen Fang gemacht hatte, ließ er ihn zwar frei, entschied aber, daß er unter militärischer Eskorte wieder zurück nach Jerusalem müßte. Da sich indes sein Abmarsch noch um eine Woche verzog, so konnte er doch wenigstens den größten Teil seiner Schriften unter der Bevölkerung absetzen. Dann kehrte er unter der Bewachung der Soldaten wieder nach Jerusalem zurück. So endete sein zweiter Versuch, nach Arabien vorzudringen.

Im nächsten Frühjahr machte er sich wieder auf den Weg, diesmal in Begleitung eines Reisenden, der in Edom und Maan geographische Forschungen anstellen wollte. Sie erreichten unangefochten die Stadt Maan, deren arabische Bevölkerung durch Reinlichkeit und industriellen Fleiß einen guten Eindruck machte. Als der Reisende seine Aufgabe erledigt hatte, zog er wieder nordwärts, während Forder noch eine Zeitlang zu bleiben gedachte, um die Gelegenheit eines weiteren Vordringens nach Süden abzuwarten. In einem leerstehenden Hause, wo ihm ein Sack als Bett und sein Mantel als Decke diente, hatte er mit seinen wenigen Habseligkeiten eine dürftige Unterkunft gefunden. Eine nahe Quelle spendete ihm das nötige Trinkwasser und seine Lebensmittel erhielt er von den Leuten im Austausch gegen Bibelteile.

Doch auch hier war seines Bleibens nicht. Eines Abends erschien ein Soldat und forderte ihn auf, sofort vor dem Gouverneur zu erscheinen. Letzterer hatte sich kurz vorher bei den Niedermetzelungen der Armenier hervorgetan und war dafür von der türkischen Regierung mit dem Gouverneursposten von Maan belohnt worden. Von ihm hatte sich der Missionar nichts Gutes zu versehen. Als er vor ihm erschien, schnauzte ihn der Beamte an und befahl ihm, den Ort innerhalb einer Stunde zu verlassen. Forder berief sich auf seinen türkischen Paß, den er ihm vorwies und wonach ihm der Aufenthalt in Maan gestattet war. Aber der Beamte lachte nur dazu und sagte: hier sei er Gouverneur und habe als solcher zu befehlen. Dann ließ er ihn in ein enges Gemach einsperren und am folgenden Tage unter militärischer Bewachung nach Jerusalem zurücktransportieren.

Damit war auch der dritte Versuch fehlgeschlagen. Dessenungeachtet hielt Forder daran fest, daß doch noch die Stunde schlagen werde, wo ihm der Zugang ins Innere von Arabien aufgetan sein würde. Inzwischen arbeitete er von Jerusalem aus an den Tausenden von Arabern, die das hl. Land bewohnen. So machte er verschiedene

kleinere Reisen, predigte das Evangelium, verbreitete die hl. Schriften und knüpfte Verbindungen mit den herumstreifenden und handeltreibenden Arabern an.

Im Jahr 1900 begab er sich in das Land der Drusen und fand dort ein gutes Absatzgebiet für seine Schriften. Als er hier eines Tages mit mehreren Arabern zusammensaß, hörte er, wie einige davon sprachen, daß sie auf dem Wege nach der Stadt Kaf seien. Der Name kam ihm bekannt vor, er suchte ihn auf der Karte auf und fand, daß es der erste Halteplatz der Karawanen sei auf dem Wege von Damaskus nach Mekka. Sofort war ihm klar, daß dies die offene Türe nach Arabien wäre. Er zog noch weitere Erkundigungen ein bei zwei ihm befreundeten Arabern, die derselben Ansicht waren, obschon sie ihm die Gefährlichkeit des Unternehmens nicht verhehlten. Zugleich versprachen sie ihm, wenn er in ihre Stadt am Rande der Wüste käme, in jeder Weise zu seinem Weiterkommen behilflich sein zu wollen. Somit war sein Entschluß gefaßt, den vierten Versuch zu wagen, und dieser war auch insofern von Erfolg gekrönt, daß es ihm gelang, wenigstens 750 englische Meilen in das verschlossene Land vorzudringen.

---

4. Auf dem Weg zur arabischen Wüste.

Am 13. Dezember 1900 brach Forder in Begleitung eines arabischen Führers von Jerusalem nach der arabischen Grenze auf. Bald war Jericho erreicht und der Jordanfluß überschritten. Und weiter ging es über die Ebene und das Gebirge von Gilead. Am sechsten Tage tauchte die alte Stadt Bosra im Lande Basan mit ihrem festen Kastell auf. Forder gedachte anfangs den Platz auf der Seite liegen zu lassen, um nicht die Festnahme und den Rücktransport durch die dortigen türkischen Behörden zu riskieren; aber da der Regen die Reisenden peitschte, blieb ihm nichts anderes übrig, als in Gottes Namen die Stadt zu betreten. Um sich jedoch dem Kastell, wo die Truppen und Beamten einquartiert waren, möglichst fern zu halten, wollte er eine Herberge im entgegengesetzten Teile der Stadt aufsuchen. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Wegen des Unwetters waren hier alle Herbergen überfüllt und man wies sie ab. Schließlich stießen sie bei ihrem planlosen Umherirren auf einen Beamten, dem sie, um nicht Verdacht zu erregen, ins Regierungsgebäude folgen mußten, wo die Herberge noch unbesetzt war. Zum Glück war, wie Forder zu seiner Beruhigung hörte, der Gouverneur kein Türke, sondern ein Araber.

kaum hatten sie ihre Last- und Reittiere untergestellt und sich
am Feuer erwärmt, als ein Beamter erschien und ihre Effekten
en wollte, weil er Waffen und Munition für die arabische Be-
ng darin vermutete. Forder wies dieses Ansinnen zurück und
sich auf seinen Paß und das Gastrecht. Da der erstere in
ng befunden wurde und sich inzwischen der oberste Beamte ein-
der die Reisenden als Gäste unter seinen Schutz nahm, blieben
eitere Unannehmlichkeiten erspart. Ja der Beamte nahm sogar
ues Testament an.

Im folgenden Morgen, als die Reisenden ihren Weg weiter
Osten verfolgten, lag das alte Bergschloß Sulkhud vor ihnen.
ollten es aber beiseite liegen lassen und Orman, eine große
-Niederlassung, zu erreichen suchen. Aber dicker Nebel und ein
nder Sturm mit Regengüssen führte sie vom Wege ab, sodaß
Abend ihre Zuflucht in einem kleinen Weiler suchen mußten.
urden sie freundlich aufgenommen und verschiedene Bibeln und
Testamente wurden von den Bewohnern gegen getrocknete Feigen,
und Eier eingetauscht.

Wieder tauchte am Morgen beim Weitermarsch das alte Schloß
as Forder wegen der dortigen türkischen Besatzung am Abend
in der Dunkelheit zu umgehen gedacht hatte. Denn lag ein-
eses hinter ihm, so hatte er — dessen war er gewiß — nichts
on den Regierungsbeamten zu fürchten, da sie weiterhin macht-
ren. Aber wie sollte er jetzt bei vollem Tageslicht unbemerkt
vorbeikommen, vollends da der Pfad dicht daran hinführte.
doch die Soldaten, sowie die Schildwachen schon aus einiger
nung auf den Kastellmauern deutlich zu sehen. Sein Führer
or Angst vollständig den Kopf verloren. Doch Gott half auch
n wunderbarer Weise. Als sie sich dem gefürchteten Kastell
n, fiel plötzlich ein dichter Nebel — eine sonst ziemlich unge-
che Erscheinung in jenen Gegenden — und hüllte sie vollständig
Unter seinem Schutze passierten sie ungesehen die Schildwachen
langten unangefochten in das offene Gefilde hinter der Berg-
Eine Stunde später erreichten sie glücklich die Drusenstadt
n am Rande der arabischen Wüste. In einem Außenquartier
adt fanden sie in einer großen Herberge ein Unterkommen bei
rüdern, von denen der eine dem Missionar von Damaskus her
war. Am nächsten Tage verabschiedete sich der Führer, um
erusalem zurückzukehren. Forder aber wartete auf die erste
elegenheit, um seinen Weg ins Innere von Arabien fortzusetzen.
Die Stadt Orman erwies sich als ein günstiger Platz für Mis-
beit. Wahrscheinlich war dieselbe noch nie zuvor von einem

Missionar betreten worden. Jedenfalls war daselbst keine Spur von einer Bibel zu finden. Forder benützte daher die ersten Tage, die Leute in ihren Wohnungen aufzusuchen und ihnen das Evangelium nahe zu bringen; des Abends aber unterhielt er sich mit den Gästen, die die Herberge aufsuchten. Man hörte ihm gern zu und kaufte ihm manche Bibel oder einzelne Teile derselben ab. Auf diese Weise fand mancher Bibelteil durch die Reisenden seinen Weg in die anderen Gebiete Arabiens. In der Stadt selbst setzte er etwa 40 Neue Testamente ab.

Im übrigen war der Aufenthalt in Orman kein sehr angenehmer. Da es die meiste Zeit über regnete und schneite, so gab es überall einen unergründlichen Morast; zudem war es kalt und unbehaglich. Zwar brannte ein Feuer mitten im Zimmer auf dem Erdboden, aber das Brennmaterial bestand aus getrocknetem Dünger, dessen qualmender Rauch die Luft mit unerträglichem Gestank verpestete. Forder verzichtete deshalb lieber auf diese Heizung. Des Nachts kampierte er auf dem bloßen Erdboden, der nur mit einer dünnen Strohmatte bedeckt war. Die Decke, die man ihm gab, war voll Ungeziefer, sodaß an Schlaf wenig zu denken war. Besonders wehmütig gestaltete sich für ihn der Weihnachtstag, den er fern von den Seinen und jeder christlichen Gemeinschaft im Lande des Islam zubrachte. Den ganzen Tag fiel Regen und Schnee. Durch das platte, durchweichte Erddach tropfte überall das Wasser ins Zimmer und es hielt schwer, ein trockenes Plätzchen zu finden. Dabei war die Kälte empfindlich und wegen des nassen Wetters war kein Brennmaterial aufzutreiben.

Forder war es darum zu tun, möglichst bald seine Reise ins Innere fortzusetzen. Aber täglich stellten sich ihm neue Schwierigkeiten entgegen. Die Bewohner von Orman waren über die Stadt Kaf, sein nächstes Ziel, wenig unterrichtet. Sie wußten nur, daß daselbst Salz gewonnen und von den Karawanen geholt würde. Den dortigen Bewohnern stellten sie einen sehr schlechten Leumund aus und sie rieten ihm entschieden ab, jenen verrufenen Ort aufzusuchen. Doch Forder war nicht davon abzubringen. Er sah seine Reise als eine ihm von Gott gestellte Aufgabe an. Schließlich versprach ihm der Scheich, einen Beduinen ausfindig zu machen, der ihn nach Kaf begleiten sollte. Aber sobald ein solcher hörte, daß er seine Dienste einem Christen zur Verfügung stellen sollte, wollte er nichts davon wissen. Vergeblich stellte der Scheich dem ungeduldigen Missionar vor, daß zwischen Orman und Kaf eine wasserlose Wüste von sechs Tagereisen läge, daß er den Strapazen und Gefahren dieser Reise leicht erliegen oder durch die fanatische Bevölkerung von Kaf sein

n verlieren werde. Allein Forder bestand auf der Weiterreise der Scheich versprach ihm schließlich, ihn durch einen Mann igstens bis zum nächsten Zeltlager bringen zu lassen. Endlich war so weit. Ein Kamel wurde bepackt, Forder setzte sich oben drauf der Wüstenritt nahm seinen Anfang. (Forts. folgt).

Missions-Zeitung.

England. Auf seinem Landsitz in England starb am 10. Mai . der Afrika-Reisende Henry Stanley im 63. Lebensjahre. Er ein kühner Pfadfinder und wohl auch der erfolgreichste unter Entdeckern der central-afrikanischen Gebiete. Der Mission gegen- nahm er eine freundliche Stellung ein und erkannte in ihr eine tige Kulturmacht für die heidnischen Völker Afrikas, weswegen uch das christliche England in seinem bekannten Brief aufforderte, der Mission in Uganda einzusetzen.

Henry Morton Stanley — eigentlich James Rowland — wurde 28. Januar 1841 bei Denbigh in Wales als Sohn des Farmers n Rowland geboren, kam im Alter von drei Jahren ins Armen- von St. Asaph und ging mit 13 Jahren als Schiffsjunge nach Orleans, wo er von Kaufmann Stanley adoptiert wurde. Nach Tode seines Wohltäters trat er 1861 beim Ausbruch des Krieges ie Armee der Konföderierten, wurde gefangen genommen und der ine der Vereinigten Staaten zugeteilt, in welcher er es zum nrich brachte. Nach dem Frieden bereiste er 1865 als Zeitungs- hterstatter die Türkei und Kleinasien, begleitete 1867—68 als espondent des „New York Herald" die englische Armee nach Abes- n, wohnte 1869 der Einweihung des Suezkanals bei, machte einen Abstecher nach Persien und Indien und übernahm dann luftrag von J. G. Bennett, dem Besitzer des „New York Herald", Aufsuchung des seit längerer Zeit im Innern von Afrika ver- lenen Livingstone. Nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten Stanley am 10. November 1871 in Udschidschi am Tanganikasee Livingstone zusammen, erforschte mit ihm noch den Tanganika trat dann im März 1872 seine Rückreise nach Sansibar und)pa an.

Darauf wohnte er 1873—74 dem Feldzug der Engländer gegen die Asante bei und unternahm auf Kosten des „New York Herald“ und des Londoner „Daily Telegraph“ eine neue Forschungsreise nach Innerafrika. Mit mehr als 300 Soldaten und Trägern verließ er im November 1874 Bagamoyo, erreichte am 27. Februar 1875 das südliche Ufer des Ukerewe oder Viktoria Nyanza, umfuhr den See und fand freundliche Aufnahme bei dem König Mtesa in Uganda. Darauf ging er südlich, entdeckte den Kagera, den bedeutendsten Zufluß des Viktoriasees, und gelangte am 27. März 1876 wieder nach Udschidschi am Tanganikasee, welchen er in einem tragbaren Boot in 51 Tagen vollständig umfuhr. Nachdem er seine zusammengeschmolzene Expedition wieder auf 210 Bewaffnete gebracht hatte, verließ er am 5. November 1876 mit 18 Kanoes Nyangwe, um eine der gefahrvollsten Reisen anzutreten, von welcher die Geschichte aller Zeiten berichtet. Die zahlreichen Wasserfälle in seinem obern Laufe bis zum Aequator und in seinem untern mußten zum großen Teil unter Kämpfen mit den Eingeborenen umgangen werden. Drei Vierteljahre hatte diese abenteuerliche Reise gedauert, als Stanley mit seiner zusammengeschmolzenen Schar, dem Hungertode nahe, am 8. August 1877 in Boma an der Kongomündung in den Bereich portugiesischer Herrschaft gelangte. Aber die Ergebnisse entsprachen den Anstrengungen. Der bisher unbekannte Riesenlauf des Kongo konnte in die Karte eingetragen werden, seine Identität mit dem Lualaba war festgestellt und damit eine Wasserstraße ins Innere von Afrika von mehr als 4000 km Länge und ein ungeheuer großes Gebiet für den Handel eröffnet.

König Leopold II. von Belgien gründete mit dem Entdecker in Brüssel das Comité d'études du Haut-Congo, das es sich zur Aufgabe stellte, Zentralafrika dem Handel zu eröffnen. Mit der Leitung betraut, ging Stanley 1879 wieder nach dem Kongo, legte längs des Stromes eine Reihe von Stationen an, entdeckte den großen Leopoldsee und kehrte erst 1884 nach Europa zurück.

Darauf übernahm Stanley die Führung einer von englischen Kapitalisten ausgerüsteten Expedition zum Entsatz von Emin Pascha, begab sich am 20. Januar 1887 von London nach Sansibar und fuhr von dort um das Kap zum Kongo. Nach vielen Schwierigkeiten gelangte die Expedition am 21. April zum Stanley Pool, schiffte sich hier am 1. Mai auf vier Dampfern und mehreren großen Booten ein und erreichte am 28. Mai die Mündung des Aruwimi und am 18. Juni die Jambujafälle desselben. Hier ließ Stanley unter Major Bartelot eine Nachhut von 207 Mann zurück, zog ostwärts durch dichten Urwald und feindselige Völkerschaften und erreichte nach schweren

n und entsetzlichen Leiden am 14. Dezember den Albert Nyanza.
hier keine Nachricht von Emin Pascha vorfand, kehrte er zum
urück, um den Wundarzt Parke und den Kapitän Nelson,
r mit Booten und 70 Warenlasten zurückgelassen hatte, ab-
Nach seiner Rückkehr zum Albert Nyanza traf Stanley am
il 1888 mit Emin und Casati zusammen, vermochte sie
ht zu bewegen, mit ihm nach Europa zurückzukehren. Darauf
anley nochmals zum Aruwimi zurück, um seine Nachhut ab-
erhielt aber im Lager von Bunalja die Nachricht von der
ung Bartelots und traf nur noch 71 Mann daselbst an.
en war in Wadelai eine Meuterei ausgebrochen, Emin von
Offizieren gefangen genommen, doch bald wieder freigegeben.
nley aufs neue zum Albert Nyanza zurückkehrte, fand er nach
Unterhandlungen Emin bereit, ihm zu folgen. Mit einer
köpfe starken Karawane, darunter viele Weiber und Kinder,
Stanley und Emin am 8. Mai 1889 nach Süden auf, zum
des Viktoria Nyanza und von dort durch das deutsche Schutz-
ach Bagamoyo, wo die Karawane, nur noch 750 Köpfe stark,
Dezember 1889 anlangte.
e große Begeisterung, mit der Stanley nach seiner Rückkehr
empfangen wurde, kühlte sich bald ab, als die Aussagen Emins
Werke von Bartelot, Jameson, Casati u. a. sein Verhalten
der Expedition in keinem günstigen Licht erscheinen ließen
bekannt wurde, daß das Ziel der Expedition weniger die
ıg Emins, als die Erwerbung seiner Provinz für die Britisch-
ınische Gesellschaft gewesen war.
nin Pascha sollte angeblich gerettet, in Wahrheit aber aus
quatorial-Provinz, wo der tüchtige deutsche Arzt eine Art
rwaltung eingeführt, entfernt werden. Der Deutsche war den
ern unbequem geworden, denn diese wollten sich in den Besitz
nder setzen, was sie ja auch später getan haben. Daß Stanley
Pascha nur durch Androhung von Gewaltmaßregeln vermocht
zur Ostküste zu begleiten, steht fest; der italienische Forscher
der mit Emin befreit wurde, hat dafür unumstößliche Beweise

rnach besuchte Stanley die Vereinigten Staaten auf einer
stour, die sehr erfolgreich verlief, und nach seiner Rückkehr
in allen Hauptstädten Großbritanniens Vorlesungen. Im
891 verheiratete er sich mit Dorothy Tennant, einer der ge-
Schönheiten Londons. 1892 ließ er sich in England na-
ren, schloß sich der unionistischen Partei an und wurde ins
nt gewählt, in dem er jedoch keine hervorragende Rolle spielte.

Deutsch-Südwestafrika. Der Aufstand der Herero hat der deutschen Presse wieder einmal Veranlassung gegeben, mit wahrem Ingrimm die Missionare und ihre Stellung zu den Eingeborenen zu verdächtigen, als ob dieselben mit den Aufständischen mehr oder weniger unter einer Decke steckten, sie verhätschelt und in diesem Sinne auch die Kolonialregierung beeinflußt hätten u. s. w. — alles Anklagen, die erwiesenermaßen gänzlich unbegründet sind und wobei man sich nicht gestehen will, daß der Aufstand in nichts anderem seinen Grund hat, als in dem Ausbeutungssystem gewissenloser Weißer, deren egoistischen Interessen die Mission und das Christentum im Wege steht und in deren Augen die Schwarzen kein Recht des Daseins haben. In der schamlosesten Weise aber hat sich die „Koloniale Zeitschrift" ausgelassen, die sich u. a. zu dem Satz hinreißen ließ: „Malaria, Schwarzwasserfieber, Heuschrecken, Mission — so unausrottbar erstere, so ist es auch leider die letztere." So etwas würde sich die englische Leserwelt wohl kaum bieten lassen.

Bücheranzeigen.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11 000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen, sowie 130 Textbeilagen. Fünfter Band. 20 Bände in Halbleder. geb. zu je 10 Mk. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.

Auch dieser neueste Band steht nach Ausstattung und Inhalt in nichts den vorangehenden nach und erweist sich als Werk ersten Ranges, das alles Wissenswerte mit Sachkenntnis, Genauigkeit und Objektivität behandelt. Von geradezu künstlerischer Ausführung sind die darin enthaltenen Karten, Pläne und Abbildungen.

Paul, P. **Was tut das evangelische Deutschland** für seine Diaspora in überseeischen Ländern? Leipzig. A. Strauch. Mk. 1.20.

Eine gründliche Untersuchung, die sich über folgende 4 wichtige Fragen erstreckt: 1) Die Verbreitung der Deutschen über die Erde; 2) Die Notwendigkeit einer geordneten Diasporapflege; 3) Wo schon deutsche Kirchgemeinden vorhanden sind; 4) Welche Aufgabe jetzt vor der heimischen Kirche liegt. Die Darstellung ergibt u. a., wie weit Deutschland hinter England in der kirchlichen Versorgung seiner Landeskinder im Auslande zurücksteht und wie dringend nötig es seine Pflicht ist, diesem Mangel abzuhelfen.

NB. Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Vom Tauschhandel heimkehrende Kameruner.

Stellung der Regierung und der ission zur Eingeborenen-Politik.

Von G. Müller, Pastor in Groppendorf, Bez. Magdeburg.*)

Das Thema: „Die Stellung der Regierung und der Mission zur Eingeborenen-Politik" birgt ein für beide Teile bedeutsames Problem in sich. Es betrifft das Gebiet, auf dem sich die beiden genannten Faktoren in den Kolonien begegnen und, wie die Verhältnisse einmal liegen, aufeinander angewiesen sind. Eine Mission kann wohl unter einem Naturvolk in Segen arbeiten, ohne daß eine Kulturmacht es in ihren Machtbetrieb zieht. Dafür liefert z. B. Südwestafrika den Beweis. Aber eine Kolonialmacht kann der Mitarbeit der Mission nicht entraten. Das haben die kolonialen Kreise unsers Volkes selbst von den ersten Tagen unserer kolonialen Aera anerkannt. Verlangten sie doch, daß die deutsche Mission sofort in den neuen deutschen gebieten ans Werk gehen sollte. Das ist seitdem geschehen, noch nötig war. Und nun ist auch die Mission auf die Re- angewiesen in vieler Beziehung. Es darf auch hinzugefügt , daß sie derselben manchen wertvollen Dienst verdankt.

unächst muß nun die Frage beantwortet werden: Warum erhaupt das Thema: „Die Stellung der Regierung und ission zur Eingeborenen-Politik" ein Problem?

ür die Regierung war es eine zwingende Notwendigkeit, die r Stellung des deutschen Reiches als Weltmacht sich ergab, ische Besitzungen zu erwerben. Das erforderte der Trieb lbsterhaltung. Nur durch Erwerbung von Kolonien ist es

*) Vortrag, gehalten auf dem Missionskursus in Eisenach am 17. Mai 1904.
tag. 1904 8.

möglich, zu wirtschaftlicher Selbständigkeit zu gelangen. Unsere Baumwollindustrie, um ein gerade in unsern Tagen besonders viel besprochenes Beispiel zu nehmen, ist wie überhaupt die europäische Baumwollindustrie, durchaus abhängig von dem ihr das Material liefernden Südamerika. Darin kann nur dadurch Wandel geschaffen werden, daß wir dies Rohprodukt in eigenen Besitzungen gewinnen. Und so ist's überhaupt mit den Rohprodukten, die aus den Tropen stammen. Andrerseits machen uns die eigenen Kolonien den Wettbewerb auf dem Gebiet des Exports leichter. Sie schaffen unserer Industrie sichere Absatzgebiete. Es kommt hinzu, daß die Auswanderung Jahr aus Jahr ein für uns einen unermeßlichen Verlust an Volkskraft bedeutet. Welcher Vaterlandsfreund trägt nicht Leid darüber, daß durchweg die zweite, höchstens dritte Generation unserer auswandernden Landsleute dem deutschen Volkstum völlig verloren ist! Da ist es einfache Pflicht der Selbsterhaltung, wenn es möglich ist, uns Gebiete anzueignen, nach denen wir den Strom der Auswanderung hinlenken können, um uns gegen den Verlust an Volkskraft zu schützen und sie nicht fremden, oft wenig freundlich, um nicht geradezu zu sagen feindlich gesinnten Mächten zur Verstärkung ihrer Kraft und Vermehrung ihrer Zahl zu überlassen. Endlich unterschätze man nicht neben diesen sehr materiellen Gründen den ideellen Grund. Jedes Volk hat auf Erden eine von Gott dem Herrn ihm gestellte Kulturaufgabe zu erfüllen. Je mächtiger es ist, um so größer ist dieselbe. Kleine Völker haben das Recht, sich auf sich selbst zu beschränken. Die in die Reihen der Weltmächte erhobenen können das nicht. Sie sind Gott dafür verantwortlich, daß die Menschheit ihrem Ziele entgegengeführt wird. Eine Weltmacht, die sich auf sich selbst beschränkt mit ihrer Kulturaufgabe, muß absterben und ist dem Untergang geweiht. Nicht bloß der einzelne Mensch, sondern auch ein ganzes Volk geht an der Selbstsucht zu Grunde. Nun hat noch keine Regierung aus diesem Gefühl der Verantwortlichkeit vor Gott heraus Kolonien erworben. Das ist gewiß. Aber es ist der verborgene Trieb der Selbsterhaltung, der die Weltmächte zu Kolonialmächten macht, der auch das deutsche Reich noch in letzter Stunde in ihre Reihen hat eintreten lassen.

Dies alles muß festgestellt werden, um die gesamte Kolonialpolitik der Regierung charakterisieren zu können. Sie ist bestimmt

das eigene Bedürfnis und den eigenen Vorteil; sie ist und
icht anders sein als eigennützig. Damit soll ihr kein Makel
ngt werden. Es gibt für Völker einen berechtigten Eigen-
Und es ist heilige Pflicht unsrer Regierung, die durch Gottes
rbares Walten unserm Vaterlande geschenkte Weltmacht-
g zu festigen, zu mehren!
Um sind die besetzten Gebiete aber bewohnt. Die Kolonial-
muß sich abfinden mit den Eingeborenen. Und nicht nur
Wer soll die Rohprodukte erzeugen, wer die Industrieprodukte
nen? Die Kolonialpolitik ist auf die Eingeborenen angewiesen.
r ist der Nerv und Mittelpunkt der ganzen
nialpolitik Eingeborenenpolitik. Aber auch sie
beherrscht von dem Prinzip des Eigennutzes, des Selbst-
ses. Für die Regierung gibt es nur einen leitenden Gesichts-
in der Eingeborenenpolitik und zwar den: wie muß ich vor-
damit ich durch die Eingeborenen zu meinem Zweck komme?
at auch alles, was sie im Interesse der Eingeborenen tut,
ieses an sich, sondern lediglich das eigene Interesse im Auge.
pricht der letzte amtliche „Jahresbericht über die Entwicklung
eutschen Schutzgebiete in Afrika und der Südsee im Jahre
'03" mit aller wünschenswerten Deutlichkeit aus. Darin heißt
f S. 8: „Die Kolonialverwaltung ist sich bewußt, daß ihr
lefestigung der deutschen Herrschaft und gleichzeitig zur wirt-
ichen Entwicklung der Kolonien kein wirksameres Mittel zur
gung steht, als die Hebung des Kulturstandes der Einge-
n. Der Schutz von Person und Eigentum, die Befreiung
ingeborenen aus dem Stande der Unfreiheit, die Sicherung
für die Erhaltung der eingeborenen Bevölkerung und ihre
iche Zunahme ausreichenden Eigentums an Land, die Unter-
ng der Eingeborenen in den Elementen unserer geistigen und
ischen Kultur sowie ihre Erziehung zu wirtschaftlicher Arbeit
u rationelleren wirtschaftlichen Methoden, — alle diese Ziele
n auch im Berichtsjahre den Gegenstand der ernsten Auf-
mkeit und Sorge sowohl der Zentralverwaltung als auch
nzelnen Gouvernements und der lokalen Verwaltungsbehörden
olonien". Das sind lauter schöne Dinge. Aber so große
taten für die Eingeborenen darunter sich befinden, wir haben
gehört: erwiesen sind und werden sie ihnen nicht um ihrer-

selbst willen, sondern als Mittel zum Zweck aus eigennützigem Interesse.

Ganz anders steht es mit der Mission. „Ich suche nicht das Eure, sondern euch," — ist der Grund für ihr auf ausdrücklichem Gebot ihres Herrn und Königs beruhendes Auftreten und Wirken in den Kolonien. Darum gibt es für die Mission keine Politik. Für sie gibt es nur eine Methode. Denn für sie handelt es sich einzig und allein darum: wie pflanze ich das Reich Gottes unter diesen Völkern? wie gewinne ich sie für das Evangelium? wie kann ich sie bewegen, im Glauben das in Christo vorhandene Heil anzunehmen? — Ihre Arbeit ist nicht vergeblich. In allen afrikanischen Kolonien — auf diese beschränke ich mich ausdrücklich, wie ich auch nur von der deutschen evangelischen Mission spreche — hat sie bereits Gemeindlein und Gemeinden gesammelt. Diese Gemeindlein und Gemeinden müssen zu einer christlichen Lebenshaltung erzogen werden. Das bedeutet für die Glieder der in unsern Kolonien wohnenden Naturvölker die Aneignung der christlichen Kultur. So kann sich die Mission um ihrer Christen willen der Aufgabe nicht entziehen, mancherlei Kulturarbeiten neben der Predigt des Evangeliums und um derselben willen anzugreifen, einzuführen. So groß nun aber die Aehnlichkeit, ja so vollkommen die Gleichheit der Tätigkeit der Regierung und der Mission auf diesem Gebiete sein mag, sie betrifft lediglich den äußern Tatbestand. Allerdings dient sie beide Male einem Zweck und ist nicht Selbstzweck. Aber die Regierung ist in dieser Beziehung tätig, um am letzten Ende selber den größten Nutzen davon zu haben. Unterließe sie es, so würden die Kolonien ihr keinen Ertrag geben. Hingegen die Mission tut derlei Arbeiten lediglich um der Eingeborenen willen, um nach besten Kräften und mit allen Mitteln ihnen ein christliches Leben, ein Leben nach dem Wohlgefallen Gottes zu ermöglichen.

So treffen sich Regierung und Mission in ihrer Arbeit an den Eingeborenen. So können wir auch Antwort geben auf die Frage, warum unser Thema ein Problem ist. Darum ist es ein Problem, weil die Stellung der Regierung und der Mission zu den Eingeborenen eine prinzipiell verschiedene ist. Die Regierung arbeitet an den Eingeborenen für sich selbst, die Mission aber arbeitet nicht nur an den Ein-

geborenen, sondern auch *für* die Eingeborenen. Für die Regierung ist die Eingeborenen-Politik das wichtigste Stück der ganzen Kolonialpolitik, also eine Lebensbedingung. Für die Mission ist sie das nicht. Die Regierung würde mit dem Augenblick aufhören eine Kolonialregierung zu sein und auf den Standpunkt Spaniens herabsinken, wo sie die Eingeborenen-Politik einstellt; die Mission hat ihrem Wesen nach damit nichts zu tun. Aber sie kann sich ihr sowohl um der Regierung als auch um der Eingeborenen willen nicht entziehen. Um der Regierung willen nicht; denn sie ist um Gottes willen verpflichtet, ihr, als ihrer Obrigkeit, förderlich und dienstlich zu sein. Um der Eingeborenen willen nicht; denn sie sind ihre Kinder oder sollen es doch werden. *So ist die Eingeborenen-Politik für die Regierung eine unmittelbar mit ihrer Kolonialpolitik gegebene Aufgabe, für die Mission dagegen nur eine mittelbare, aus den Umständen hervorgehende Verpflichtung.*

Da erhebt sich die Frage: *Hat die Mission zur Verpflichtung auch die Befähigung*, an der Eingeborenen-Politik der Regierung sich zu beteiligen? Die Antwort steht doch nicht unbestritten fest. Wenigstens hat Major Boshardt die Missionare „diese Pest" Afrikas genannt. Und wem die Auslassungen der „Kolonialen Zeitschrift" über die Mission in Südwestafrika zur Kenntnis gelangt sind, der sollte wirklich glauben, daß die Mission zur Eingeborenen-Politik durchaus unfähig ist. Denn wer mit seiner Tätigkeit Empörung und Aufruhr unter den Eingeborenen wachruft, der ist gewiß kein berufener Politiker in Eingeborenensachen. Nun, das darf uns so wenig irre machen an der Befähigung der Mission zur Eingeborenen-Politik wie es die Jünger irre gemacht hat an ihrem Glauben, daß ihr Meister der Sohn des lebendigen Gottes sei, weil ihn die einen einen Fresser und Weinsäufer, die andern ein Werkzeug Beelzebubs nannten. Wer seine ganze Kraft an das Heil und Wohl der Eingeborenen setzt, der soll doch wohl ermessen können, was ihnen nütze ist; wer die Sprache der Eingeborenen spricht, der soll doch wohl, weil er mit ihnen umgeht, ihre Bedürfnisse zu erkennen vermögen; wer sie nicht bloß in ihrem Tun und Treiben beobachtet, sondern sie zu großen und kleinen Hilfsleistungen heranzieht, soll doch wohl ein Urteil gewinnen über das Maß ihrer Kraft, die Fähigkeit ihrer Aus-

bildung, die Richtung ihrer Begabung und ihre besondere Neigung; wer ihr Vertrauen gewinnt und in ihr Herz blicken und ihr Gemütsleben beobachten lernt, soll doch auch wohl ihre Wünsche und Anliegen, aber auch ihre Klagen und Seufzer vernehmen! Und daß die Missionare den nötigen Einfluß haben und gewinnen, der dazu gehört, erfolgreich an der Eingeborenen-Politik sich zu beteiligen, davon legt die junge Geschichte der deutschen Kolonien hinreichend Zeugnis ab.

Für die Regierung würde nun die Eingeborenen-Politik immerhin eine verhältnismäßig leichte Sache und Aufgabe sein, wenn es sich dabei nur um sie selbst und die Eingeborenen handelte. Aber dies ist nicht der Fall. Es kommen bei ihrer Eingeborenen-Politik noch eine Reihe anderer Faktoren in Frage: der Handel, die Plantagengesellschaften, die Bergbaugesellschaften, die heimische Industrie und sogar die Landwirtschaft der Heimat. Und ich weiß nicht, ob ich damit alle Faktoren bereits namhaft gemacht habe. Sie alle wollen direkt und indirekt aus den Kolonien Nutzen ziehen. So verlangen sie alle, daß die Eingeborenen-Politik so geführt wird, daß sie zum tunlichst größten Vorteil für sie ausschlägt. Daher denn die Regierung in ihrer Eingeborenen-Politik nicht in erster Linie die Eingeborenen selbst im Auge hat und haben kann, jedenfalls nicht von der Rücksicht auf die Eingeborenen allein sich leiten lassen kann, sondern auf andere Rücksicht nehmen muß. Und deren Interessen gehen nur zu oft, ja fast durchweg nach ganz andrer Richtung als die der Eingeborenen, stehen ihnen vielfach diametral gegenüber. Das macht die Eingeborenen-Politik für die Regierung so schwer, und darum ist überhaupt die Kolonialpolitik eine so schwierige und vielfach so dornenvolle Aufgabe für die Regierung.

Hätte die Regierung es in ihrer Eingeborenen-Politik nur mit den Eingeborenen zu tun, so würde die Stellung der Mission zu derselben keine weiteren Schwierigkeiten in sich bergen. In allen Fragen, welche auf diesem Gebiete sich erheben, hat die Mission viel Grund mit den Regierungsmaßnahmen zufrieden zu sein, sobald von denselben die Eingeborenen allein betroffen werden. Wenn etwa der Losangodienst in Kamerun im Machtbereich der Regierungsstationen verboten ist, so kann die Mission das nur dankbar begrüßen. Es wird sich dabei zumeist um Fragen der

e handeln und der Gewohnheit. Es ist selbstverständliche
cht der Regierung, mit aller Macht die heidnischen Unsitten
nterdrücken, so weit sie Leben und Eigentum bedrohen. Alles
hierin die Regierung tut, leistet nebenbei der Mission we-
iche Dienste. Nur insofern möchte da die Mission vielleicht
nlassung haben, in die Eingeborenen-Politik der Regierung ein-
eifen, als sie zu diesen und jenen Maßnahmen Veranlassung
In allen diesen Punkten ist zwischen Regierung und Mis-
eine verschiedene Stellung meines Wissens in der deutschen
nialgeschichte noch nicht vorgekommen, steht auch nicht zu er-
ten. Der Kürze wegen scheide ich daher dieses ganze Stück
Eingeborenen-Politik von meinen Darlegungen aus, darunter
. auch die Frage nach der Bekämpfung der Polygamie und
Sklaverei.

Sobald nun aber jene anderen Faktoren mit in Betracht
nen, wird das Verhältnis der Mission zur Eingeborenen-Politik
rs. Während es für die Regierung gilt, die mittlere Linie zu
n, ihre Politik so zu gestalten, daß die Handels- und Erwerbs-
lschaften und wer es alles sein mag, den größtmöglichen Nutzen
innen und die Eingeborenen in möglichst geringem Grade be-
ächtigt und geschädigt werden, hat die Mission ihr Augen-
nur darauf zu richten, ob durch diese Maßnahmen das Wohl
Wehe der Eingeborenen gefördert oder wenigstens gewahrt
. Dazu ist die Mission verpflichtet sowohl um der Regierung
uch um der Eingeborenen willen. Um der Regierung willen,
ohne Ueberhebung gesagt werden darf, daß die Mission die
Kennerin der Eingeborenen ist und sie, wie bereits bemerkt,
dieser ihrer Kenntnis der Obrigkeit zu dienen hat. Um der
geborenen willen, weil diese selbst keinen Einfluß auf die Po-
der Regierung haben und weil sonst niemand da ist, der für
eintritt. Die Mission ist eben der gewiesene und von Gott
sene Anwalt der Eingeborenen.

Es liegt auf der Hand, daß dies die Stellung der Mission
Eingeborenen-Politik besonders diffizil macht. Es gehört dazu
e Weisheit und der Mut der Wahrheit, den nur ein von und
ott gebundenes Gewissen findet, sowie ein nicht geringes Maß
Entschlossenheit, um bereitwilligst das Odium auf sich zu
nen, das unabweisbar damit verbunden ist, wenn man gegen

Das Eisenbahnwesen liegt in den Kolonien noch in den allerersten Anfängen. Aber durch sie alle ziehen bereits Wegenetze. Anfänglich haben die Eingeborenen sich mit den breiten Straßen gar nicht recht befreunden können. Sie selbst kamen mit ihren Pfaden aus und konnten deshalb den Nutzen der Straßen nicht einsehen, um so weniger, als sie von deren Anlegung und Unterhaltung die Arbeit hatten. In der Tat sind die Eingeborenen in den ersten Zeiten trotz der breiten Straße dabei geblieben, im Gänsemarsch zu gehen und sind auch heute noch vielen Ortes von dieser Gewohnheit nicht abgegangen. Aber zur Erkenntnis des Vorteils dieser bequemen Wege sind sie doch überall gekommen. Heute geschehen gerade diese Arbeiten, wenn sie in einer nur leidlich passenden Zeit gefordert werden, wo die Regierungswege schon einige Zeit bekannt sind, nicht mehr mit Seufzen und Murren, sondern mit Willigkeit. Auch hiervon hat die Mission den Nutzen. Der Verkehr im Lande und unter ihren Stationen wird ja dadurch unendlich erleichtert. Es war für Missions-Inspektor Schreiber doch viel bequemer, in einem Wägelchen von der Togoküste nach dem Innern fahren zu können, als wenn er eine Hängematte hätte benützen müssen, die er allerdings bei seinem Besuch der abgelegeneren Plätze noch reichlich kennen gelernt hat. Hier arbeitet die Mission daher auch mit der Regierung Hand in Hand. Die Brücke über den Umba haben in Ostafrika die eingeborenen Handwerker unter Anleitung und tätiger Hilfe des Missionsdiakonen gebaut auf Kosten der Regierung, und mancher Kilometer Weg ist von Missionaren mit den Eingeborenen hergerichtet worden, auch in anderen Kolonien.

Befriedung der Kolonien, Wegebauten in den Kolonien, so äußerliche Dinge das sind, sie hängen mit der Eingeborenen-Politik zusammen, wie es überhaupt kein Stück in der Kolonialpolitik gibt, was nicht schließlich zur Eingeborenen-Politik in der engsten Verbindung steht, weil die ganze Politik doch schließlich den Menschen betrifft, der im Lande wohnt.

Im Vordergrunde des kolonialen Interesses steht heute die Landfrage mit allem, was mit ihr zusammenhängt. Sie nimmt unter den kolonialwirtschaftlichen Fragen die erste Stelle ein. Alle unsere afrikanischen Kolonien haben, jede in besonderer eingentümlicher Gestalt ihre Landfrage. Wie ist sie entstanden? Bei der

schwierigen Stellung, welche die Kolonialleitung dem Reichstag gegenüber hat, hat sie den Versuch gemacht, durch Heranziehung des Großkapitals die Kolonien zu erschließen und fürs Mutterland ertragsfähig zu machen. So hat sie in Kamerun und in Togo am Aguberge und in Ostafrika in Usambara alles geeignete Land an Pflanzungsgesellschaften vergeben. In Südwestafrika hat sie das Gleiche getan an Gesellschaften anderer Art, welche Farm- und Viehzuchtbetrieb im großen anlegen oder Kolonisten ansiedeln wollten. Es ist nicht möglich, die Landfrage in ihrem ganzen Umfange hier aufzurollen. Nur so weit sie auf die Eingeborenen-Politik sich bezieht, steht sie hier zur Behandlung. Bei dieser Begebung des Landes an die Gesellschaften hat man nun aber die Eingeborenen zum Teil sehr stark in Mitleidenschaft gezogen.

In Südwestafrika waren die Herero und Naman daran gewöhnt, mit ihren Herden im Lande herumzuziehen. Die Regierung aber setzte ihnen bestimmte Grenzen, die sie nicht überschreiten durften. Dabei hatten die Herero noch dazu den Eindruck und haben sich den nicht ausreden lassen, daß ihnen nur wertloses Weideland zugewiesen sei und zwar nicht, bei weitem nicht in genügendem Umfange. Es kommt dazu, daß beide, Herero und Naman, stark verschuldet sind und zur Deckung ihrer Schulden sich genötigt sehen, von dem ihnen gebliebenen Lande immer weitere Stücke zu verkaufen. Gouverneur Leutwein hat diesen Lauf der Dinge erkannt und durch Verwaltungsmaßnahmen zu hemmen gesucht, aber eine höhere Macht ist ihm in den Arm gefallen. Soll die Mission da zusehen, wie das Volk dem wirtschaftlichen Untergang entgegentreibt? War es nicht ihre Pflicht, für die Eingeborenen einzutreten? Sie hat das getan, indem sie die Festsetzung von unveräußerlichen Eingeborenen-Reservaten beantragte, und einige sind auf ihr wiederholtes Bitten und unaufhörliches Drängen hin auf Grund langwieriger Verhandlungen auch geschaffen worden. An anderem Ort hat die Mission selbst ein Grundstück in solchem Umfange erworben, daß es wohl imstande ist, den Dienst eines Reservates zu tun. Es ist freilich kaum fraglich, daß die Naman als Volk auch durch diese Fürsorge nicht mehr zu retten sind, sondern unaufhaltsam dem Untergang entgegengehen. Aber es ist ja klar, daß die Mission stärken muß, was sterben will und Sorge tragen muß, die bleibenden Reste und

er der Hottentotten pflegen zu können. Ueber die Zukunft
ero läßt sich in diesem Augenblick natürlich nichts sagen.
nz andrer Art ist die Landfrage in Kamerun, und
eziell im Plantagengebiet am Kamerunberge. Hier sitzen
geborenen den Pflanzungsgesellschaften im Wege. Mit und
laubnis und Unterstützung der Regierung haben die Gesell-
die Eingeborenen genötigt, ihre Dörfer zu verlassen und
zulegen. Man hat weiter verschiedene Dorfschaften zu einer
vereinigt. Und nicht genug damit: kaum daß sie sich neu
elt haben, erheben die Pflanzungen den Anspruch, daß sie
tten aufs neue abbrechen und wieder an anderm Platze
n. Soll die Mission zu dieser Beunruhigung der Ein-
n, die deren berechtigten Unwillen, ja teilweise Erbitterung
ef, schweigen? Sie mußte für sie eintreten Man kann
greifen, nicht billigen, daß die Plantagengesellschaften diese
men bei der Regierung beantragten. Ihnen ist daran ge-
möglichst abgeschlossene Bebauungsflächen zu haben. So
m besten vor Diebereien der Eingeborenen und vor der Heim-
ihrer jungen Anlagen durch deren Vieh geschützt. Auch
ie Leutchen selbstverständlich auf dem besten Boden. Aber
recht, ohne Rücksicht auf die Eingeborenen vorzugehen?
t hat auch hier zur Einrichtung von Reservaten geführt, —
ucht der Bemühungen der Missionare, oder, anders aus-
ihrer Stellungnahme zur Eingeborenen-Politik. Dabei
eine neue Schwierigkeit. Im Interesse der Plantagen lag
Eingeborenen möglichst wenig und möglichst wertloses Land
sen, während das Gegenteil für die Eingeborenen zu er-
versucht werden mußte. Es war die schwierige Aufgabe
ndkommission, eine erträgliche Vereinigung der beiderseitigen
en herbeizuführen. Nach dem ersten vorliegenden Bericht
ommission, die mit der Begrenzung der Reservate beauf-
t, — sie besteht aus drei Mitgliedern, deren eins ein
ar ist — ist im nordwestlichen Gebiete des Dualabezirkes
Tat eine unter den einmal vorliegenden Verhältnissen auch
Eingeborenen leidlich annehmbare Lösung gefunden worden.
dung der Reservate ist aber in Kamerun noch nicht beendet.
r ferneren gewissenhaften Durchführung der für die Land-
ion aufgestellten Grundsätze wird es abhängen, ob das

Wohl der Eingeborenen weiterhin noch einigermaßen wahrgenommen wird. Es ist ersichtlich, wie leicht ihnen in diesem Stück Unrecht geschehen kann.

In engem Zusammenhange mit der Landfrage steht die Arbeiterfrage für die Plantagen-Gesellschaften. Es ist eine auffallende Tatsache, daß weder die Regierung in ihrem großen botanischen Versuchsgarten noch die Mission auf ihren Stationen eine Arbeiterfrage je gekannt hat. Sie haben stets genügend Arbeitskräfte zur Verfügung gehabt. Dagegen hat es für die Pflanzungen Jahre hindurch eine Arbeiterfrage gegeben. Ja für einige Pflanzungen gibt es noch heute eine Arbeiterfrage, wie der letzte amtliche Jahresbericht mitteilt. Man kann zur Erklärung sagen, daß eben die Pflanzungen so viel mehr Arbeiter brauchen. Aber ganz ist die Erscheinung damit nicht erklärt. Zintgraff hat aus Bali Hunderte von Arbeitern nach der Küste gebracht, während das später nicht mehr möglich gewesen ist. Hier tritt uns wieder die prinzipielle Verschiedenheit der Stellung der Regierung und der Mission zur Eingeborenen-Politik deutlich entgegen. Die Mission lehnte es natürlich ab, für die Pflanzungen Werbedienste zu tun; die Regierung hat es getan, bedauerlicher-, aber begreiflicherweise. So ist sie nicht ohne Schuld geblieben an ungenügender und unzuträglicher Verpflegung der Arbeiter und an ihrer vielfach unbilligen Behandlung; wenigstens hätte sie, ehe sie den Pflanzungen für Arbeiter sorgte, sei es direkt oder indirekt, darauf halten müssen, daß dieselben in erträgliche und zuträgliche Verhältnisse kamen. Aber es ist zu begreifen, daß sie diesen Dienst den Plantagen geleistet hat; denn was sollte aus diesen werden, wenn sie die nötigen Arbeitskräfte nicht erhielten? Das hätte eine große Kalamität, eine Krisis für die junge Kolonie bedeutet, deren Folgen nicht abzusehen waren. Aber die Mißstände waren vorhanden; die Mission sah sie; sie waren ihr ja vor Augen. Sollte sie, durfte sie schweigen? Sie hat denn auch ihre Stimme erhoben. Auch hier nicht ohne Gehör zu finden. Durch die Einsetzung eines Arbeiterkommissars sind die Verhältnisse auf den Pflanzungen für die Arbeiter gegen die kurz hinter uns liegende Zeit ganz wesentlich anders, besser geworden.

Auf einen speziellen Punkt der Arbeiterfrage, die vielfach erhobene Forderung der Arbeitspflicht für die Eingeborenen in dem

, daß sie von der Regierung gezwungen werden sollen, auf
flanzungen, in den Faktoreien u. s. w. zu arbeiten, einzu-
erübrigt sich, weil erfreulicherweise die Regierung gar nicht
denkt, ihr zu entsprechen. Da stimmen Regierung und
n also zusammen. Das ist im Prinzip auch der Fall in
eranziehung der Eingeborenen zu öffentlichen
iten. Es hat sich bisher meines Wissens nur um Wege-
gehandelt. Auch in der Heimat haben wir solche Ver-
ung zu Dienstleistungen in öffentlichem Interesse bei Deichen
rgleichen, wie überhaupt das Institut der Fronde bei uns
use ist. Nur wird natürlich die Mission sauer sehen, wenn
Arbeiten in die Zeit gelegt werden, in welcher die Einge-
n ihre Felder und Gärten bestellen, oder abernten müssen.
enn die Arbeiten diese ganze Zeit hindurch sich hinziehen,
iederholt in dieser Zeit gefordert werden, so wird sie am
gen Ort dagegen vorstellig werden. Sie wird in diesem
aber am besten für die Eingeborenen eintreten können, je
ie bei diesen ihren Einfluß zur Erfüllung der Forderungen
egierung geltend macht.

Das ja ist überhaupt die loyale Pflicht der Mission, ihre Ver-
sstellung, die sie notorisch den Eingeborenen gegenüber überall
mt, zu gebrauchen zur Befestigung der Autorität der Obrigkeit,
walt über dieselben hat. Die Regierung ist auch noch immer
gewesen, die hierin geleisteten „guten Dienste" der Mission
kennen. Denn davon hat sie bereits in vielen Fällen eine
zu unterschätzende Hilfe gehabt. Die Einführung der
er in Ostafrika z. B. ist nur darum allenthalben ohne
rigkeit möglich gewesen, weil die Missionare die Einge-
n darüber aufgeklärt haben. Ohne das Eintreten der
nare wäre es an gewissen Orten zu Unzufriedenheit der
orenen, um nicht mehr zu sagen, gekommen.

Die Besteuerung der Eingeborenen hat einen doppelten Zweck:
ll einmal die Einnahmen der betreffenden Kolonie heben;
das selbstverständliche Ziel vernünftiger Kolonialpolitik, daß
lonien sich selbst erhalten. Zum andern soll die Steuer die
borenen zur Arbeit erziehen helfen. Ob letzteres
h erreicht wird, kann in Frage gezogen werden. Aber das
p ist ohne Zweifel richtig. Nicht als ob die Eingeborenen

überhaupt nicht arbeiteten. Wenn man den Satz, der zum eisernen Bestande einer gewissen Klasse von Kolonialmännern gehört, ganz allgemein hin aufstellt: „Der Neger ist faul", so ist er nichts weiter als eine gedankenlose Phrase. Denn auch der Bewohner der üppigsten Tropenlandschaft muß auf jeden Fall so viel arbeiten, daß er leben kann. Nur wenn wir unsern Begriff von Arbeit auf den eingeborenen Afrikaner übertragen, hat der Satz Sinn. Daß er damit eine Berechtigung gewönne, soll freilich nicht gesagt sein. Im Gegenteil ist er eine Ungerechtigkeit. Es ist einfach ungerecht, vom Neger Afrikas unsrer Kolonien zu verlangen, daß er in dem Kulturstand, in dem er sich jetzt befindet, arbeiten soll wie ein Deutscher. Aber das ist richtig, daß er das lernen soll. Und alles was geschieht, um ihn dahin zu erheben oder zu erziehen, so es anders geeignet ist, ihn den Wert der Arbeit schätzen zu lehren, ist mit Freuden zu begrüßen. Hier betreten wir abermals ein Gebiet, auf dem die Stellung der Regierung und der Mission zur Eingeborenen-Politik viele nahe Berührungspunkte haben. Zum Teil sind die hierauf gerichteten Bemühungen der Mission natürlich älter, viel älter als die der Regierung, ist doch sie zum Teil länger im Lande. Lange, ehe die Deutsche Regierung daran dachte, Kolonien zu erwerben, ja in Südwestafrika, ehe das Deutsche Reich aufgerichtet war, ist die Mission nach dieser Richtung hin tätig gewesen. Daß in Bremen Kaffee in Missionskränzchen getrunken wurde von Bohnen, die von kleinen Pflanzungen Eingeborener stammten, war eine Frucht der Arbeit der Norddeutschen Mission. In Waya und Ho hatten sie eben die Kaffee-Plantagen kennen und darin arbeiten gelernt. Und nur weil ihre Missionare sie darin unterwiesen hatten, konnten die Herero anfangs der 70er Jahre Weizen nach der Kapkolonie ausführen. Wenn nun die Regierung daran gehen will, in Südwestafrika Staudämme anzulegen, um den Ackerbau in dieser afrikanischen Erzstreusandbüchse des neuen Deutschen Reiches zu ermöglichen, so stimmt das natürlich die Mission zu heller Freude, die ihr darin in Hoachanas vorangegangen ist. Wenn in Kamerun neuerdings die Regierung die Eingeborenen ermuntert, ihre Plantagen zu pflegen oder neue anzulegen, so gereicht das der Basler Mission zu ungemeiner Befriedigung, die gerade hiervon für die wirtschaftliche Hebung und soziale Genesung der Kameruner sich sehr viel verspricht. Und

pt kann die Mission nur anerkennen, daß gerade auf diesem überall die Regierung ihren Einfluß auf die Eingeborenen en sucht. Das ist ja überhaupt der einzig richtige kolonial- ftliche Standpunkt; denn tropische Kolonien werden haftlich nur entwickelt und gehoben, also fürs rland nutzbar gemacht werden können, wenn Ein- nenkulturen ins Leben gerufen und gefördert n. Plantagenwirtschaft und Großbetrieb kann einige Gene- bereichern, trägt aber fürs Mutterland und besonders für die den Keim des Verderbens in sich. Das wirtschaftliche es Volkes einer Kolonie und damit bleibender Nutzen des andes beruht auf der Eingeborenenkultur, auf dem Klein- Das lehrt uns einerseits Westindien, anderseits die te und Senegambien. Dabei sei besonders hervorgehoben, in Ostafrika bemüht ist, auf diesem Wege das Gefühl der engehörigkeit zu stärken, indem sie die Plantagen von den nen anlegen läßt. Aber darauf sei doch aufmerksam ge- die Regierung tut dies alles nicht rein um der Einge- willen, sondern nur durch die Eingeborenen für die Hebung lonie, also im Selbstinteresse!

erher gehört die Einführung von Handwerken. Es unseren Kolonien endemische Handwerke, von der Töpferei n, auch solche die größere Bedeutung haben, wie in Togo berei und andern Orten die Schmiedekunst. Die können ssen gehoben werden. Es gibt keine verkehrtere Maßnahme handene und folglich auch verbesserungs- und entwicklungs- Industrie der Eingeborenen geflissentlich zu vernichten, wie ehen ist. Aber andere müssen eingeführt werden. Es ist merhin ein Fortschritt, wenn in Rungue — oder ist's eine Station der Brüdergemeine? — im Kondelande ein ein- er Schuster die Stiefel des Herrn Bezirksamtmanns zu be- und zu beflecken imstande ist. Wichtiger ist, daß die Ein- en das Maurer- und Tischler-Handwerk lernen. Es ist wie hoch auch regierungsseitig es geschätzt worden ist, Bremer und Basler Mission so viele Bretterjäger aus- haben. Eine Industrieschule haben nur die Basler in n eingerichtet; denn die in Tanga von Berlin III be- ist nicht ganz ausgebaut worden. Wenn nun die Re-

gierung dazu übergegangen ist, ihrerseits Industriewerkstätten ins Leben zu rufen, so ist das wiederum für die Mission ein willkommener Grund anzuerkennen, daß sie den Eingeborenen Wohltaten erweist.

Und um wenigstens hierin vollständig zu sein, sei schließlich noch erwähnt, daß dasselbe von den Bemühungen der Regierung gilt, die Viehzucht der Eingeborenen zu heben.

Die Bedeutung aller dieser Bemühungen kann nicht leicht überschätzt werden, weder vom Standorte der Regierung noch von dem der Mission aus. Denn auf der einen Seite trägt dies alles zur wirtschaftlichen Hebung der Schutzgebiete bei und fördert die Kultur der Eingeborenen. Sie werden dadurch zu neuen Bedürfnissen erzogen, zugleich auch instand gesetzt, sie zu befriedigen. Den nächsten und klingenden Vorteil davon hat der Handel. Es wäre nun wiederum ein sehr interessantes Thema, im einzelnen die Frage nach dem Verhältnis von Mission und Handel zu einander zu untersuchen. Auch nach dem klassischen Referat des sel. D. Zahn, das in der A. M. Z. veröffentlicht ist, ließe sich noch manches Neue sagen. Das ist aber bei dieser Gelegenheit natürlich nicht möglich. Auf der andern Seite drängt die durch die Mission einem Volke zufließende Kraft dermaßen zu einer völligen Neugestaltung des gesamten Lebens, daß sie jede in derselben Linie sich bewegende Bestrebung als eine dankenswerte Hilfeleistung willkommen heißt.

Aber keine Rose ist ohne Dornen. Auch diese nicht. Die Geschichte der Mission lehrt, daß der europäische Handel mit den Eingeborenen viel mehr zur Hinderung als zur Förderung der Mission ausschlägt. Diese tief schmerzliche Erfahrung hat die Basler Mission dazu geführt, eine eigene, allerdings von der eigentlichen Missionsleitung unabhängige, Missionshandlungs-Gesellschaft ins Leben zu rufen, auch in Kamerun. Für die Bremer Mission war es eine in der gesamten Geschichte der evangelischen Mission vielleicht einzig dastehende Erscheinung, eine ganz außerordentliche Hilfe, daß sie vom Beginn ihrer Arbeit an in Keta Hand in Hand mit erst einer, seit einer Reihe von Jahren aber mit 2 Bremer Handelsfirmen arbeiten konnte. Das Uebel des afrikanischen Handels ist der Branntwein. Es gibt, seit D. Zahn nicht mehr die genügende

t hatte, auch aus meiner Feder eine Reihe von Auf-
den afrikanischen Branntweinhandel. Man findet die-
„Allgemeinen Missionszeitschrift", in „Afrika" und in den
Kolonien". Hier kann ich nur auf den ganz eigenartigen
verweisen, aus dem es sich erklärt, weshalb gerade an
kte die Stellung der Regierung und der Mission zur
n-Politik so verschieden ist. Einerseits nämlich erkennt
ng an, daß der Spirituosen-Import für die Einge-
ädlich ist und erklärt eine Einschränkung desselben für
ert. Andererseits weist sie aber zugleich darauf hin,
cksicht auf die heimische Landwirtschaft es ihr nicht er-
Axt an die Wurzel zu legen und die Branntweineinfuhr
ka einfach zu verbieten. Es ist ja notorisch, daß der
l der in Westafrika eingeführten Spirituosen, unter
sondern Namen sie auch gehen, deutschen Ursprungs ist.
at nun die Verheerungen, welche der Branntwein unter
orenen anrichtet, so vor Augen wie die Mission, weil
t gleichem Maße wie sie mit dem Volk in Berührung
Volksleben kennen lernt und beobachtet. Es ist nicht
n, was einmal im Reichstage geäußert wurde, daß man
ischen Straßen nicht so viel Betrunkene sieht wie auf
Aber das ist kein Beweis dafür, daß die Brannt-
für die Neger nicht so sehr verderblich sei. Wer wissen
tief die Eingeborenen Togos und Kameruns versunken
Trunksucht, der muß in ihre Hütten gehen. Da werden
ugen aufgehen und übergehen. Nun sieht die Mission,
chnaps, der europäische, der deutsche, die Eingeborenen
irtschaftlich und moralisch ruiniert. So ist es doch un-
aß sie stillschweigend ansieht des Knaben Sterben. Sie
gen Zeugnis abzulegen. Sie hat den Kampf gegen
immsten Feind der Neger auch aufgenommen und zu
e sich organisiert. Zunächst in England, dann auch,
eignem Antrieb, zumeist aber von dort angeregt, haben
nkreich, Deutschland, Amerika Komitees zur Bekämpfung
ischen Branntweinhandels gebildet, welche in einem in-
en Komitee sich zusammengeschlossen haben. Ihre Be-
n waren nicht vergeblich. Ihre Stimme ist gehört.
ationale Konferenz der Signaturmächte in Brüssel von

1890/91 hat infolge des Zeugnisses und der Bitten der Mission einen kleinen Anfang gemacht mit der Beschränkung der Branntweineinfuhr in Afrika. Sie hat einen Minimal-Einfuhrzoll auf Spirituosen beschlossen und eine Grenze gezogen, über welche hinaus Spirituosen überhaupt nicht eingeführt werden dürfen ins Innere hinein, so daß bestimmte Gebiete von Branntwein verschont bleiben müssen. Auf diesem Grunde ist dann weiter gebaut; die Revisionskonferenz der Brüsseler Generalakte, welche 1898 stattfand, hat den Minimal-Einfuhrzoll erhöht. Infolgedessen ist in Togo und Kamerun der Zoll auf Spirituosen wesentlich höher als früher. Nur ist er noch immer nicht hoch genug. So wird also die Mission noch weiter Zeugnis ablegen müssen gegen das die Eingeborenen heimsuchende Verderben. Sie wird so lange den Finger auf diesen, wohl wundesten Punkt in der ganzen Eingeborenen-Politik der Regierung legen müssen, bis sich diese endlich entschließt, alle andere, nach unsrer Ueberzeugung nur vermeintlich notwendige Rücksicht schwinden zu lassen, und lediglich das Wohl und Heil, die Rettung und Bewahrung der ihrer Schutzherrschaft unterstellten Völker für sich maßgebend sein zu lassen. Damit wird die Mission um so eher auf Erfolg rechnen dürfen — hier zeigt sich wieder in klarster Deutlichkeit der wiederholt aufgewiesene prinzipielle Unterschied — je mehr ihr der Nachweis gelingt, daß die Regierung durch die Beschränkung der Branntwein-Einfuhr den Handel und Verkehr, überhaupt die wirtschaftliche Lage der Kolonien hebt, während sie andernfalls sich sicherlich die Henne tötet, welche ihr die goldenen Eier legen soll.

Der Branntweinhandel ist zwar der wichtigste, aber doch nicht der alleinige Punkt in Sachen des Handels, an dem die Stellung der Regierung und der Mission zur Eingeborenen-Politik verschieden ist, ja, wir können nicht anders sagen, im Gegensatz steht. Es handelt sich um Kamerun und Südwest-Afrika.

In Kamerun hat sich im Verkehr mit den Eingeborenen, namentlich den Duala, „im Laufe der Zeit das sog. „Trust-System" eingebürgert, d. h. ein ganz ungeordnetes und unvernünftiges Kreditgeben an die eingeborenen Zwischenhändler, das die letztern zum Lügen und Betrügen veranlaßt und verführt, aber sehr schwer zu beseitigen ist, weil der ganze Handel auf ihm beruht. An dieses System knüpfte sich die früher hier gebräuchliche Schuld-

knechtschaft, namentlich die Haftnahme der sog. „Pfandweiber" an, mit der man neuerdings gebrochen hat". Die Mission hat den Kampf gegen diesen Krebsschaden im Handelsverkehr mit den Eingeborenen auch praktisch aufgenommen. In ihrer Handlung wird nicht nur kein Branntwein verkauft — es gibt an der ganzen Westküste im ganzen 6 Firmen, die das nicht tun und sich gut dabei stehen — sondern die Basler Missionshandlung hält sich auch von diesem Trustsystem frei und beweist mit der Tat, daß es sich ohne dasselbe auskommen läßt. Es ist aber keine Frage, daß die Mission sich nicht beschränken kann auf solch Zeugnis mit der Tat. Sie muß doch auch ernstlich bei der Regierung vorstellig werden, daß sie diesem Schaden entgegenwirkt.

Etwas anders liegen die Verhältnisse in Südwest-Afrika, aber doch sehr ähnlich. Da in den Tageszeitungen jetzt so viel darüber geschrieben wird, genügt es darauf hinzuweisen, daß das Kreditgeben an die Eingebornen seitens der weißen, umfahrenden Händler geradezu ein Verhängnis für die Eingebornen ist, die dadurch überschuldet sind. Wiederholt hat seit Jahren die Rheinische Mission darauf hingewiesen und gebeten, diesem Unwesen zu Leibe zu gehen. Leider ist eine Verordnung des Gouverneurs vom 1. Jan. 1899 bereits am 23. Febr. wieder außer Kraft gesetzt, wonach Forderungen gegen Eingeborene außer in bestimmten Fällen nicht mehr einklagbar waren. Wie verhängnisvoll die jüngste auf diesen Gegenstand sich beziehende Verordnung gewirkt hat, daß Forderungen gegen Eingeborene in Jahresfrist verjähren, ist gegenwärtig nur zu offenkundig. Aber auch hier hängt das Unheil wieder daran, daß die Regierung ihre Eingeborenen-Politik nicht bloß in Rücksicht auf die Eingebornen treibt und treiben kann, sondern große Nebenrücksichten zu nehmen hat, und, das ist der wunde Punkt, hinter letzteren die ersteren zurücktreten zu lassen, sich vielfach nur zu leicht bewegen läßt.

Wir haben gesehen, daß die Regierung manches zur wirtschaftlichen Hebung der Eingeborenen in unsern Schutzgebieten tut, daß sie noch vieles tun sollte und wie die Mission eine teils beipflichtende und tätig mit eingreifende, teils eine mahnende, warnende und drängende Stellung dazu einnimmt. Auch auf die geistige Hebung aber sucht die Regierung einzuwirken. Wiederum im Selbstinteresse, sofern sie ja in der Verwaltung der eingeborenen

Hilfsbeamten nicht entbehren kann. Um sich solche heranzuziehen, hat sie ihre Regierungsschulen eingerichtet. Das sind deutsche Schulen, d. h. Schulen, in denen nicht bloß die deutsche Sprache gelehrt wird, sondern in denen Deutsch die Unterrichtssprache ist. Aus ihnen gehen Dolmetscher, Bureaubeamte der Verwaltung, der Post ꝛc. hervor. Sie haben auch den Zweck, die deutsche Sprache in den Schutzgebieten überhaupt zu verbreiten und einzubürgern. Es bedarf keiner Worte, daß es unerträglich ist, daß teilweise in den deutschen Kolonien nicht das Deutsche, sondern das Englische — und was für ein Englisch! — die herrschende fremde Sprache ist. Alle Bemühungen diesen Zustand zu ändern, können uns nur mit Genugtuung erfüllen. So ist es der Regierung auch nicht zu verdenken, daß sie ihre Regierungsschulen ins Leben gerufen hat. Allein die Sache hat ihr großes „Aber"! Zunächst kann davon nicht die Rede sein, daß diese Schulen wirklich zur geistigen Bildung der Eingeborenen beitragen. Dazu muß der Unterricht in der Muttersprache erteilt werden. Was für eine Bildung bei uns herauskommen würde, wenn der Unterricht in unsern Volksschulen etwa französisch statt deutsch erteilt würde, ist klar. So ist's aber genau, wenn die Eingeborenen Afrikas deutsch unterrichtet werden. Schlimmer ist, daß in der Tat eine halbgebildete, eine mit einem gewissen Bildungsfirnis versehene Gesellschaft aus diesen Schulen hervorgeht, die, je tiefer der Wurm geistiger Hohlheit sich eingefressen hat, um so eingebildeter auf ihre vermeintliche Bildung ist. Das macht sie aber innerlich haltlos, macht sie den durch die Berührung mit der europäischen Kultur nun einmal unvermeidlich verbundenen schweren Versuchungen gegenüber mehr und mehr widerstandsunfähig. So liegt in diesen noch verhältnismäßig jungen Schulen der Keim zu schwerer Schädigung der Eingeborenen. Darüber können den, der die Verhältnisse kennt, auch die rosigsten amtlichen Berichte nicht hinwegtäuschen; es ist eine schöne Sache, wenn die Schüler „Heil dir im Siegerkranz!" an Kaisersgeburtstag singen und andere deutsche Lieder lernen, wenn sie deutsch reden und schreiben lernen — aber wie siehts drinnen, unter der Oberfläche aus! Daß ich nicht zu schwarz in die Zukunft sehe, beweisen die englischen Regierungsschulen in Indien, welche selbst nach dem Urteil der Heiden eine verhängnisvolle, entsittlichende, geradezu unsittliche Wirkung auf

Volk ausüben. Es ist anzuerkennen, daß im Lehrplan der
len in Togo und Kamerun biblischer Geschichtsunterricht auf-
nmen ist. Daß damit das Unheil abgewehrt werden kann,
e ich nicht. Trotzdem bleibt die Regierungsschule ihrem Wesen
religionslos, und das ist ihr Verhängnis. In Ostafrika fehlt
Rücksicht auf die mohammedanische Bevölkerung der biblische
ichtsunterricht. Hier ist die Regierungsschule also ganz reli-
los. Es ist aber daran zu erinnern, daß die Regierung nur
rnstliche Vorhaltungen hin getan hat, was ihr hätte selbstver-
lich sein sollen: sie hat die an sie herangetretene Forderung,
stafrika den Koran in den Lehrplan aufzunehmen, abgewiesen.
dings soll nicht verschwiegen werden, daß der letzte amtliche
esbericht von einer bemerkenswerten Wirkung gerade der ost-
nischen Regierungsschulen Mitteilung machte: die Regierungs-
n drängen die mohammedanischen Dorfschulen zurück, saugen
mer mehr auf. Das ist immerhin eine erfreuliche Erscheinung.
Wie stellt sich nun die Mission zu dieser Sache? Davon
n keine Rede sein, daß sie in ihren Schulen
Unterricht deutsch erteilt. Sie kann ihn nur
er Muttersprache ihrer Eingeborenen erteilen.
rerseits ist ebenso selbstverständlich, daß die Mis-
nach Möglichkeit der Einführung der deutschen
ache in den Kolonien ihre Dienste leiht. Wenn sie
aupt fremdsprachlichen Unterricht in ihren Schulen erteilt,
das nur deutscher Unterricht sein. Und sie wird sich auch
dem Anspruch der Regierung entziehen dürfen, überhaupt den
chen Unterricht aufzunehmen. Nun hat die Mission natürlich
Wunsch, durch ihre Schulen sich eingeborene Gehilfen heran-
den. Die braucht sie so nötig wie das tägliche Brot. In
unserer afrikanischen Kolonien vermag sie bisher dies ihr
rfnis zu decken. Es ist daher zu verstehen, daß die in Ost-
tätigen Gesellschaften, auf die Frage der Regierung, ob sie
eingeborenen Beamten 2c. ausbilden wollten, nicht mit einem
bingten Ja geantwortet haben; sie konnten nicht mehr ver-
pen, als daß sie es nach Kräften tun wollten. Die Regierung
ingeborene Beamte in ihrem Dienst, welche ihre Ausbildung
er Mission gefunden haben. Aber die eigenen Bedürfnisse
n es diesen unmöglich, die Ausbildung von eingeborenen Re-

gierungsbeamten zur Zeit systematisch in die Hand zu nehmen. Indes, darüber kann kein Zweifel sein, daß es wünschenswert ist, daß sie es täte. Das würde ein großer Fortschritt in der Eingeborenen-Politik sein. Doch darf darauf hingewiesen werden, daß die Norddeutsche Missionsgesellschaft in Togo und die Basler in Kamerun mit ihren Mittelschulen der Regierung bereits gute Dienste tun.

Ich gehe noch einen Schritt weiter und kann es nur für wünschenswert halten, daß überhaupt das gesamte Schulwesen in unsern Kolonien in die Hände der Mission gelegt wird, aus den vorhin gekennzeichneten Gründen. Dazu würde allerdings zweierlei nötig sein: die Regierung müßte für die Schulen genügende Mittel zur Verfügung stellen. Die bisherige Unterstützung von 1000 Mark, welche sie jeder Gesellschaft jährlich gibt, ist schon jetzt durchaus unzulänglich und würde dann erst recht nicht ausreichen. Andrerseits müßte die Mission der Regierung gewisse Garantien bieten und ihr ein vereinbartes Aufsichtsrecht über ihr Schulwesen einräumen. Es kann kein Zweifel sein, daß die Eingeborenen dann am besten fahren würden.

Vielleicht noch bedeutungsvoller, weil noch mehr und unmittelbarer das alltägliche Leben der Völker betreffend, ist in der Eingeborenen-Politik die Regelung des Gerichtswesens. Dieselbe ist angebahnt durch eine Verordnung vom 23. April 1896, beziehungsweise durch das Schutzgebietsgesetz von 1900. Danach unterliegt — ich führe die Aeußerungen des Oberleutnants a. D. v. Hassel hierüber in „Deutschlands Kolonien: Ein Rückblick und Ausblick" fast wörtlich an — die Strafgerichtsbarkeit und Strafstrenge den Eingeborenen gegenüber besonderen Gerichten, welche aus Verwaltungsbeamten unter Zuziehung der Dorfschulzen ꝛc. gebildet werden. „Man kann mir dankbar für diese Zusammensetzung der Gerichte sein; denn die Verwaltungsbeamten stehen in persönlicher Fühlung mit den Eingeborenen, was von den Justizbeamten nicht würde gesagt werden können. An der Küste wird das Strafgerichtsverfahren und die Gerichtsbarkeit vom Gouverneur, im Innern von den Bezirksamtmännern ausgeübt, eventuell auch von den Stationsvorstehern oder Leitern einer Regierungsexpedition. Es darf körperliche Züchtigung, das heißt Prügelstrafe oder Rutenstrafe, verhängt worden, auch ist die Kettenhaft zulässig. Todes-

darf allein der Gouverneur festsetzen. Neben diesem Ge-
verfahren ist den Bezirksamtmännern und Stationsleitern
gewisse Disziplinargewalt solchen Eingeborenen gegenüber ge-
, welche als Arbeiter auf Plantagen u. s. w. beschäftigt sind.
Bestrafung erfolgt auf Antrag des Arbeitgebers und kann
örperlicher Züchtigung oder in Kettenhaft bis zu 14 Tagen
en. Weibliche Personen dürfen jedoch weder gerichtlich noch
linarisch mit körperlicher Züchtigung bestraft werden."

„Der große Fortschritt dieser Regelung des Gerichtswesens
der Disziplinargewalt besteht darin, daß der Willkür und der
thilfe der Beamten, Offiziere und Pflanzer ꝛc. ein Riegel
schoben ist. Namentlich die Pflanzer sind jetzt in keiner Weise
berechtigt ihre Arbeiter zu mißhandeln, der Weg, auf dem
botmäßigkeit, Trägheit, Fortlaufen aus dem Dienst ꝛc. ahnden
n, ist ihnen genau vorgezeichnet: die Beschwerde an den
ksamtmann ist das einzig gesetzliche Mittel, eine Bestrafung
zuführen." Unsere junge Kolonialgeschichte hat eine nicht
euteude chronique scandaleuse. Wenn wir auch sagen
ı, daß es in unsern Kolonien nicht so arg hergegangen ist
ndern Ortes, so haben wir doch keinen Grund, uns auf's
Pferd zu setzen. Die „Leistungen" gewisser Männer haben
unsern guten deutschen Namen stinkend gemacht, und die Be-
ung der Eingeborenen ist ein sehr trauriges Kapitel unserer
ialgeschichte. Darum hat die Mission allen Grund, gerade
iese Regelung des Gerichtswesens seitens der Regierung ganz
ders dankbar zu sein. Sie ist „aus dem Geiste christlicher
chenliebe entsprungen, aus dem Bewußtsein, daß die Ein-
enen Menschen sind, die nicht wie Tiere behandelt werden
ı, und denen die Segnungen unseres Glaubens, die guten
ı unserer Zivilisation gebracht werden müssen."

An dieser Stelle muß über die Personalfrage geredet
n. Sie ist in gewissem Sinne der Kernpunkt der
eborenen-Politik. Was nützen die schönsten Verord-
n, wenn sie nicht beobachtet werden! Was hilft es, daß die
rung die allerbesten Absichten hat, wenn ihre Organe sich
fähig und willig erweisen, sie durchzuführen! Was hilft alle
iche Ordnung, wenn das gute Beispiel fehlt! In der Aus-
der Kolonialbeamten sind fort und fort schwere Fehler gemacht

worden. Die Eingeborenen aber haben darunter zu leiden und die Mission ist um ihres Gewissens willen genötigt, dagegen Zeugnis abzulegen. Sie kann und darf nicht die Rolle des stummen Hundes spielen. Das ist keine angenehme Aufgabe und Stellung; sie kann dadurch auch wohl die Gunst der Mächtigen sich verscherzen. Es kann sogar geschehen, daß ihr im Reichstage der Mund verboten wird durch den Reichskanzler. Irre machen lassen darf sie sich aber dadurch nicht. Sie muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Das Wohl und Wehe der Eingeborenen muß ihr höher stehen auch als die Gunst der Regierung. Und immer wieder wird sie auf die unbedingte Pflicht hinweisen müssen, in unsere Kolonien nur ausgesuchte Männer, ebenso sittlich gefestigt als dienstlich tüchtig, zu senden, Männer, denen das Zutrauen geschenkt werden darf, daß sie ein Herz haben für die Eingeborenen, die ihnen nicht bloß unterstellt, sondern anvertraut werden.

Was aber das Gerichtswesen und die Rechtsprechung in den Kolonien im übrigen angeht, so ist es natürlich eine Verirrung, wenn der Beamte in Wilhelmsthal auf die Frage, nach welchem Gesetz er Recht spreche, antwortete: „Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch". Hier wird die Mission nur dafür ihre Stimme erheben, daß das Recht der Eingeborenen in Geltung bleibt. Und es darf konstatiert werden, daß eine wesentliche Verschiedenheit der Grundanschauungen zwischen Regierung und Mission in diesem Stück nicht besteht.

Es kann nun aber ein pium desiderium nicht oft und nicht eindringlich genug betont werden, was gerade in der Ausübung der Gerichtsbarkeit von der allergrößten Wichtigkeit ist, — daß die Beamten der Regierung sich die Sprache ihrer Eingeborenen aneignen, damit sie nicht auf Dolmetscher angewiesen bleiben. Auch in Afrika kommen Mißverständnisse gemeinhin daher, daß sich die Menschen nicht verstehen. Zudem sind die Dolmetscher nicht immer einwandfreie Personen; sie sind nachgewiesenermaßen in wiederholten Fällen der Bestechung zugänglich gewesen. Und wenn, wie in Deutsch-Ostafrika, Araber oder mohammedanisierte Eingeborene als Dolmetscher angestellt werden, so sollte nicht vergessen werden, daß dies eben die geschworenen Feinde der Eingeborenen sind. Es ist kein unbilliger Wunsch, daß die Beamten ex officio sich die Sprache der Eingeborenen aneignen sollen, — wird dieser Wunsch erfüllt, so ist für eine

edeihliche Eingeborenen-Politik viel, unendlich viel gewonnen. Daß die Missionare als Vermittler zwischen Regierung und Eingeborenen, sei es daß sie Dolmetscherdienste getan haben, sei es daß sie Verständnis für Maßnahmen und Verordnungen verbreitet haben, sei es daß sie in Gerichtsverhandlungen für die schüchternen, auch kopfscheu gemachten Eingeborenen eingetreten sind, beiden Teilen, der Regierung nicht weniger als den Eingeborenen, bis auf den heutigen Tag die besten Dienste geleistet haben und leisten, braucht hier nicht des weiteren ausgeführt zu werden.

Ich kann nun nicht schließen, ohne noch eine Frage, die leider meist in ihrer Tragweite und in ihrer Bedeutung für unsere tropischen afrikanischen Kolonien durchaus nicht erkannt, ja geradezu verkannt wird, wenigstens berührt zu haben: die verschiedene Stellung der Regierung und der Mission zum Islam. Für die Mission ist der Islam das Objekt der Arbeit. Aber darauf kommt es hier nicht an. Wir haben es hier damit zu tun, daß der Islam in Togo und Kamerun von dem Innern nach der Küste, im Osten von der Küste immer weiter ins Innere vordringt. Die Mohammedaner als die wirtschaftlich Stärkeren, als die geistig und kulturell Ueberlegenen ziehen die Eingeborenen mit Macht an. Sie nehmen zunächst nur rein äußerlich den Islam an, fallen ihm aber je länger je mehr dann auch innerlich anheim. Darf man nun aber sagen, daß die Regierung es begrüßen muß, wenn durch die mohammedanischen Fulbe und besonders die Hausa der Handel der Kolonien gehoben wird, die Eingeborenen wirtschaftlich kulturell gefördert werden? Wie die Regierung in Togo und Kamerun das tut, hat Missionssekretär Würz in Heft 21 der Basler Missionsstudien eingehend dargestellt. In Ostafrika tut sie es geraume Zeit in anderer Weise, indem sie Mohammedaner als Wali, als Dorfhäuptlinge einsetzte. Doch scheint man hier davon abgekommen zu sein. Genau habe ich's nicht festzustellen vermocht.

Die Sache sieht so harmlos aus, weil unsere Regierung das Heft in den Händen hat. Und doch birgt sie die größte Gefahr in sich. Die Regierung nährt eine Schlange an ihrem Busen. Für den Mohammedaner ist es ja Glaubenssatz, daß es ihm nicht ziemt, unter der Herrschaft der Ungläubigen zu stehen! Die Mission kennt die Gefahr, darum tut sie der Regierung auch hier den Dienst des getreuen Eckehardt, sie erhebt ihre warnende Stimme.

Damit bin ich am Schluß. Ich habe geglaubt, um Ihnen einen möglichst lebendigen Eindruck von den vielfachen engen Beziehungen zu geben, welche zwischen der Regierung und der Mission auf dem Gebiete der Eingeborenen-Politik bestehen, nicht eine systematische, sondern eine analytische Behandlung des mir aufgetragenen Themas darbieten zu sollen. Wir sehen, wie aus der prinzipiellen Verschiedenheit der beiden Faktoren den Eingeborenen gegenüber sich auch eine ganz wesentlich andere Stellung zur Eingeborenen-Politik ergibt. In manchen Punkten empfängt die Mission durch die Regierung wertvolle Dienste, in anderen Punkten wieder gehen beide Hand in Hand, in vielen aber — und das sind gerade die, welche die genuin praktischen Verhältnisse betreffen, gehen sie zum Teil recht, recht weit auseinander. Die Mission weiß sich da unter das Wort gestellt: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.“ Aber damit ist kein Kadavergehorsam verlangt. Die Mission steht im Dienste des Herrn, der die Wahrheit ist. Um ihres Herrn willen, dem sie verantwortlich ist, weiß sie sich zu beidem verpflichtet, sowohl das Wohl und Wehe, auch das Recht der Eingeborenen zu vertreten, als auch der Regierung ihre Erkenntnis zur Verfügung zu stellen. Findet sie kein Gehör, so ist sie auch verpflichtet, die öffentliche Meinung aufzuklären, damit größerer Schaden abgewendet wird. Das ist eine schwere Aufgabe, ist eine unangenehme und undankbare Aufgabe, manchmal sogar eine dornenvolle. Darum lassen Sie uns den Herrn, der die Macht hat auch über das Herz der Mächtigen, bitten für die Mission um nötigen Gehorsam und ein reiches Maß von Weisheit in der Beteiligung an der Eingeborenen-Politik, für die Regierung aber um ein freundliches Gehör und billige Berücksichtigung der Stimme der Mission. Dann wird — und darauf kommt es allen Liebhabern des Vaterlandes und Freunden der Eingeborenen ja an — aus der Stellung der Regierung und der Mission zur Eingeborenen-Politik den Völkern Afrikas immer reichlicher der Segen zufließen, den Gott der Herr ihnen zugedacht hat, da er sie unter das Szepter des deutschen Kaisers brachte.

Unter den Arabern
von Moab und Edom.

(Fortsetzung)

5. Nach Kaf und Ithera.

Es war ein einsamer Ritt in der schweigenden Wildnis. Nirgends zeigte sich ein lebendes Wesen, nirgends eine menschliche Wohnstätte. Erst am Nachmittag des zweiten Tages er- sie in einiger Entfernung ein kleines Zeltlager, auf das sie erten. Der Empfang war ein ziemlich frostiger und die Mienen ltbewohner zeigten nur zu deutlich, wie unwillkommen der Be- s Fremden war. Doch luden sie ihn zum Essen ein, wobei ger als Besteck dienen mußten. Ermüdet streckte er sich zur nieder. Als er am frühen Morgen erwachte, fand er die Zelt- er im Aufbruch begriffen. Sie fürchteten Unheil von der Be- g mit einem Christen und zogen deshalb vor, ihr Zeltlager zu n.

Bald darauf stand Forder mit seinem Begleiter, der wieder nach zurückwollte und sich schwer halten ließ, einsam und allein Wildnis. Sein Führer wollte auf dem Kamel davonreiten ach einem andern Zeltlager ausschauen. In der Besorgnis, te bei dieser Gelegenheit auf und davongehen und ihn hilflos Wüste zurücklassen, bestand Forder darauf, daß er ihm das zurücklasse und sich zu Fuß auf die Suche begebe. Aber erst iten Nachmittag des folgenden Tages erschien der Bote wieder richtete, daß er ganz in der Nähe ein einzelnes Zelt mit einigen angetroffen habe. Mit diesen hatte sich währenddem der ge- ose Araber aufs beste unterhalten, gegessen und getrunken und die Rückkehr zu seinem Herrn, der obdachlos der Sonnenglut, unger und Durst ausgesetzt war, außer acht gelassen. Sofort der Marsch angetreten und in einer Stunde war das Zelt . Während der Unterhaltung hörte Forder zu seiner Freude, an in der Nacht eine große Karawane erwarte, die auf dem nach Kaf sei, um dort Salz einzuhandeln. Ihr wollte er enn immer möglich, anschließen.

In wunderbarer Pracht ergoß der Vollmond sein Licht über die Wüste. Forder saß eben mit den Arabern unter der Zelttüre ckernden Feuer, als ein Mann meldete, daß die Karawane

daherkomme; er höre das Schellengeklingel der Kamele. Schnell wurde Forders Kamel bepackt, er selbst setzte sich darauf und sein Wirt geleitete ihn ins Freie. Es währte nicht lange, so tauchte im Mondenlicht eine große dunkle Masse auf. Es war die erwartete Karawane. Bald darauf sprengten einige Araber an sie heran und riefen: „Wer seid ihr? Was wollt ihr?" Die Antwort befriedigte sie und ohne Aufenthalt kam der große Troß immer näher heran. Die Karawane bestand aus vier langen Zügen, von denen die drei ersteren 1600 Kamele zählten. Jeder Zug war von ca. 50 Reitern begleitet, die mit Speeren, Büchsen, Schwertern und Revolvern bewaffnet waren. Die Kamele waren mit Weizen und Gerste beladen, die in Kaf gegen Salz und Datteln ausgetauscht werden sollten.

Schweigend zog die Karawane in der nächtlichen Stille vorüber. Forder schloß sich dem letzten Zug an, nachdem er in aller Kürze mit einigen Männern über das Ziel seiner Reise verhandelt hatte. In größter Eile wurde sein Gepäck auf eins der Kamele geladen, und bald darauf war er mit der Karawane auf dem Wege nach Kaf, das vier und eine halbe Tagereise vor ihm lag. Sein bisheriger Begleiter aber trat den Rückweg nach Orman an.

Die Karawane hatte es eilig. Ohne Ruhe und Rast ging es vorwärts, Tag und Nacht. Erst am späten Nachmittag des folgenden Tages sollte gerastet werden. Aber kaum hatte man begonnen die Kamele zu entladen, als sich in einiger Entfernung ein Trupp berittener Araber zeigte. Sofort warfen sich einige Männer der Karawane auf ihre Pferde und jagten ihnen entgegen. Diese, zu wenig an der Zahl, wandten sich zur Flucht und wurden von den Reisenden verfolgt, die trotz dem rasenden Lauf der Pferde ihre langen Flinten auf die Flüchtlinge abfeuerten. Einer der letzteren wurde dabei in den Arm getroffen, denn er ließ seinen Speer zur Erde fallen. Schließlich wurde die flüchtende Schar eingeholt und gefangen genommen; denn als sie sahen, daß sie der Uebermacht keinen Widerstand entgegensetzen konnten, warfen sie ihre Waffen weg und ergaben sich. Sie gehörten einem großen Stamme an, der in der Nähe sein Zeltlager aufgeschlagen hatte. Damit sie ihre Stammesbrüder nicht benachrichtigen konnten, wurden sie eine Strecke weit als Gefangene mitgeführt. Die Karawane aber brach sofort wieder auf und setzte sich in Marsch. So ging es die ganze Nacht hindurch. Die Sonne ging auf, aber rastlos eilte man weiter. Endlich rief ein Mann dem Missionar zu: „Sieh da die Palmen! Sie gehören zu Kaf; bald werden wir dort sein!"

Der Mittag kam heran und mit ihm war auch Kaf nach 38-stündigem, fast ununterbrochenem Ritt erreicht. Auf einem Platz, der

von Häusern ringsum begrenzt war, knieten die Kamele nieder; sie wurden von ihren Lasten befreit und zugleich gefüttert. Forder aber, obwohl hungrig, durstig und aufs äußerste ermüdet, war so freudig bewegt, endlich sein lang ersehntes Ziel erreicht zu haben, daß er alle Müdigkeit vergaß. Er ging sofort in die nahen Palmgärten, wo er ein Danklied aus vollem Herzen anstimmte und Gott für seine gnädige Führung pries. Sodann begab er sich zu einer warmen Schwefelquelle und stärkte sich durch eine gründliche Waschung seines erschöpften Körpers.

Als er zur Karawane zurückkehrte, führte man ihn in ein Häuschen, wo ihm reichlich Datteln vorgesetzt wurden. Dann legte er sich auf den Boden, schob die Satteltasche unter sein müdes Haupt und schlief bis gegen Abend. Die Ruhe hatte ihm wohlgetan und frohgemut ließ er sich gegen Abend vor den Häuptling von Kaf führen, der in einem nahen Dorfe residierte. Dieser empfing ihn freundlich und quartierte ihn bei sich ein. Inzwischen kamen am Abend die Karawanenleute zu ihm, um Abschied zu nehmen; denn schon waren sie mit ihren Kamelen zur Rückreise bereit. Sie drangen in ihn, mit ihnen den Ort zu verlassen, wo er sicherlich den Tod finden würde, aber Forder war nicht dazu zu bewegen. Und doch, wie einsam und verlassen kam er sich vor, als die Karawane hinter den Sandhügeln verschwand und ihn seinem Schicksal auf der Oase der Wüste überließ. Noch kannte er niemand und ebenso wenig wußte er, wie sich die Bewohner von Kaf zu ihm stellen würden. Der Gedanke der Verlassenheit wollte ihn fast überwältigen, zumal wenn er beim Vorübergehen die Flüche hören mußte, mit denen die Leute ihn als Christen belegten.

Forders nächstes Anliegen war, sich nach einer Gelegenheit zu seinem weiteren Fortkommen umzusehen; denn er war entschlossen, wenn immer möglich bis zur großen Stadt Dschof, die ungefähr elf Tagereisen südöstlich von Kaf entfernt liegen sollte, vorzudringen. Von da wollte er versuchen, die Hauptstadt Hayil zu erreichen. Seinen Wünschen und Absichten schienen nun allerdings die Verhältnisse wenig Erfolg zu versprechen. Der Scheich riet ihm entschieden, wieder nach Orman zurückzukehren, aber hiezu bot sich, auch wenn Forder dazu gewillt gewesen wäre, keinerlei Gelegenheit. Schließlich schien es, als ob er mit einer eben angekommenen Karawane nach Dschof weiter könnte, aber ihr Anführer erklärte, daß es ihn einen Kopf kosten würde, wenn er einen Christen dahin brächte. Auch andere von der Karawane sprachen sich in ähnlicher Weise aus. Der eine meinte sogar, Forder müsse, um nach Dschof zu gelangen, unbedingt ein Moslem werden, denn als Christ könne er dort nicht leben.

So zog die Karawane von dannen und Forder war aufs Warten angewiesen. Währenddem holte er seine arabischen Bibeln hervor und las seinen Gastfreunden daraus vor. Auch gab es mancherlei Besprechungen über die christliche und islamische Religion, und die Leute hatten allerlei Fragen über die Christen und ihre Gebräuche zu stellen. Dabei war es dem Scheich ernstlich darum zu tun, seinen Gast möglichst bald fortzubekommen. Aber auch eine zweite Karawane, die in Kaf eintraf, nahm ihn um keinen Preis mit. Da entschloß sich der Scheich, von sich aus einen Schritt zu tun und stellte ihm zwei Sklaven zur Verfügung, die ihn bis zur nächsten Stadt Ithera bringen sollten. Nach vierstündigem Ritt war dieselbe glücklich erreicht und Forder sah sich um eine weitere Station auf dem Karawanenwege nach Dschof befördert.

6. Erlebnisse in Ithera und auf der Wüstenreise nach Dschof.

Nach arabischer Sitte hätten die Begleiter Forders ihren Schützling in aller Form beim Häuptling von Ithera einführen und ihn so seiner Obhut übergeben müssen. Aber sie machten wenig Umstände. Sie ritten mit ihm vor des Häuptlings Herberge, legten hier sein weniges Gepäck auf die Türschwelle und riefen den anwesenden Gästen zu: „Da bringen wir euch einen Christen; halteis mit ihm, wie ihr wollt!“ Demzufolge nahm auch niemand irgendwelche Notiz von ihm. Forder trug sein Gepäck ins Zimmer und brachte es in einem Winkel unter. Aber niemand hieß ihn willkommen. Das Gastzimmer war ein weiter Raum und wie gewöhnlich ohne jede Ausstattung. Der Boden war mit Sand bestreut, auf dem etwa 30 Männer hockten und sich unterhielten. Ein Schwarzer mit durchbohrenden Augen war mit der Zubereitung von Kaffee beschäftigt, schenkte diesen ein und reichte ihn herum. Rechts diente der Raum des Zimmers den Gästen, links waren die Pferde und Kamele untergebracht. Natürlich starrte dieser Raum von Schmutz.

Während Forder unbeachtet im Eingang stand und auf eine Einladung der Gäste wartete, näher heranzukommen, unterhielten sich diese über ihn in der ungezwungensten Weise, in der Voraussetzung, er verstehe ihr Arabisch nicht. Dabei erzählte ihnen einer, der Fremde sei ein Christ von Jerusalem, den man verabscheuen müsse; denn wie er selbst dort gesehen habe, beteten die Christen in Jerusalem Bilder und Götzen an. Dem widersprach aber ein anderer, indem

er meinte, der Fremde sei kein Christ, sondern ein Jude. Ein dritter wollte noch bessere Auskunft geben können und behauptete, er sei weder Christ, noch Jude, sondern ein Heide und Ungläubiger, der weder Gott noch seinen Propheten Mohammed kenne. Hierauf erhob sich einer der Anwesenden, hieß die andern schweigen und sagte: Nein, ich will's euch sagen, wer und was er ist: er ist weder das eine noch das andere, sondern ein „Schwein."

Damit sprach er den ärgsten Schimpf aus, den ein Mohammedaner einem Menschen antun kann. Jemanden einen „Hund" nennen, ist schon arg genug und es ruft diese Benennung eine lebenslängliche Feindschaft hervor, aber einen Menschen mit einem Schwein zu vergleichen, das bei den Mohammedanern für ein unreines Geschöpf gehalten wird, dafür gibt es keine Verzeihung und wird gewöhnlich nur mit dem Tode gesühnt. Der Mann, der diesen Ausspruch getan hatte, verließ denn auch mit diesen Worten das Zimmer, sei es, weil er die möglichen Folgen fürchtete, sei es, weil in diesem Augenblick der Scheich des Ortes hereintrat. Dieser hörte gerade noch die Beschimpfung, sowie die Antwort, die Forder darauf gab: „Ich bin weder ein Schwein noch ein Ungläubiger, noch ein Jude, sondern ein Christ, der denselben Gott verehrt wie ihr; aber ich gehöre nicht zu jenen Christen, die sich vor Bildern verbeugen und zu ihnen beten. Wie ihr verschiedene Finger an euren Händen habt, so gibt es auch verschiedene Arten von Christen." Der alte Scheich wandte sich hierauf an ihn und sagte: „Gut, wenn du ein Christ bist, so geh und setz dich doch dort unter das Vieh!" Forder tat, wie ihm geheißen ward, und setzte sich auf den Boden zwischen ein Kamel und einen betagten Schimmel.

Das war der Empfang und die Aufnahme, die Forder in Ithera erfuhr. Von seinem Standort aus konnte er die Unterhaltung der Männer am andern Ende des Raumes noch ziemlich genau verfolgen. Sie verhandelten mit dem Scheich über sein Schicksal und wie sie seiner am besten los werden könnten. Der eine bot sich an, ihm während der Nacht im Schlaf die Kehle abzuschneiden. Diesem Vorschlag widersetzte sich aber der alte Scheich, indem er meinte, er wolle nicht, daß das Blut eines Christen in seinem Hause oder in seiner Stadt vergossen werde. Ein anderer schlug vor, ihm Gift in seinem Abendessen zu reichen; er sterbe dann während des Schlafs und sie seien des Totschlags überhoben. Diese Todesart lasse auch keine Spuren zurück, falls die Regierung später Nachforschungen anstellen würde. Aber auch hievon wollte der Scheich nichts wissen und ebenso wenig davon, daß man ihn in der Wüste dem Verschmachten aussetze. Schließlich kam man überein, bis zum Morgen

zuzuwarten. Doch meinte der Scheich, damit dem Vieh nichts passiere, solle der Fremde die Nacht über lieber im Freien unter den Palmen zubringen.

Nach dieser Verhandlung über Leben und Tod setzte man ihm sein Abendessen vor, das er bei seinem großen Hunger mit bestem Appetit verzehrte. Eine Vergiftung hatte er nicht zu fürchten, da die Leute soeben von der gleichen Speise genossen hatten. Dann wurde er zum Scheich gerufen, der ihn hinaus in die nahen Palmenhaine führte. Hier warf sich Forder unter einer mächtigen Palme nieder, um die Nacht daselbst zuzubringen. Allein schon nach einer halben Stunde stellte sich der Scheich wieder ein und sagte: „Ich fürchte, wenn du dich hier aufhältst, könntest du den Palmen irgend etwas antun, sodaß es in diesem Jahre nichts mit der Dattelernte wäre; komm deshalb mit mir.“ Mit diesen Worten führte er ihn hinaus vor die Stadt und zeigte ihm hier ein einzelnes Zelt, das im Schatten einiger alten Mauern aufgeschlagen war. „Geh da hinein und halte dich hier auf“, sagte er ihm und ging hinweg. Forder betrat das Innere des Zeltes und fand darin einen alten Mann, der an einer höchst ekelhaften Krankheit, an einer Art Aussatz litt. Wie ihm der Mann mitteilte, hatte man den Unglücklichen nicht mehr länger in der Stadt gelitten und ihn ausgewiesen. Draußen vor der Stadt sollte er vollends seine letzten Lebenstage verbringen. So abschreckend der Kranke war, Forder mußte sichs gefallen lassen, seine ekelhafte Behausung zu teilen.

Am andern Morgen erhob er sich in aller Frühe vom Lager und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Aber es kümmerte sich niemand um ihn. Er hatte keine Ahnung, wo sich sein Gepäck befand; nur seine Taschenbibel trug er bei sich, aus der er den 121. Psalm las. Endlich gegen Mittag erblickte er den alten Scheich, namens Khei-Khwan, wie er mit einigen Männern den Platz passierte. Forder folgte ihnen unbemerkt. Sie setzten sich in einiger Entfernung nieder und fingen ein Gespräch an. Aus ihrer Unterhaltung konnte Forder entnehmen, daß in zwei Tagen, am Freitag, eine Karawane nach Dschof abgehen werde und zwar unter der Führung des alten Scheichs.

Forder war darüber sehr erfreut und hoffte, sich der Karawane anschließen zu können. Er suchte deshalb den Scheich auf und sprach ihm diesen Wunsch aus. Der Scheich war zuerst betroffen, daß der Fremde von der Sache wußte und erwiderte ihm: „Du verläßt den Ort hier lebend nicht, und sollte es doch der Fall sein, daß du bis Dschof gelangst, so bist du dort sicher des Todes. Das ist hier das Land der Muselmänner, wo kein Christ hingehört; denn die Christen

sind unsere und Gottes Feinde." Forder entgegnete: „Ich will dich dafür bezahlen, wenn du mich mitnimmst; was aber Dschof anbetrifft, so bin ich bereit, allen Gefahren zu trotzen." Der Scheich stellte ihm hierauf die Mühsale der Wüstenreise, die Gefahren von Räubern, von Hunger und Durst vor und meinte schließlich, daß er dem allen nicht gewachsen sei. Aber Forder ließ nicht nach und fragte ihn, wie viel er verlange, wenn er ihm für die zehn Tagereisen hin und zurück ein Kamel stelle, ihn mit Wasser und Proviant versehe und ihm in Dschof so viel als möglich seine Hilfe angedeihen lasse. — Zwei englische Pfund täglich, war die kurze, bestimmte Antwort des Scheichs. — „Das ist zu viel; denn eine solche Summe besitze ich gar nicht", antwortete Forder. „Du mußt viel weniger verlangen." — „Nun, wenn du das nicht zahlen kannst, so gehe an deinen Platz zurück", meinte der Alte.

Betrübt, aber nicht entmutigt, begab sich Forder zu seinem Zelt, betete zu Gott und dachte über die Sache nach. Schließlich kam er zu einem Entschluß. Er hatte einige französische Goldstücke (à 20 Franken) bei sich, die er in den Hosenbund eingenäht hatte. Von diesen holte er vier Stück hervor und begab sich damit zum Scheich. Er traf ihn allein in seinem Gastzimmer. Die vier Goldstücke in der offenen Hand haltend ging er auf ihn zu und bot sie ihm als Zahlung für die Reise nach Dschof. Der Scheich blickte zuerst auf das Geld, dann auf Forder und sagte: „gut, gib sie mir jetzt und wir reisen übermorgen." — „Nein", erwiderte ihm dieser, „komm mit mir hinaus ins Freie, dort will ich sie dir in Anwesenheit deiner Leute einhändigen. Wir wollen das Geschäft lieber vor Augenzeugen abmachen"; denn er wußte, daß der Scheich im andern Fall das Geld eingesteckt und hinterher dessen Empfang rundweg abgeleugnet hätte.

Der Scheich, den die Goldstücke in die Augen stachen, bequemte sich dazu und ging mit Forder hinaus. Der Handel wurde angesichts der Bewohner von Ithera abgemacht. Nun durfte der Missionar auch in der Herberge rasten und wiewohl er sein Nachtlager zwischen einem Kamel und einem Pferd aufschlagen mußte, genoß er doch jetzt eine unvergleichlich bessere Nachtruhe als vorher. Neu gestärkt ging er am Morgen zu einer nahen Quelle und wusch sich hier nach längerer Zeit wieder einmal gründlich. Auf dem Heimweg kam ihm ein Weib in den Weg, die sich als die Frau des Scheichs zu erkennen gab und ihn aufs freundlichste einlud, ihre Wohnung aufzusuchen. Er tat das und er wurde von ihr aufs beste bewirtet und zwar mit einem Gericht Datteln, mit frischem Brot und saurer Milch. Dabei unterhielt sie sich aufs lebhafteste mit ihm. Besonders be-

dauerte sie ihn sehr, daß er seine Heimat und Verwandtschaft im Stich gelassen und unter die Araber geraten sei. Ja, sie sprach sogar die Vermutung aus, daß er wegen eines Verbrechens, etwa infolge eines Mordes hierher in die Wüste geflüchtet sei. Es war ihr unverständlich, daß er Weib und Kinder, Vaterland und Freundschaft verlassen habe, um den Söhnen der unwirtlichen Wüste Arabiens den Heiland der Welt zu verkünden. — In Betreff der bevorstehenden Reise nach Dschof hörte er von ihr, daß ihr Gatte, der Scheich Khei-Khwan, alljährlich einmal dorthin reisen müsse, um die jährlichen Steuern des Distrikts an den Statthalter von Dschof abzuliefern, der sie dann weiter in die Hauptstadt Hayil abliefere. Forder sprach dann mit ihr einiges über ihr Seelenheil; aber da erhielt er die gewöhnliche Antwort: „Wir Frauen sind nicht besser als unsere Kamele und Esel. Wir haben ja keine Seele und wenn wir sterben, ist es aus mit uns."

Als Forder wieder ins Freie trat, sah er, wie alles eifrig beschäftigt war, die Wasserschläuche für die bevorstehende Reise in Bereitschaft zu setzen. Inzwischen wurde das Zeichen für das Mittagsgebet gegeben und er zog sich deshalb zurück. Aber kaum waren die üblichen Gebete gesprochen, als die Zurüstungen mit neuem Eifer betrieben wurden. Zugleich wurde ein Kamel vor die Herberge getrieben und Forder bedeutet, er solle sein Gepäck schnell aufladen, da die Karawane im Aufbruch begriffen sei. Das Geschäft war bald besorgt, Forder schwang sich auf „das Schiff der Wüste" und steuerte ins Freie. Hier traf er den Scheich an der Spitze der Karawane. Diese zählte etwa 120 Kamele und 80 Mann Bedeckung. Die letztere bestand zum Teil aus recht rohem Volk. Einige der Männer umringten ihn, zeigten ihm ihre Flinten und Dolche und wiesen darauf hin, daß man diese gegen die Christen gebrauchen müsse. Auch werde er, versicherten sie ihn, niemals Dschof lebend erreichen und sie würden sein Gebein im Sande der Wüste bleichen lassen. Dabei priesen sie den Islam als die einzig wahre Religion und forderten ihn auf, Mohammedaner zu werden, wenn er in ihrem Lande leben wollte.

Es war um die Mittagszeit, daß die Karawane Ithera verließ. Sie hatte aber erst wenige Wegstunden zurückgelegt, als plötzlich hinter ihr eine Schar wilder Beduinen auftauchte, die im rasenden Galopp dahersausten. Jeder wußte sofort, daß es sich um einen räuberischen Ueberfall handelte. Schnell trieb man deshalb die Kamele zusammen und ließ sie zur Sicherheit niederknieen. Dann ging die Bedeckungsmannschaft gegen die Beduinenhorde vor und es entspann sich ein regelrechtes Gefecht, wobei die Beduinen glücklich zurückgeschlagen wurden. Die Karawane blieb hierauf am Lagerplatz die Nacht über,

hatte dabei aber am späten Abend einen abermaligen Angriff abzuwehren. In seinem Aberglauben schrieb der alte Scheich den Zusammenstoß der Karawane mit den Räubern der Anwesenheit des mitreisenden Forders zu.

In aller Frühe wurde wieder aufgebrochen und die Reise fortgesetzt. Gegen Abend ging das mitgeführte Wasser zu Ende, aber man hoffte im Laufe des folgenden Tages auf eine Quelle zu stoßen. Doch diese Aussicht erwies sich als Täuschung; denn drei volle Tage lang schaute man vergeblich nach Wasser aus und der Durst quälte nicht wenig die Reisenden. Endlich, am Abend des dritten Tages wurden Leute nach allen Richtungen auf die Suche ausgesandt, wobei einer so glücklich war, eine Stelle zu finden, wo man Wasser vermutete. Gestreckten Laufes setzten sich sofort die Kamele dahin in Trab. Als Forder an Ort und Stelle gelangte, sah er, wie etwa zehn Männer auf ihren Knieen am Boden lagen und wie Hunde den Sand aufwühlten, während an der Oberfläche keine Spur von Wasser zu sehen war. Drei, vier, fünf Fuß tief scharrten sie, aber noch immer zeigte sich kein Wasser. Endlich trat Kies an Stelle des Sandes, und bald darauf wurde die Stelle feucht und Wasser sickerte durch das Kiesgeröll. Der Reihe nach wurde jedem der labende Trunk gereicht. Dabei hatten die Leute soviel Mitleid mit Forder, daß sie ihn zuerst damit bedachten, da sie wußten, daß er den Durst am meisten empfand. Das Wasser wurde in den Kappen geschöpft, die die Araber unter dem Kopftuch unmittelbar auf dem Schädel trugen und die wegen ihres Schmutzes kein sehr einladendes Trinkgefäß bildeten. Aber wer achtet dessen, wenn man am Verdursten ist.

Aber nicht nur den brennendsten Durst hatte Forder auf dieser Reise durch die Wüste zu erleiden, auch den nagendsten Hunger hatte er auszuhalten, da er von seinen Begleitern nur sehr kärglich mit Nahrung versehen wurde. Schließlich brach auch eines Abends ein schrecklicher Sandsturm über die Karawane herein, der zugleich eine empfindliche Kälte verursachte. Daß die Wüstenreise ihre großen Gefahren in sich schloß, bewiesen die vielen Skelette von Kamelen, die am Wege bleichten, und mehrmals befanden sich darunter auch die Gebeine von Menschen. Endlich tauchten die Palmen von Dschof am Horizonte auf, die noch überragt wurden von einem alten Kastell, dessen Alter und Herkunft unbekannt ist. Gegen 4 Uhr nachmittags war die liebliche Oase mit ihren Palmenhainen erreicht und die Karawane schlug ihr Quartier in der geräumigen Herberge der drei Söhne des dortigen Statthalters auf.

7. Unter den Arabern von Dschof.

Die Karawane hatte die Stadt Dschof noch nicht erreicht, als schon Männer, Frauen und Kinder den Reisenden entgegenkamen, um ihre Verwandten, Freunde und Bekannten zu bewillkommnen. Niemand achtete deshalb anfangs auf den Fremden, der sich inmitten der Reisegesellschaft befand. Aber auch als man seiner gewahr wurde, hatte man kein freundliches Wort des Willkomms für ihn. Dagegen mußte er hören, wie man Verwünschungen gegen ihn ausstieß: Gott möge ihn verdammen! Der Feind Gottes und des Propheten! Der Ungläubige und Unreine! Besonders waren es Frauen und Kinder, die ihm fluchten und sein Kommen verwünschten. Forder nahm jedoch wenig Notiz davon. Seine Aufmerksamkeit richtete sich vielmehr auf die alten interessanten Erdtürme, die sich allenthalben erhoben und augenscheinlich zur Verteidigung angelegt waren.

Die Karawane ritt langsam am Rande der lieblichen Oase dahin, aus der Tausende von Dattelpalmen ihre stolzen Häupter erhoben. Die Stadt Dschof ist etwa eine halbe Wegstunde lang und durchschnittlich fünf Minuten breit. Die Häuser liegen meist versteckt in den Palmenhainen, sodaß die Oase schwach bevölkert erscheint; doch soll sie ca. 40 000 Einwohner zählen. Die Gebäude zeigen eine sehr einfache Bauart und sind meist aus getrockneten Erdsandziegeln errichtet. Die flachen Dächer, die mit einer niedrigen Brustwehr versehen sind, dienen den Frauen vielfach als Aufenthaltsort, da sie dort der Beobachtung nicht ausgesetzt sind. Das Innere der Wohnungen ist äußerst kahl und zeigt außer einer Handmühle, einem Kaffeemörser und einigen alten Teppichen keinerlei Ausstattung. Wegen des Holzmangels besitzen die wenigsten Häuser eine Tür. Die Leute bringen auch ihre meiste Zeit im Freien zu, in den heißen Monaten unter den Palmen, und während der kühlen Jahreszeit auf dem Sande liegend. Regen fällt höchstens dreimal im Jahr, doch besitzt die Oase gutes Wasser, das durch Kamele aus tiefen Quellen heraufbefördert wird. Selbst einige heiße Schwefelquellen befinden sich in Dschof. Da die Stadt keinerlei Kaufläden aufweist, so sind ihre Bewohner lediglich auf die Versorgung durch Karawanen von Mekka, Bagdad und Damaskus angewiesen. Doch fehlts an Ort und Stelle nicht an einer Fülle von einheimischen Früchten, wie Datteln, Trauben, Aprikosen, Pflaumen, Zitronen, Melonen, Tomaten, Gurken, Kürbissen, Bohnen u. a.

Sehr überrascht war Forder durch die Wahrnehmung, daß viele der dortigen Männer, ja selbst Knaben, des Lesens kundig waren und im Besitz von Taschenuhren waren. Dagegen wußten sie von der

ſo gut wie nichts, denn von ihr ſind ſie vollſtändig ab-
Noch heute trifft das Wort des Propheten Jeremias von
nern Kedars, den Wüſtenſöhnen Nordarabiens, zu: Sie
er Tür noch Riegel, und wohnen allein (Jer. 49, 31).
teht Dſchof unter Abdul Aziz ibn Raſchid, der zu Hayil
iner Stadt, die noch ſechs Tagereiſen weiter ſüdlich liegt.
äſentant in Dſchof iſt der Statthalter Johar, ein alter
ſen Name weithin bekannt iſt und von dem Forder ſchon
r in Kerak gehört hatte.
hm wurde nun Forder nach ſeiner Ankunft in Dſchof von
leiter Khei-Khwan geführt. Sie ritten bis in die Nähe
s, wo Johar reſidierte, und ſtiegen auf einem großen freien
ihren Pferden. Man wies ſie in die geräumige Empfangs-
Hauſes. Mit mißtrauiſchen Mienen wurde der Fremdling
nweſenden empfangen. „Was will der hier? Iſt er denn
hriſt?“ ſo tönte es ihm von allen Seiten entgegen. Forder
ſtillſchweigend und ließ ſeinen Führer für ſich antworten.
ade Faſtenzeit war, wurde weder Kaffee noch Speiſe an-
ach einer Weile erſchien der Statthalter Johar mit ſeinem
r war ein Neger von kleiner, unterſetzter Statur, in ver-
unte Gewänder gekleidet und mit einer Peitſche in der
e erhoben ſich und räumten ihm den Ehrenplatz ein. Auf
dung hin mußte ſich der Scheich Khei-Khwan zu ſeiner
order zu ſeiner Linken niederlaſſen. Dann wurden die
grüßungen ausgetauſcht und einige Fragen geſtellt. Hierauf
Johar an Forder und ſagte:
t wahr, Du biſt ein Chriſt?“

wozu kommſt Du hierher?“
die Dſchof zu beſuchen und ihnen Gottes Wort anzubieten,
nd das heilige Buch kaufen will.“
fürchteſt Du Dich denn nicht vor den hieſigen Leuten
ir?“
; ich glaube, daß mich Gott behüten wird und daß mir
em Schutz kein Leid zugefügt werden darf.“
Du denn ſchon von mir gehört?“
in Kerak. Dort hörte ich oft von Dir durch die Bedu-
n Name hat überall einen guten Geruch und ich ſchätze
ch, mich in Dſchof und unter Deinem Dache zu wiſſen.“
aber ich fürchte, Du wirſt hier ums Leben kommen, ſo-
lein umhergehſt. Die Leute haſſen die Chriſten und fragen
Deinem Leben.“

„Ich will mich in acht nehmen und mich nicht weit vom Hause entfernen."

Nun ließ der Statthalter eine Schüssel voll Datteln für ihn herbeibringen und forderte ihn auf zuzulangen. „Wir müssen jetzt fasten", sagte er, „Du bist aber gewiß hungrig; laß Dirs deshalb schmecken." Forder zögerte anfangs, angesichts der fastenden Mohammedaner dem Zuspruch Folge zu leisten und meinte, er könne recht wohl warten bis zum Sonnenuntergang. Aber Johar drängte ihn, keine Umstände zu machen, sodaß er schließlich einige Datteln aß. Währenddem verließ der Statthalter mit seinem ältesten Sohne Faleh und den übrigen Begleitern das Zimmer. Bald darauf wurde Forder hinausgerufen, wo ihm Faleh, ein netter, gutmütiger junger Mann von ca. 25 Jahren, im Namen seines Vaters ankündigte, daß er als Christ nicht mit den übrigen Männern in der Herberge wohnen dürfe. Man werde ihm ein eigenes kleines Quartier anweisen und ihm drei Männer als Begleiter beigeben, unter deren Schutze er ausgehen dürfe. Einer derselben werde auch des Nachts bei ihm weilen.

Diese Anordnung war gut gemeint. Forder erhielt nebenan einen Raum angewiesen, der zwar ziemlich eng und unsauber war, da er als Viehstall gedient hatte, aber es war doch ein Plätzchen, wo er für sich sein konnte und vor dem Ungeziefer arabischer Mitbewohner sicher war. Am nötigen Unterhalt ließ es der Statthalter nicht fehlen. Auch stattete ihm derselbe schon am folgenden Tage einen Besuch ab. Er erschien mit einem zahlreichen Gefolge und unterhielt sich mit dem Missionar über die Verhältnisse Europas und die christliche Religion und verlangte schließlich das „Buch Gottes" zu sehen. Forder langte aus seinem Vorrat eine große, sehr schön in Marokkoleder gebundene arabische Bibel hervor und reichte sie dem Statthalter. Dieser nahm sie ehrerbietig in die Hand, küßte sie, betrachtete sie aufmerksam von allen Seiten und meinte, es sei ein schönes Buch. Dann öffnete er die Bibel, setzte sich eine etwas antike Hornbrille auf und begann zu lesen. Er schlug das erste Buch Mosis auf und las einen Teil des 24. Kapitels (die Geschichte der Rebekka). Dann schloß er die Bibel und sprach den Wunsch aus, das Buch behalten zu dürfen. „Du kannst es haben", sagte Forder, „aber Du mußt es kaufen. Es kostet sonst ein englisches Pfund, aber ich gebe es Dir für ein halbes" (10 Mk.)." Er meinte, er solle es ihm wenigstens bis morgen lassen. Hierauf schlug er einen andern Ton an und sagte: „Christ, ich habe noch über einen Punkt mit Dir zu sprechen." „Gut, sage an", erwiderte Forder. „Du bist", fuhr er fort, „hierher ins Land der Moslemin gekommen, der Leute, die an Mohammed, den Propheten Gottes, glauben; hier gibts keine Christen

ir geben es auch nicht zu, daß sich hier welche aufhalten, denn
Religion lehrt uns, sie alle auszurotten. Ich möchte Dich
b bitten, Deine Religion aufzugeben und einer der Unseren zu
t. Was sagst Du dazu?"

Forder befand sich in nicht geringer Not. Er wußte, daß ihm
ner ablehnenden Antwort die größten Schwierigkeiten entstehen
n; er dachte auch daran, daß zwischen ihm und dem nächsten
n 750 engl. Meilen lagen, und daß das eine abgekartete Sache
um ihn ins Gedränge zu bringen. Aber bevor er noch ant-
konnte, sagte Johar: „Ich preise Gott, daß durch meinen
ß bereits sechs Christen, die zu verschiedenen Zeiten hierher
Mohammedaner geworden sind, desgleichen ein Jude. Du
st nur das Bekenntnis abzulegen: es ist nur ein Gott und
mmed ist sein Prophet! und Du gehörst zu den Gläubigen und
ott und seinem Volke angenehm."

Forder bat im stillen Gott um die rechte Antwort und erwiderte:
ch Johar, ich möchte Dir zwei Fragen vorlegen und dann
Antwort hören." — „Gut", sagte dieser, „sprich nur." —
erstlich: im Falle Du im Lande der Christen wärest und der
von England mutete Dir zu, Deine Religion aufzugeben und
rist zu werden, würdest Du das tun?" — „Nein, um keine
meinte er, „und wenn er mir den Kopf abschlagen ließe." —
gut", fuhr Forder fort, „zweitens frage ich Dich: was hältst
r besser: Gott zu gefallen oder den Menschen?" — „Natür-
ott", war die prompte Antwort. — „So denke ich auch", er-
e jener; ich kann meine Religion nicht drangeben und wenn
ir den Kopf zweimal abschlagen würdest, wenn das möglich
Ich muß Gott zu lieb ein Christ bleiben, und wenn ich auch
u lieb jenes Bekenntnis ablegen würde, so geschähe es doch nur
n Lippen; im Herzen würde ich ein Christ bleiben. Um Dir
allen, würde ich Gott betrüben und dabei ein Lügner und
er sein. Es ist mir deshalb unmöglich, Deinem Wunsche
kommen."

lls Johar diese Antwort vernahm, erhob er sich und ging ver-
davon. Forder war froh, ihn los zu sein und begab sich
ls hinweg. Verschiedene Männer aber, die ihn am Abende
ten, stellten ihm ernstlich vor, wie unbesonnen er gehandelt
daß er nicht auf den Wunsch des Statthalters eingegangen sei.
ß folgt.)

Nochmals: Die Mission und der ruſſiſch-japaniſche Krieg

Von L. Reinhardt.

Das Juniheft des Basler Miſſions-Magazins enthält einen Artikel über „die Miſſion und der ruſſiſch-japaniſche Krieg," dem wir eine abweichende Anſicht gegenüberſtellen möchten.

Schon die erſten Worte der Einleitung ſcheinen an einem innern Widerſpruch zu leiden. Es wird da nämlich aus dem Worte Chriſti „mein Reich iſt nicht von (richtiger: aus) dieſer Welt" gefolgert, daß die Miſſion eigentlich nichts mit den Händeln dieſer Welt zu tun haben ſollte, während ſie doch tatſächlich immer viel damit zu tun gehabt habe und dies auch nicht anders ſein könne. Liegt dieſem tatſächlichen Widerſpruch nicht eine unrichtige Auffaſſung vom wahren Weſen des Reiches Gottes und Chriſti zugrunde? — Wollte Chriſtus (der Meſſias), wie dies vom Standpunkte der geſchichtlichen Wahrheit aus unleugbar iſt, die Gottesherrſchaft Jahveh's an die Stelle der römiſchen Weltherrſchaft und der jüdiſch-phariſäiſchen Prieſterherrſchaft ſtellen, dann mußte die Errichtung und Ausbreitung des Reiches Chriſti von Anfang an und zu allen Zeiten mit den politiſchen und hierarchiſchen Verhältniſſen oder mit allen Ereigniſſen der Weltgeſchichte viel zu tun haben, und es iſt ganz verkehrt zu behaupten: „Nun, eigentlich ſollte ſie nichts damit zu tun haben," während ſie in Wirklichkeit überall und ganz damit verflochten iſt. Die tatſächliche Geſchichte widerſpricht nicht den Forderungen der göttlichen Wahrheit und Denkgeſetze, ſondern ſie ſteht völlig im Einklang damit, und es iſt verkehrt, einen offenbaren Widerſpruch da ſuchen zu wollen, wo keiner vorhanden iſt.

Dagegen iſt es vollkommen richtig, wenn Miſſionar Maier ſagt: „Die Frage, welche Bedeutung der ruſſiſch-japaniſche Krieg für die Miſſion bekommen wird, iſt heute noch niemand in der Lage zu beantworten, da hier alles vom Ausgange des Kampfes abhängt." Iſt dem ſo, dann iſt unſres Erachtens ſeine unmittelbar darauffolgende Behauptung unhaltbar, und er ſollte nicht ſagen: „Soviel iſt jedoch ſicher, daß eine ruſſiſche Niederlage im Intereſſe der Miſſion nicht zu wünſchen iſt." Dieſe Behauptung findet nicht nur „auf den erſten Blick nicht allgemeine Billigung," ſondern ſie ſcheint uns gerade bei reiflicherer Erwägung immer mehr zweifelhaft, und vielleicht ſogar

widerchristlich. Denn wenn Christus die Gottesherrschaft an die Stelle des römischen Imperialismus und der scheinheiligen Priesterherrschaft setzen wollte, dann kann doch offenbar der Sieg des russischen Cäsaropapismus nicht der Wille Gottes sein und im Interesse der Menschheit und der christlichen Mission liegen. Die Gründe, welche Missionar Maier für die Richtigkeit seiner Auffassung anführt, scheinen uns denn auch nicht stichhaltig, weder vom Standpunkte der allgemeinen Menschlichkeit noch von demjenigen des Christentums und der christlichen Mission insbesondere.

Vom Standpunkte der allgemeinen Menschheit und Menschlichkeit ist denn doch zu fragen, ob und welches Recht Rußland und die weiße Rasse hat, sich für besser zu halten, wie Japan und die gelbe Rasse. Und wenn die Ueberlegenheit der weißen Rasse über die gelbe feststände, dann wäre es erst noch die Frage, ob Rußland und die weiße Rasse berechtigt sind, die Chinesen und Japaner zu unterjochen und als mehr oder weniger rechtlose Paria zu behandeln, wie dies bisher in himmelschreiender Weise geschehen ist, sowohl von seiten Rußlands und der europäischen Großmächte, als auch des seiner Freiheitsliebe sich rühmenden Nordamerikas.

Wir Arier halten die weiße Haut und eine römische Adlernase für schöner und edler als die gelbe Haut und die mongolische Stumpfnase; ob mit Recht, das werden nicht nur die Mongolen, sondern alle nicht weißen Völker sehr bezweifeln. Der Geschmack ist etwas ganz Subjektives und so verschieden, daß sich über denselben gar nicht streiten läßt. Aber selbst wenn man zugeben müßte, daß das griechisch-römische Schönheitsideal schöner und edler ist, wie das mongolische, so gäbe dies uns Europäern und vollends gar den halbbarbarischen und -asiatischen Russen kein Recht, uns für Nietzsche'sche Uebermenschen zu halten, die von rechtswegen die gelbe Rasse beherrschen und vergewaltigen dürfen. Nicht die äußere Schönheit und andere äußerliche Vorzüge, sondern der innere, sittliche Gehalt und die selbständige Kulturbefähigung sind maßgebend für den eigentlichen Wert der Menschen und Völker.

Aber gerade hierin glauben wir Europäer und die von der europäischen Kultur kaum beleckten Russen uns den Chinesen und Japanern gegenüber weit überlegen und gründen diese Ueberlegenheit auf unser angebliches Christentum und meinen, schon um des christlichen Namens willen müsse jeder Christ und Missionar den Russen den Sieg wünschen. Gewiß nennen die arischen Großmächte und auch die Russen sich christlich; aber nicht auf den äußeren Namen, sondern auf das innere Wesen und die tatsächliche Wahrheit kommt es auch in unserm Falle an. Haben die christlichen Großmächte den Japanern und Chinesen

gegenüber christlich gehandelt, oder nicht? Leider müssen wir sagen, daß bis jetzt im Verkehr der Großmächte und Rußlands mit China und Japan von wirklichem Christentum nur wenig oder gar nichts zu sehen war. Nicht christliche Liebe und brüderliche Gerechtigkeit, sondern brutale Selbstsucht und ungerechte Vergewaltigung waren da bis jetzt an der Tagesordnung, und oft handelten die heidnischen Chinesen und Japaner mehr im Sinne Christi, wie die sich Christen nennenden Großmächte. Wir erinnern nur an den unchristlichen Opiumkrieg Englands und an die russischen Schlächtereien in der Mandschurei, an die willkürliche Aneignung von Port Arthur. Da war von Christentum keine Spur. Verdient nicht einmal England den Namen einer „christlichen" Großmacht, dann Rußland jedenfalls noch viel weniger. Ist es auch nicht ganz heidnisch, wenn der russische Zar den in die Mandschurei ziehenden Truppen ein Heiligenbild mitgibt und die russischen Offiziere dasselbe vor der ganzen Armee knieend in Empfang nehmen? Ist solcher Bilder- und Götzendienst vielleicht ein Beweis dafür, daß Rußland eine christliche Großmacht ist, und daß ihm als solcher der Sieg über Japan von Gottes- und rechtswegen zu wünschen sei? Wir können dies nicht glauben, wie wir auch den absolutistischen Cäsaropapismus Rußlands nicht für Christentum, sondern für Antichristentum halten müssen. Auch ist es ja bekannt, daß wo Rußland und seine orthodoxe Kirche herrscht, von der freien Verkündigung des Evangeliums keine Rede mehr ist. Wir müssen also aufs entschiedenste leugnen, daß es im Namen des Christentums und der Mission zu wünschen ist, daß Rußland den Sieg davontrage. Es ist dies nicht einmal im Namen der europäischen Kultur der Fall; denn dieselbe ist nicht abhängig von Rußlands Vorherrschaft und sie kann von den Chinesen und Japanern mindestens ebensoviel lernen, wie letztere von ihr.

Wir sind gewohnt die Kultur der gelben Rasse gering zu schätzen oder gar zu verachten, aber gewiß mit Unrecht, wie auch Missionar Maier dies sehr wohl weiß, und es z. B. am diesjährigen Basler Missionsfest aufs bestimmteste ausgesprochen hat. China hatte schon lange eine hohe Kultur, ehe man von europäischen Kulturvölkern etwas wußte, und diejenigen Erfindungen, welche, wie das Papier, die Buchdruckerei, das Schießpulver, der Kompaß ꝛc. die europäische Kultur am meisten gefördert haben, stammen von den Chinesen, oder waren ihnen zum mindesten lange vor den Europäern bekannt. Aber nicht nur in Beziehung auf die äußern Kulturmittel, sondern auch in Beziehung auf die Sittlichkeit und die innere Kraft ist die chinesische Kultur, abgesehen vom Christentum, entschieden überlegen gegenüber der europäischen. Die alten heidnischen Kulturreiche sind

untergegangen und können in Beziehung auf die Langlebigkeit
n Umfang, selbst des römischen Weltreiches in seiner höchsten
eit, nicht von ferne verglichen werden mit den Schöpfungen
ngolischen Rasse. Als Bismarck einst den chinesischen Gesandten
ob er nicht zugeben müsse, daß die europäischen Völker den
en weit überlegen seien, da antwortete derselbe: ja, in vielen
, nur in einem nicht. Auf die Frage in was? erwiderte
inese mit überlegenem Lächeln: in der Sittlichkeit. Uns
diese Auffassung anmaßend und lächerlich, aber bei vorurteils-
ruhiger Ueberlegung werden wir doch gestehen müssen, daß sie
hne Berechtigung ist. Ein Volk, das seine ganze, nunmehr
ihrige Kultur auf die pietätsvolle Ehrerbietung der Kinder
ihre Eltern gegründet hat und von jeher den Krieg für ein
heuungswürdiges Verbrechen erklärt und durch seine angesehensten
r immer wieder und aufs allereindringlichste lehrt: Der Kaiser
ohn und Vertreter des Himmels) und sein wissenschaftlich ge-
Beamtenheer sollen nicht durch brutale Waffengewalt ihr Volk
e Barbaren zu beherrschen suchen, sondern dadurch herrschen,
e ihre Tugenden leuchten lassen, — ein solches Volk,
ahrtausende lang ganz Ostasien und etwa einem Drittel der
heit als leuchtendes Vorbild für die Sittlichkeit und Kultur
und noch dasteht, darf wohl denken, daß es unsern, nur dem
nach christlichen, in Wahrheit aber oft sehr unchristlichen Län-
n Sittlichkeit weit überlegen sei. Allerdings ist zuzugeben,
ch in China, und dort vielleicht mehr als anderswo, die pro-
Praxis hinter der idealen Theorie weit zurückbleibt, aber dies
bei uns und besonders auch bei den noch halbbarbarischen Russen
benso. Dies gibt uns also kein Recht, die gelbe Rasse von
erab zu beurteilen und sie als minderwertige Menschen zu
ücken und auszubeuten. Daß die indogermanischen Völker das
ntum haben und durch dieses auf eine höhere Kulturstufe gehoben
sind, ist nicht ihr Verdienst, und sie verdanken diesen Vorzug
inem europäischen, sondern einem asiatischen Volke. Wenn Ruß-
ie Japaner verächtlicher Weise als „diese Asiaten" bezeichnet,
es dazu umsoweniger ein Recht, weil es selbst mehr als halb-
ist.

ber da kommt man uns mit der entsetzlichen „gelben Gefahr"
ill uns damit bange machen. Wenn die „gelbe Gefahr" wirklich
und unabwendbar wäre, wie Missionar Maier und viele
behaupten, dann wäre dies nur ein weiterer Beweis für die
Ueberlegenheit der mongolischen Rasse über uns und unsere
nden Kulturverhältnisse. Dann ist es eine doppelte Torheit,

die Chinesen und Japaner als quantité négligeable behandeln zu wollen und ihren Zorn und ihr Wiedervergeltungsrecht herauszufordern. Und da, selbst nach Missionar Maier, „doch auch ein Sieg der Russen die gelbe Gefahr nicht aus der Welt schaffen, sondern nur für einige Jahre zurückdrängen würde," so ist absolut nicht einzusehen, warum wir „als Europäer, als Christen und besonders als Freunde der Mission" den Sieg der russischen Waffen wünschen müssen. Ist denn die russische Knute und der cäsaropapistische Absolutismus Rußlands, unter welchem z. B. die Finländer seufzen, uns nicht viel näher und viel entsetzlicher, als die angebliche „gelbe Gefahr" oder eine etwaige Rückkehr der Chinesen und Japaner zu ihrem früheren Abschließungssystem? Uns scheint ein loyaler Wettkampf der weißen und gelben Rasse auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiet nicht nur nichts Schreckliches, sondern unseres Erachtens könnte er der ganzen Menschheit zum größten Segen gereichen. Eine Rückkehr zum früheren Abschließungssystem aber scheint uns bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen bei der Lernbegierde der Chinesen und Japaner geradezu als ein Ding der Unmöglichkeit. Uebrigens würde auch im Falle eines endgültigen Sieges Japans über Rußland jenes kleine Inselreich so erschöpft und finanziell von unserm Großkapital abhängig, daß es auf Jahre hinaus nicht an die Vertreibung der Europäer und Amerikaner denken könnte. China aber wird sich wohl hüten, sich völlig von Japan abhängig zu machen, und im Notfalle eher die Hilfe einer christlichen Großmacht anrufen, als sich mit Haut und Haar dem bisher verachteten kleinen japanischen Knirps zu verkaufen.

Missionar Maier meint, bei einem Siege Rußlands würde „die Eifersucht der Mächte schon Sorge tragen, daß das Gleichgewicht in Peking und Tokio nicht allzusehr gestört wird." Darf man nicht mit eben demselben, oder noch mit viel mehr Recht hoffen, daß das einträchtige Zusammenwirken aller christlichen Großmächte im Falle eines Sieges Japans den Uebermut dieses kleinen Inselvolkes in die gehörigen Schranken zurückzuweisen vermöchte?

Wir sehen also auch in diesem Argument keinen Grund, der uns zwingen würde, den Sieg der russischen Waffen zu wünschen. Gott ist nicht an den Sieg der Russen gebunden, so wenig wie an denjenigen der Japaner. Er sitzt im Regiment und lenkt auch den Ausgang der Kriege nach seinem Wohlgefallen. Lassen wir darum ihn walten und suchen wir nicht ihm vorschreiben zu wollen, wie er die Förderung seines Reiches herbeiführen soll. Verleiht er den Russen den Sieg, dann wollen wir weder triumphieren, noch verzagen, sondern uns kindlich unter seine gewaltige Hand beugen; gewiß, daß

auch ein solcher Sieg, trotz aller unserer Bedenken, zur Förderung seines Reiches ausschlagen muß. Tritt, was wir hoffen, das Gegenteil ein, und unterliegt und zerfällt Rußland, oder gibt es sich eine freiheitlichere Verfassung, dann freuen wir uns erst recht der wunderbaren Wege Gottes. Den etwaigen Uebermut Japans und das uns vorgemalte Gespenst der „gelben Gefahr" fürchten wir nicht; denn Gott sitzt auch da im Regiment und das Reich muß ihm und uns doch bleiben, wenn wir anders seine Kinder und Erben d. h. die Miterben Christi sind. Ist er mit uns, wer mag dann wider uns sein? In allem überwinden wir weit; denn wir sind gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer, noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, weder russische noch gelbe Gefahr, noch keine andere Kreatur uns zu scheiden vermag von der Liebe Gottes, die in Christi Jesu ist, unserm Herrn (Röm. 8, 37—39).

Mit diesen Worten könnten wir schließen, aber wir halten es für eine Pflicht, unsere chinesischen Missionsbrüder auf eine Gefahr aufmerksam zu machen, welche auch an sie herantritt und welcher die römisch-katholische Kirche, wie schon früher, so auch neuerdings erlegen ist und immer mehr erliegen wird. Es ist die Gefahr, auf weltliche Bildung und die Ueberlegenheit der europäischen Waffen China gegenüber zu bauen oder zu viel Gewicht zu legen. Die Bibel nennt das „Fleisch für seinen Arm halten", und warnt uns aufs eindringlichste vor dieser Verkehrtheit. Hier gilt das Wort Jesu: „mein Reich ist nicht aus dieser Welt", und das Wort seines Lieblingsjüngers: „Die Welt vergehet mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes tut, der bleibet in Ewigkeit." Gott, der Herr, bewahre unsere protestantischen Missionare vor der Gefahr, sich der Welt und der römisch- und griechisch-katholischen Kirche gleichzustellen und Fleisch für ihren Arm zu halten! Er erfülle sie immermehr mit seinem heiligen Geiste und dem Geiste Jesu Christi, dann wird nicht nur China und Japan, sondern die ganze Welt christianisiert werden, so daß keine „gelbe Gefahr" zu fürchten ist, weil es dann kommt zu der Einen Herde unter Einem Hirten. Das walte Gott!

Zum Bilde:

Vom Tauschhandel zurückkehrende Kamerunneger.

Der Handel ist das Lebenselement der Küstenstämme von Kamerun. Der Trieb hiezu liegt ihnen in Fleisch und Blut, und seinetwegen wird leider Ackerbau und Gewerbe allzusehr vernachlässigt. Ja das letztere wird, soweit die Ansätze hiefür im Lande vorhanden sind, durch die Einführung der europäischen Erzeugnisse gänzlich zurückgedrängt. Der Handel beeinträchtigt aber nicht nur die geregelte Tätigkeit von Ackerbau und Gewerbe, sondern auch die Seßhaftigkeit, insofern der Küstenneger ausgedehnte Handelsfahrten ins Innere des Landes unternimmt, um dort die an der Küste eingeschacherten Waren abzusetzen und dafür Rohprodukte des Landes einzutauschen. Daß er auf dieser Handelschaft in den meisten Fällen Branntwein auf seinem Kanoe mit sich führt und dieses Gift den Inlandstämmen übermittelt, daran tragen die vielen mit Schnaps handelnden Firmen der Europäer an der Küste die Schuld. — Harmloser erscheint es, wenn auch einzelne Bewohner des Waldlandes sich auf den Weg nach der Küste machen, um die mancherlei Erzeugnisse des europäischen Gewerbes einzuhandeln und sich mit teils nützlichen, teils für sie zwecklosen Gegenständen zu versehen. Aber auch da sind es meist Wanderhändler, die im kleinen Maßstab dem kaufmännischen Geschäftsleben obliegen und unter ihren Volksgenossen den Umsatz im Buschland betreiben.

Unser Titelbild zeigt einen solchen Trupp sogenannter Buschleute, die mit fremden Schätzen reich beladen von der Küste nach ihrer Waldheimat zurückkehren. Ihr Aufzug ist nicht ohne eine gewisse Komik. Ohne Zweifel ist der im europäischen Habit steckende Neger der Händler, der seine Leute mit den an der Küste erworbenen Handelsartikeln beladen hat und damit im Inland ein profitables Geschäft zu machen hofft. Seine Würde als Handelsherr läßt ihn einen stattlichen Regenschirm führen, den er aber nach Negersitte umgekehrt — mit dem Handgriff nach unten — trägt. Statt des üblichen Stroh- oder Basthutes erscheint ihm eine Tuchmütze, wie sie die österreichische Infanterie trägt, als praktisches Schutzmittel gegen alle Unbill des Wetters; denn bei Regen und Sonnenschein lassen sich ihre Seitenklappen beliebig herunterschlagen. Uebrigens würde selbst die tropische Sonne seinem bloßen Haupte, das schon durch das dichte

haar wie durch eine Pelzkappe genügend geschützt ist, keinen nstich zufügen können. — Voran zieht mit dem breiten Hau- zur Seite und mit einem eleganten Reisetäschchen über der sein Leibdiener, der zugleich als Reisemarschall amtiert und für asikalische Unterhaltung zu sorgen hat. Durch die kreischenden einer Ziehharmonika weiß er den langen Weg zu kürzen und ufmerksamkeit der Dorfbewohner unterwegs auf die wandernde lstruppe zu lenken. Und wie bequem ist doch solch ein „Sing- ', den man nur auf- und niederzuziehen braucht! Jedenfalls ist underbare Instrument erst an der Küste vom weißen Manne en worden und wird nun im Uebermaß auf seine Leistungs- it geprüft.

Behoben von den anregenden Tönen der wundersamen Musik :n die übrigen Begleiter hinter ihrem Meister drein. Sie wissen s die Träger wertvoller Schätze, die in Blechkoffern und Bast- wohl verwahrt sind. Da und dort werden sie vor den er- :n Augen neugieriger Dorfbewohner aufgetan und die Waren egt, und manches Herz schlägt schneller, wenn die Frauenwelt önen Kopftücher, allerlei blanke Haarnadeln und bunte Korallen- e erblickt, wenn dem Männervolk Spiegel und Schnupftabaks- Messer und Zinngerät, Gläser und Petroleumlampen, Ton- und kräftig duftender Tabak vor die Augen treten. Der glück- Buschneger aber, der das eine oder andere Stück — und sei ch wertlos für seinen Gebrauch — zu erwerben imstande ist, kt damit den Innenraum seiner bescheidenen Hütte, sodaß diese lich fast zu einem Kuriositätenkabinett wird. Der besuchende nar lächelt vielleicht über die kindliche Naivität des Inhabers, er froh, wenn sich unter all dem ausländischen Kram keine psgläser und Branntweinflaschen befinden, die leider nur zu oft eim des Afrikaners vergiften.

Missions-Zeitung.

rabien. Missionsversuche auf der arabischen Halbinsel sind schon mehr- rsucht worden, aber bis jetzt mit wenig Erfolg. So hat es im letzten ein dänischer Missionar Höyer, der vordem in Hebron unter der hen Bevölkerung arbeitete, versucht, sich in Makalla an der Südküste rabien, ca. 250 englische Meilen östlich von Aden niederzulassen und rbeit daselbst zu beginnen, aber seines Bleibens war nicht lange. Der he Missionar Dr. Young in Aden berichtet darüber vom 15. Dezember v. J.:

Letzten Freitag traf hier Missionar Höyer in einem Boot wieder ein, da ihm der Sultan nicht länger erlaubte, sich dort aufzuhalten. Bei seiner Ankunft in Makalla war es äußerst schwierig für ihn, irgendwo eine Unterkunft zu finden, bis ihm einige Indier ein Zimmer einräumten, wo er aber nach Art der Eingeborenen leben mußte und infolge dessen erkrankte. Als er dann mit seiner Missionsarbeit begann, fand er nicht nur taube Ohren, er mußte auch von dannen ziehen und mit ihm der Indier, der ihm Unterkunft gewährt hatte. Seine Ausweisung ist für den Missionar ein herber Schlag, nachdem er sich jahrelang für seine Tätigkeit in Arabien vorbereitet hat und gerade in Makalla das Feld für seine Wirksamkeit gefunden zu haben glaubte. Vorderhand ist er in Aden geblieben und hat sich der dortigen Mission angeschlossen. (Miss. Record).

Westafrika. Die beiden aus Sachsen stammenden Freimissionare, von deren beabsichtigtem Missionsversuch im Hinterland von Kamerun im Missions-Magazin S. 99 berichtet wurde, sind zu Ostern wieder heimgekehrt. Der deutsche Resident von Garua, in dessen Gebiet sie sich niederlassen wollten, hat ihnen aus politischen Gründen die Niederlassung untersagt, desgleichen die Vertreter der englischen Regierung in Yola und Ibi am Benue. Man konnte einen derartigen erfolglosen Ausgang des Unternehmens im voraus erwarten.

Südwestafrika. Vom 27.—30. April hielten elf rheinische Herero-Missionare in Karibib eine brüderliche Besprechung, wobei sie zugleich Umschau hielten über die Verheerungen, die der Herero-Aufstand angerichtet hat. Auf fünf Stationen ist die Arbeit noch im Gang, wenn auch nicht unter den Herero, so doch unter den andern Volksstämmen Deutsch-Südwestafrikas, den Nama, Bergdamra und den Bastard. Hoffentlich nur vorübergehend von den Missionaren verlassen sind drei Stationen. Dagegen ist fürs erste die Arbeit auf fünf Stationen gänzlich vernichtet. Ob und in welcher Weise sie hier noch einmal wird aufgenommen werden können, läßt sich heute nicht sagen. Doch sind die Missionare nicht mutlos und haben sich inzwischen nach Arbeit umgetan. Zunächst haben sie sich den deutschen Landsleuten, den Militär- und Sanitätsbehörden zur Verfügung gestellt. Sodann gedenken sie im Eingangshafen Swakopmund eine Station anzulegen, wo viele Farbige und allerlei Volk, Herero, Nama, Bastarde und Ovambo wohnen. Ferner wollen sie in Otjimbingue ein Erziehungshaus gründen für die vielen halbweißen Kinder, die aus dem Verkehr der Weißen mit den Farbigen entsprossen sind. — Von den Herero-Missionaren ist der eine, Fr. Kremer, im Mai d. J. dem Fieber erlegen.

Neu-Guinea. Die von jeher so schwer geprüfte rheinische Mission in Neu-Guinea hat ihren ältesten Missionar G. Bergmann durch den Tod verloren. Er starb am 26. April in Sydney, wo er schwerkrank Genesung suchte. Für die rheinische Mission ist das in 17 Jahren der 14. Todesfall in ihrer Neu-Guineamission. Bergmann hat ihr seit ihrem Beginn angehört, und obwohl er schon seit zwei bis drei Jahren die Erlaubnis zur Heimkehr hatte, konnte er sich nicht von seinem Arbeitsfeld trennen, bis schließlich die Kräfte versagten und das Fieber den unermüdlichen Mann hinwegraffte.

gibt und dessen südlicher Teil das Bindeglied zwischen zwei Weltteilen, Asien und Australien, bildet. Die Philippinen, nordöstlich von Borneo, südlich von Formosa gelegen, sind schon eine Station auf dem Weg zu den nördlicheren Inseln.

Die Gruppe besteht aus zwölf größeren und mehr als tausend kleinen Inseln. Die beiden größten sind Mindanao im Süden und Luzon im Norden.

Die ursprüngliche Bevölkerung der Inseln bestand aus Papua oder papuaartigen Stämmen. Von diesen, den Aito oder Negrito, leben noch zehn- bis zwanzigtausend in den Urwäldern des Innern. Es sind scheue, zwergartige, noch ganz heidnische Menschen. Die große Masse der auf etwa sieben Millionen geschätzten Bevölkerung besteht aus malaiischen Stämmen, z. B. Tagalen, Bikolen, Wisajern.

Die Inseln wurden 1521 von Magelhaens entdeckt und 1571 von den Spaniern in Besitz genommen. Sie sind außerordentlich fruchtbar. Die Haupterzeugnisse sind: Reis, Zucker, Kaffee, Tabak und der berühmte Manilahanf. Auch an Mineralien fehlt es nicht. Man findet z. B. Gold, Eisen, Kupfer und Steinkohlen.

Schon ein Jahr nach der Entdeckung der Inseln kamen Augustinermönche und missionierten unter den Einwohnern. Andre Orden, auch die Jesuiten, folgten bald nach. Man täte wahrscheinlich jenen ersten Missionaren großes Unrecht, wenn man ihnen für den jetzigen traurigen Stand des religiösen Lebens bei den Filipino schuld gäbe. Sie haben gewiß unter mancherlei Aufopferungen und Entbehrungen, wahrscheinlich auch Gefahren unter dem wilden Volk gewirkt. Freilich haben sie es nicht verhindert, daß viel Heidnisches mit in das Christentum der Filipino hineingenommen wurde; freilich haben sie nicht dafür gesorgt, daß das Volk die Bibel in seiner Sprache bekam, aber sie haben doch manches für seine Kultur getan, z. B. eine Universität und ein Lehrerseminar gegründet. Doch im Lauf der Jahrhunderte ist die spanische Priesterherrschaft dem Inselvolk nicht zum Heil gediehen. Wenn auch die Spanier hier nicht wie in manchen andern Ländern darauf ausgingen, die einheimische Bevölkerung auszurotten, so haben sie doch den Reichtum des Landes möglichst an sich gezogen. Das Volk mußte der Kirche unbedingt gehorchen und etwaiger Ungehorsam wurde streng, ja grausam bestraft. Eine evangelische Mission war, so lange die Philippinen unter spanischer Herrschaft

standen, unmöglich. Die Geschichte des Evangelisten Alonso Lallave zeigt uns, daß die Priester und Mönche auf den Philippinen nicht vergeblich in dem Lande der Inquisition Schule gemacht hatten.

Alonso, in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts in der Provinz Salamanka geboren, war ein Dominikanermönch und wurde von seinem Orden als Missionar zu einem wilden, noch ganz heidnischen Stamm auf der Insel Luzon gesandt. Eine Zeitlang lebte er unter großen Gefahren und Entbehrungen unter diesen Wilden, bis er endlich Eingang fand, dann aber gewann er die Leute so, daß er bald ein ganzes Dorf taufen konnte. Als seine Vorgesetzten in Manila hörten, was er zustande gebracht hatte und welche Schätze er in Gestalt von Kirchensteuern herausschlug, beriefen sie ihn nach Manila, denn sie dachten, eine solche Kraft lasse sich noch vorteilhafter in der Hauptstadt verwenden. Eines Tags ging Alonso am Hafen spazieren; da begegnete ihm ein englischer Kapitän, der ihm ein Buch reichte und dann weiter ging. Alonso nahm das Buch mit in seine Zelle und besah es sich: es war eine Bibel. Er konnte etwas Englisch, und er las begierig in dem Buch, verglich auch den Text mit dem Griechischen und Hebräischen. Durch das Wort Gottes wurde nicht nur sein Verstand über das, was er bisher geglaubt und gelehrt hatte, aufgeklärt, sondern auch sein Herz in seinen tiefsten Tiefen erschüttert. Nach heißen Kämpfen und vielen Gebeten bekam er endlich Klarheit. Er wußte nun, daß er ein Protestant war.

Bald merkten Alonsos Vorgesetzte, wie es um ihn stand; sie setzten ihn gefangen und versuchten alles, um ihn zum Widerruf zu bewegen. Als ihnen dies nicht gelang, wurde er nach ein paar Monaten auf ein Schiff gebracht und nach Spanien geschickt, um dort vor ein geistliches Gericht gestellt zu werden.

In Spanien hatten sich unterdessen die Verhältnisse geändert. Nach vielen Wirren, Ministerwechseln u. dgl. brach im September 1868 ein Aufstand aus; die königlichen Truppen wurden besiegt, die bigotte Königin Isabella floh nach Frankreich und in Spanien wurde die Republik erklärt. Damit bekam das Land auch endlich Religionsfreiheit und Alonso konnte den Boden seines Vaterlandes als ein freier Mann betreten. Er studierte nun evangelische Theologie und wurde Pfarrer — zuerst an einer evangelischen Gemeinde in Madrid und später in Sevilla, wo er fünfzehn Jahre wirkte.

In Spanien wehte freilich mit der Herstellung des Königtums bald wieder in religiöser Beziehung ein andrer Wind. Eine Schrift, die Alonso über die Mißwirtschaft der Mönche auf den Philippinen schrieb, wurde von der spanischen Regierung verboten.

Alonso verheiratete sich und hatte eine zahlreiche Familie. Trotzdem hegte er den sehnlichen Wunsch, wieder auf den Philippinen und jetzt in anderem Geiste als früher zu wirken. Er übersetzte einen Teil des Neuen Testaments in die Pangasinan-Mundart und trat schließlich in den Dienst der Britischen Bibelgesellschaft, in deren Auftrag er im Jahr 1889 nach Manila ging. Er hoffte, seine Frau und seine sieben Kinder würden ihm bald nachfolgen. Aber es sollte anders kommen. Die Kunde von seiner Abreise nach Manila war ihm vorausgeeilt. Sobald er ankam, wurde er von Spähern umringt; man unterschlug seine Briefe und legte ihm überall Schwierigkeiten in den Weg. Nach zwei Monaten starb er schnell, wie es zuerst hieß, an einem bösartigen Fieber; es stellte sich aber später heraus, daß er von den Mönchen oder auf deren Anstiften vergiftet worden war.

Als durch den Friedensschluß von 1898 die Philippinen an die Vereinigten Staaten kamen, wurde damit nicht nur der spanischen Herrschaft, sondern auch der Herrschaft der Mönche ein Ende gemacht und das Land bekam Religionsfreiheit.

Allerdings hat die Begründung der amerikanischen Herrschaft viele Kämpfe gekostet, und ob sie in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht zum Heil des Landes ausschlägt, ist wohl nicht so ganz gewiß. Amerika ist als Kolonialmacht noch jung und muß sich erst erproben. Die politische Verderbnis in Amerika selbst, die Tyrannei der Berufspolitiker, die Bestechlichkeit der Beamten u.s.w. lassen für die Wohlfahrt der Kolonien manches fürchten. Ob aber die Filipino stark genug gewesen wären, einen selbständigen Staat zu bilden und sich der Begehrlichkeit mächtiger Nachbarn zu entziehen, mag füglich bezweifelt werden. Wie leicht hätte das eroberungslustige Japan die Insel Formosa als Brücke zu den Philippinen betrachten können. Auch für Frankreich wäre von Tonking aus der Weg nach den Inseln nicht allzu weit. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß die Aufständischen auf den Philippinen kaum wußten, warum und wofür sie kämpften, sondern eben ihren Führern folgten. Es wäre höchst merkwürdig, wenn ein Volk, das

bis zur amerikanischen Besitzergreifung in Unwissenheit und Dummheit erhalten wurde, auf einmal für Freiheit und Selbstregierung reif wäre. Die Art, wie die Aufständischen die gefangenen Amerikaner behandelten, läßt ihren Charakter und Kulturzustand nicht im glänzendsten Licht erscheinen. J. M. Dean, der als Sekretär der Jünglingsvereine die verschiedenen Truppenabteilungen auf den Philippinen besuchte, geriet auf einer seiner Reisen mit drei Soldaten in einen Hinterhalt der Rebellen. Er selbst wurde mit zwei von seinen Begleitern von einem Offizier gefangen genommen und dann wieder freigelassen, nachdem sie ihm ein Zeugnis über gute Behandlung ausgestellt hatten, das ihm, wenn er etwa in Gefangenschaft geraten wäre, gute Dienste geleistet hätte. Der dritte Soldat hatte zu entfliehen versucht und blieb spurlos verschwunden, obgleich verschiedene Truppen seiner Kameraden nach ihm suchten. Erst nach zwei Monaten erfuhr man, daß er einem Trupp Rebellen in die Hände gefallen war, die ihm zuerst einen Arm abhieben und ihn dann lebendig verbrannten.

2.

Man mag von der amerikanischen Politik denken wie man will, so viel ist sicher, daß die Philippinen jetzt unter der Herrschaft eines protestantischen Volkes stehen und daß der evangelischen Mission nichts mehr in den Weg gelegt wird. Das Missionsgebiet ist in manchen Beziehungen eigenartig. Einmal sind die Filipino das einzige Volk malaiischer Rasse, das in seiner Mehrzahl das Christentum angenommen hat, während die Malaien des indischen Archipels und der Halbinsel Malakka in ihrer großen Masse entweder noch heidnisch geblieben oder zum Islam übergetreten sind. Zweitens kann es sich, wenn die Hoffnungen der evangelischen Missionare in Erfüllung gehen, zeigen, daß ein Volk, das vom Heidentum zum Katholizismus bekehrt worden ist, nachträglich doch noch für das evangelische Christentum gewonnen werden kann. Die evangelische Mission hat auf den Philippinen eine doppelte Aufgabe: sie muß das Evangelium den Namenchristen und den Heiden predigen. Die Aufgabe ist um so dringender, als der Islam von Borneo aus auf den Philippinen eindringt. Die zu

der Gruppe gehörigen kleinen Suluinseln, zwischen Borneo und Mindanao, sind schon mohammedanisch; auch auf Mindanao selbst hat sich der Islam eingenistet und sucht von da aus weiter vorzudringen.

Die spanischen Mönche sind bei den Filipino sehr verhaßt wegen ihrer Tyrannei und ihrer Habsucht. Die eingeborenen Geistlichen, die Padres, sollen allerdings auch nicht besser sein, aber sie sind doch keine Fremden und sind deshalb nicht unbeliebt. Die Unwissenheit der Padres ist schrecklich. Es kam vor, daß ein Padre seine Kirche Herrn Dean zum Gottesdienst anbot — nicht etwa aus großer Duldsamkeit, sondern einfach, weil er gar nichts von den verschiedenen christlichen Bekenntnissen wußte.

Für die Art, wie die Mönche auf den Inseln hausten, bietet Miagao und seine Kirche ein treffendes Beispiel. Miagao liegt auf Panay, einer der größeren Inseln der Gruppe, zwischen Mindanao und Luzon. In Miagao war eine Jesuitenniederlassung. Um die Mittel zum Bau einer prachtvollen Kirche zu bekommen, übten die Jesuiten solche Erpressungen, daß die Bevölkerung des Ortes wirtschaftlich ruiniert wurde. Es durfte z. B. in dem Ort kein Licht gebrannt werden, das nicht geweiht worden war (natürlich gegen Bezahlung); die Jesuiten nahmen u. a. das Recht auf den Alleinverkauf der Schleier, die von den Frauen getragen werden, in Anspruch. So verarmte das Volk und natürlich sorgten die Jesuiten auch dafür, daß alle geistige Regsamkeit erstickt wurde. Nun kam der Krieg und dann der Aufstand. Die spanische Besatzung, die den beiden Jesuitenvätern als Schutz gedient hatte, mußte abziehen und sie schifften sich auch mit ein, denn in den Händen der Aufständischen wären sie des Todes gewesen. Ehe sie aber das Boot bestiegen, füllten sie die Kirche mit Brennstoff, zündeten diesen an und schlossen die Türen. Dann schauten sie von ihrem Boot aus zu, wie das Prachtgebäude ein Raub der Flammen wurde. Die Bewohner von Miagao aber mußten sich für die Gottesdienste der Karwoche mit einem in der Eile hergestellten großen Schuppen aus Bambus behelfen. Einen besonders schlimmen Einfluß auf die Sittlichkeit der Filipino hatte es, daß die spanischen Priester für die Einsegnung der Ehen ungeheure Sporteln verlangten. Die Folge war, daß die Brautpaare oft auf den Segen der Kirche verzichteten, und daraus erwuchs als

eitere Folge eine Lockerung der ehelichen Bande und eine Ver-
ehrung der Unsittlichkeit.

Und in welch großer Unwissenheit wurde das Volk erhalten!
ean hatte, um seine jungen Leute am Samstag abend zu unter-
lten, mit ihnen das sogenannte Eselspiel gespielt: Ein gemalter
er aus Stoff hergestellter Esel wird an der Wand befestigt.
ie Mitspielenden bekommen der Reihe nach einen Schwanz mit
ner Stecknadel und müssen dann mit verbundenen Augen dem
el den Schwanz anstecken. Durch ein Versehen war der aus
ich gefertigte Esel an der Zeltwand hängen geblieben und zwar
nter dem Pult, von dem aus Dean am Sonntag predigte. Da
rbreitete sich schnell unter den Eingeborenen die Meinung, der
el sei das heilige Tier der Amerikaner, weil ja der „Padre
rotestante" vor dem Tier Gottesdienst halte und Gebärden
gen dasselbe mache.

Der Charakter der Filipino ist — wie überhaupt der Cha-
kter der Ostasiaten — für Europäer und Amerikaner schwer zu
rstehen. Der erste Eindruck ist günstig, denn sie sind reinlich,
flich, munter und gefällig. Eltern und Kinder lieben einander
rtlich; die Kinder sind artig und gegen die Eltern rücksichtsvoll.
ußerlich machen die Filipino den Eindruck von Sittsamkeit, so
lecht es in Wahrheit mit der Sittlichkeit bestellt ist. Daran ist
erdings nicht nur die Erziehung durch die Mönche schuld, son-
rn auch das schlechte Beispiel, das so viele Europäer in den
afenstädten geben. In den Ländern des Ostens hat man das
prichwort: „Kein Engländer nimmt die zehn Gebote weiter mit
s bis Port Said," und gar oft ist der Missionar der einzige Weiße,
r den Eingeborenen ein gutes Beispiel gibt, und bis zum Jahr
899 haben die Filipino dieses Beispiel nicht gehabt.

Eigentümlich ist dem Filipino ein starker Fatalismus. Fremde
auben manchmal, er habe gar kein Gefühl für die Leiden andrer,
er die Ruhe, die er dabei zeigt, entspringt nicht sowohl der
efühllosigkeit als der Ergebung in das Unabänderliche. Er ver-
ht auch, bei innerer Erschütterung, z. B. bei heftigem Schrecken,
ne große Gemütsruhe zur Schau zu tragen und ein Gesicht zu
achen, als wäre nichts geschehen. Daß die Filipino gegen ihre
einde grausam sind, haben wir schon gehört. In einem Lied,
is von den amerikanischen Soldaten, die gegen die Filipino

kämpften, viel gesungen wurde und das wohl in den Soldatenkreisen entstanden ist, spricht der amerikanische Krieger seine Ansicht über den „sanften Filipino“ aus, und er findet, daß dieser gefährlicher ist als alle Feinde, „rote und gelbe, wilde und zahme“, mit denen er es bis jetzt zu tun gehabt hat. Denn der sanfte Filipino ist heimtückisch. Er lächelt dich freundlich an, er schwört, er liebe dich, er hängt die weiße Fahne heraus — aber alles das nur, um dich dann aus einem Hinterhalt verräterisch zu erschießen.

So unwissend das Volk im ganzen ist, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß es auch wirklich gebildete und geistig hochstehende Filipino gibt. Aber ihre Bildung ist ausländisch, d. h. spanisch, und wenn es einerseits für die Missionare eine Erleichterung ist, daß die spanische Sprache von vielen Filipino gesprochen wird, so ist es andrerseits ein Mangel, der sich besonders bei der Bibelübersetzung geltend macht, daß die einheimischen Mundarten die unvollkommene Sprache eines ungebildeten Volks geblieben sind. Die wenigen von Jesuiten verfaßten Grammatiken und Wörterbücher helfen nicht viel, denn die Wörter, die hier für religiöse Begriffe gebraucht werden, sind entweder veraltet oder ganz willkürlich gebildet und für das Volk unverständlich. Die Missionare sind deshalb oft genötigt, neue Wörter zu bilden.

3.

Die erste evangelische Missionsgesellschaft, die einen Missionar auf die Philippinen sandte, war die presbyterianische. Dieser Missionar, Herr Rodgers, hatte schon elf Jahre in Brasilien gewirkt und sich dadurch gut für seinen Beruf vorbereitet. Von dem militärischen Gouverneur in Manila, dem General Otis, wurde ihm ein kühler Empfang zuteil. Der General fürchtete, durch religiöse Zwistigkeiten könnten die Unruhen auf der Insel vermehrt werden. Außerdem glaubte er, die Empörung habe einen vorwiegend katholischen Charakter und werde durch die eingeborenen Geistlichen geschürt. Er suchte also die katholische Kirche mit dem neuen Regiment auszusöhnen. Wenn man sieht, wie General Otis der katholischen Geistlichkeit aus politischen Gründen entgegenkam, könnte man fast denken, er habe „nach berühmten Mustern“ gearbeitet. Als der Erzbischof Chapelle, der vom Papst beglau-

e Vertreter der Kirche, ankam, sandte Otis seine eigene Dampf-
kasse, um den Bischof abzuholen; und während sich Otis vorher
rere Wochen lang aller Geselligkeit entzogen hatte, war er
dem Empfang gegenwärtig, den die spanische und eingeborene
stlichkeit dem Bischof bereitete. Wenn Otis hoffte, er könne
ch diese Politik die Stimmung der Eingeborenen verbessern,
erreichte er jedenfalls das Gegenteil, denn die Filippino glaubten
, die amerikanische Regierung stecke mit den verhaßten spa-
hen Mönchen, die sie um jeden Preis los werden wollten,
er einer Decke. Rodgers war in Manila anfangs eigentlich
geduldet, und auch diese Duldung hätte vielleicht bald ein
e erreicht, wenn er nicht durch seinen Takt und seine Vorsicht
n Anstoß vermieden hätte. So aber gelang es ihm mit Hilfe
Missionars Hibbard, der im Jahr 1900 nach Manila kam,
elmäßige Gottesdienste einzurichten. Unter den Eingeborenen
d sich ein Mann, Sennor Gamora, der dem Werk seinen kräf-
n Beistand lieh. Er hatte seinerzeit Alonso und dessen Mit-
eiter Castells während ihrer kurzen Wirksamkeit unterstützt und
e auch selbst in den Besitz einer spanischen Bibel gekommen.
die spanischen Geistlichen erfuhren, daß er eine Bibel habe,
anlaßten sie, daß er verhaftet und nach einer kleinen Insel ver-
nt wurde. Nach der Eroberung der Philippinen durch die
erikaner konnte er in seine Heimat zurückkehren. Sein Sohn,
zuerst in Manila katholische Theologie studiert hatte, ist später
h Protestant geworden und hat sich der methodistischen Mission
eschlossen. Er hat kürzlich als der erste Filipino die Weihe
n evangelischen Geistlichen empfangen.

Von Manila aus gingen die Missionare nach Ilo-Ilo auf
Insel Panay, zu dem Stamm der Wisajer. Panay liegt
nlich in der Mitte der Inselgruppe und scheint auch den Mittel-
kt für die Mission zu bilden, denn ein Blick auf die Karte
gt uns, daß hier und auf dem benachbarten Negros die meisten
ationen sind. Ein junger Wisajer, der in der Baptistenmission
Barcelona bekehrt worden war, diente als Dolmetscher zwischen
ssionar Hibbard, der etwas Spanisch konnte, und den Einge-
enen. Später wurde der junge Wisajer selbst ein tüchtiger
ediger. In Ilo-Ilo ist auch Gelegenheit zur Heidenmission,
n es wohnen hier viele chinesische Kaufleute. Es fand sich ein

junger chinesischer Christ, der gerne bereit war, seinen Landsleuten Bibelstunden zu halten. Die evangelischen Gottesdienste wurden in einem gemieteten Saal gehalten, der Zudrang war aber so stark, daß man nach kurzer Zeit ein größeres Gebäude aus Bambus errichten mußte. Bald wandten sich auch viele Männer und Frauen wirklich dem Evangelium zu. In Molo, einem Dorf in der Nähe von Ilo-Ilo, wo Hibbard eine Anzahl von jungen Leuten in einer Klasse gesammelt hatte, brachte es der Priester durch seine Drohungen dahin, daß die meisten den Lehrer wieder verließen. In eine religiöse Versammlung in Molo drangen, von demselben Priester aufgehetzt, eine Schar junger Männer ein, zerschlugen die Möbel und erschreckten die Andächtigen. Ueberhaupt fehlte es am Anfang nicht an allerlei Plackereien, aber mit der Zeit gewannen die Missionare durch ihr würdiges Auftreten und ihre Freundlichkeit die Liebe und Achtung aller Stände. Besonders viel trug die Anwesenheit eines Missionsarztes, des Dr. Hall, dazu bei, der Mission die Häuser zu öffnen und auch den schwerer zugänglichen Frauen nahe zu kommen. Nachdem Frau Hibbard und Frau Hall angekommen waren, wurde eine Schule eröffnet, in der die beiden Frauen unterrichteten.

Auf die Insel kam bald auch ein Baptistenmissionar. Dieser, ein Herr Lund, hatte schon zweiundzwanzig Jahre in Spanien gewirkt. Die Baptistenmission hat in Spanien ihr Hauptquartier in der Hafenstadt Barcelona, und Lund hatte unter seinen Zuhörern manchmal junge Tagalen und Wisajer, die auf den Handelsschiffen nach Spanien kamen. Unter ihnen war ein junger Mann namens Manikin, der in Jaro auf der Insel Panay jesuitische Theologie studiert, aber unbefriedigt von seinen Studien, beschlossen hatte, ehe er sich zum Priester weihen ließe, Spanien zu besuchen. So kam er nach Barcelona, wo Lund sich seiner annahm. Manikin lernte das Evangelium kennen und bekehrte sich. Die amerikanischen Baptisten beschlossen, eine Mission auf den Philippinen zu gründen; bis aber dort die politischen Verhältnisse etwas geordnet waren, begann man in Barcelona das Neue Testament ins Wisajische zu übersetzen. Dabei und beim Verfassen von Traktaten leistete Manikin wertvolle Hilfe. Als es dann auf den Inseln ruhig wurde, ließen sich Lund und Manikin in Jaro nieder. Ilo-Ilo liegt in der Südostecke der Insel und

sbyterianische Mission kann sich von hier aus nach Westen
en. Jaro liegt weiter nördlich, ungefähr in der Mitte der
, und die Arbeit kann von hier aus weiter nach Norden
So ist gesorgt, daß es keine Reibung zwischen den beiden
en gibt. Auch auf der Insel Negros, südöstlich von Panay,
Gebiete abgegrenzt worden: Die Baptisten haben sich in
im Norden, die Presbyterianer in Dumagnete im Süden
lassen.

nd machte den Leuten gleich durch sein Aeußeres einen
indruck: er hatte nämlich eine Glatze und war ziemlich
Die Unwissenderen unter den Einwohnern dachten, er
denfalls ein echter Priester sein, da er das Aeußere eines
habe. Was ihm bald Einfluß verschaffte, war seine voll-
Beherrschung der spanischen Sprache; dadurch konnte er
s auf die Gebildeten wirken, während Manikin zum Besten
issenden die Vorträge in die heimische Sprache übersetzte.
r Hilfe bei der Bibelübersetzung brauchte man einen der
ache kundigen Mann und man fand ihn in der Person
ebellenhauptmanns, der in Jaro im Gefängnis war. Der
hatte Langeweile und war gerne bereit, gegen eine kleine
ng bei der Arbeit zu helfen. Ein besonders wertvoller
war ein alter Schulmeister, der seinen Wohnort im Innern
l verließ, um mit Lund zu arbeiten. Er tat es allerdings
s Liebe zum Evangelium, von dem sein Herz noch unbe-
ar, sondern aus grimmigem Haß gegen die spanischen
In Jaro wie in Molo und Ilo-Ilo wurden die furcht-
Seelen durch die Drohungen der Priester bewogen, sich
Mission zurückzuziehen, aber die Mutigeren blieben treu.
Jahr 1901 Lund seiner Gesundheit wegen nach Barcelona
ren mußte, konnte er die vollendete Uebersetzung des Neuen
ts mitnehmen, um in Spanien den Druck zu besorgen.

4.

an kehrte nach seinen Besuchen auf den verschiedenen Inseln
mal nach Manila zurück; er fand die politischen Verhält-
einer Weise verändert, die auch die Sache des Evange-
eeinflußte. Es hatte sich in Manila eine Partei, die
o Federal", gebildet, die eine Aussöhnung mit der ame-

rikanischen Regierung und eine Unterdrückung des kleinen Kriegs erstrebte.

Ein Hauptsitz der Bewegung, die sich übrigens bald über die andern Inseln verbreitete, war Tondo, der am meisten tagalische Teil von Manila, und hier hatte die Partei beschlossen, sich auch von der römischen Kirche zu trennen. „Dieser Beschluß," sagt Dean, „wurde ohne irgend welchen Druck und ohne eine Anregung von außen gefaßt. Er entsprang dem tiefen Mißtrauen, das die Gescheiteren unter den Filipino gegen das Erpressungs- und Betrugssystem hegten, als das sich ihnen die sogenannte Kirche enthüllt hatte. Die große Masse des Volks hatte immer nur die Mönche gehaßt, sich aber zu den Padres gehalten. Die neue Partei war folgerichtiger und gab die Schuld dem System, das die Sünden der Mönche jedenfalls geduldet und gefördert, wenn nicht geradezu gezüchtet hatte. Einige von dem Komitee der Partei hatten Rodgers sprechen hören und wußten etwas von dem protestantischen Bekenntnis. Rodgers wurde nun aufgefordert, zu einer jener Massenversammlungen, die die Partei allsonntäglich in Tondo hielt, zu sprechen." Das erstemal ging es dabei nicht sehr würdig zu; es wurde z. B. während der Predigt Bier herumgeboten. Das zweitemal sorgte man dafür, daß die Versammlung einen mehr gottesdienstlichen Charakter bekam. Rodgers predigte Spanisch und Zamora der Vater sprach Tagalisch zum besten derer, die nicht Spanisch konnten. An jenem Tage haben fünf- bis sechshundert Filipino das Evangelium gehört. Viele konnten die spanischen Lieder mitsingen und alle schienen mit Aufmerksamkeit und Teilnahme zuzuhören. Noch größeren Erfolg hatten die Methodisten. Nikolaus Zamora predigte schon im Herbst des Jahres 1900 in einer Vorstadt von Manila vor siebenhundert Tagalen; in den ersten Monaten des folgenden Jahres nahmen mehrere Dörfer in der Nähe Manilas den neuen Glauben an und bald mußten auch Kapellen gebaut werden. So errichteten z. B. die armen Fischer in der Umgebung von Tondo selbst eine kleine Bambuskapelle.

Natürlich konnten bei einer so starken evangelischen Bewegung die Verfolgungen nicht ausbleiben. Die Mönche nützten die politische Lage für ihre Zwecke aus. Sie wußten es durch geheime Ankläger dahin zu bringen, daß viele Führer der evangelischen

Bewegung und auch andre Neubekehrte unter dem Verdacht, zu den Aufständischen zu gehören, ins Gefängnis geworfen wurden. Die „Manila Times“ brachte damals einen Artikel, in dem es heißt: „Es wird wohl mit diesen Verhaftungen fortgehen, bis man sich dazu entschließt, einen Angeber, der hinterlistig die Verhaftung eines Menschen veranlaßt, zu bestrafen. So wie jetzt die Verhältnisse liegen, kann jede verleumderische Anklage wegen Empörung einen Eingeborenen ins Gefängnis bringen, und er kann gar nichts machen, als geduldig warten, bis er verhört wird. Aber selbst dann kann er noch durch meineidige Zeugen um seine Freiheit gebracht werden.“

Jetzt sind wohl die politischen Verhältnisse so weit geordnet, daß diese ungerechten Verhaftungen aufgehört haben.

In Deans Buch ist eine Karte der Philippinen, auf der die von der evangelischen Mission noch unberührten Gegenden schwarz gezeichnet sind. Es ist erfreulich, daß dieses Kärtchen vom Jahr 1902 jetzt schon veraltet ist. Die Insel Mindanao z. B. ist darauf noch vollständig schwarz; jetzt haben aber die Amerikanische Missionsallianz und der Amerikanische Board Missionare dahin gesandt. In Mindanao, das weniger als die andern Inseln vom Katholizismus beherrscht ist, soll unter den mohammedanischen Moro gewirkt werden.

Wie bereit die Bevölkerung zur Aufnahme des Evangeliums und wie nötig es ist, ihr Missionare zu senden, sieht man daraus, daß im Jahr 1901 oder 1902 ungefähr 10 000 Wisajer aus dem Innern von Panay Listen mit ihren Namen bei der Mission abgaben und erklärten, sie wollten Rom verlassen und den Protestantismus kennen lernen. Leider war es damals keinem von den ohnehin sehr angestrengt arbeitenden Missionaren möglich, sich dieser Leute anzunehmen. Sehr notwendig wäre es auch, daß Missionare zu den noch immer sehr zahlreichen Heiden gesandt würden. So leben z. B. in den Bergen des nordwestlichen Luzon ungefähr 100 000 Ureinwohner in schwer zugänglicher Gegend und verschiedene Mundarten redend. Sie sind von der römischen Kirche noch wenig beeinflußt.

Sehr erfreulich ist, daß die verschiedenen evangelischen Kirchengemeinschaften*) auf den Philippinen nicht in Wettbewerb mit-

*) Die Missionare sind alle von amerikanischen Gesellschaften ausgesandt.

einander treten, sondern die Gebiete abgrenzen. Sie haben eine „Evangelische Union" gegründet, in der alle evangelischen Kirchen der Inseln vertreten sind. Diese Kirchen haben einen gemeinsamen Namen: Iglesia Evangelica. — Wenn man auch wünschen möchte, daß die Filipino das evangelische Christentum nicht in so verschiedenen Gestalten kennen lernten (die neue Auflage von Gunderts Buch über die evangelischen Missionen nennt acht verschiedene Missionen von ebenso vielen verschiedenen Kirchen und Sekten, die auf den Philippinen arbeiten), so ist es doch andrerseits eine Freude, dieses friedliche Zusammenwirken der verschiedenen Kirchen zu sehen. Möge dieser Frieden zum Heil der Inseln erhalten bleiben.

Die Zahl der Evangelischen im engern Sinn, d. h. der eingeschriebenen Kirchenglieder und Abendmahlsgäste ist allerdings noch nicht groß. Im Jahr 1902 waren es ungefähr 1200, aber die Mission ist ja auch noch ganz neu. Von großer Wichtigkeit und frohe Hoffnungen erweckend ist die Tatsache, daß die Bibelverbreitung, die von zwei Bibelgesellschaften, der Britischen und der Amerikanischen, betrieben wird, immer mehr zunimmt. Im Jahr 1901 wurden 53 000 Exemplare auf den Philippinen verkauft. Das ist viel in einem Lande, wo noch vor wenigen Jahren die Bibel ein unbekanntes und verbotenes Buch war.

Unter den Arabern
von Moab und Edom.

(Schluß)

Es war nicht die letzte Probe, die Forder zu bestehen hatte. Am folgenden Morgen, in aller Frühe, wurde er von zwei Bewaffneten ins Kastell zu Johar vorgefordert. Er begab sich dahin und fand hier den Statthalter auf einem erhöhten Sitz thronend und in die buntesten Gewänder gekleidet. Er war die Freundlichkeit selber und ließ ihn neben sich niedersitzen, während Hunderte von Männern und Knaben im Sande vor ihnen hockten. Es handelte sich zunächst um eine allgemeine Speisung des Volks, die Johar alljährlich einmal veranstaltete und wobei Unmassen von

lfleisch vertilgt wurden. Auch für Forder, der sich mit dem halter und einigen andern Gästen auf den Sand zum Mahle ließ, war reichlich gesorgt, und sein Wirt ließ es nicht am uch fehlen. Als das Volk wie die Hyänen über die auf-enen Speisen herfiel, bemerkte Johar zu Forder: „Sieh dort Bilden, wie sie sich wie Hunde aufführen! Ist das in Deinem ıtlande auch so?“ Als Forder es verneinte, lachte er nur dazu. Nach einer Stunde verabschiedete sich Forder und begab sich in almenhaine, wo er an diesem Festtage unbeachtet weilen konnte. da erschien am Nachmittag ein weiterer Bote und meldete ihm, Johar ihn zu sprechen wünschte. Er traf diesen im großen immer, das voll von Leuten war. Alles verhielt sich still-gend, als Johar ihn neben sich setzen hieß und ihn anredete: st, wozu ich Dich gestern aufforderte, war wohl eine zu harte tung, und ich denke mir, es lagen allerhand Gründe vor, die en Uebertritt zum Islam erschwerten; aber ich will Dir be-ı dazu sein. Bist Du verheiratet?“ — „Ja.“ — „Hast Du r?“ — „Ja, drei.“ — „Besitzt Du Geld?“ — „Nein.“ — bst Du irgendwelchen Handel, oder hast Du einen Kaufladen?“ Nein; Gott gibt mir, was ich nötig habe.“ — „Gut, so höre wenn Du ein Moslem wirst, so gebe ich Dir vier Weiber t des einen, das Du jetzt hast, und Du wirst bald mehr Kinder als ihrer drei. Auch will ich Dir Kamele geben, Palmbäume eld genug, sodaß Du damit handeln und reich werden kannst. geben Dir dann auch ein Haus und alles was Du brauchst, Du einer der Unseren wirst.“

Forder dankte ihm für sein gütiges Anerbieten, versicherte ihn aufs neue, daß er um keine Schätze der Welt seine Religion eben könnte. Daraufhin erhob sich Johar und begab sich in Kastell zurück, wobei er den Tag verfluchte, an dem der Fremde Stadt betreten habe und zugleich die Besorgnis aussprach, daß einem längeren Verweilen noch Unheil über dieselbe kommen . Doch ließ er noch am gleichen Abend um jene Bibel bitten, vorher bei Forder gesehen hatte. Am folgenden Morgen aber dieser strikten Befehl, die Stadt sogleich zu verlassen. Daran war nicht zu denken, solange der Scheich von Ithera, mit dem r nach Dschof gekommen war, nicht an die Rückreise dachte. Glück hatte Forder in Faleh, dem ältesten Sohne Johars, einen d gewonnen, der ihm Mut zusprach und ihn zur Vorsicht te. Durch ihn wurde er auch mit mehreren Männern von bekannt, von denen jeder eine Bibel erbat und sie mit in das e von Arabien nahm. Auch sonst konnte er eine schöne Anzahl

von Bibeln und einzelnen Bibelteilen unter der Bevölkerung absetzen, denn wenn ihm auch viele Bewohner mit Haß und Mißtrauen begegneten, so gab es doch auch solche, die ihm freundlich gesinnt waren.

8. Auf der Rückreise nach Jerusalem.

Bevor indes Forder seine Rückreise durch die Wüste antreten konnte, trat ein Ereignis ein, das ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Wie schon gesagt, residierte Scheich Johar in einem Kastell, das am Südende der Stadt lag. Wie alle übrigen Bauwerke dieser Art waren seine Mauern aus getrockneten Erdbacksteinen aufgeführt. Nun hatte es die Nacht hindurch geregnet und ein scharfer Wind blies von Osten her. Durch den Regen waren die Mauern des einen Eckturms aufgeweicht worden und die Folge davon war, daß am Morgen die eine Mauer einfiel. Unglücklicherweise fiel sie nicht nach außen, sondern nach innen, durchschlug das Gemach, worin Johar eben saß und im Koran las, und begrub den allgemein geachteten Statthalter unter seinen Trümmern.

Forder, der sich allein in seinem Zimmer befand, hörte plötzlich draußen Wehklagen und Geschrei. Er begab sich vor die Tür und sah hier, wie groß und klein dem Kastell zulief. Bald darauf hörte er auch, was vorgefallen war, hielt es aber für geratener, in seiner Wohnung zu bleiben. Inzwischen hatte man Johar aus dem Schutt hervorgezogen und es fand sich, daß der Verunglückte ein Bein gebrochen hatte und am Körper ziemlich zerschunden war. Als er in diesem Zustand auf dem Sande des Kastellhofs lag, ließ jemand die Bemerkung fallen: „an dem Unglück ist der Christ schuld; er muß hier um den Weg gewesen sein und seinen bösen Blick auf den Turm gerichtet haben, sodaß dieser umfallen mußte; das ist nur der Anfang von allem Unheil, das er über uns bringt."

Diese Aeußerung war wie ein Funke, der in ein Pulverfaß fällt. Sofort erhob sich das Geschrei: „Tötet den Christenhund!" Wutentbrannt stürzten sie, mit Keulen, Dolchen und Revolvern bewaffnet, gegen Forders Wohnung, der ahnungslos vor der Tür stand und den Pöbel daherkommen sah. Die Situation war ihm aber sofort klar. Näher und näher wälzte sich der Pöbel, aber er wußte, daß er sich nicht von der Stelle rühren durfte, da er sonst ihren Argwohn bestätigt hätte. Schon glaubte er sich verloren, da trat, als der Pöbel nur noch einige Meter von ihm entfernt war, Hilfe ein von einer Seite, von der er sie am wenigsten erwartet hätte. Drei

er stürzten plötzlich aus dem Hintergrund herbei, stellten sich
n, hielten ihre Revolver der anstürmenden Rotte entgegen und
: „Keiner wage sich an den Christen heran!“ Der Pöbelhaufe
und machte Halt, während Forder in sein Zimmer gedrängt
, vor dem die drei Männer an der Tür Posto faßten. Das
verlief sich hierauf bald und die Helfer in der Not kamen zu
r ins Zimmer herein. Dieser dankte ihnen für die Errettung
er Gefahr und fragte sie, wie sie dazu gekommen wären, ihm
ser Weise beizustehen. Ihre Antwort war: Wir sind in Indien
n und haben dort die Christen kennen gelernt als Leute, die
nd etwas zu leide tun. Wir haben dort auch gesehen, wie
nd in Indien und Aegypten regiert und wünschten, die Eng-
kämen auch hierher nach Arabien, denn die Christen sind besser
e Moslemin. Darum werden wir stets, wo immer nur möglich,
hristen helfen. Die Leute hier in Dschof wissen nichts von
hristen und würden dich ohne Zweifel umgebracht haben, wenn
icht dazwischen gekommen wären und dich verteidigt hätten.
Bald darauf stellte sich auch der wohlmeinende Faleh ein und
e Forder mit den Worten: „Sei unbesorgt; ich weiß, daß du
Schuld trägst an dem Unglück; es war das vorherbestimmt und
so kommen; ich hoffe, daß mein Vater nicht sterben wird.“
ßlich kamen auch noch die beiden andern Söhne zu Forder,
e über den Unfall ihres Vaters so gut als möglich zu trösten
Immerhin war die Stimmung der Bevölkerung durch den
klichen Vorfall derart, daß man den unbequemen Fremden auf
che Weise aus dem Wege zu schaffen trachtete. Unter falschen
iegelungen wurde er aus seinem Quartier ans andere Ende der
gelockt, wo man ihm vergiftete Speise vorsetzte. Da er jedoch
cht schöpfte, wies er sie zurück. Aus demselben Grunde wagte
h nicht, während der Nacht zu schlafen, sondern war auf seiner
bis ihn am Morgen einer seiner drei Begleiter, deren Schutz
m Statthalter übergeben worden war, nach langem Suchen
d und ihn aus seiner kritischen Lage befreite.
Eine besondere Ueberraschung brachte ihm einer der folgenden
en. Als er seine Tür öffnete, fand er vor derselben einen
r Teil der hl. Schriften, die er in der letzten Zeit unter der
kerung abgesetzt hatte, vor derselben aufgestapelt. Den Grund
sollte er bald erfahren. Faleh kam und teilte ihm mit, er
: doch ja nicht ärgerlich über die Rückgabe der Bücher sein;
auf Anordnung seines Vaters geschehen, der etwas Ungehöriges
uche der Christen gefunden habe und zwar in Psalm 2, 7, wo
Stelle gelesen habe: „Du bist mein Sohn; heute habe ich dich

gezeugt." Doch schon am nächsten Tage kamen die Leute und holten die Bücher wieder zurück. Auf die Einwendung Forders, daß ja Johar ihre Ablieferung befohlen habe, erhielt er die bezeichnende Antwort: „Ja, er hat das wohl gesagt, aber nicht verboten, sie ein zweites Mal zu holen. Gib sie nur wieder her und wir wollen schon dafür sorgen, daß er nichts davon erfährt, bis du fort bist."

Inzwischen hatte Scheich Khei-Khwan erkannt, daß es die höchste Zeit sei, mit seinem Schutzbefohlenen wieder von dannen zu ziehen, und so erklärte er Forder am 13. Tage ihres Aufenthaltes, daß er am nächsten Morgen wieder nach Ithera aufzubrechen gedenke, obschon er anfangs die Absicht gehabt habe, einen vollen Monat in Dschof zu verweilen. Am gleichen Nachmittag wurde Forder ins Kastell beschieden, um vom Statthalter verabschiedet zu werden. Als er dessen Zimmer betrat, fand er ihn in der einen Ecke desselben auf einem Bett liegen und umgeben von einer großen Anzahl von Männern. Aber er durfte sich ihm nicht nähern, sondern konnte ihm nur aus einiger Entfernung seinen Dank und die Wünsche für baldige Genesung aussprechen. Dann wurde er still hinausgeleitet. Er hat seitdem von Johar, dem vielgeschätzten und gefürchteten Statthalter von Dschof nie mehr etwas gehört.

Es war die letzte Nacht, die Forder in Dschof zubrachte. Da pochte es plötzlich an seine Tür. Er stand auf und öffnete. Zwei Männer traten ein und legten einen Sack mit Datteln vor ihn nieder mit den Worten: „Faleh sendet dir diese Datteln für die Reise. Er hat vielleicht am Morgen keine Gelegenheit mehr, dich zu sehen, und so läßt er dir denn jetzt Lebewohl sagen und wünscht dir eine glückliche Reise." Hierauf zogen sie noch ein weiteres Säckchen mit Datteln hervor und sagten: „Diese da schickt dir ebenfalls Faleh für deine Frau und Kinder in Jerusalem."

Am nächsten Morgen wurden in aller Frühe die Zurüstungen für die Rückreise getroffen; aber bevor diese stattfand, mußte Forder mit Scheich Khei-Khwan noch an sechs verschiedenen Orten ein Abschiedsmahl einnehmen. Dann wurden die Reittiere bestiegen. Zugleich hatte sich aber auch Faleh mit einem Säckchen voll frischen Brots eingefunden, das er Forder als Proviant für die Wüstenreise überreichte. Hierauf wurde Abschied genommen und die Reisenden brachen auf. Faleh hatte sich während des fast vierzehntägigen Aufenthalts stets als treuer Freund dem christlichen Fremdling gegenüber bewiesen. Jeden Morgen war er um 10 Uhr dahergekommen oder hatte ihn zu sich holen lassen, wo er ihn dann auf dem Dache seines dreistöckigen Hauses mit Brot, Datteln, Syrup, Butter und Milch aufs beste traktierte. Auch scheute er sich nicht, mit ihm aus ein

und derselben Schüssel zu essen, wozu sich sonst Mohammedaner nicht so leicht verstehen. Im übrigen beobachtete er streng die islamischen Vorschriften und die Zeiten des Gebets.

Vor der Stadt wartete die Karawane auf ihren Scheich als Anführer. Mit dem Ausruf: Allah, Abraham und Mohammed mögen unsere Heimfahrt segnen und uns auf dem Wege beschützen, wurde aufgebrochen. Bald lagen die schattigen Palmenhaine von Dschof hinter ihnen. Vor ihnen lag die weite, öde Wüste, in der sie erst am Abend des vierten Tages etwas Wasser in einigen Felsenbecken fanden. Obschon es höchst unrein war, da Kamele darin gebadet hatten, waren die Reisenden doch froh daran. Am Tag darauf brach Forders Kamel auf der Weiterreise plötzlich zusammen und war unfähig, wieder aufzustehen. Einige Männer, die sogleich herzukamen, erklärten, als sie die Augen des Tieres tränen sahen, daß es trunken sei und wegen Schwindels nicht weiter gehen könne. Das war in der Tat so. Das Kamel hatte ein giftiges Kraut gefressen, das diesen Zustand hervorruft. Man legte ihm sofort nasses Gras auf den Kopf, bereitete einen Brei von Datteln, Salz und Mehl und schüttete ihm diesen ein. Das hatte die Wirkung, daß in einer halben Stunde die Augen nicht mehr tränten, das Tier sich wieder erhob und mit den andern weiter konnte.

Mehr Unruhe als dieser Vorfall rief am folgenden Tage die Erscheinung eines einzelnen Mannes hervor, der in einiger Entfernung auftauchte und auf sie zukam. Man wußte anfangs nicht, ob er ein Feind oder Freund sei. Es zeigte sich aber bald, daß er nur ein Hilfesuchender war. Der arme Bursche konnte vor Erschöpfung nicht reden und gab nur durch ein Zeichen zu verstehen, daß er einen Trunk Wasser begehre. Dieser wurde ihm gereicht und er erzählte, daß sie zu neun Personen mit Kamelen und gut verproviantiert durch die Wüste gereist seien. Unterwegs seien sie von Räubern überfallen und gänzlich ausgeplündert worden. Nun seien sie acht Tage lang ohne Wasser und Nahrung in der Wüste umhergeirrt. Seine acht Leidensgefährten lägen halbtot in einiger Entfernung auf dem heißen Sande. Er als der einzige, der sich noch habe aufraffen können, habe sich der herankommenden Karawane zu nähern gesucht. Dies der Bericht des Mannes, dem die Karawane einen Schlauch mit Wasser, etwas Mehl und Datteln für sich und seine Gefährten übergab. Dann überließ man sie ihrem Schicksal.

Noch am gleichen Abend wurde die Karawane aufs neue in Alarm gesetzt. Eben hatte sie in einem Tale zwischen Felsblöcken und Gestrüpp ihr Lager bezogen und die Männer hockten behaglich um ihr Lagerfeuer herum, als sich plötzlich Stimmen im Tale ver-

nehmen ließen. Alles war still und lauschte. Die Männer griffen zu den Waffen und löschten die Feuer, indem sie Sand darauf schütteten. Als sich indes niemand zeigte, gingen einige Männer auf Kundschaft aus. Nicht lange darauf fielen einige Flintenschüsse und jedermann vermutete Feinde in der Nähe. In den nächsten Augenblicken erscholl jedoch der Ausruf: „Es sind Freunde!“ Nach einer Weile kehrten sodann die ausgesandten Leute mit zwölf verwildert aussehenden Männern ins Lager zurück.

Ein Blick auf die Daherkommenden zeigte sofort, daß sie sich im Zustand der äußersten Erschöpfung befanden. Es wurden nun sogleich die Feuer wieder angefacht und eine lebhafte Unterhaltung nahm ihren Anfang. Kaffee wurde den Ankömmlingen gereicht und währenddem erzählten sie ihre Erlebnisse. Hienach waren sie vor zwei Wochen von Dschof aufgebrochen, um in Damaskus Arbeit zu suchen. Sie führten keine Kamele mit sich, hatten sich aber mit Proviant und Wasserschläuchen versehen. Allein sie waren von der Karawanenstraße abgekommen und hatten sich in der endlosen Wüste verirrt. Proviant und Wasser war ihnen ausgegangen und so waren sie nun seit fünf Tagen ohne Nahrung und Wasser, dem Verschmachten nahe, umhergewandert, bis sie schließlich auf die Spuren der Karawane stießen. Diese hatten sie zum Lagerplatz derselben geführt, wo sie, wie gesagt, mit großer Freude aufgenommen wurden. Ihre Leiden hatten damit ein Ende und sie schlossen sich für die nächsten Tage der Karawane an.

Endlich, am Nachmittag des zehnten Reisetages, tauchten die Palmen von Ithera auf, das Forder vor 33 Tagen mit dem Scheich verlassen hatte. Wenige Stunden nach seiner Ankunft wurde Forder vom Scheich in eine elende Hütte geführt, wo ihm sein Quartier für die nächste Zeit angewiesen wurde. Es war ein höchst verwahrloster, schmutziger Raum, der nichts als einige alte irdene Töpfe und mehrere Holzkisten aufwies. In letzteren befand sich ein Rest alter, verrotteter Datteln, die ihm zur Verfügung gestellt wurden. Der Staub und Unrat am Boden war zolltief. Forder staute hier sein bischen Gepäck auf und ließ sich nieder. Am Abend erhielt er etwas Wasser und Brot, aber kein Licht. Er bat deshalb den Scheich um eine Lampe und eine Decke, aber beides wurde ihm versagt. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich in den Staub und Schmutz niederzustrecken, wobei ihm ein großer Backstein als Kopfkissen diente. Aber an Schlaf war nicht zu denken, da ihm das Ungeziefer keine Ruhe ließ. Selbst Eidechsen und Skorpionen tummelten sich auf ihm herum.

Als endlich der Morgen graute, begab sich Forder zum Scheich und erklärte ihm, er könne nicht länger in jener Hütte kampieren

olle ihm Gelegenheit zur Heimreise verschaffen. Der Scheich
ihm, in einigen Tagen mit ihm aufzubrechen und nahm
ischen in sein eigenes Haus auf. Aber mit dem Fortkommen
gute Zeit. So oft er jemand um seine Begleitung nach
s Tagereisen entfernten Orman bat, wurde eine so große
dafür gefordert, daß er die Unmöglichkeit einer Vereinbarung
Inzwischen packte ihn das Fieber und ließ ihn einige Tage
Niemand sorgte für ihn, niemand nahm sich seiner an.
e ihm immer klarer, daß er sich als Gefangener unter den
gslosen Leuten befand. Der Scheich hatte es darauf abge-
eld von ihm zu erpressen und doch war er von allem ent-
t man ihm nicht nur das Geld, sondern auch alles andere,
Unentbehrlichste, wie seine Schuhe, den Theekessel, Seife,
Handtuch, Unterzeug u. a. entwendet hatte.
ließlich ging ihm die Geduld aus und er begab sich am
age zum Scheich Khei-Khwan. Er forderte die zugesagte
d drohte ihm, wenn er ihn nicht noch heute von dannen
eße, so werde er sich allein auf den Weg durch die Wüste
Komme er dabei um, so sei sein Blut auf seinem Haupte.
eich entschuldigte sich und versprach ihm einen Führer samt
ktier. Beides erschien denn auch nach einer Stunde, aber
tier war ein abgemagerter Esel, dem alle Knochen zu Tage
nd der sich kaum auf den Beinen erhalten konnte. Forder
statt seiner ein Kamel, aber es hieß, er solle nur zu Fuß

ie Frühstück und Lebewohl ritt er in Begleitung eines un-
Führers ab. Das Marschieren im tiefen, heißen Sande
d über seine Kräfte, und erschöpft sank er zu Boden. Sein
ntlud den Esel, warf das wenige Gepäck auf den Sand und
as ihm brauchbar erschien, zu sich oder verscharrte es in
d. Dann forderte er den ermatteten Forder auf, ihm zu
m andern Falle werde er ihn einfach liegen lassen. Forder
ne letzten Kräfte zusammen und humpelte hinter ihm drein,
st und Schmerzen in allen Gliedern gepeinigt. So ging es
ei Stunden lang mühsam weiter. Da endlich tauchte eine
Palme auf und dicht daneben ein arabisches Zelt. Freundlich
r Zeltbesitzer den erschöpften Wanderer auf und wies ihm
chen im Zelte an. Mitleidig setzten sich seine Kinder und
ber in die Nähe des Fremdlings und gaben ihm Datteln
Zugleich drückten sie ihren Unwillen aus über die rohe
ng, die derselbe von den Leuten in Ithera erfahren hatte.
der blieb fünf Tage bei den gastfreundlichen Wüstenbewohnern.

bis eine Karawane daherkam. Sie war auf dem Wege nach Damaskus, und obschon Forder lieber direkt nach Jerusalem gereist wäre, blieb ihm doch nichts anderes übrig, als sich den Reisenden anzuschließen. Die Karawane bestand aus 18 Männern und 12 Kamelen. Gegen das Versprechen, in Orman, wo Forder zur Vorsicht etwas Geld zurückgelassen hatte, zehn Schillinge zu zahlen, erklärte sich der Anführer bereit, ihn bis dahin mitzunehmen. Allein auch diesmal fehlte es nicht an Enttäuschungen. Als er am fünften Tage fragte, wann sie wohl Orman erreichen würden, hieß es: „Wir kommen gar nicht nach Orman. Ich habe einmal dort einen Mann erschlagen und da fürchte ich mich, den Ort zu betreten. Wir werden dich in einem Dorf, das etwa zwei Stunden davon entfernt liegt, absetzen."

Da war nichts dagegen zu sagen. Als sie am sechsten Tage gegen Abend das Dorf erreichten, das von Mohammedanern, Drusen und einigen Katholiken bewohnt war, geleitete ihn ein Mann nach Orman, wo er ihm den bedungenen Lohn für den Führer der Karawane auszahlte. In Orman aber erregte die Ankunft Forders die größte Freude. Die Leute versicherten ihm, daß sie täglich Gott für seine glückliche Rückkehr gebeten hätten. Auch erhielt er ohne Anstand sein Geld, das er bei jemand deponiert hatte, bei Heller und Pfennig zurück. Die Nachfrage nach hl. Schriften konnte er leider nicht befriedigen, da er kein einziges Exemplar mehr besaß. Nach einiger Rast bestieg Forder einen Esel und trat in Begleitung eines Mannes seine Reise nach Damaskus an. Fünf Tage später lag Damaskus, das irdische Paradies des Arabers, vor ihm. Von hier konnte er auch endlich seiner Familie in Jerusalem Nachricht geben, die natürlich längst in großer Sorge um ihn war. Waren doch die Seinigen nahezu vier Monate ohne jegliche Nachricht von ihm gewesen und dabei in steter Ungewißheit, ob er je wieder aus der Wüste Arabiens zurückkehren werde.

Freudigen Herzens trat er nun den Heimweg an und nach einem neuntägigen Ritt zog er wohlbehalten wieder in Jerusalem ein. Eine strapaziöse und gefahrvolle Reise von 1500 engl. Meilen lag hinter ihm, auf der er ca. 250 arabische Schriften verkauft und ausgeteilt hatte. Außerdem hatte er noch Hunderte von christlichen Flugblättern und Büchelchen unter den Kindern Edoms verbreitet, von denen er hoffte, daß es Samenkörner seien, die da und dort doch vielleicht auf ein fruchtbares Ackerfeld gefallen sein könnten.

* * *

Damit ſchließt Forder ſeinen Bericht über ſeine mehrfachen Ver-
e, als chriſtlicher Glaubensbote nach Arabien vorzudringen. Wir
ihm dankbar für die Aufſchlüſſe, die er uns damit über die
ölkerung des nördlichen Arabiens gibt; aber ſeine Erlebniſſe zeigen
aufs neue, daß jene Gebiete für die Miſſion zur Zeit noch nicht
loſſen ſind und daß die Ergebniſſe einer ſolchen gefahrvollen
ſe vorderhand zu keinen weitern Verſuchen einladen. Ueber Forders
nwärtige Wirkſamkeit gibt uns ſein Buch (With the Arabs in
t and Town), dem wir die vorſtehenden Skizzen entnommen
n, keinen Aufſchluß. Wir vermuten, daß er nach wie vorher
e Arbeit unter den Beduinen Paläſtinas und Syriens tut und
i ſein Augenmerk auf die Söhne Arabiens gerichtet hält. Möge
on letzteren dereinſt heißen:

Sieh' das Heer der Nebel flieht Vor des Morgenrotes Helle,
Und der Sohn der Wüſte kniet Dürſtend an der Lebensquelle;
Ihn umleuchtet Morgenlicht: Jeſus hält, was er verſpricht.

er Wieſelbär und die heilige Pfeife
der Arapaho-Indianer.

Die heidniſche Partei der Arapaho-Indianer hat vor einiger Zeit
eines ihrer angeſehenſten Stammeshäupter verloren, den
alten Wieſelbär, der am 10. Januar d. J. aus dieſem Leben
d. Er war der Wächter der ſogenannten „heiligen Pfeife" der
paho, die nach der Sage vom höchſten Weſen, „dem Fremdling
oben", wie ſie ihren Gott nennen, bei der Schöpfung dem erſten
nſchenkind, einem Arapaho, übergeben wurde. Es geſchah dies
eich mit der Anweiſung, daß dieſe Pfeife von Geſchlecht zu Ge-
cht überliefert und in Ehren gehalten werden ſollte, damit durch
Anweſenheit im Lager der Rothäute Eingang und Ausgang für
ier geſegnet wäre. Wenn die Pfeife ſich in Bewegung ſetzte, ſo
ste der ganze Indianerſtamm die bisherigen Jagdgründe verlaſſen
ſich auf die Wanderung begeben; wo ſie ſich niederließ, da mußte
Lager aufgeſchlagen werden. Am Ende der Winterjahre aber,
. am Ende aller Tage, ſo erzählt die Sage, werde die Pfeife
chwinden und alle verſtorbenen Arapaho würden von den Toten
neuem Leben erſtehen.

Dieſe alte Reliquie aus der Vergangenheit bildete unter den Arapaho von jeher das Bollwerk des Heidentums gegenüber dem Chriſtentum. Jeder Miſſionsarbeiter lernte deſſen Macht kennen und hatte dagegen anzukämpfen. Ihre Hohenprieſter wurden jedesmal in Gegenwart des ganzen Stammes zu Wächtern der heiligen Pfeife beſtellt, und zwar wurde dieſer Akt unter den ſchrecklichen Riten eines Menſchenopfers vollzogen, wobei der Erwählte vom Opfer einen Teil des Herzens genießen mußte. Niemand aber unter den Stammesangehörigen wußte im voraus, wer zum Opfer auserleſen war. — Nun iſt, wie geſagt, der letzte jener „Geweihten", wie die Pfeifenverwahrer von den Arapaho genannt werden, in die Jagdgründe ſeiner Vorfahren abgerufen worden, und da die Einſetzung eines Nachfolgers in heutiger Zeit nicht mehr unter der alten vorgeſchriebenen Weiſe vor ſich gehen darf, wird ohne Zweifel auch die Pfeife viel von ihrem alten Ruf verlieren. Bis jetzt iſt der neue Wächter der Reliquie noch nicht ernannt. Die Wahl wird wahrſcheinlich auf einen Neffen des „Wieſelbär" fallen, denn das Amt iſt von jeher, und zwar durch ſieben Generationen hindurch, in ein und derſelben Familie erblich geweſen.

Die Verehrung der heiligen Pfeife iſt unter den Indianern ſo weit verbreitet und ihr Preis klingt ſo ſtark in ihren phantaſtiſchen Geſängen wieder, daß ein Profeſſor Mooney eigens zu dem Zweck eine Reiſe in das Indianer-Gebiet unternahm, um dieſen Gegenſtand der Verehrung kennen zu lernen. Aber ſein Verſuch, ſie zu Geſicht zu bekommen, war vergeblich. Man wollte ſie ſeinen profanen Augen nicht ausſetzen. Seitdem pilgern ganze Scharen von Indianern aus Kalifornien und dem Norden zu den Wigwams der Arapaho und verehren deren Reliquie. Sie wird von ihnen u. a. „der Wagen Gottes" genannt, weil ſie glauben, daß der Schatten (die Seele) eines Sterbenden durch ihren Zauber direkt in die „heimatlichen Gefilde" eingeht.

Bis jetzt iſt es erſt einem einzigen Weißen vergönnt geweſen, die verehrte Pfeife zu ſehen; und faſt wäre auch ihm dieſes Vorrecht entzogen worden, weil er ſich nicht dazu verſtehen konnte, ihr ein Opfer darzubringen. Der alte Wieſelbär wollte es durchaus nicht zugeben, daß ſie ohne Opfer beſichtigt würde. Der Alte ſaß damals im Kreiſe der ergrauten Stammeshäupter und in ſeinem Schoß lag ein großes Bündel von Fellen und Pelzen, die er eins nach dem andern ehrfurchtsvoll entfaltete und wobei er jedesmal eine Pauſe machte und eine ernſte Rede oder ein Gebet hielt. Die Ceremonie nahm deshalb eine lange Zeit in Anſpruch und wirkte ziemlich ermüdend. Schließlich kam die Pfeife zum Vorſchein, die unter Weih-

Anbetung der anwesenden Indianer zur Besichtigung aus-
de. Der Gegenstand erschien sehr alt und roh gearbeitet,
ch mit Hilfe von Steinmessern.
überraschend, daß ein Volksstamm wie die Arapaho, die
'eineswegs oberflächlich und gedankenlos sind, sondern als
'er erscheinen, seinen Glauben auf einen so wertlosen,
en Gegenstand gegründet hat. Aber es ist eben ein Erb-
hrer Vergangenheit, das sie von Geschlecht zu Geschlecht
ichen von Gottes Gunst und als das Siegel ihrer Er-
s des Volkes Gottes unter den Völkern der Erde ansehen.
ube an ihre Erwählung und Aussonderung von anderen
ägt sich in ihrem ganzen Charakter aus und beherrscht
en gegenüber andern Stämmen. Ihre Traditionen und
uche erinnern deshalb auch vielfach an das Alte Testament.
u. a. die Ueberlieferung, daß sie seiner Zeit vom Nord-
auf dem Kontinent eingewandert seien, um einer Unter-
entgehen, und daß eben diese ihre heilige Pfeife sie auf
ins Land ihrer Väter geleitet habe. Auf sie ist auch
'unft ihr Hoffen als auf ihren Messias gerichtet. — Die
e nun seit Jahren unter ihnen wirkt, ist bemüht, ihnen
Messias, den lebendigen Sohn Gottes, als den Führer
Heimat zu zeigen.

)as ausgesogene Indien.

t schon wiederholt darauf hingewiesen worden, mit welcher
irte die englische Verwaltung Indien aussaugt, dem Lande
erschwingliche Lasten aufbürdet und zugleich das Volk in
Elend versinken läßt. Ein Engländer, C. J. O'Donnell,
einem Buche, „Lord Curzons Fiasko", in einer Reihe
und vielseitiger Beobachtungen alle die Vorwände und
gen zerstört, durch die man in England selbst sich über
Ursachen des Verfalles des „armen reichen Indiens" zu
hte. Wenn in amtlichen Berichten von der Pest und der
in Indien die Rede ist, so wird das Ausbrechen der
nlich der „Unreinlichkeit" der Indier zugeschrieben, wäh-
e Hungersnot die Vorsehung getadelt wird, die nicht immer

zur rechten Zeit befruchtenden Regen sendet. Herr O'Donnell läßt diese Gründe, die nur zur Beschönigung der in Indien herrschenden Mißwirtschaft erfunden seien, nicht gelten. Die große Sterblichkeit — im Monat Oktober stieg in der Präsidentschaft Bombay die Zahl der von der Pest hingerafften Personen von 7748 auf 13 996 — hat nicht in der Unreinlichkeit ihren Grund, denn die Indier sind ein reinliches Volk, und das tägliche Baden ist bei ihnen eine Art religiöser Observanz. Sie fallen der Pest so leicht zum Opfer, weil sie so schlecht genährt sind, weil die Hungersnot ein chronisches Uebel geworden ist. Woher aber kommt das? Ein Auszug aus O'Donnells Darlegungen besagt:

„Erst kürzlich wieder machte Lord Curzon den Mangel an Regen für die Hungersnot verantwortlich. Der Mangel an Regen macht zweifellos das vorhandene Elend noch empfindlicher, aber Hungersnot und Pest haben ihren Grund in ganz anderen Dingen, mit denen die Vorsehung nichts zu tun hat. Die Besteuerung von Grund und Boden ist derartig übertrieben, daß dem Ackerbauer nicht genug Nahrungsmittel übrig bleiben, um sich und seine Familie das Jahr hindurch zu erhalten. . . . Die Hälfte der Bauern ist in der Pandschab-Provinz bereits zu Grunde gerichtet, nicht durch den Mangel an Regen, sondern durch unser Besteuerungssystem, das die Bauern zwingt, Geld zu borgen, um die hohe Pacht zu bezahlen.

Eine maßlosere Landbesteuerung als in Indien gibt es nirgends in der Welt. 60 Prozent des Gewinnes sowohl des Farmers wie des Großgrundbesitzers werden vom Staat beansprucht. An manchen Orten beläuft sich die Einkommensteuer sogar auf 70 Prozent. Diese schreiende Ungerechtigkeit veranlaßte vor drei Jahren eine Anzahl aus dem Staatsdienst ausgeschiedener anglo-indischer Beamten, an den Staatssekretär für Indien eine Petition mit dem Vorschlage einzureichen, daß 55 Prozent des Gewinnes die Grenze für die Forderungen des Staates bilden sollten. Aber Lord Curzon, dem diese Petition vom Staatssekretär für Indien zugestellt wurde, wies den Appell zurück.

„Ich bitte meine englischen Landsleute," so schreibt Herr O'Donnell, „im Auge zu behalten, daß ihre Herrschaft in Indien sich auf ein Steuersystem gründet, das dem indischen Bauern, dem halbnackten Feldarbeiter mehr als die Hälfte und oftmals zwei Drittel seines Erwerbes fortnimmt. Der indische Großgrundbesitzer wird genau in demselben Maße ausgeraubt."

Gegen Ende des Jahrhunderts wurden in Madras nach amtlicher Feststellung innerhalb eines Zeitraumes von elf Jahren 840 713 Farmer von Haus und Hof gejagt, weil sie die Landsteuer nicht be-

konnten. Diese Farmer waren Familienhäupter und repräen eine Bevölkerung von vier Millionen Menschen, die alle los wurden und meist den Hungertod starben. Diese Tatsachen kürzlich von Herrn William Rogers, einem Mitgliede des tsrates von Bombay, in der „Daily News“ bestätigt. Wenn Millionen durch Hungersnot und Pest hingerafft werden, so das in allererster Linie an dem grausamen und erbarmungsBesteuerungsmodus. Lord Curzon hat eine militärische Expegegen Tibet angeordnet, und er selbst unternimmt, begleitet anzerschiffen, mit großem Prachtaufwand eine kostspielige Seenach dem Persischen Meerbusen. Und wer, so fragt Herr nell, muß für diese Kundgebungen des englischen „Imperialszahlen? Immer wieder der arme, ausgesogene indische Bauer, nan glauben machen möchte, daß alle diese Ausgaben, die in Weisheit die britischen Staatsmänner anordnen, seinem Wohle m Schutze seines Landes dienen. (Am. Missionsfreund.)

Chinesische Examensaufgaben.

Wie sehr das chinesische Reich, das vormals alle modernen und fremdländischen Gedanken so unzugänglich war, sich gegenwärtig in einem Zustand der Gärung befindet und ngen hat, sich mit diesen Gedanken ernstlich auseinanderzusetzen, folgende Fragen, die im letzten Herbst bei den Prüfungen die aten eines gewissen Grades und ihre Examinatoren beschäftigt Wir wählen nur einige Beispiele aus den folgenden Provinzen:

iangsi: Wie viele Wissenschaften, theoretische und praktische, heiden die Fremden? In welcher Reihenfolge sollte ihr Stuvorgenommen werden? Gib eine Erklärung über Freihandel chutzzoll. Worin unterscheiden sich die verschiedenen militärischen e der Völker? Was kann der ferne Osten aus dem Wiener ß, dem Berliner Vertrag und der Monroe-Lehre lernen? liegt die maritime Ueberlegenheit Großbritanniens? Welche gen wird die sibirische Eisenbahn und der Nikaraguakanal auf haben?

Schantung: Wie lassen sich die Hilfsquellen Chinas durch Bergbau und Eisenbahnen am besten erschließen? Nach welcher Richtung hin sind unsere Civil- und Strafgesetze abzuändern, damit China seine Autorität auch auf die (Fremden) ausdehnen kann, die jetzt noch die Privilegien der Extraterritorial-Klausel genießen? Wie lassen sich unsere Land- und Seegrenzen am besten gegen die Eingriffe fremder Mächte schützen?

Fukien: Welche Nationen des Westens haben der Erziehung die meiste Aufmerksamkeit zugewendet, und worin bestehen die Resultate? Nenne die Hauptzüge der Militärsysteme von England, Deutschland, Rußland und Frankreich. Welche Nationen haben sich als die besten Kolonisatoren gezeigt? Welcher Art ist die Regierung, die Industrie und die Erziehung in der Schweiz, die, obwohl klein, sich doch unabhängig von den sie umgebenden Großmächten zu halten verstanden hat?

Kuangtung: Welches Münzsystem sollte China adoptieren: Gold, Silber und Kupfer, wie die andern Länder des Westens, oder? Wie könnte das System der Arbeitshäuser durch ganz China zur Anwendung gelangen? Auf welchem Wege lassen sich Gelder und Professoren für die neue Erziehungsmethode beschaffen? Wie hat man es anzufangen, den internationalen Handel Chinas, neue Industrien und Sparkassen gegen die immer mehr überhandnehmenden Spielhöllen zu befördern?

Hunan: Welche Politik befolgt Japan? Folgt es einfach andern Völkern, oder hat es eigene Ziele? Wie wählt man kompetente Diplomaten aus? Warum fühlt China seine kleine nationale Schuld so schwer, während England und Frankreich mit viel größeren Schulden sie kaum fühlen? —

Nach Abschluß seines dreijährigen Dienstes als literarischer Kanzler der ganzen Provinz Schensi ermahnte derselbe die Studenten: 1. sich des Opiumgenusses zu enthalten, 2. die christlichen heiligen Bücher wie ihre eigenen sorgfältig zu studieren und den Veröffentlichungen der Gesellschaft für Verbreitung christlicher und allgemeiner Bildung besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, um sich auf dem Gebiet der allgemeinen Civilisation gründlich orientieren zu können, und 3. klar zu unterscheiden zwischen der katholischen und protestantischen Religion, da ihr Einfluß auf die Civilisation ein wesentlich verschiedener sei. (Nach dem ostas. Lloyd.)

Missions-Zeitung.

Indien. Der Bericht über die letzte Volkszählung in Indien vom Jahre 1901 liegt nun vollständig vor. Nach ihm wird die Gesamtbevölkerung angegeben auf 294 361 056 Seelen. Hienach zählt das heutige indische Reich 10[illegible] Millionen mehr als vor 42 Jahren. In Bezug auf die Dichtigkeit ist das Verhältnis in den einzelnen Provinzen sehr verschieden. So ist z. B. Bengalen von 78½ Mill. bewohnt, während sich in den Vereinigten Provinzen nur 48½ Mill. vorfinden. Auffallend ist das gewaltige Anwachsen der Bevölkerung in einzelnen Städten. So zählte Bombay, als es 1661 in britische Hände kam, nur 10 000 Bewohner; im Jahr 1780 hatte es 100 000, im Jahr 1891 821 764 Einwohner. In den folgenden vier Jahren wuchs ihre Zahl noch um ein Beträchtliches, sank dann aber infolge der Pest bis auf 776 000 herab. An Städten, die über 100 000 Einwohner aufweisen, zählt Indien nicht weniger als 27. 51 Städte besitzen eine Bevölkerung von je 50 000 bis 100 000. Die Gesamtbevölkerung Indiens bewohnt ein Areal von 1 766 597 englischen Geviertmeilen, also ein Gebiet, das so groß ist wie ganz Europa mit Ausschluß von Rußland.

Das Verhältnis der männlichen Bevölkerung zur weiblichen ist derart, daß auf 1000 männliche nur 963 weibliche Bewohner kommen, während in fast allen zivilisierten Ländern das weibliche Geschlecht überwiegend ist. Das entgegengesetzte Verhältnis in Indien ist sehr wahrscheinlich dem in manchen Distrikten üblichen Mädchenmord zuzuschreiben, sowie der mangelhaften Pflege der minder geachteten Mädchen. Doch läßt sich gegen früher eine Zunahme der weiblichen Bevölkerung konstatieren. Einen höchst traurigen Einblick in die sozialen Verhältnisse Indiens gewährt der Census durch die erschrecklich große Anzahl von Witwen, zum Teil solcher, die noch Kinder sind. Hienach beziffert sich ihre Zahl auf nahezu 26 Millionen, während die der Witwer nur etwas über 8 110 000, also weniger als ein Drittel beträgt. Auf je elf Frauen und Mädchen kommen zwei Witwen, die dem Lose der äußersten Verachtung und Unterdrückung preisgegeben sind. Die nachstehende Tabelle läßt die ganze Größe jenes sozialen Uebelstandes ahnen. Es gibt hienach:

Witwen unter dem ersten Lebensjahr . . .	1 064
„ zwischen dem ersten und zweiten Lebensjahr .	1 217
„ „ „ zweiten und dritten „ .	2 271
„ „ „ dritten und vierten „ .	4 513
„ „ „ vierten und fünften „ .	10 422
Somit sind es im ganzen Witwen unter fünf Jahren	19 487
und solche von fünf bis zehn Jahren . . .	95 798
Die Gesamtzahl der Witwen unter zehn Jahren .	115 285
Witwen von zehn bis 15 Jahren	275 862
Witwen von 15 bis 20 Jahren	522 867
Gesamtzahl der Witwen unter 20 Jahren . .	914 014

Bezüglich der Sprachen Indiens führt der Census 147 verschiedene [illegible]hen auf. Ueber die Religionsstatistik hoffen wir später Mitteilungen zu [illegible]t.

Ein bemerkenswertes Urteil über die gehässigen und leidenschaftlichen Angriffe auf die Mission, wie sie anläßlich des Herero-Aufstandes vielfach in deutschen Zeitungen zu lesen waren und wie sie sich vor allen in der Kolonialen Zeitschrift breit machten, fällt eine der bedeutendsten holländischen politischen Zeitungen, das in Amsterdam erscheinende „Allgemeene Handelsblad". Es heißt da: „Was uns beim Lesen von dergleichen Ausfällen besonders auffällt, ist der Mangel an Kenntnis der Sache, von der die Rede ist. In früheren Jahren, vor einem halben Jahrhundert wurde bei uns auf dieselbe Weise von manch einem räsoniert. Im Jahre 1851 z. B. schrieb ein pensionierter Oberst, Zuckerfabrikant auf Java, daß die Residenten dem Trachten, das Christentum zu verbreiten, nicht in die Hand arbeiten sollten, besonders nicht, wenn die Missionare sich darauf legten, elende Traktate zu verbreiten, sondern daß es besser wäre, daß die indischen Behörden von höherer Hand den Auftrag erhielten, jeden Missionar, der nach Java käme, unverzüglich auf das Wachtschiff zu setzen und ihn mit dem ersten zurückkehrenden Schiff nach Europa zu senden, um Javas, um Niederlands und um der Javanen selbst willen. Zur Entschuldigung kann gesagt werden: Man wußte es nicht besser. Man hatte noch nicht aus Erfahrung gesehen, wie heilsam die Mission unter Heiden und auch unter Mohammedanern arbeitete, man mißtraute „dem Neuen". Aber nun weiß man, welchen Nutzen die Mission in manchen Teilen unserer Kolonien gestiftet hat; wie unter anderm in der Minahassa und in den Bataklanden, auch in manchen Gegenden von Java viel, manchmal alles zum Guten verändert ist unter dem Einfluß der Mission. Jetzt ist, glauben wir, jeder, der einigermaßen zu urteilen imstande ist, davon überzeugt; jetzt kann nur noch Meinungsverschiedenheit darüber bestehen, welche Methode die beste ist; aber niemand kann mehr die heilsame Wirkung der Mission überhaupt verkennen. Und was die Rheinische Mission betrifft, die durch die Koloniale Zeitschrift in so ungehöriger Weise angegriffen wird, kann sie nicht in unsern Indischen Kolonien mit Stolz darauf weisen, was sie in den Bataklanden ausgerichtet hat? Ist es nicht die Rheinische Mission gewesen, die dort den Kannibalismus und den ewigen gegenseitigen Streitigkeiten ein Ende gemacht hat, die dort den Menschen das gebracht hat, was sie so dringend nötig hatten: Frieden untereinander? Wir lassen alle Erwägungen religiöser Art beiseite; aber selbst, wenn man sich auf den rein humanen Standpunkt stellt, wird man ohne weiteres zustimmen müssen, daß die Arbeit der Rheinischen Mission ein wahrer Segen gewesen ist für die Bevölkerung der Tobalande, und auch, daß der Segen immerfort sich in weiteren Gebieten offenbart. Wie haben sich die Zustände in den letzten Jahren nicht schon verändert, z. B. auf Nias, dem Lande, wo Sklaverei, Kopfschnellen u. s. w. so einheimisch waren. Die inländischen Bevölkerungen haben moralische Erziehung nötig, und niemand kann ihnen diese Erziehung besser geben als der Missionar, der mit Liebe seine Aufgabe erfüllt. Die Bevölkerung, die die Missionare als ihr an Verstand und Herz überlegen anerkennt, lernt von ihnen den Begriff der Liebe zu den Nächsten, lebt nicht mehr in Vielweiberei und läßt den Opiumgenuß und eine Menge anderer Ausschweifungen, die die Moralität auf ein bedenklich tiefes Niveau herabdrücken. Wenn die deutschen Politiker wüßten, was — außer unsern holländischen Missionsgesellschaften — die Rheinische Mission in unsern Kolonien zustande gebracht hat, wie sehr die Mission durch uns Holländer geachtet wird, dann würden sie sie nicht auf diese Weise angegriffen haben, wie es jetzt geschehen ist. Es würde ihnen dann vielmehr nahe gelegen haben, die Rheinische Mission darüber zu tadeln, daß sie nicht alle ihre Kräfte auf die deutschen Kolonien verwandt hat und noch stets fortfährt, in holländischen

Kolonien zu arbeiten zum Nutzen der holländischen Untertanen. Was uns betrifft, so schätzen wir diese Arbeit sehr hoch; wir würden es sehr bedauern, wenn das Werk der Rheinischen Mission in unsern Kolonien je eingeschränkt werden würde. Nie hat sie einen politischen Beigeschmack gehabt, nie ist die Rede davon gewesen, daß die Missionare, die von Barmen kamen, ihre Gemeindeglieder im politischen Sinne nicht gut beeinflußten. Niederland findet in Indien unter den Batas eben solche treuen Untertanen als in der Minahassa. Mißtrauen haben sie nie erregt, wohl aber genießen sie Vertrauen und Achtung wegen der Art, in der sie ihre mühsame Aufgabe erfüllen. Dies Zeugnis müssen wir dem fanatischen Haß derjenigen entgegenstellen, welche meinen, ein Serum suchen zu sollen gegen die Missionskrankheit, aber die damit zeigen, daß sie die Sache, die sie bekämpfen, überhaupt nicht kennen. (Barmer Miss.-Bl.)

Sambesi. Am 27. Mai d. J. hat die Pariser Mission ihren alten, bewährten Missionar François Coillard, den Leiter der von ihm begründeten Barotse-Mission am oberen Sambesi verloren. Coillard, am 17. Juli 1834 in der Nähe von Bourges im mittleren Frankreich geboren, zog im Jahr 1857 als Missionar nach Südafrika aus, wo er im Basuto-Land wirkte und sich 1860 mit einer Schottin verheiratete. Durch die Buren im Jahr 1866 vertrieben, verbrachte er die folgenden drei Jahre in Natal, bis er 1870 wieder auf seine Station Leribe zurückkehren konnte. Ein Jahrzehnt später machte Coillard verschiedene Reisen nach Maschonaland, zu König Khama und an den Sambesi, um für die Christen des Basuto-Landes ein Missionsfeld zu suchen. Er fand ein solches bei Lewanika, dem König der Barotse, jenseits des Sambesi-Stromes. Bevor jedoch die neue Arbeit in Angriff genommen wurde, begab sich Coillard mit seiner Gattin nach Europa und warb hier in Frankreich, England und Schottland, in der Schweiz und in den Tälern der Waldenser Freunde für die geplante Sambesi-Mission. Aber erst im Jahr 1884 konnte er sich dahin auf den Weg machen, und auch als er nach einer siebenmonatlichen beschwerlichen Reise endlich das südliche Ufer des Sambesi erreicht hatte, stand es wegen politischer Wirren noch ein volles Jahr an, bis er den Strom kreuzen und die Hauptstadt Lialui betreten durfte (1885). Seitdem ist Coillards Name mit der Sambesi-Mission unauflöslich verknüpft. Ihr hat er samt seiner Gattin, die 1891 dem mörderischen Klima erlag, mit wahrem Heldenmut gedient und ist nicht müde geworden, trotz der schweren Opfer an Menschenleben und Geld die Begeisterung für das dortige Werk unter den Kreisen seiner Freunde anzufachen, bis ihn das Fieber unerwartet schnell dahinraffte. (Ueber die Sambesi-Mission vgl. Miss.-Mag. 1898, S. 49. 106.)

Bücheranzeigen.

Müller, G. Geschichte der Ewe-Mission. Mit 108 Bildern und 8 Karten. 288 S. Bremen. Norddeutsche Miss.-Gesellschaft. brosch. Mk. 1. | geb. Mk. 1.50.

Eine mit viel Liebe und Wärme entworfene Schilderung der opferreichen Norddeutschen Mission an der Sklavenküste (1847—1903), die vielleicht nur ein wenig allzu ausführlich in einzelnen Parteien ausgefallen ist. Das Buch enthält eine Fülle von konkreten, ergreifenden Einzelzügen aus dem afrikanischen Missionsleben, die den Leser aufs beste erkennen lassen, unter welchen Schwierigkeiten und Opfern die Ewe-Mission fortgeführt worden ist. Eine

dankenswerte Beigabe sind die vielen instruktiven Illustrationen, mit denen das Buch geschmückt ist.

Simon, G. Tole! Vorwärts! Mit 21 Bildern und einer Karte. 132 S. Gütersloh, C. Bertelsmann. geb. Mk. 1.

Das sehr geschmackvoll ausgestattete und mit gut ausgeführten Bildern versehene Schriftchen bildet das erste Bändchen einer Sammlung von Schilderungen aus der rheinischen Mission, die in zwangloser Folge unter dem Gesamttitel „Auf Missionspfaden" erscheinen soll. Das vorliegende Bändchen enthält die Schilderung einer Untersuchungsreise in die Landschaften östlich vom Toba-See (auf der Insel Sumatra), wo sich der rheinischen Mission neuerdings in unerwarteter Weise die Türen aufgetan haben und wodurch dem Leser ein noch ganz unbekanntes Stück Heidenwelt vor die Augen geführt wird. Die Reiseerlebnisse, sowie Land und Leute werden uns vom Verfasser frisch und anschaulich erzählt.

Hashagen, D. Prof. Zur Erinnerung an Missionsdirektor D. **Julius Hardeland.** Mit Porträt. 85 S. Ebenda. Mk. 1. | geb. Mk. 1.50.

Ein mit kurzen, präzisen Strichen gezeichnetes Lebensbild des ehemaligen Direktors der Leipziger Mission, dessen Missionsdirektorat aber im wesentlichen nur charakterisiert, nicht aber eingehender geschildert wird.

Palmzweige aus dem ostindischen Missionsfelde.

Nr. 16. Heidnisches und Christliches aus Kidataleimödu.

Nr. 17. Die Kirchweih zu Kallikadu. Von Miss. Zehme. Leipzig. Evang. luth. Mission. 16 S. à 5 Pf.

Schlichte, aber ansprechende Schilderungen aus dem indischen Arbeitsgebiet der Leipziger Mission.

Spangenberg, A. G. Mitbegründer der Brüdergemeine. Ein Lebensbild zur Erinnerung an seinen 200. Geburtstag 15. Juli 1904. Von einem Mitgliede der Brüdergemeine. 85 S. Gnadau. Verlag der Unitätsbuchhandlung. 40 Pf.

Der bedeutenden Persönlichkeit Spangenbergs verdankt die Brüdergemeine vor allem, daß er dem Werke Zinzendorfs zu Kraft und Klarheit, und damit auch zu dauerndem Bestande verholfen hat. Diesem hat auch der ungenannte Verfasser durch seine Lebensskizze Ausdruck zu geben gewußt.

Horbach, Pfr. Reichskanzler, Missionare und Herero-Aufstand. 48 S. Bonn. Joh. Schergens. 25 Pf. 50 Ex. à 20 Pf. 100 Ex. à 15 Pf. 200 Ex. à 10 Pf.

Auf Grund eines unanfechtbaren Quellenmaterials und gestützt auf Tatsachen weist der Verfasser in diesem dankenswerten Verteidigungsschriftchen die ungerechten Beschuldigungen, die anläßlich des Herero-Aufstandes gegen die rheinische Mission erhoben wurden, in sachlicher Weise zurück. Das Schriftchen eignet sich zur Massenverteilung, um auch den blödesten Augen darzutun, wie Abneigung und Unkenntnis gegenüber der Mission zu ungerechter und gehässiger Beurteilung hinreißen kann.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Japanischer Laternenverfertiger.

Bilder aus Korea.

I.

Wer von Japan aus das westlich gelegene Korea*) besuchen will, benutzt am besten einen Dampfer der japanischen Nippon-Linie, der von Nagasaki aus zuerst den Hafenplatz Fusan an der Südostküste Koreas anläuft und dann der Westküste entlang zwischen unzähligen Inseln hindurch steuert, bis er vor Tschemulpo, dem Seehafen der Hauptstadt Söul, vor Anker geht. Wegen der zahllosen Inseln, die der südlichen und westlichen Küste vorgelagert sind, führt auch der Kaiser von Korea den Namen: „Gebieter der zehntausend Inseln". Die meisten derselben sind gebirgig; viele von ihnen sind nur kahle Felsen, andere dagegen zeigen üppigen Pflanzenwuchs.

Die Küste von Korea erscheint im ganzen rauh und unwirtlich und läßt wenig vermuten, daß im Gegensatz dazu das Innere des Landes eine prächtige Scenerie aufweist. Die lange Küstenlinie ist im Süden und Westen in zahlreiche Einbuchtungen zergliedert, deren Gewässer zur Flutzeit von unzähligen Booten belebt sind. Tritt dann aber die Ebbe ein, so ruht das Auge auf weiten Sumpfflächen, auf denen da und dort eine Dschunke festsitzt, oder in einem schmalen Wasserlauf das Hochwasser abwartet.

*) Nach; *Every-Day Life in Korea.* A Collection of Studies and Stories. By Rev. Daniel L. Gifford. Fleming H. Revell Comp. Chicago.

Auf dem Schlick tummeln sich Scharen von Seekrabben, und langbeinige Sumpfvögel gehen ihrer Beute nach. Ab und zu erblickt man die schwache Rauchsäule, die der armseligen Hütte eines Eingeborenen entsteigt, der hier am Küstensaume aus dem zurücktretenden Meereswasser sein Salz zu gewinnen sucht. Die Flut erreicht an der Westküste die durchschnittliche Höhe von 26 Fuß, während sie an der Ostküste, die äußerst arm an Inseln ist, nur wenige Fuß ansteigt.

Das Innere des Landes ist ein wahres Schachbrett von Bergzügen, und man mag reisen, wo man will, immer hat man solche in Sicht. Diese malerischen Berge sind häufig kahl und ohne jegliches Grün, mit tiefen Furchen, die die Wasserläufe des Sommers eingewaschen haben. Andere sind zum Teil oder ganz mit Fichtengehölz oder mit Gras und Azaleengebüschen bewachsen. Gipfel, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, kommen nur an der Nordgrenze vor. Eine hohe Bergkette durchzieht die ganze Halbinsel und zwar der Ostküste entlang, wodurch sie eine Wasserscheide herstellt, deren Gewässer nach Osten hin nur einen kurzen Lauf haben. Von dieser Gebirgskette laufen nach verschiedenen Richtungen hin Seitenzweige in das Land hinein. Die Folge dieses Gebirgssystems ist, daß mit Ausnahme der südlichen Gebiete sich die größeren Flüsse und die Hauptbevölkerung auf der Westseite der Halbinsel vorfinden.

Der wichtigste Wasserlauf ist der Yalufluß, an dessen Mündung im letzten chinesisch-japanischen Kriege die entscheidende Seeschlacht geschlagen wurde und an dessen Ufern auch jetzt die Japaner ihren ersten blutigen Zusammenstoß mit den von der Mandschurei her vorrückenden Russen hatten. Der Yalu mit dem Tumenfluß und den „Ewigen Schneebergen" bildet die nördliche Grenze zwischen Korea und China und im Nordosten die zwischen Korea und dem russischen Gebiet. Infolge seiner Beziehungen zum Ausland sind diesem einige Vertragshäfen geöffnet. Es sind dies Söul, Tschemulpo, Fusan und Gensan (letzteres an der Ostküste). Neuerdings sind noch Mokpo im Südwesten und Tschinampo, der Seehafen von Pyöngyang, dazu gekommen. Politisch zerfiel das Land jahrhundertelang in acht Provinzen, aber seit neuerer Zeit hat man die fünf größten in je zwei geteilt und daraus zehn gemacht, so daß Korea nun 13 Provinzen zählt.

Auffallend könnte es erscheinen, daß in einzelnen Teilen des Landes der Frost im Winter mit solcher Stärke auftritt, daß z. B. bei Söul schwerbeladene Ochsenwagen den festgefrorenen Hanfluß passieren. Auch kann man in dieser Zeit Hunderte von Männern und Knaben auf dem Eise sehen, die teils stehend, teils auf kleineren Handschlitten sitzend, mit langen Haken in den aufgehauenen Eislöchern nach Fischen angeln. Dabei ist das Eis so dick, daß es trotz dieser Menge von Leuten, die sich oft recht nahe zusammendrängen, weder bricht noch Risse zeigt. Der eigentliche Winter tritt Mitte Dezember ein und läßt erst im Februar nach. Mitte März geht der Bauer daran, seine Reisfelder für die Aussaat herzurichten. Frühling und Herbst sind in Korea von verhältnismäßig langer Dauer und man erfreut sich da der wundervollsten Tage von herrlicher Klarheit und Milde. Umso unangenehmer ist die Regenzeit im Hochsommer. Da strömt der Regen mit furchtbarer Gewalt hernieder und wochenlang hängt der Himmel voll schwerer Regenwolken, die sich in kurzen Zwischenräumen entladen. Die mit Ziegeln gedeckten Häuser beginnen zu rinnen; da und dort fällt das Strohdach einer Hütte zusammen; Straßen und Abzugsgräben werden reingewaschen; Kleider und Koffer, Kisten und Kasten setzen Schimmel an und man glaubt selbst schimmelig zu sein. Der ganze Organismus wird abgespannt und schlaff und man muß sorgfältig in der Wahl von Speise und Trank sein. Da auf einmal, wenn man sich am Ende seiner Widerstandskraft glaubt, bricht plötzlich die Sonne mit der ganzen Kraft des Hochsommers hervor und die Hitze erreicht ihren höchsten Grad. Alles wird ins Freie geschafft zum Trocknen. Jetzt erwachen auch die Lebensgeister wieder. Unförmliche Korkhelme werden hervorgesucht und aufgesetzt, denn der Abendländer muß sich wie in den Tropen gegen die Sonne schützen. Moskiten und Ochsenfrösche stimmen ihr nächtliches Konzert an. Aber schon nach wenigen Tagen des herrlichsten Sonnenscheins beginnt der Regen aufs neue und mit ihm die trübselige Stimmung. Gewöhnlich setzt die Regenzeit mit dem ersten Juli ein und währt bis zum 15. August; aber nicht selten beginnt sie schon Ende Juni und dauert bis Anfang September. In dieser Zeit ist Chinin täglich auf der Tafel des Ausländers zu finden, um sich gegen die Malaria zu schützen.

Allein, so unangenehm die Regenzeit ist, ein Ausfall derselben wäre eine Kalamität für das ganze Land; denn ohne sie wäre eine Bewässerung der Reisfelder, die dem Volk das Jahr hindurch die Hauptnahrung liefern, nicht möglich. Und wie der Koreaner nicht ohne Reis sein kann, so kann er auch das Reisstroh nicht entbehren. Mit diesem füttern die Leute ihr Vieh, decken ihre Häuser, verfertigen Sandalen, flechten Seile und Ankertaue für ihre Dschunken, weben davon Segel und Matten und vieles andere mehr. Der Korea-Reis ist von guter Qualität und es wird viel davon nach Japan ausgeführt. Geht der Reisvorrat im Spätfrühjahr zu Ende, so halten sich die Bewohner hauptsächlich an Gerste und in manchen Gegenden an Hirse. Weizen wird fast ausschließlich zu Spirituosen gebrannt. Von Buchweizen stellen sie eine Art Fadennudeln her und bereiten davon ein selbst für Ausländer sehr schmackhaftes Gericht. Auch Bohnen werden viel gebaut und ausgeführt, selbst etwas Kartoffelbau wird getrieben, sowie Hanf und besonders Tabak. Ebenso zieht man Baumwolle, und das umsomehr, als die Koreaner sich meist in Baumwollstoffe kleiden, die teils einheimischen Fabrikats sind, zum Teil aber auch aus Osaka (in Japan) und aus Manchester bezogen werden. Doch werden auch Seidenstoffe gewoben, da etwas Seidenindustrie in Korea heimisch ist. Im ganzen aber ist Korea ein ackerbautreibendes Land; nur wird der Landbau nicht rationell betrieben und große Flächen Lands liegen noch unbebaut da.

An Mineralien besitzt Korea einen großen Reichtum. Nicht nur findet sich daselbst viel Eisen, Zink, Kupfer, Blei und Silber, sondern auch Gold und eine besonders gute Sorte von Anthrazitkohlen. Nördlich von Pyöngyang wird der Abbau von Gold durch ein amerikanisches Syndikat betrieben, das auch die erste, von Tschemulpo nach Söul führende Eisenbahn erbaut hat.

II.

Die älteste Geschichte Koreas verliert sich im Nebel der Sage. Nach der Ueberlieferung besaßen die Bewohner in der Urzeit keinen Herrscher, bis eine Gottheit vom Himmel herniederstieg und ihren Sitz am Fuß der Schneeberge aufschlug. Die

hner des Landes erwählten sie zu ihrem Könige, der die Pyöngyang zu seiner Residenz erkor. Seine Nachkommen dann ca. tausend Jahre über das nördliche Korea geherrscht

Geschichtlich sicherer ist nach chinesischer und koreanischer ion die Persönlichkeit eines chinesischen Adligen namens der von Tschau Sin, dem Nero Chinas, ins Gefängnis en, nach dessen Sturz wieder befreit wurde und sich im 1122 v. Chr. mit einigen tausend Anhängern in Korea ieß. Seinem Königreiche aber gab er den Namen Tschosön, is heute noch landesüblich ist. Zugleich führte er die che Zivilisation ein, soweit sie damals in China vorhanden In Pyöngyang soll sich sein Grab befinden und verschie- Tempel, die zu seinen Ehren errichtet worden sind, erhalten ndenken unter dem Volke lebendig. Von da an aber bis 200 Jahre vor Christi Geburt fehlen alle geschichtlichen Nach- , und erst von jetzt an tritt an Stelle der Tradition eine geschichtliche Quellendarstellung.

Bei seiner eigenartigen Lage war Korea von Anfang an edenen feindlichen Einfällen ausgesetzt und zwar von der olei, von China und Japan her. Schließlich wurde das he Korea um das Jahr 107 v. Chr. die Beute Chinas, s ein Jahrhundert lang beherrschte. Währenddem drangen Völkerstämme vom Norden der Mandschurei her mit einer h hohen Zivilisation ins Land ein und setzten sich am Yalu Von hier aus suchten sie sich ums Jahr 70 n. Chr. im n Koreas weiter auszudehnen und gerieten dadurch in Kon- nit den Chinesen, deren Machtsphäre nach und nach bis an renzen von Liautung zurückgedrängt wurde.

Währenddem zerfiel das südliche Korea in drei verschiedene reiche, die durch Konföderation unter einander verbunden und eine ziemlich niedrige Zivilisation aufwiesen. Nur im der Halbinsel hatten es die Bewohner hierin etwas weiter ge- und es war ihnen die Kunst der Seidenweberei und die Be- ng des Eisens bekannt. Vielleicht verdankten sie ihre höhere rtigkeit chinesischen Flüchtlingen, die sich vom Norden her unter niedergelassen hatten. Schließlich erlangte unter den drei reichen das von Pakji die Führerrolle. Hier fanden auch Jahr 374 n. Chr. die Schriften von Konfuzius und Menzius

Eingang aus China. Bald darauf ſtellte ſich auch der Buddhismus in Pakji ein. Zugleich ſuchte China das Land zu erobern, aber es gelang ihm dies erſt unter dem Beiſtande des Nachbarſtaates Silla, obſchon Japan dem bedrängten Pakji zu Hilfe gekommen war. Letzteres wurde verwüſtet und unterjocht und große Scharen ſeiner Bewohner wanderten ums Jahr 700 nach Japan aus, wodurch auch die Lehren des Gautama (Buddha) und des Konfuzius in dieſem Lande ihren Einzug gehalten haben ſollen.

Auch das nördlichere Königreich Korio teilte das Schickſal des vorigen. Es wurde nach verſchiedenen Invaſionen eine Beute Chinas im Jahr 664. Das Königreich Silla im Südoſten dagegen geriet in die Abhängigkeit von Japan, deſſen Königin Jingu ums Jahr 200 n. Chr. von der Inſel Kiuſchiu aus in Korea landete und Silla brandſchatzte. Seitdem erhebt Japan ſo gut wie China Anſpruch auf die Oberhoheit über die Halbinſel Korea. Zwiſchen den Bewohnern der einzelnen Gebiete aber fanden bis ins zehnte Jahrhundert herein ab und zu kriegeriſche Zuſammenſtöße ſtatt, wobei die einen gelegentlich von den Chineſen, die andern von den Japanern unterſtützt wurden. Mit der Zeit warf ſich Silla zur Herrſcherin der ganzen öſtlichen Hälfte der Halbinſel auf, bis es ſchließlich im Jahr 934 zu einer Vereinigung der vormals getrennten ſüdlichen Gebiete unter einem gemeinſamen Herrſcher kam. Dies geſchah durch Wang, einen Abkömmling des alten Herrſcherhauſes von Korio, der die Stadt Songdo, nordweſtlich vom heutigen Söul, zu ſeiner Reſidenz machte und durch einen jährlichen Tribut ein Bündnis mit China ſchloß. Seine Nachkommen beherrſchten dann ca. 400 Jahre das Land. Dieſe Periode war das goldene Zeitalter für den Buddhismus in Korea, deſſen Namen damals Korio war.

Während dieſer Zeit hielt Dſchingis Khan mit ſeinen mongoliſchen Reiterhorden ſeinen Eroberungszug durch die aſiatiſchen Steppen und entſandte eine ſeiner Armeen auch gegen Korea, um dasſelbe zu erobern. Demzufolge wurde dasſelbe im Jahr 1218 ein Vaſallenſtaat des Mongolenfürſten, der ſich auch einen Teil Chinas unterworfen hatte. Als dann Kublai Khan, der Enkel von Dſchingis Khan, bei einem erfolgloſen Einfall in Japan 1281 die Koreaner zwang, ihm Heeresfolge zu leiſten, erregte dies einen nachhaltigen Groll bei den Japanern, der be-

sonders durch Plünderung der koreanischen Küstenstriche von seiten japanischer Seeräuber Jahrhunderte lang seinen Ausdruck fand.

Inzwischen trat im Jahr 1392 ein Dynastiewechsel ein und es kam ein neues Herrscherhaus auf den Thron, das alle Stürme der Jahrhunderte überdauert hat und dessen direkte Nachkommen erst im Jahre 1864 ausstarben. Die Wang-Dynastie war mit der Zeit sehr heruntergekommen und schließlich saß ein Tyrann auf dem Thron. Da ergriff, während das Land bedrängt war, der Schwiegersohn des Königs, Yi Taijo, der Befehlshaber der Armee, die Zügel der Regierung, setzte den bisherigen König ab und schloß mit China Frieden. Zugleich wurde die königliche Residenz nach Söul verlegt. An China, sowie an Japan wurde Tribut entrichtet. Nichtsdestoweniger plünderten japanische Seeräuber die Küstenplätze Koreas. Im Innern des Landes aber herrschte längere Zeit völliger Friede, bis die Japaner zwei verheerende Einfälle machten. Es war im Jahr 1585, daß ein fähiger General namens Hideyoschi der seit zwei Jahrhunderten herrschenden Anarchie in Japan ein Ende machte und die gesamte Inselgruppe unter die feudale Herrschaft des Mikado brachte. Nun sah sich der Kriegsheld nach neuen Eroberungen um und warf sein Auge auf das nahe Korea, das in letzter Zeit den Tribut nicht regelmäßig entrichtet hatte. Demzufolge wurde im Jahr 1592 eine ungeheuer große, gut ausgerüstete Armee in Fusan gelandet. Zu ihr gehörte auch ein Truppenteil, der mit Lunten-Flinten ausgerüstet war, eine Waffe, die damals in Ostasien noch ganz neu war. Das Kommando über die Truppen führten zwei Heerführer: der eine, namens Konishi, ein ehrgeiziger junger Katholik, der andere ein alter Krieger und eifriger Buddhist, namens Kato. Beide waren fähige Leute, aber im höchsten Grade eifersüchtig auf einander. Konishi erreichte zuerst mit seinem Truppenteil die koreanische Küste und nahm in raschem Anlauf das bei Fusan gelegene Fort. Dann zog er nach Norden weiter. Kato traf einen Tag später ein und schlug die westliche Richtung ein. Hierauf suchte jeder der beiden Heerführer mit seinen Truppen Söul zu erreichen. Zu gleicher Zeit zogen sie zu verschiedenen Toren der Hauptstadt ein; aber sie fanden sie verödet und verlassen. Der König war mit seinem ganzen Hofstaat nach Norden geflohen und hatte in der Stadt Pyöngyang Zuflucht gesucht; die Bevölkerung und ein

Teil der koreanischen Truppen war ins Gebirge entwichen. Der Rest der Armee aber hatte sich jenseits des Rimtschin-Flusses aufgestellt und erwartete hier die vordringenden vereinigten japanischen Streitkräfte. Diese lockten sie durch einen scheinbaren Rückzug über den Fluß herüber, schlugen die Koreaner und nahmen ihnen ihre Dschunken weg. Hierauf marschierten die beiden Heerführer in getrennter Kolonne gegen Norden, um Pyönyang einzunehmen. Der König aber floh weiter nach Liautung. Nach der Einnahme von Pyöngyang wandte sich Konishi der chinesischen Grenze zu, um in China einzufallen, wartete aber zuvor auf die Ankunft seiner Flotte, die aber nie erschien, da sie inzwischen von den Koreanern auf offener See vernichtet worden war. Das hob den Mut der Koreaner und der König bat den Pekinger Hof um Hilfe. Es erschienen einige Tausend Chinesen von Liautung her in Korea, aber sie wurden in den Straßen von Pyöngyang, wohin die Japaner sie gelockt hatten, niedergemacht. Nun erkannte China die Gefahr der japanischen Invasion und ließ 1593 eine Armee von 60000 Mann in Korea einrücken und die feste Stellung der Japaner angreifen. Diese zogen sich vor der Uebermacht nach Söul zurück und richteten hier ein furchtbares Blutbad an. In der blutigen Schlacht aber, die später bei Söul zwischen den Japanern und den vereinigten Koreanern und Chinesen geschlagen wurde, blieben die ersteren Sieger. Hierauf wurden Friedensverhandlungen eingeleitet, wobei Japan zwar geneigt war, mit China Frieden zu halten, aber nicht mit Korea, an dessen endgültigem Besitz ihm schon damals gelegen war. Aber auch mit China zerschlugen sich die Unterhandlungen und es kam aufs neue zum Zusammenstoß auf koreanischem Boden. In einem blutigem Treffen wurden die Koreaner und Chinesen abermals geschlagen und Tausende von Nasen und Ohren wurden als Siegeszeichen nach Japan verschifft. Um dieselbe Zeit gelang es jedoch den Chinesen und Koreanern, in einem Seetreffen an der Südküste die japanische Flotte zu vernichten, wodurch den japanischen Invasionstruppen die Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten wurde. Dieses und der Anmarsch einer größeren chinesischen Heeresabteilung zwang die Japaner, von ihrem Vormarsch nach Söul abzustehen. Auf ihrem Rückzug verheerten sie das ganze Land und machten die prächtige alte Königsstadt Kiongju dem Erdboden gleich. Sie verschanzten sich hierauf im Süden

und der Krieg währte noch eine Zeitlang fort, bis endlich der kriegerische Hideyoschi starb und die japanischen Truppen zurückgerufen wurden. Korea war von da an für längere Zeit Japan tributpflichtig, kam aber später, nachdem die Mandschu den chinesischen Drachenthron bestiegen hatten, in Abhängigkeit von China.

Das Christentum kam erst spät nach Korea, indem von China aus der Katholizismus im Jahr 1784 dahin gelangte und viele Anhänger gewann. Französische Jesuiten schlichen sich 1835 mit Lebensgefahr ins Land, aber schon 1839 brach eine blutige Verfolgung über die römischen Christen aus, der auch die französischen Missionare zum Opfer fielen. Noch heftiger war die Verfolgung im Jahr 1866, in welcher 14 Bischöfe und Priester, und Tausende von koreanischen Christen den Märtyrertod erlitten. Infolge dessen erschien im Jahr darauf eine französische Flotte an der Küste Koreas, die aber nach einem Scharmützel mit der Besatzung der Insel Kangwha wieder abzog. Auch die Ankunft einiger amerikanischer Kanonenboote im Jahr 1871 öffneten noch nicht dem Ausland das lang verschlossene Korea. Dies geschah erst im Jahr 1876, als ein Vertrag mit Japan diesem drei Häfen öffnete. Ein Angriff der konservativen Adelspartei auf den japanischen Botschafter führte 1882 zu Verwicklungen, infolge deren das verschlossene Reich durch Verträge mit Amerika, England und Deutschland auch den Ausländern zugänglich wurde. Doch machte sich am Hofe in Söul der reaktionäre Einfluß Chinas immer noch stark geltend, bis derselbe durch den japanisch-chinesischen Krieg zurückgedrängt wurde.

Die Ursachen dieses Krieges im Jahre 1894 sind bekannt. In einem zwischen China und Japan geschlossenen Vertrage im Jahre 1884 hatten sich beide verpflichtet, keine Truppen nach Korea zu schicken, ohne es der andern Regierung anzuzeigen. Als nun aber doch 1894 China auf Bitte des Königs ohne eine solche Anzeige Truppen in Korea landete, um eine im Süden des Landes ausgebrochene Empörung zu dämpfen, erklärte Japan dem großen China den Krieg. In diesem zog China den kürzeren und mußte der Oberhoheit über Korea entsagen. Zugleich stürzten die Japaner die bisherige koreanische Regierung und setzten Männer an ihre Stelle, die der Reform günstig gesinnt waren. Die von den Japanern eingeführten Reformen waren nicht nur zeitgemäß, sondern

erwiesen sich auch als ausgezeichnet, solange der japanische Geschäftsträger Graf Inouye, einer der hervorragendsten Beamten Japans, ihre Durchführung in der Hand hatte. Durch seinen Nachfolger, den Viscount Miura, waren indes die japanischen Interessen schlecht vertreten. Es kam zur Ermordung der Königin am 8. Oktober 1895 und monatelang war der König ein Gefangener in seinem eigenen Palast, bis es ihm und dem Kronprinzen im Februar des folgenden Jahres gelang, zu entkommen. Er suchte Zuflucht bei der russischen Gesandtschaft, und seit jener Zeit kam Korea mehr und mehr unter russischen Einfluß. Der König verblieb ein Jahr bei der russischen Gesandtschaft und bezog dann seine neue, im Fremdenviertel liegende Residenz. Im Jahr 1897 nahm er den Titel „Kaiser von Korea" an.

Mittlerweile hat in neuester Zeit die Rivalität zwischen Japan und Rußland zum Kriege geführt. Der Konflikt konnte nicht ausbleiben, da jede der beiden Mächte seit Jahren die Vorherrschaft in Ostasien anstrebt. Das territoriale Objekt aber, um das es sich faktisch handelt, bildet auch hier die Halbinsel Korea. Rußland, das sich schon die Mandschurei als Stützpunkt für seine ostasiatischen Interessen angeeignet hatte, suchte als Ausgangspunkt für seine sibirische Bahn einen eisfreien Hafen an jenem Gestade. Diesen konnte es nur in den Gewässern südlich von Korea erhalten und besetzte darum das für seine Zwecke günstig gelegene Port Arthur, das seiner Zeit die Japaner den Chinesen weggenommen, aber wieder herausgeben mußten. Zugleich wäre ihm als Verbindungsglied zwischen dem nördlichen Wladiwostok und dem südlichen Port Arthur Korea von strategischem Werte gewesen. Für die Japaner aber bietet das nahe Korea die einzige Möglichkeit, den Ueberschuß seiner Bevölkerung dahin abzusetzen. Zugleich weisen seine Handelsinteressen auf Korea und das dahinter liegende chinesische Gebiet. Dieser Wettbewerb um Korea, der schon zum Kampf zwischen Japan und China geführt hat, ist es demnach auch heute, der den Japanern das Schwert gegen Rußland in die Hand gedrückt hat. Welches aber der Ausgang dieses Krieges sein wird, ist zur Stunde noch nicht zu sagen. Sicher aber ist wohl, daß Korea dadurch mehr oder weniger seine bisherige Selbständigkeit einbüßen wird. Inzwischen tun wir einen Blick auf das Volk in Korea.

genossen vielfach zu schröpfen wissen. Wie in China lassen sich diese Edlen des Landes die Fingernägel möglichst lang wachsen, um zu zeigen, daß sie mit der Arbeit nichts zu tun haben. Dabei verachten sie jedes Mitglied der menschlichen Gesellschaft, das im Range unter ihnen steht.

In einer milden Form besteht auch noch die Sklaverei im Lande; doch ist es meist ein Hörigkeitsverhältnis. Die eine Klasse der Sklaven besteht nur aus Männern, die das erbliche Eigentum reicher Edelleute bilden; in einer andern Klasse werden nur die Frauen als solche angesehen, die sich aber durch den Ersatz einer wohlgebildeten Tochter freikaufen können. Eine dritte Klasse bilden die weiblichen Sklaven der obrigkeitlichen Behörden: die weiblichen Verbrecher oder die Frauen von Gefangenen. Ihre Lage ist höchst bemitleidenswert, denn sie stehen äußerst tief und sind der größten Verachtung preisgegeben.

Die koreanische Regierung ist absolut monarchisch. Doch steht dem Kaiser ein Staatsrat zur Seite, der in einem Kanzler und verschiedenen Ministern besteht. An der Spitze gewisser Abteilungen des Ministeriums stehen auch auswärtige Räte. Solange der russische Einfluß am Hofe überwog, lag die militärische Ausbildung in der Hauptstadt Söul in den Händen russischer Offiziere. Jede der dreizehn Provinzen steht unter einem Gouverneur, sowie jedes einzelne Dorf sein Oberhaupt hat. Rechtlichkeit in der Beamtenwelt ist in Korea nahezu unbekannt und das arme Volk wird hart gedrückt; denn nicht nur müssen die gesetzlichen Steuern pünktlich entrichtet werden, die Beamten, Inspektoren, Amtsdiener, Polizisten und Soldaten üben noch außerdem alle möglichen Erpressungen aus, gar nicht zu reden von den Räuberbanden, die im Winter und Frühjahr das Land beunruhigen. Der dadurch hervorgerufenen Unsicherheit des Eigentums ist daher auch die sogenannte Trägheit der Koreaner vielfach zuzuschreiben. Mit Ausnahme einiger reicher Kaufleute und Großgrundbesitzer ist die große Masse des Volkes außerordentlich arm, die meist von der Hand in den Mund lebt.

Bei allem Druck der Armut kennt der Koreaner doch auch Tage der Freude und des Genusses. Er ist ein großer Naturfreund, der seine Zeit gern im Freien zubringt und mit Vorliebe gesellige Ausflüge und Zusammenkünfte veranstaltet. Gelehrte be-

geben sich gern an irgendeinen schönen Aussichtspunkt und dichten hier ihre Frühlingslieder in Chinesisch. Andere verbringen die Stunden mit Bogenschießen, worin sie große Uebung haben. Auf dem Lande hört man an den Festtagen des Frühlings und des Herbsts den rhythmischen Klang der Metallgonge, die kurzen Wirbel des Tamburins oder auch die schrillen Klänge der Messing-Klarinette. Da und dort führt ein Kreis junger Leute einen fröhlichen Tanz auf oder das Spiel des Steinkampfs. Die Behörden halten sich sogar ein Orchester und Tänzerinnen, die bei gelegentlichen Festen Aufführungen geben.

Die Koreaner haben aber auch ihre Laster. Da ist zunächst das nationale Uebel des Lügens zu nennen. Sie haben darin mit der Zeit eine unheimliche Fertigkeit erlangt und die Geschäftsleute suchen sich hierin zu überbieten. Auch der Diebstahl ist trotz der schweren Strafen, die darauf gesetzt sind, erschrecklich häufig. Diebe, die das Stehlen zu ihrem Gewerbe gemacht haben, tragen sogar große Messer bei sich, die sie ohne Bedenken im Notfall benützen. Ebenso ist der Koreaner dem Spiel sehr ergeben, obschon es streng bestraft wird. Diese Leidenschaft führt oft so weit, daß der Mann, nachdem er alles verspielt hat, selbst seine Frau in die Sklaverei drangibt. Sehr verbreitet ist auch die Trunksucht. Das Getränk wird aus Reis, Gerste oder Weizen hergestellt. Nur das Opiumrauchen ist ihnen glücklicherweise unbekannt.

Die Stellung des weiblichen Geschlechts ist, wie überall im Orient, eine sehr untergeordnete. Niemand denkt in Korea daran, ihm irgendwelche Schulbildung zukommen zu lassen, es sei denn, der Einfluß der Mission veranlaßt die Eltern dazu, ihre Töchter in die Schule zu schicken. Für Knaben besteht fast in jedem Dorf eine chinesische Schule, aber keine einzige für Mädchen. Die Landessitte hat auch für die Frauenwelt Koreas harte Fesseln geschmiedet, wodurch sie für die Außenwelt abgeschlossen sind. Wenigstens gilt dies für die höheren Klassen der Gesellschaft. Von der Zeit an, in der das Mädchen zur Jungfrau heranreift, bis in die Tage ihres Alters ist die koreanische Frau gewissermaßen eine Gefangene innerhalb der vier Mauern der Frauengemächer. Mehr Freiheit genießen die Frauen auf den Dörfern, die der unteren Volksschichten, sowie die Christenfrauen, die schon

durch die kirchlichen Versammlungen mehr in die Oeffentlichkeit geführt werden. Aber sonst erscheint die Koreanerin meist nur in geschlossenem Tragsessel oder man erblickt sie in einen langen grünen Mantel gehüllt oder so verschleiert, daß nur die dunklen Augen daraus hervorleuchten. Gelegentliche Besuche bei Verwandten oder Freunden werden meist nur des Abends abgestattet. Auch sind die Frauen fast durchweg Dämonenverehrer und leben in beständiger Furcht vor bösen Geistern. Schon das gibt ihrem Leben ein trauriges Gepräge. Das Mädchen wird früh verheiratet, schon im Alter von 12 bis 16 Jahren, und zwar an einen jungen Mann, den sie bis dahin noch nie gesehen hat. Ihr Los ist fortan dasselbe wie das ihrer chinesischen Schwestern: sie kommt unter die Gewalt der Schwiegermutter. Vom Charakter der letzteren hängt es hauptsächlich ab, ob ihr das Leben leicht oder schwer gemacht wird. Aber wie dem auch sei, dem Mann ist ihr gegenüber die freieste Stellung eingeräumt. Er kann seine Frau um eines nichtigen Grundes willen verstoßen und sich auch so viele Nebenfrauen halten, als es seine finanziellen Verhältnisse gestatten, während es für ehrlos angesehen wird, wenn sich eine Witwe wieder verheiratet. Auf dem Lande genießen die Frauen weit mehr Freiheit als in den Städten. Da kann man sie gruppenweise beieinander sehen, wie sie unter fröhlichem Lachen und Schäkern den Reis enthülsen, am Bache ihre Wäsche besorgen u. a. m.

Die koreanische Kinderwelt führt meist ein recht glückliches Dasein, denn die Eltern lassen es nicht an Liebe und Verhätschelung fehlen. Im Sommer tummeln sich die Kleinen viel im Freien herum, wobei sie oft nichts am Leibe tragen als ein Haarband oder ein kurzes, wattiertes Jäckchen. Nur am Neujahr, im Februar, staffieren die zärtlichen Mütter ihre Lieblinge mit allem möglichen bunten Flitter aus. Knaben und Mädchen vergnügen sich mit allerlei Spiel, mit Drachensteigen und Schwingen. Doch sieht man auch darauf, daß sie sich schon bei Zeiten nützlich machen. Viele der Knaben müssen zur Schule gehen und Chinesisch schreiben und lesen lernen; andere holen Fichtenäste oder rupfen Gras an den Bergabhängen als Brennmaterial, verjagen die Spatzen aus den Reisfeldern und was der Arbeit mehr ist. Die Mädchen helfen beim Kochen und werden im Nähen und Sticken unterrichtet. Obschon die koreanischen Kinder den Eltern und

Erwachsenen gegenüber große Ehrerbietung erweisen, so fehlt's doch sehr am Gehorsam, denn dazu werden sie keineswegs angehalten.

Ihrem Charakter nach sind die Koreaner im ganzen gutmütig und auch gegen Fremde meist zuvorkommend und ehrerbietig, dabei gastfrei und außerordentlich höflich. Sie lieben sehr die Muße, vor allem aber sind sie darauf aus, etwas zu erleben, Neues zu sehen und zu hören. So verlassen nicht selten Männer ihre Familie und treiben sich monatelang im Lande herum, denn Zeit kommt bei ihnen gar nicht in Betracht. Da die Welt, in der sie leben, sehr eng begrenzt ist und ihre Kenntnis nicht darüber hinausgeht, zumal es bis vor kurzem nicht einmal Zeitungen gab, so interessieren sich die Leute für die kleinsten und unbedeutendsten Vorkommnisse um sie her. Die Ankunft eines Fremden ist für jedermann ein Ereignis, das alsbald in der ganzen Umgegend bekannt und von jedermann besprochen wird. Interessant ist es, zwei Koreaner in Geschäftssachen mit einander verhandeln zu sehen. Es geschieht dies mit so großer Lebhaftigkeit und in scheinbarer Aufgeregtheit, daß man meint, es müsse im nächsten Augenblick zu Tätlichkeiten kommen. Aber die Sache ist nicht so ernst gemeint; wenige Minuten später kann man sie höchst friedlich beieinander sitzen und ihre Pfeife rauchen sehen. Dagegen hält es der gebildete Koreaner unter seiner Würde, einen andern zu schelten. Er läßt das durch seine Diener für sich tun. Es hängt dies mit einer andern Charaktereigentümlichkeit der Koreaner zusammen. Besonders die vornehmeren Klassen Koreas haben einen ausgesprochenen Widerwillen für alles Unangenehme. Sie entziehen sich deshalb, wenn immer möglich, jeder schwierigen Aufgabe und so auch jeder unangenehmen Aussprache und lassen das lieber einen dritten besorgen. Dabei herrscht wie in China größter Eigennutz unter der gesamten Bevölkerung und jeder setzt vom andern voraus, daß er bei allem was er tut, lediglich seinen Vorteil im Auge hat. So ist auch der Patriotismus und der Gemeinsinn dem Koreaner eine unbekannte Tugend, und das politische Leben ist für sie der Tummelplatz von Intriguen und Machinationen. Vor allem aber sucht jeder Beamte so viel als möglich aus dem Volk herauszupressen und sich in seiner Stellung zu befestigen.

Einzug europäischer Kultur am Nyassa.

Von Th. Bechler in Herrnhut.

Die Kultur ist so alt wie die Welt. Aus dem Befehle des Schöpfers: „Machet die Erde euch untertan!“ wurde sie geboren.

So finden die Kultur-Pioniere der Christenheit irgend eine Kultur in allen Breiten, wohin auch Abenteurerlust, Unternehmungsgeist, Handelsinteresse sie ihren Fuß setzen heißt. Nicht anders die Sendlinge der christlichen Mission. Auch die Missionare der Herrnhuter Brüdergemeine wissen davon zu erzählen aus allen Teilen der Welt.

Diejenigen aus ihrer Zahl, die vor einem reichlichen Jahrzehnt (Herbst 1891) am Nordende des Nyassa, im Südwestwinkel unserer größten deutschen Kolonie, Fuß faßten, fanden in jenem Lande, das zumeist von dem gutmütigen, lebensfrohen und durchaus nicht trägen Kondevolke bewohnt wird, eine Kultur, die ihre Vorstellungen weit übertraf.

Da saßen am Seeufer die Kisiweiber um einen Tonklumpen herum und fertigten die schönsten Töpfe mit zierlichem Schmuck an Rand und Wand, mit Einschnitten und Figuren, die mit Maiskolben aufgetragen wurden, Töpfe mit Fuß und Henkel, bis zu einem Meter Höhe; so brauchbare Gefäße, daß sich die Missionare zum Bergen ihrer Vorräte und des Trinkwassers keiner bessern bedienen konnten. — Unter schattigen Bäumen traf man in den Safwa-Dörfern Männer; sie hockten zusammen. Was machten sie? Wenn sie nicht unmittelbar am Boden beschäftigt gewesen wären, hätten die Europäer gedacht, sie säßen an einem Webstuhl. Und in der Tat so war es: sie spannen und spinnen noch heut die Fäden nicht anders wie die Lausitzer Weber, nur aber am nackten Boden, und ziehen statt eines Weberschiffleins einen Stock hin und her, an dem der Durchschußfaden befestigt ist. Die ganze Tätigkeit ähnelt den Fröbelschen Papierarbeiten für Kinder. Immer-

hin ist der Erfolg bewundernswert. Das Herrnhuter Museum birgt manches Stück Stoff, das am Nyassa gewebt wurde. Du würdest, wenn es jemand auf der Gasse über die Achseln geschlungen trüge, nur eben an ein schmutzig gewordenes graues Plaid erinnert werden, so wenig unterscheidet es sich von europäischen Erzeugnissen einfacher Webekunst.

Und die Konde- und Nyika-Männer? Auch sie gehen nicht müssig. Insbesondere ist die Zunft der Schmiede ausgebildet. Sieh dort vor dem Dorfeingang den $3^1/_2$ m hohen Lehmbau! Es ist nichts Geringeres als ein Hochofen. Ein doppelter Zylinder; das Gerüst aus Holz und Bambus aufgeführt, von außen mit Lehm bestrichen und wieder mit Bambus umstellt, wird mit Holz und Eisen ausgefüllt; das Brennbare brennt aus, die Lehmzylinder bleiben stehen, und das flüssige Eisen fließt durch Löcher an der Basis aus. Und nun schmieden sie ihr Hauptarbeitsinstrument, die Hacke, aber auch allerhand andere Werkzeuge, bis zum Barbiermesser hinab.

Wir könnten noch von ihren Hüttenbauten reden, die mit erstaunlicher Sauberkeit und in viereckiger wie runder Gestalt ausgeführt werden, von Landbau und Viehzucht, von Boot- und Brückenbauten, von Trommeln und Pfeifen, von Kochkunst und Arzneimitteln — es sei genug. Es fand sich also mancherlei Kultur.

Und doch auch diesem recht entwickelten Heidenlande hatte die alte Christenheit mehr zu bieten als es besaß. Blutige Fehden mieden sie, und doch, ein wenig Unfriede genügte, um dem Gehaßten den Speer in den Nacken zu treiben; Lüge und Viehdiebstahl gingen im Schwange. Seines Lebens war niemand recht sicher; und dabei hielt sie der Aberglauben in Bann und Furcht. Erfaßte sie das Krokodil im Kibilastrom, so war eben ihre Zeit um. Trunksucht zerstörte, wenigstens bei den Bandali, Nyika und Safwa, manches Familienleben, und galt die Frau auch mehr als bei andern afrikanischen Stämmen, durch die Unsitte der Vielweiberei war sie doch erniedrigt. Die Arbeit kannten Männer wie Frauen, aber sie taten sie nur, soweit sie ihnen zum Lebensunterhalt und zu Besitz, d. h. zu Kühen verhalf, mit Hilfe deren sie sich neue Weiber und damit neue Arbeitskräfte verschaffen konnten. Die Mission hatte ihnen aber auch jene Kultur zu

bringen, die durch das Christentum einen veredelten Charakter angenommen hat.

Die Mission der Brüdergemeine besitzt in Deutsch-Ostafrika zur Zeit 11 Hauptstationen, die sich über das gange Gebiet vom Nyassa bis zum Viktoria Nyansa verteilen. Auf die Landschaft am Nyassa, von der wir hier reden, entfallen 6 derselben, die sich als wohlausgebaute Arbeitszentren darstellen. Im Kondelande liegen vom Nyassa aus nach Norden zu: Ipiana, Ruténganio mit dem Handelszentrum Kyimbila und Rungwe, im Safwalande Utengule, im Nika- und Bundaligebiet Mbozi und Isoko. Einige 60 Predigtstationen umgeben sie.

Was für ein Herd europäischer Kultur stellt eine einzige solche Niederlassung inmitten afrikanischer Wildheit dar! Blick auf das Hauptquartier unserer Nyassamission dort an der Lehne des gewaltigen Rungweberges, dessen bis zu 3300 Meter aufsteigender Gipfel in geheimnisvollem Nebelschleier verhüllt ist. In Schneekoppenhöhe ist diese Station angelegt. Sie ist freilich der ausgebauteste Wohnsitz von Europäern im ganzen Nyassalande, die andern Stationen stehen ihr aber wenig nach. Was hat die europäische Kultur auf jener, vordem einsamen, grasbewachsenen Höhe geschaffen!

Im rechten Winkel stehen zwei geräumige, standhafte, gesunde Wohngebäude europäischen Stils, zusammen mit den nötigen Hintergebäuden, Warenlagern u. s. w. Vor dem Haus ein reizendes Ziergärtchen mit üppigen, tropischen Stauden, sowie mit trautem heimatlichem Blumenflor. Vielleicht kann man auch hier bald Ananas ziehen, Georginen, Aloen, Kakteen und all die Palmenarten, die im wärmeren Ipiana lustig aufschießen. Diesen Garten nach Süden zu abschließend erhebt sich das Gotteshaus, dem der auf anderen Stationen weit und breit hin grüßende Turm noch fehlt, das überhaupt bald durch ein massives Kirchgebäude ersetzt werden soll, aber doch für die 200—300 Gottesdienstbesucher noch genügt. Daneben schießt der klare, frisch sprudelnde Bach zu Tal, der eben erst aus der imposanten, kühlen Bergschlucht hervorbrach. Zu beiden Seiten desselben weite Gartenflächen mit europäischem, wie einheimischem Gemüse und bis vor kurzem üppige Weizenfelder, so ausgedehnt, daß man bei Vernichtung einer Ernte durch Rost den Verlust auf über 1100 Rupien schätzte. Erst neuerdings hat

man hier den Weizenbau eingestellt, da er sich an anderen Orten als lohnender erwies, und damit zusammenhängend ist auch der größte Teil des Viehes auf die Stationen übergeführt, wo der Landbau stärker betrieben wird. Etwas abseits vom Bach, den Bergabhang hinab, liegen die Stallungen für Groß- und Kleinvieh, durch eine gute Leitung mit frischem Wasser gespeist. Vom Waldessaum herüber tönt das Geräusch von Säge und Hammer. Es verrät den Bauplatz und die Tischlerei. Das ist die Missionsstation Rungwe.

Und in unmittelbarem Anschluß an sie ist nach Westen zu ein Eingeborenendorf entstanden, 100 Hütten zählend, die wohlgeordnet stehen und sauber gehalten werden. Sie beherbergen die Christen, die aus den Heiden gesammelt sind, hier etwa 130, auf allen 6 Nyassastationen der Brüdergemeine rund 400. — Gut gepflegte Wege führen nach rechts und links, talwärts und zur Höhe hinauf, in die Urwaldschläge, die das Baumaterial lieferten und zum Fundort des trefflichen Lehms, an dem die Ziegelei errichtet wurde. Wahrlich, es ist hier eine Oase europäischer Zivilisation inmitten der unvollkommenen heidnischen Kulturwelt entstanden, die sich die Anerkennung aller fremden Besucher im Fluge erwarb. Und da rede man noch von Hemmungen der Kultur durch die Mission! Diese ist vielmehr eine Kulturträgerin ersten Ranges.

Prüfen wir die Nyassamission der Herrnhuter auf ihren kulturellen Wert, schätzen wir ihre Ergebnisse nach der kurzen Spanne eines Jahrzents ein. Wie hat Handwerk und Handel, Landbau und Hygiene, Unterricht und Erziehung, Sittlichkeit und Religion Einzug gehalten!

Fern lag es den Missionaren, die Eingeborenen von ihren Webstühlen zu vertreiben, ihre Topfwaren zu verachten, ihre Hacken zu verdrängen. Hatte die europäische christliche Kultur aber etwas Besseres an die Stelle der einheimischen Künste und ihrer Ergebnisse zu setzen, dann empfahl sie sich ja von selbst, dann hielt sie ungezwungen Einzug.

So das Handwerk. Schon die ersten Missionare nahmen eine gute Ausbildung im Handwerk mit hinaus. Auf Bauhöfen, in Zimmerwerkstätten, in Ziegeleien, in Schuhmachereien und Schneidereien sowie in landwirtschaftlichen Betrieben hatten sie sich umge-

sehen und gute Kenntnisse erworben. Einer hatte überdies vor seiner Absolvierung eines staatlichen Lehrerseminars in aller Form das Tischlerhandwerk erlernt, hatte sich dann, vor der Ausreise im Baufach ausgebildet und in Berlin kartographische Kenntnisse angeeignet. Ein anderer war vor dem Besuch des Missionsinstituts Landwirt gewesen u. s. f. So konnten sie unmittelbar nach ihrer Ankunft im fremden Lande mit der Einführung europäischer Kultur beginnen. Sie errichteten eine Nothütte, später größere Bauten aus Bambus mit Grasdächern. Einer mußte den Koch spielen, da die erste weiße Frau erst drei Jahre später nachkam.

Um die Missionare aber von all diesen äußeren Pflichten zu entlasten, schickte ihnen die Missionsdirektion später Handwerks- und Fachleute nach: einen Baumeister, drei Tischler, einen Maschinenbauer bezw. Ingenieur. Ersterer konstruiert die Bauten und führt sie bald hier bald da aus. Zwei der Tischler leiten die erwähnte Tischlerei auf der Hauptstation, die eine allmählige Ausbildung von Handwerkern für die Missionsniederlassungen anstrebt. Bis vor kurzem hatten sie für den Bedarf der Stationen vollauf zu tun, bald aber werden sie ihre Erzeugnisse auch anderwärts absetzen können. So haben sie für das laufende Jahr ihre Hilfe unsern weit entfernt im Innern Ost-Afrikas gelegenen Stationen im Unyamwesi-Gebiet angeboten, in erster Linie der im Zentrum der Kolonie aufblühenden Station Kitunda und ihren Außenposten. Auf dem Platze Utengule, dem früheren Häuptlingssitz des gefürchteten Sango-Sultans Merere, sind zwei Eingeborene durch Missionar Kootz zu Schuhmachern ausgebildet worden und zeigen derartige Geschicklichkeit, daß selbst die Regierungsbeamten sich ihr Schuhwerk in dieser Werkstatt herstellen und ausbessern lassen. Auch in den Künsten der Nadel hat man Konde-Jünglinge unterwiesen, und in Rungwe wie in Ruténganio stehen nun einige recht tüchtige Schneider zur Verfügung.

In diesem Zusammenhang ein Wort über die Bekleidung. Die Konde gingen auch vor dem Einzug der Mission durchaus nicht ganz unbekleidet umher, wie etwa die australischen Wilden. Vor allem die Weiber schlingen das bekannte Rindenzeug (geklopfte Baumrinde) um die Lenden. Ein feineres Schamgefühl, als dies bei anderen Heiden sich findet und das sich auf verschiedenen Ge-

bieten des Lebens zeigt, lehrte sie so handeln. Sie brachten infolgedessen auch dem, was nach europäischen Begriffen Bekleidung heißt, mehr Verständnis entgegen, als von Naturvölkern erwartet wird. Immerhin zwingt sie kein Missionar, die Saulsrüstung des vollen Anzugs eines Europäers anzulegen. Man läßt die Christen ein ganz leichtes, meist weißes Hemd von Kalikostoff tragen und nichts weiter. Zu nötigen braucht man sie dazu nicht. Es ist eigentümlich, wie schon Heiden bald anfingen sich zu kleiden, und vollends bei Taufbewerbern erwachte über dem Einsaugen christlicher Anschauungen das Schamgefühl in verstärktem Maße längst vor der Taufe, so daß sie sich bald nach Eintritt in die Klasse der Taufkandidaten vollkommener zu kleiden begannen. Man fürchtet sonst leicht, daß die Annahme der Bekleidung für die Naturvölker der Anfang vom Ende sei. Und in der Tat machten die australischen Missionare die traurige Beobachtung, daß ein erschreckender Prozentsatz ihrer Pflegebefohlenen nach Annahme von Bekleidung auffallend schnell anfingen zu husten; die Schwindsucht setzte fast unverzüglich ein und war in ihrem Auflösungswerke nicht mehr zu halten. Indes, auch dort haben sich diese Anfangsnöte im wesentlichen gegeben. Der Missionar kam nämlich hinter die Ursache der Erkrankungen. Trotz seiner ernstlichen Mahnungen hatten die Unverständigen, wenn sie naß geworden waren, ihre Kleidung nicht gewechselt, begannen darum zu frösteln, zu fiebern und waren in den kalten Nächten immer schwerer erkrankt.

Landwirtschaftliche Erfolge erzielten die Brüder ebenfalls auf allen Stationen. So sehr sie schon im Interesse der Ersparnis für die Missionskasse den Früchten des Landes Geschmack abzugewinnen suchten und ihre Nährkraft erprobten, so entsprachen die einheimischen Produkte doch nicht in allem den Bedürfnissen eines Europäers. So ging man im Zusammenhang mit Viehzucht an Landbau nach europäischem Verstand. Vor allem galt es Mehl zu schaffen. Bemerkenswert ist da der Weizenbau, der früher in Rungwe betrieben ward und mit dem jetzt in Mbozi im angrenzenden Nikalande, besonders aber in Utengule im Safwagebiet schöne Ernten erzielt werden. Letzterer Ort verspricht geradezu die Kornkammer unserer Nyassamission zu werden. Leider zerstörten Heuschrecken und Rost einige Male die schönsten Ernteaussichten. Ebenfalls für den eigenen Bedarf, dann aber auch im Blick auf

eine etwaige Einnahmsquelle machte man weiter Versuche mit Kaffeeanpflanzungen an drei Orten (in Rungwe, Ipiana und Rutenganio). Handelt es sich auf zwei Stationen nur um kleine Lesen, so ergab die Plantage in Rutenganio im letzten Jahr einen nennenswerten Ertrag; ja diese Anlage wurde von einem besuchenden Regierungsbeamten als die beste in der ganzen Kolonie gerühmt. In Ipiana, das unweit des Sees in der feuchtheißen, fruchtbaren Ebene gelegen ist, begann Kaufmann Stolz im Jahr 1898 mit Obst- und Nutzholzpflanzungen. Auch verschaffte er sich von seinem Bruder, einem Plantagenbeamten in Sumatra, allerhand dortige Sämereien, wie er und andere seiner Kollegen, neben den deutschen auch südafrikanische und surinamische Samenarten dem Boden anvertrauten. Alle diese Anlagen wachsen prächtig heran, und es hat sich hier auch gezeigt, daß man auf diesem Gebiet mit der Intelligenz der Eingeborenen gut wird rechnen können, denn gegenwärtig, da diese Station des für Europäer ungesunden, feuchtheißen Klimas wegen mit einem Weißen nicht besetzt ist, unterzieht sich ein Schwarzer der Aufgabe der Beaufsichtigung all dieser Pflanzungen in mustergültiger Weise mit Geschmack und Verständnis.

Wie überzeugend spricht für die Hebung des Kulturzustandes in jenem Teile unserer Kolonie, wenn die Frau eines Missionars von eben jener Station Ipiana über den allmählich sich erschließenden Fruchtreichtum aller Art, wie über andere Naturprodukte plaudert: „Mit dem Regen kommt wieder die schöne Obstzeit für uns. Wir haben schon acht verschiedene Sorten: Ananas, Feigen, Guaven, Maulbeeren, Anona, Grenadella, Papaien und Bananen. Dazu noch japanische Pflaumen, die wunderschönen Granatäpfel, sowie Zitronen und Zuckerrohr, über das unser Kleiner förmlich in Aufregung gerät, wenn er es nur von ferne sieht. Er läßt überhaupt, als ein echter Afrikaner, alles stehen, wenn er nur Obst und Gemüse hat. Dabei ist er blühend und gesund. — Heute muß ich Mehlsäcke aus Kaliko nähen. Am nächsten Dienstag will ich nach Utengule schicken, um Weizenmehl holen zu lassen; auch einige leere Bisquitbüchsen gehen mit für Wabenhonig, denn dort fängt jetzt die Honigzeit an. Wir bezahlen 8—10 Pfennige für das Pfund. Dann bestelle ich in Rungwe Gemüse, in Kyimbila Kartoffeln und in Rutenganio Zwiebeln. Von hier schicke ich den

andern Stationen Eier und Zitronen. Unsere Zitronen sind wirklich ein Staat. Die Bäume, die wir aus Kernen gezogen haben, fangen jetzt an zu tragen. Ipiana verdankt dem Missionskaufmann Stolz sehr viel. Er hat sich große Verdienste um Baumzucht und Gartenbau hier erworben."

Es versteht sich, daß man die Pflanzungen möglichst in der Nähe von Wasserläufen anlegte. Wo das nicht möglich oder wo die urbar gemachte Fläche sehr groß war, mußte man an Leitungen denken. In größerem Stile sind solche eingerichtet worden in Rungwe, Rutenganio, Utengule und Mbozi. Zwei derselben führen das Wasser mehr als 1 km weit. Schreiber dieses erinnert sich aus der Jugend, daß in seiner südafrikanischen Heimat die Eingeborenen stets mit höchster Wertschätzung von solchen Leitungen sprachen, wie sie die Brüdermissionare auch dort angelegt und zum Teil durch weite Strecken Landes geführt haben. Freilich mangelt dem südafrikanischen Dreieck das Wasser in ungleich empfindlicherer Weise als dem Nyassalande, das von schönen Flußläufen durchströmt wird. Immerhin begrüßten auch die Konde diese Kunst der Europäer mit Freuden, denn sie hatten bisher die Bewässerung ihrer Erdhäufchen (etwas anderes sind ihre Felder nicht) einzig dem Himmel und seinen tropischen Schauern überlassen.

Wir gehen zum Handel über. Daß ein solcher, soweit er diesen Namen im europäischen Sinne verdient, vor dem Eintreffen der Weißen nur in Gestalt eines Warentauschgeschäftes bestand, versteht sich. Auch die Missionare hatten sich diesem Brauch anzubequemen. Kaliko, Salz, Messingdraht — die in den Augen der Schwarzen begehrenswertesten Artikel —, auch wohl Perlen, dienten schon als Löhnung für die Arbeiter und wurden auch als Bezahlung für Lebensmittel, Milch, Hühner und dergl. verwandt. Seit kurzem haben die Missionare auf Wunsch der Regierung bar Geld mehr und mehr in Anwendung gebracht, und so kursiert nun die Rupie und der Pesa auch von Kondohütte zu Kondohütte.

Wer von den Eingeborenen danach verlangte, erhielt auf den Missionsplätzen von Anfang an auch obengenannte Waren gegen angemessene Bezahlung. Immer mehr wuchs das Begehren nach Kleidstoff und Salz, man wünschte auch die europäischen Instrumente zu besitzen, besonders das Handwerkszeug (unser Grabscheit bleibt dem unbeschuhten Kondefuß noch zu unbequem),

und so entstanden wie von selbst auf sämtlichen Stationen kleine Verkaufsläden. Die Brüdermission treibt, wie auch die Basler Gesellschaft, Handel. Es ist hier nicht der Ort, eingehender davon zu reden. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß solcher Handel nur da begonnen wurde, wo die Verhältnisse es gestatteten, ja nur da, wo sie dazu nötigten. Die Anfänge weisen in die Zeiten zurück, wo den unzivilisierten Völkern entweder überhaupt niemand europäische Waren anbot oder wo die Weißen die Schwarzen in solch maßloser Weise übervorteilten, daß sie ohne jeglichen Schutz dem Ruin entgegengegangen wären. Später behielt man die Geschäftsbetriebe bei, um den Unterhalt des Missionswerkes mit zu bestreiten, damit dasselbe nicht von freiwilligen Beiträgen abhängig sei.

Im Jahr 1898 eröffnete Missionskaufmann Stolz in Ipiana eine Geschäftszentrale. Von da datiert eine Erweiterung des Importgeschäftes und Beginn eines kleinen Exporthandels, sofern Kautschuk aufgekauft und Sammlungen (Käfer, Schmetterlinge ꝛc.) angelegt wurden, für die man im Interesse der Missionsfinanzen auf dem europäischen Markt Absatzgebiete suchte. Diese kaufmännische Abteilung der Mission am Nyassa steht jetzt unter der Leitung eines Geschäfts-Inspektors, der mit Stolz zusammen seinen Wohnsitz an der Hauptverkehrsader des Landes, d. h. an dem Regierungsweg, der Nyassa und Tanganika verbindet, verlegt hat. Der Ort heißt Kyimbila und befindet sich in der Nähe des neuen Regierungszentrums Neu-Langenburg.

Diese kürzlich angelegte Straße bedeutet eine ungemeine Beschleunigung des Verkehrs. Da sie einige unserer Stationen unmittelbar berührt, andere ihr nahe liegen, so spüren auch die Missionare ihren Wert. Von Ipiana nach Rungwe brauchte man früher 3 volle Tage, jetzt, d. h. schon im Jahre 1902, legte man diese Strecke, dank auch der Brückenanlagen und leichten Flußübergänge, bequem in 2 Tagen zurück. Außerdem haben natürlich die Vorsteher unserer Stationsplätze von Anfang an auf Verdichtung des Verkehrnetzes Bedacht genommen.

Weiter taten sie das Ihre zur Erleichterung des Transports. Bekanntlich macht die Tsetse-Fliege in weiten Strichen Ost-Afrikas die Einführung von Pferden zur Unmöglichkeit. Man ist daher, abgesehen von den Karawanenträgern, auf Esel angewiesen. Als Reittier kommen sie immer mehr in Gebrauch. Missionar Richard

benutzte sie aber auch als Zugkraft. Es sollte einmal wieder ein größeres Quantum Ziegeln gestrichen werden. Neun graue Esel ließ man da den Sand heranschleppen, mit dem der fette Lehm gemischt werden muß. Das war zugleich eine Vorübung für den Transport von Lasten aus der Ebene, in der Ipiana liegt, in die Berge hinein, auf die anderen Stationen. Und der Versuch ist vollkommen gelungen. Als Stolz im Dezember 1902 von Ipiana nach Utengule aufbrach, konnte er zum Transport seines Gepäcks 18 Esel verwenden. Und einen weiteren Fortschritt bedeutete es, als Richard, durch zeitweiligen Arbeitermangel genötigt, auch Ochsen einzuspannen versuchte. Es galt Brennholz für die Ziegelöfen aus einem vier Stunden oberhalb der Station gelegenen, bis an den Kibilafluß herantretenden Wald herbeizuschaffen. Dort hatten 30 junge Leute zwei Monate lang Stämme gefällt und behauen, andere hatten das leichtere Holz an den Fluß geschafft, die schweren Stämme aber schleppten Ochsen dorthin. Man wollte eigentlich das Holz den Fluß hinabflößen, mußte es aber in Einbäumen nach der Station transportieren. Jene Ochsen waren frisch eingespannt. Fünf Joch wurden eingebrochen; an starken Baumstämmen lernten sie nach und nach sich fügen. Ein zweirädriger Karren aber erwies sich als zu leicht für sie, und es konnte vorkommen, daß Missionar Richard, wenn er hinausritt, um Aufsicht zu führen, ein Ochsengespann über das Feld jagen sah, dem 6—8 Burschen im Trabe folgten, und das erst zum Stillstand kam, wenn die Koppelung sich löste. Immerhin waren diese Uebungen eine wichtige Kulturarbeit, denn Richard konnte in der Folge die Ochsen vor den vierrädrigen Wagen spannen, den er zusammengesetzt hatte und der zwar den Anforderungen nicht ganz entsprach und jetzt der Reparatur harrt, aber doch den ersten Schritt zur Wagenverbindung zwischen unseren Stationen bedeutet.

Die neue Kultur hielt ferner am Nyassa Einzug in Form der europäischen Heilkunde. Ihre auf guter Kenntnis und Ausnutzung der einheimischen Pflanzen, Stauden und Rinden beruhenden heilkräftigen Säfte und Getränke haben, wie andere Völker, auch die Konde. Und doch, es währt nicht lange, da erkennen sie unumwunden die Kunst der Weißen als Ausfluß unvergleichlich höherer Wissenschaft an, für den Missionar, dem es um Gewinnung des Vertrauens, der Liebe und besonders um Hin-

gabe des Willens an eine neue Autorität zu tun ist, ein nicht hoch genug anzuschlagender Vorteil.

Es ist in Isoko, im reizvollen Bundali-Berglande. Der Missionar arbeitet auf der Veranda seines Hauses. Da bringen sie eine junge Frau angeschleppt. Sie war mit ihrem Mann ins Nachbardorf gewandert, um ihre Eltern zu besuchen. Auf dem Wege war Streit zwischen den beiden Gatten ausgebrochen, sofort zückte der wenig höfliche Ehemann den Speer gegen seine Frau, ja er schnellte ihn ab, und die Aermste trug eine tiefe Wunde am Oberbein davon. So blieb sie liegen, anderthalb Stunden vom Missionsplatz entfernt. Nun bringen Verwandte sie zum Missionar, der in allem helfen muß. Dieser tut, was in seinen Kräften steht, und nach drei Wochen kann die Frau mit Hilfe eines Stockes wieder allein gehen. Dies ein Fall von vielen. Und auch wie solche Hilfe des Europäers dem Christentum zu Ansehen und Achtung verhilft, zeigt das gleiche Beispiel. Ein heidnischer „Doktor" hatte dem Weibe ein Zaubermittel ans Bein gehängt, nichts anderes als ein Stückchen dürres Holz, aber dasselbe sollte eine Anschwellung des Beines verhüten und schnelle Heilung bewirken. Natürlich entfernte es der Missionar; als nun seine Mittel anschlugen, hatte er bei der Frau wie bei deren Freundschaft gewonnenes Spiel. Sie hörten auch dem, was er vom Gott der Christen, dem Arzt der Seele, zu sagen wußte, willig zu.

Allerhand Getier, großes und geringes, vom mächtigen Löwen, vom Leoparden und der blutigen Hyäne bis zur Heuschrecke und zum unscheinbaren Sandfloh hinab, macht den Bewohnern der Kondeebene, hin und wieder auch des Berglands, entsetzlich zu schaffen. Auf der Station Ipiana am Kibilafluß sind die Gefahren für die Anwohner größer als anderswo. Dichtes, über mannshohes Gras umsteht die Dörfer, die sich stundenlang am Ufer hinziehen. Da haust das Wild und schleicht sich fast allabendlich heran. Niemand darf sich nach Sonnenuntergang ohne Waffen und Licht aus dem Hause wagen. Eine Frau warf einst Bananenblätter aus der Tür ins Freie; da sprang plötzlich ein Leopard aus dem Dickicht, packte sie und würgte sie zu Tode. Als sich solche Fälle mehrfach wiederholten, stellte der Missionar wieder einmal seine Falle auf, ein Mausergewehr, dessen Drücker durch eine Schnur mit der Lockspeise, gewöhnlich einem Huhn, verbunden ist. Gleich am ersten

Von solcher Kultur wissen zum mindesten Naturvölker nichts. Auf geistige Hebung seiner Zugehörigen hat noch keines derselben hingearbeitet. Bei den heidnischen Kulturvölkern sind Ansätze dazu vorhanden. Der gebildete Hindu, der Chinese, der ein Dutzend Examina hinter sich hat, der Japaner, der die Doschischa besuchte, sie dünken sich in ihrer Selbstzufriedenheit glücklich. Und die christlichen Völker scheinen sie in ihrer Ansicht bestärken zu wollen: In Indien gibt es religionslose Regierungsschulen, aber sie üben, nach dem klagenden Urteil selbst der Heiden, keine moralische Wirkung aus. Unter Naturvölkern haben bis jetzt weder theoretische Vertreter der „Zivilisierung ohne Christentum", noch praktische Vertreter der Zivilisation (Kaufleute, Plantagenbesitzer) einen Versuch mit schulmäßiger Geistesbildung der Eingeborenen gemacht, was nebenbei wenig Zuversicht einer Theorie beweist, die mit viel Pomp verfochten wird. Einige Kolonialregierungen haben hie und da religionslose Schulen errichtet, freilich nicht zu dem Zweck, Empfänglichkeit für das Christentum zu erzielen, sondern wesentlich in der egoistischen Absicht, sich Eingeborene zu Subalternbeamten, Dolmetschern u. s. w. heranzuziehen. Was an Schultätigkeit unter zivilisierten Völkern geleistet wird, kommt fast ganz ausschließlich auf Rechnung der Mission. Selbst die Industrieschulen, für die so vielfach geschwärmt wird, sind durch christliche Missionare ins Werk gesetzt. (S. Warneck, Missionslehre 3,66.)

So haben auch die Herrnhuter am Nyassa schon Erfreuliches auf diesem Gebiete geleistet. Hier müssen wir zunächst an die sprachlichen Arbeiten erinnern. Zuerst galt es die schriftliche Fixierung der Sprache. Es handelt sich im Missionsbereich der Brüdergemeine vor allem um 2 Sprachgebiete; der Konde- und der Nika-Dialekt sind die herrschenden Idiome. Im ersteren ist bis jetzt eine Fibel erschienen sowie die Uebersetzung der 3 ersten Evangelien vollendet und gedruckt; im Nika-Dialekt ist das Matthäus-Evangelium übertragen und ein Gesangbuch zusammengestellt worden, die sich beide z. Zt. in der Presse befinden.

Und nun das Schulwesen. Von Industrieschulen sprachen wir bereits oben. Außer ihnen sind die wichtigeren Elementarschulen zu nennen. Jede Station besitzt einen mehrklassigen Schulorganismus, der im Jahre 1901 rund 500 Lernbegierigen diente, unter denen 135 Christen und 150 Frauen gezählt wurden. Die

Schüler sind großenteils fest angesessene, verheiratete Männer und Frauen. Junges Volk findet sich allmählich in größerer Anzahl herzu. Etwa 30 Schüler helfen als Monitoren beim Unterricht. Die Ziele der Schule können natürlich noch keine hohen sein. Es handelt sich um Anfangsgründe des Wissens: Schreiben, Lesen, Rechnen, Gesang und Religion. Kräftemangel und Krankheit in den Reihen der Europäer, sowie deren viele Beschäftigung in der Werkstatt, auf dem Bauplatz, auf dem Felde zwangen zu Einschränkungen. Die Resultate sind im allgemeinen noch bescheiden. Auf allen Stationen aber gab es hervorragend begabte Jünglinge und Männer. Elf derselben nahm man zusammen und hat mit ihnen im Juli vorigen Jahres in Rungwe ein Gehilfenseminar gegründet, dessen Leitung der Theologe Klautzsch in der Hand hat. Diesen Zöglingen wird das beste Lob gespendet. Damit ist ein einheitliches Schulsystem geschaffen, denn dem Seminardirektor liegt zugleich die Aufsicht über die Stationsschule ob. Die Lehrgegenstände des Seminars sind in diesem ersten Jahre noch die gleichen wie in der Elementarschule, es kommen nur Kirchengeschichte, Geographie und den Bedürfnissen entsprechend, die Anfangsgründe der Homiletik hinzu. Der Mittwoch ist schulfrei. An diesen Tagen wandern die Seminaristen in die Dörfer und halten unter Aufsicht des Direktors praktische Uebungen im Predigtdienst ab.

Das führt uns auf die höchste Stufe christlicher Kultur, auf den Herz und Wesen umgestaltenden Einfluß des göttlichen Wortes und des Evangeliums von Christo. Möchte man angesichts der überfüllten Gefängnisse im christlichen Staat, angesichts des Lebens und Treibens in großstädtischen Winkelherbergen an einem solchen oft zweifeln, im Heidenlande tritt er ganz unwiderleglich klar hervor. — Ein Missionar hatte einst auf dem Bezirksamt zu Langenburg zu tun. Einige Christen und Heiden mußten mit ihm als Zeugen auftreten. Einer nach dem andern wurde vorgerufen und ging wieder. Als der letzte Schwarze den Raum verlassen hatte, sagte der Beamte: „Das war wohl ein Christ?“ „Warum?“ fragte der Missionar. „Sein Blick war ganz anders als bei den Heiden.“ Er hatte recht. Der Gesichtsausdruck genügte, um auszustrahlen, was in ihm lebte: Freundlichkeit, Liebe, Bescheidenheit, Diensteifer, Frieden, Glück. Habgier, Haß, Aber-

glauben und wodurch sonst das Heidentum sich auszeichnet, last not least die Vielweiberei mit ihren Vorteilen (die Frauen sind die Arbeitskräfte) haben über ihn nahezu keine Macht mehr. Was ist damit gesagt! Wahrlich es liegt ein Heroismus in der Uebernahme der christlichen Religion und Sitte inmitten der heidnischen Umgebung, die Bewunderung einflößt. Diesen Mut haben mehr oder weniger seit der Taufe der ersten Heiden am Nyassa (Februar 1897) nun schon rund 400 Männer und Frauen bewiesen.

Und erkennt man an ihnen den Fortschritt, den europäische Kultur vor der heidnischen voraus zu haben behauptet? Von den Ergebnissen des Unterrichts, den in erster Linie die Christen empfangen, sprachen wir. Ebenso von ihrer Wesens-Wandelung. Woran aber bei Andersdenkenden oft gezweifelt wird, das ist die Arbeitskraft der Getauften. Man träumt hie und da davon, daß die Missionare die Heiden zu einer Gefühlsschwärmerei erzögen, die vielleicht zum Singen und Beten befähige, für die Arbeit aber fast unfähig mache. Keine Spur! Man sehe die sauber gehaltenen Hütten inmitten der gut gepflegten Bananenpflanzungen, man sehe die ordentliche Kleidung, man überlege, welch gehäuftes Arbeitsmaß dem Christ Gewordenen zufällt, da er nur noch ein Weib als Gehilfin in Haus und Feld um sich hat, und man ist vom Gegenteil bald überzeugt. Ja es entspricht nur eben dem wahren Tatbestand, wenn wir die im Vergleich zu den 60000 im Nordwesten des Nyassa ansässigen Heiden kleine Schar von 400 Christen als eine Kerntruppe bezeichnen, deren moralisches Leben, deren ernste Gesinnung, deren standhafter Glaube, deren Bekenntnistreue und Opferwilligkeit manche Dorfgemeinde in der europäischen Heimat beschämen würde.

Wahrlich, die Mission ist eine Kulturträgerin ersten Ranges! Arbeit und Gesittung, Bildung und höchstes Glück bringt sie denen, die nicht nur ein gleiches Recht an solche höchste Kultur haben, wie die weiße Rasse, sondern sich auch als deren ebenso würdig erweisen. Die Brüdermission, die vor nun 170 Jahren an verkommenen Negersklaven in Westindien ihre Tätigkeit begann, deren Nachkommen heute eine unabhängige Volkskirche von 50000 Christen darstellt, unter denen sich die intelligentesten Leute befinden (ein Regierungs-Schulinspektor, Geistliche, Lehrer ꝛc.), sie hat damit ein Angeld dafür in Händen, daß auch die Schwarzen im

Innern Afrikas, der ursprünglichen Heimat jener farbigen Amerikaner, sich als nicht minder kulturfähig erweisen werden. Und darum wird sie fortfahren, unserer größten deutschen Kolonie den wertvollen Dienst zu leisten, den Bantustämmen am Nyassa die edelsten Güter der Zivilisation zu vermitteln, dadurch, daß sie ihnen Mission und Kultur bringt.

Audu, der Mekka-Pilger.

Von Pfr. W. Schlatter.

Im Monat März des Jahres 1897 sah man in Katsina, einer großen Stadt im Nordosten der Hausa-Staaten, nahe bei der Grenze des jetzigen Britisch-Nigeria gelegen, eine bewegte Szene. Ein paar Männer waren im Begriff, die Pilgerreise quer durch Afrika nach Mekka zu unternehmen, und verabschiedeten sich von ihren Verwandten und Freunden. Man erbat und versprach sich gegenseitig Vergebung, und begleitet von den Segenswünschen: „Gott bewahre euch vor dem Uebel — Gott möge euch in Frieden zurückbringen — Gott erfülle euch euer Begehren am Grabe unseres Herrn Mohammed!“, traten sie die Reise an, zunächst nur eine Handvoll Leute, unterwegs bald wachsend an Zahl durch ähnliche Pilgerhäuflein aus andern Städten, bis jenseits Sinder die große Mekka-Karawane gebildet war. Unter dem kleinen Kontingent aus Katsina befand sich ein Knabe, namens Audu. Er mochte $13\frac{1}{2}$ Jahre zählen und 1884 geboren sein. An der Seite seines Vaters sollte er die ungeheure Reise nach Mekka machen dürfen. Dem Knaben konnte es nicht unbekannt sein, daß mehr als die Hälfte derer, die vor ihm aus seinem Heimatlande nach dem Grabe des Propheten aufgebrochen waren, dasselbe nie wiedersahen; er hatte wohl davon gehört, wie Hunger und Durst, Kälte und Sonnenglut unter ihren Scharen aufräumen, und wie in der endlosen Wüste Räuber ohne Herz ihre Habe, ihre Freiheit oder gar ihr Leben zu bedrohen pflegen. Aber ihn lockte der Reiz des großen Unbekannten, und als er von der Mutter, den beiden kleinen Schwestern und dem neugebornen Brüderchen Abschied nahm, durchzog seine Seele die feierliche Ahnung „Ich gehe jetzt nach Mekka und tue das Größte, das Herrlichste, was ein Moslem tun kann, und wenn ich heimkehre, habe ich mir den Himmel verdient und man redet mich an: Hadschi Audu! und diesen Namen

erworben zu haben, ist alles wert." Ob er wohl wußte, was ein Hadschi ist? Kindlich unklar war sein Gedankenbild. Aber daß der Name dessen, welcher den schwarzen Stein geküßt, dort die uralten Riten vollzogen und sein Haupthaar abgeschnitten hat, großen Ruhm und Heiligkeit bedeute, das hatte er vernommen.

Tag um Tag, Woche um Woche, Monat um Monat verstrich, während die Karawane in langem Zug durch die endlose Wüste Sahara schlich: hungernd, dürstend, von Feinden bedroht, von wilden Tieren gefährdet, bald da, bald dort ein Opfer der Strapazen zurücklassend, als hinterbliebene Spur ihres Weges — im Heriosmus des Glaubens, welcher ergebungsvoll alles leidet, um dem Gebote des großen Propheten Mohammed nachzuleben und die Freuden des Paradieses zu erringen. Der knabenhafte Pilger Audu brachte auch sein großes Opfer: Der Vater starb ihm unterwegs; erschöpft durch die übermenschliche Mühsal der Reise, verfiel er in schwere Krankheit. Wehe aber dem unglücklichen Pilger, welchen dieses Geschick trifft! Der Islam weiß wenig von Erbarmen; man läßt den Armen liegen und sterben da, von wo er nicht mehr weiter kann. So blieb auch dieser Kranke liegen, und in der Stadt Aghat (Agades bei Andree?) gab er den Geist auf. Der Knabe ließ die Leiche dahinten und reiste mit der Karawane weiter, des menschlichen Beschützers zwar beraubt, dennoch aber entschlossen, ans Ziel vorzudringen und ein Hadschi zu werden.

Noch vier Monate währte die vaterlose Wanderung; da war endlich Ghadames an der Grenze von Tripoli erreicht und wieder im Rücken gelassen, und in langem, wohl über eine Wegstunde ausgedehntem Zuge rückte die Karawane in Tripoli, der Hauptstadt, ein. Neues, Ungewohntes staunte Audu's Auge hier an: die weite, blaue See mit ihren Dampfern und große Häuser in europäischem Stil, die Wunder einer halbzivilisierten Stadt.

Der Knabe fand Aufnahme bei Hausa-Leuten in der Stadt. Sie fühlten Erbarmen und taten für ihn, was sie konnten. Es war dies freilich nicht viel. Denn sie waren selber blutarm, und da er nichts bezahlen konnte, litt er oft Hunger. So verlebte er etwa einen Monat in Tripoli in Mühsal und Entbehrung. Da redete ihn ein weißer Mann, welcher ihn traf, wie er auf dem Brotmarkt sich aufhielt — wohl sehnsuchtsvoll Ausschau haltend nach einer milden Hand und einem Bissen Brot — freundlich an und lud ihn ein, mit ihm zu kommen und sein kleiner Hausdiener zu werden. Wohl war der Fremde ein Kafir, einer der Ungläubigen, welche der Islam duldet, wenn er sie nicht vernichten kann; aber dem vaterlosen Knaben tat es wohl, eine liebevolle Stimme zu hören und eine Hand zu

fühlen, welche seiner sich annehmen wollte, und daß der weiße Mann gar in seiner trauten Muttersprache mit ihm zu reden wußte, erweckte sein Vertrauen. So folgte er ihm denn in sein Haus.

Der freundliche Fremde war der Engländer Nott, welcher sich in Tripoli aufhielt, um hier, am Ausgangspunkt des Hausa-Handels, die Hausa-Sprache zu lernen, und der dazu ausersehen war, unter Leitung des Missionsbischofs Tugwell mit andern vom Niger ins Hausa-Land vorzudringen. So war also Audu durch Gottes Führung in die rechten Hände gebracht. Ein neues Leben begann nun für den heimatlosen Knaben in der reinen Atmosphäre christlicher Liebe. Die Not war zu Ende; er freute sich seines Daseins und wurde ein lustiger Junge, die Augen voll Uebermut, die Backen voll Lachens, singend, daß es durchs Haus schallte, immer zum Spielen aufgelegt. Der wilde Knabe bereitete manche Not. Die Arbeit wollte ihm nicht zusagen, er entzog sich ihr, soviel er konnte; Schwimmen und Ballspiel waren ihm tausendmal lieber.

Aber in Erfüllung seiner religiösen Pflichten war der kleine Mohammedaner, der ein Hadschi werden wollte, musterhaft und tadellos. Bekanntlich bilden 5 Gebote die Pfeiler des Islam: Waschungen, Gebete, Almosen, Fasten, Wallfahrt. In ihrer Beobachtung war der schwarze Junge äußerst pünktlich. Das Gebet war ihm die wichtigste Angelegenheit Tag für Tag; fünfmal des Tages wusch er sich, wie ein rechter Moslem es tut, Gesicht, Hände und Füße, um sich so für das Gebet zu reinigen, und kniete dann, das Angesicht nach Mekka gewandt, nieder und sprach unter feierlichen Gebärden, das Haupt neigend, oder den Finger an das Ohr haltend, oder den Oberkörper zur Erde niederbeugend, die vorgeschriebenen Gebete, je 10 Minuten lang. Die Pflicht des Almosengebens nahm er nicht weniger ernst; er gab weg, was er konnte, und was er etwa erübrigte, das sparte er auf für religiöse Zwecke und vor allen Dingen für seine Mekka-Reise; denn wenn er auch Spielzeug und Süßigkeiten liebte, so vergaß er doch niemals, daß er ein Pilger sei, und um ein Hadschi werden zu können, übte der Knabe Entsagung.

Der Februar des Jahres 1899 kam ins Land und mit ihm der große Ramadhan, das dreißigtägige Fasten der Mohammedaner, dessen Gebot so streng gehalten ist, daß über diese ganze Zeit während der Tageshelle auch nicht das Geringste genossen werden darf. Entschädigt man sich auch von Sonnenuntergang bis -aufgang durch Essen und Trinken für die Entbehrung des Tages, so ist die lange Pause dennoch peinlich. Um 6 Uhr abends gibt während dieser Zeit die Kanone in Tripoli das Zeichen der Sammlung zum Gebet. Dann eilen die Moslemin, nachdem sie von morgens 3 Uhr an, in Hitze

oder Kälte, gefastet haben, zur Moschee, um sich da vor dem Schöpfer hinzuwerfen, und nachdem ihm so die schuldige Ehre erwiesen ist, machen sie sich erst auf die Jagd nach Speise und Trank. Audu stand noch nicht in dem Alter, welches zur strengen Beobachtung des Ramadhan verpflichtet; aber aus freien Stücken hielt er das Fastengebot, und als er eines Morgens zu spät erwachte, um vor der Tageshelle seine Mahlzeit zu sich zu nehmen, blieb er eben bis zur Abendzeit ohne jede Nahrung.

Die Monate gingen dahin. Der Engländer Nott war inzwischen erkrankt und heimgekehrt; der Arzt Dr. Miller und die Missionare Richardson und Ryder waren in Tripoli eingetroffen, um hier durch Hausastudien sich vorzubereiten für die geplante Pioniermission ins Hausaland. Dr. Miller erzählt: „Als ich im Oktober 1898 in Tripoli ankam, empfingen mich Audu und sein Mitdiener Sabun mit großer Herzlichkeit — Diener waren sie nur anfangs, aber Jesus kam und entfernte die Schranken, und mehr und mehr sah ich in ihnen meine Brüder." Die Missionare wagten zu hoffen, daß Audu unter dem siegreichen Einfluß des Evangeliums die Kraft seiner Hingabe Christus zuwendete und der Erstling der Hausa würde; es war ihre Absicht, ihn mitzunehmen in sein Heimatland.

Da traf — es war im März 1899 — ein Vetter Audu's aus Katsina ein. Da er um einige Jahre älter war, beanspruchte er die Vormundschaft über ihn und bearbeitete den armen Burschen durch Erzeugung religiöser Angstgefühle in solchem Maße, daß dieser, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb, und kaum noch wissend, was er tat, seine Wohltäter verließ. Es war für Dr. Miller eine unvergeßliche Szene, wie sein kleiner Diener, der ihm lieb geworden war wie ein Sohn, zum letzten Mal, anscheinend auf Nimmerwiedersehen, zu ihm ins Zimmer trat, die Arme ihm um den Hals schlang und schluchzend bedauerte: „O, ich wollte Sie nicht verlassen, Sie sind so gut gegen mich gewesen; Sie haben mir lauter Liebes und Gutes erwiesen, nein, ich will ganz gewiß nicht gehen — aber ich muß!" Und weg ging er, um zusammen mit seinem Vetter nach Mekka vorzudringen und ein Hadschi zu werden.

Die Güte seiner christlichen Freunde ging ihm nach. Dr. Miller empfahl die beiden jugendlichen Mekka-Pilger an den englischen Konsul in der Hafenstadt Bengasi und bewirkte, daß sie in seinem Hause für 3 oder 4 Tage Nahrung und Obdach fanden. Von Bengasi pflegen die Mekka-Karawanen einen schrecklichen Landweg durch die Wüste nach Aegypten einzuschlagen. Der Konsul ersparte den Knaben die gefürchtete Reise, indem er ihnen freie Fahrt nach Alexandrien verschaffte. Und hier begegnete ihm abermals die Liebe Christi!

Dr. Miller hatte ihn den dort weilenden Missionaren der englischen Kirchenmission ans Herz gelegt. Sie suchten ihn in der großen Stadt, und Gott lenkte ihre Schritte; sie fanden ihn an einem schlimmen Ort und nahmen ihn zu sich als ihren Diener und vereinigten ihre Gebete für Audu mit der Fürbitte seiner väterlichen Freunde in Tripoli.

Er blieb bei seinem Vorsatz; Mekka war sein großes Ziel, im November desselben Jahres (1899) gedachte er dahin aufzubrechen und seine Pilgerfahrt zu vollenden. Dr. Miller erhielt aus Alexandrien manchen Brief von ihm, zierlich in der Hausa-Sprache geschrieben. In einem derselben sprach er die Hoffnung aus: „Möge Gott es gewähren, daß wir uns im Süden wieder begegnen, das wäre gut"! In einem andern äußerte er sich dahin: „Ich verstehe, was Sie von Jesus sagen; aber ich folge Mohammed nach. Es gibt viele verschiedenartige Leute in der Welt, und jeder hängt an seiner eigenen Religion; ich meinerseits folge dem Propheten Gottes, Mohammed, nach und kann ihn nicht verlassen"; dann schrieb er einmal: „Ich werde nach drei Monaten nach Mekka aufbrechen, wenn Gott es will. Möge Gott Ihnen beistehen; Ihr kleiner Audu liebt Sie in dieser und in der zukünftigen Welt."

Soweit haben wir diese Mitteilungen über den Mekka-Pilger Audu einer kleinen Schrift entnommen, welche Dr. Miller noch in Tripoli geschrieben hat, um der Liebe zu seinem Hausa-Knaben Ausdruck zu geben. Er bat am Schlusse derselben seine Leser, mit ihm des Audu vor Gott gedenken zu wollen: „damit Gott ihn während seiner Reise nach Mekka und beim Aufenthalt daselbst mit einer feurigen Mauer umschließe, inmitten dieser entsetzlich verdorbenen Stadt bewahre, sein Herz keine Befriedigung darin finden lasse, ein Hadschi zu heißen, mit dem Licht vom Kreuze ihn erleuchte, durch das Blut dessen, der dort starb, ihn reinige und die Stimme des Mittlers ihn vernehmen lasse." Und durch die Sorge brach sich eine kühne Hoffnung Bahn: „Der Verfasser scheint" — so lauten die Schlußworte der kleinen Schrift — „ein Gesicht zu sehen: ein kleiner Knabe, welchen er in Tripoli kennen lernte, welchen er wie einen Bruder lieb gewann, an welchen er mit sehnsüchtigem Verlangen täglich denkt, für welchen er täglich betet, ungezählte Male betet, kehrt zurück nach dem Süden und wird die Erstlingsfrucht aus der Hausa-Nation für Gott, gerettet, um zu retten. O Herr Jesus, der du lebtest und starbest und nunmehr königlich waltest, sieh es an, wie deine Seele für Audu und die ganze Hausa-Nation arbeitet, und stille dein Verlangen!"

Am 28. November 1899 wurde die kleine Missionstruppe für Hausa-Land in London feierlich verabschiedet, und im April 1900

ſtanden ſie vor dem König der großen Hauſa-Stadt Kano, dem London von Weſtafrika, hoffend, an dieſer Stätte im Herzen des Landes bleiben zu können. Der König aber zeigte ſich äußerſt ungnädig und verwies ſie des Landes; ſie mußten ſich mehr nach Süden zurückziehen und allerlei Not durchmachen. Immerhin gelang es, in einer Hauſa-Ortſchaft Gierku feſten Fuß zu faſſen. Wir ſkizzieren nur die Geſchichte dieſer Sudan-Miſſion, da eine Schilderung ihres Verlaufs nicht in dieſen Rahmen gehört.

Zu unſerer großen Freude hat die bis dahin erzählte Geſchichte von Audu eine Fortſetzung, welche zu Hoffnungen berechtigt. Die Nummer des Church Missionary Intelligencer (des Organs der engliſchen Kirchenmiſſion) vom März 1904 enthält eine Mitteilung über ihn, welche leider in ihrer kurzen Faſſung vieles, was man gerne wiſſen möchte, verſchweigt, immerhin aber wichtiges meldet. Aus ihr geht folgendes hervor:

Audu kam in der Tat nach Mekka und wurde Hadſchi und kehrte als ſolcher, bewahrt durch Gottes Hand, in ſein Vaterland zurück. Hier traf er Dr. Miller, ſeinen väterlichen Freund. Alte Liebesbande wurden neu geknüpft, indem der Miſſionsarzt ihn förmlich adoptierte. Audu wurde mehr und mehr durch die Zuſtände, welche er unter ſeinem Volke vorfand, enttäuſcht und betrübt, und die Bitte um die Bekehrung ſeiner Nation ließ er fortſchreitend zu ſeinem Herzensanliegen werden. Auf ſeiner ungeheuren Reiſe war der Knabe zum Manne mit offenem Auge und gereiftem Urteil geworden; was er in Tripoli, Aegypten, Arabien erlebt und geſehen, hatte in ihm die feſte Ueberzeugung hervorgerufen, daß alle mohammedaniſchen Länder in allem, was gut und rein und ſegensreich iſt, zurückſtehen; daß, was in dieſen Ländern etwa an Gerechtigkeit und Ehrbarkeit und Fortſchritt in irgend welcher Beziehung vorzufinden ſei, auf engliſchen Einfluß zurückgehe und daß dieſer Einfluß ſeinerſeits im Chriſtentum ſeinen Urſprung habe. „Er weiß, daß Uganda und Jorubaland, urſprünglich tief unter dem Niveau ſeiner eigenen Nation ſtehend, dieſelbe weit überflügelt haben — vermöge des Chriſtentums, welches dort ſeinen Einzug hielt.“

Dies iſt die Geſchichte von Audu, dem Mekka-Pilger, ſoweit wir Kunde von ihr haben. Chriſtus iſt dem vaterloſen Waiſen mit ſeiner Liebe wunderbar in den Weg getreten; wir hoffen, daß der, bei welchem der himmliſche Herr ſo treu angeklopft hat, auf die Stimme ſeines Erlöſers achten lerne, und eingehe in die Gemeinſchaft mit ihm und mit ſeiner Kraft der Hingabe ihm zufalle.

Eine bemerkenswerte Zusammenkunft in Japan.

Während am Yalu blutige Schlachten geschlagen wurden und die Japaner Port Arthur einzuschließen suchten, hat in Tokio, der Hauptstadt von Japan, eine Versammlung stattgefunden, die von den drei Religionsparteien Japans, dem Buddhismus, dem Schintoismus und dem Christentum beschickt wurde.

Es ist gewiß eine in der Geschichte einzig dastehende Tatsache, daß ein Krieg die Veranlassung ist, daß von allen Teilen eines Reiches die Führer der verschiedensten Religionskörper zusammentreten und zwar zu dem Zweck, um der Welt gegenüber die Erklärung abzugeben, was die eigentliche Ursache des gegenwärtigen Krieges in Ostasien sei. Gewöhnlich geschieht dies von seiten der kriegführenden Mächte, daß sie der Welt die Gründe für ihr Dreinschlagen kundgeben. Das ist auch von Japan und Rußland im gegenwärtigen Falle geschehen. Aber abgesehen von diesen offiziellen Kundgebungen sind doch auch Stimmen laut geworden, besonders in Rußland, daß es sich diesmal um einen Krieg der Christenheit gegen die Völker des Buddhismus handle und daß es im Blick auf die „gelbe Gefahr" zugleich ein Rassenkampf, ein Kampf der gelben Rasse gegen die weiße sei. Gegen diese Annahme hat nun jene Versammlung energisch Protest erhoben und bestimmt erklärt, daß der gegenwärtige Krieg in Ostasien weder ein Religions- noch Rassenkrieg sei und weder mit dem einen noch mit dem andern etwas zu tun habe.

Zu jener Zusammenkunft hatten sich Hunderte von buddhistischen Priestern eingestellt und zwar ihre bedeutendsten und einflußreichsten Häupter. Einer derselben, ein 84jähriger Greis, wurde zum Ehrenpräsident ernannt. Unter den Sprechern befand sich der angesehene Häretiker Murakami Senshō, der vor einigen Jahren von seiner Sekte wegen seiner allzufreien Auslegung der geschichtlichen Vergangenheit exkommuniziert worden ist. Er hat kürzlich das „Leben von Shaka (Buddha) geschrieben, das sich in ziemlich freien, aber doch noch ehrerbietigen Linien bewegt. Seiner Richtung nach gehört er dem modernen japanischen Buddhismus an. Auf seine äußere Erscheinung gibt er wenig, wie er denn auch bei seinem öffentlichen Auftreten in Tokio seit zwei Wochen nicht mehr rasiert war. In seinen Ausführungen betonte er, daß eine wahre Religion niemals

Krieg veranlasse. Tue sie es doch, so höre sie damit auf Religion zu sein, indem jede Religion, die dieses Namens würdig sei, einzig und allein für den Frieden einstehe. Nur die Völker führten Krieg, und zwar aus politischen Gründen. Aufgabe der Religion aber sei es, darauf hinzuarbeiten, daß den Kriegen gesteuert und ein ewiger Friede herbeigeführt werde.

Utschi Seiron, ein buddhistischer Philosoph von Ruf, der in ausländischer Kleidung auftrat, entzückte die Zuhörerschaft durch seine geschichtlichen Darlegungen, indem er nachwies, daß der gegenwärtige Krieg unmöglich ein Kampf der gelben Rasse gegen die weiße sei. Er zeigte, daß es einmal eine gelbe Gefahr gegeben habe, die vor Zeiten, die längst hinter uns lägen, nicht bloß Europa, sondern auch Asien heimgesucht und dessen Zivilisation geschädigt habe. „Diese Gelben aber", führte er aus, „die jenes Unheil über die Völker brachten, sind schließlich ein Bestandteil des heutigen Rußlands geworden. Demgemäß ist tatsächlich die ‚gelbe Gefahr' einzig und allein von Rußland, dem Erben der alten gelben Geißel, zu fürchten. Nur die Russen sind in Wirklichkeit trotz ihrer weißen Gesichter die ‚Gelben', und sie allein bilden wie ehemals eine Gefahr für die gesamte Zivilisation, während wir die gelbfarbigen Weißen sind, die heutzutage einen tatsächlichen Anteil am Leben der modernen Welt repräsentieren. Wir möchten es deshalb allen Völkern zum Bewußtsein bringen, daß wir für Freiheit und Fortschritt in der ganzen Welt einstehen."

In der Versammlung traten auch zwei Redner auf, die seiner Zeit dem Religionskongreß in Chicago angewohnt hatten, der eine ein Schintoist, der andere ein Christ. Schibat, der Schintoist, bezeichnete die Zusammenkunft als das Ergebnis von Christi großer Lehre von der Liebe, von Shakas (Buddhas) Lehre von der Barmherzigkeit und der Aufrichtigkeit des Schintoismus. Kozaki, der Christ, lenkte dagegen die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf den Umstand, daß seiner Zeit der Religionskongreß in Chicago in Friedenszeit stattgefunden habe, während die gegenwärtige Zusammenkunft in eine Zeit falle, da nicht nur der Krieg wüte, sondern Japan sich auch in einer Krise befinde, wie sie ernster für die Nation nie dagewesen sei. „Japan", so führte er u. a. aus, „steht ein für bürgerliche und religiöse Freiheit, Rußland dagegen repräsentiert gerade das Gegenteil. Unsere Verfassung gestattet jede Art von religiösem Bekenntnis und wir bilden bei aller Verschiedenheit des Glaubens eine Einheit im Kampf für die Freiheit, die wir erlangt haben."

Zum Komitee, das die Zusammenkunft veranstaltet hatte, gehörten auch evangelische Missionare, wie sie denn auch in der Ver-

sammlung gut vertreten waren. Unter ihnen wies namentlich Dr. Imbrie darauf hin, daß Japan in diesem Kriege nichts anderes im Auge habe, als die Sicherstellung des Reiches und den dauernden Frieden in Ostasien. Der Krieg habe nichts zu tun mit nationalen oder religiösen Differenzen; davon sei die gegenwärtige Versammlung ein Beweis. Ferner teilte er mit, daß der Premierminister Katsura, als er von Imbries demnächstiger Abreise nach Amerika gehört, ihn zu einer Unterredung befohlen habe. Bei dieser Gelegenheit habe der Minister den Wunsch ausgesprochen, Imbrie solle es seinen Landsleuten in den Vereinigten Staaten unumwunden sagen, daß Japan keine anderen Zwecke im gegenwärtigen Kriege verfolge, als die beiden vorhin genannten. Und dies spreche er nicht nur als seine persönliche Meinung aus, sondern auch als erster Staatsminister, sowie als Vertreter der Gesinnung seiner Majestät des Kaisers.

Nachdem noch manche andere hervorragende Redner, Buddhisten und Christen, sich hatten hören lassen, beglückwünschte der Bürgermeister von Tokio die Veranstalter der Versammlung zu ihrem guten Erfolg und der Gouverneur der Stadt sprach die Erwartung aus, daß eine solche Zusammenkunft ihr Gutes haben möge für das ganze Reich.

Die gemeinsame Erklärung, die schließlich unter großer Begeisterung abgegeben wurde, lautete:

„Der Krieg, der gegenwärtig zwischen Japan und Rußland geführt wird, hat auf seiten Japans lediglich den Zweck, das Reich zu sichern und den dauernden Frieden im Osten herbeizuführen. Er wird geführt im Interesse der Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Civilisation der Welt. Mit irgend welchen Differenzen zwischen Rassen oder Religionen hat er absolut nichts zu tun. Wir, die wir hier ohne Unterschied von Rasse oder Religion zusammengekommen sind, sind darin einig, daß wir versuchen wollen — jeder gemäß der in seiner Religionsgemeinschaft entsprechenden Weise — der ganzen Welt kundzutun, welches der eigentliche Zweck des gegenwärtigen Krieges ist. Zugleich sprechen wir unser ernstliches Verlangen aus nach einem baldigen Abschluß eines ehrenvollen Friedens."

Der Berichterstatter, Missionar D. de Forest von Sendai, fügt seiner Schilderung noch hinzu: Unwillkürlich drängt sich da die Frage auf: Wäre wohl eine derartige Versammlung in St. Petersburg denkbar, eine solch gemeinsame Zusammenkunft von griechischen Katholiken, Juden, Stundisten, Lutheranern und römischen Katholiken, die in der gleichen Weise gegenüber der ganzen Welt eine solche freie Sprache führen und derselben weitherzigen Gesinnung Ausdruck geben dürften? Wir halten es für unmöglich, und doch würde eine solche

Versammlung in irgend einem Teile Rußlands den dauernden Frieden weit mehr beschleunigen, als ein ganzes Dutzend Siege auf beiden Seiten.*) Aber eine solche Versammlung ist nur im toleranten Japan möglich, und zwar hier in jeder Stadt des Landes.

Diese Zusammenkunft bedeutet weit mehr, als die obige Erklärung der Mitglieder — oberflächlich betrachtet — vermuten läßt. In verschiedenen Zeitschriften ist zwar schon öfters darauf hingewiesen worden, daß das Christentum eine der Religionen Japans sei, aber angesichts der verhältnismäßig kleinen Anzahl von Christen (kaum 200 000) und da es erst seit kaum 30 Jahren überhaupt geduldet ist im Lande, schien es bis jetzt, als ob es noch keinen Anspruch auf allgemeine Anerkennung machen dürfte. Hierin ist nun eine bemerkenswerte Aenderung eingetreten. Die Versammlung von Vertretern aller Religionen Japans, die ein Komitee von Buddhisten, Schintoisten und Christen zusammenberufen, stellte sich dem Christentum anders gegenüber, als es bisher zu geschehen pflegte. Die Buddhisten und Schintoisten, so oft sie Bezug nahmen auf unsere Religion, nannten sie nicht mehr wie sonst verächtlich die „Jesusreligion", sondern die „Religion Christi" oder das Christentum, wie es auch in der übrigen Welt genannt wird. Damit ist ein großer Umschwung in der Stellung der Buddhisten und Schintoisten gegenüber dem Christentum ausgesprochen. Sie erkennen es nun an als einen der drei religiösen Faktoren, die dem heutigen Japan seine neue Gestalt gegeben haben.

Im Zusammenhang damit sei auch auf die Tatsache hingewiesen, daß in der Marine wie im Landheere Japans christliche Soldaten Schulter an Schulter mit den übrigen Volksgenossen im Felde stehen und für Japans Rechte kämpfen. Es ist somit — um das zum Schluß noch einmal zu sagen — durchaus kein Religionskrieg, noch ein Rassenkampf, der gegenwärtig zwischen Japan und Rußland geführt wird. (Miss. Herald.)

---

*) Da überschätzt doch wohl der amerikanische Berichterstatter die Bedeutung einer derartigen Versammlung gar sehr; denn wenn auch eine solche stattfände und dieselbe im gleichen Sinne die Interessen von Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Civilisation vor der Welt proklamieren und der Freiheit und dem Fortschritt das Wort reden würde — das würde die russische Politik noch nicht beeinflussen.

Ein barmanisches Trauerspiel.

Die Stadt Bhamo in Ober-Barma befand sich in festlicher Stimmung. Männer, Frauen und Kinder zogen in ihren seidenen Festgewändern scherzend und lachend dem Südtore der Stadt zu. Es war ein prachtvoller Tag, die Sonne stand strahlend am wolkenlosen Himmel und tauchte alles in die lebhaftesten Farben. Auf beiden Seiten der Straße schauten halb versteckt die kleinen braunen Bambushäuschen zwischen blühenden und grünenden Gebüschen hervor. Dicht belaubte Bäume, wie sie in der tropischen Zone heimisch sind, spendeten der vorüberziehenden Volksmenge angenehmen Schatten.

Durch das Laubwerk der Bäume schimmerte da und dort das blinkende Gewässer des Irawadi-Stromes. Auf seinen Fluten schaukelten sich allerlei Boote, die mit Männern und Frauen besetzt waren und alle dem Richtplatze zueilten, der draußen vor dem Tore lag. Drei unglückliche Männer sollten hier als verurteilte Verbrecher vom Leben zum Tode gebracht werden. Dem Gesetz mußte Genüge getan werden.

Indem wir uns den Weg durch die Volksmenge bahnen, erreichen wir endlich den Richtplatz. Wenige Schritte vor uns sehen wir drei hohe Kreuze von starkem Bambus errichtet, an denen die Schuldigen festgebunden, entweidet und einem langsamen, qualvollen Tode überliefert werden sollen. Rechts und links davon stehen Spieltische für die müßigen Zuschauer, Buden mit Früchten und Erfrischungen. Es wird gekauft und verkauft, gespielt und getrunken. Frohgestimmt wogt das Volk auf und ab. Da und dort haben sich Gruppen zu fröhlicher Unterhaltung niedergelassen oder stehen zusammen und warten der Dinge, die da kommen sollen.

Endlich naht in der Ferne vom Südtor her eine glänzende Prozession. Aller Augen sind darauf gerichtet. Goldene Sonnenschirme, die Abzeichen der königlichen Würde des Statthalters von Bhamo, blinken in der Sonne. Soldaten, mit Schwertern und Speeren bewaffnet, marschieren an der Spitze und halten den Weg offen. Das Gedröhn der Gongen übertönt die Klagelaute von einigen Frauen und Kindern, die sich irgendwo aus der Volksmenge plötzlich vernehmen lassen. Die Gefangenen, mit Ketten belastet und voller Striemen, mit denen sie infolge der grausamen Tortur bedeckt sind, werden herbeigeschleppt und erbarmungslos vor den Kreuzen hingeworfen. Die Armen! Weil sie einige Pfund Baumwolle dem Könige

gestohlen haben, müssen sie mit dem Leben dafür büßen. Aber so geringfügig auch das Vergehen erscheint, es war ein Verbrechen, dessen sie sich ihrem königlichen Herrn gegenüber schuldig gemacht haben. Hoffnungslos sind sie zu einem martervollen Tode verdammt. Da hilft kein Widerstreben, kein Bitten und Flehen. Grausam und hart stehen die Henker da, ohne Mitleid und Gefühl sind die Herzen der umstehenden Menge, die sich am Schauspiel ergötzt. Ein Aufschub der Exekution ist unmöglich, der Richterspruch muß vollstreckt werden.

Da wirft sich plötzlich eine Frau in wildem Schmerz auf den einen der Verurteilten. Es ist ein armes barmanisches Weib; aber die Liebe zum Gatten, der dem Tode verfallen ist, läßt sie alles ringsum vergessen. Trennung und Scheiden von ihm, dem Verbrecher, scheint ihr unmöglich. Mit Tränen und Jammergeschrei fleht sie vergeblich um Gnade und Erbarmen. Aber mit Schlägen ziehen die hartherzigen Soldaten das jammernde Weib von der Seite ihres Gatten und stoßen sie fluchend in den Volkshaufen hinein.

Währenddem hat der Statthalter mit brennender Cigarre im Munde teilnahmslos dem Vorgange zugeschaut. In kurzem, befehlendem Tone gibt er jetzt den Befehl zur Hinrichtung. Ein Sekretär kniet ehrerbietig vor ihm nieder und beginnt das Todesurteil laut vorzulesen. Auch der Scharfrichter und seine Gesellen, mit Schwertern und Stricken für die Hinrichtung versehen, knieen nieder und erwarten den Befehl zu ihrem traurigen Werk. Das Volk drängt sich auf allen Seiten herzu bis zu dem von den Soldaten gebildeten Kreis, um die Einzelheiten des Vorgangs besser sehen zu können.

Jetzt ist die Verlesung des Urteils beendet und der Scharfrichter beginnt, die Ketten der Verurteilten zu lösen, um die letzteren sodann an die Kreuze zu binden. Die armen Leute stöhnen, und hilflos irren ihre Blicke umher, wie wenn sie in letzter Stunde noch Rettung erwarteten. Indes diese scheint ausgeschlossen zu sein.

Doch, was ist das? Was bedeutet die plötzliche Bewegung unter den Zuschauern, der plötzliche Lärm ringsum? Dem Statthalter ist in der ersten Ueberraschung die Cigarre entfallen. Der Offizier der Truppen ruft seinen Leuten zu: „Schlagt zu, schlagt die Hunde, die sich dreinmischen wollen!“ Aber kaum ist sein Wort verklungen, da öffnet sich der Ring der Bewaffneten, und in gemessenen Schritten tritt in den Kreis herein eine Schar buddhistischer Priester in langen gelben Gewändern.

Was führt sie her? Das trostlose Weib, das nirgends Mitleid und Hilfe gefunden, hat in seiner Verzweiflung die Hilfe der Priester angerufen. Und sie erscheinen im rechten Augenblick, um die dem Gesetz verfallenen Opfer für sich zu beanspruchen. Sie werfen ihre

gelben Gewänder über die am Boden liegenden halb toten, gemarterten Verurteilten und begegnen furchtlos dem wütenden Blicke des Statthalters. Und was bedeutet ihr Einschreiten? Sie beanspruchen ein altes Recht, wonach sie — wenn es ihnen beliebt — das Leben solcher, die dem Gesetz verfallen sind, für sich und ihr Kloster retten dürfen, und zwar selbst aus der Hand und Gewalt des Königs.

Unter dem Jauchzen des Volkes zieht der Statthalter fluchend mit seinen Soldaten ab. Er weiß, daß er der Priesterschaft gegenüber machtlos ist; seine Opfer sind ihm auf immer entrissen. Die vom Tode Errretteten aber brechen in den Jubelruf aus: Das Leben ist uns geschenkt!

Im Triumph werden die drei Männer von den Priestern in ihr Kloster geführt, wo sie vor allem gespeist und getränkt werden, damit sie sich von der entsetzlichen Behandlung, die sie erfahren haben, erholen. Dann wird ihr Haupt geschoren und man kleidet sie ins gelbe Gewand der buddhistischen Mönche, in das Gewand, dem sie ihr Leben verdanken. Nun gehören sie Buddha an und haben ihm fortan ihr Leben lang zu dienen. Ihre Vergangenheit liegt hinter ihnen, mit dem bisherigen Leben haben sie ein für allemal abgeschlossen und nie mehr ist es ihnen gestattet, in ihre frühere Lebensstellung zurückzukehren. Zwar ist ihnen der Verkehr mit ihren Familien gestattet, aber sie haben fortan dem Kloster zu dienen und ihm zu leben. Und würde es einem von ihnen je einfallen, wieder seine bürgerliche Kleidung anlegen zu wollen, so würde er damit auch zugleich des Schutzes Buddhas verlustig gehen und er wäre vogelfrei, sodaß ihn jedermanns Hand erschlagen dürfte. Nur im heiligen gelben Gewande eines Buddhisten-Mönches ist er seines Lebens sicher.

Wir haben diese Episode aus Barma dem Berichte eines Missionars nacherzählt. Es scheint uns, es lasse sich in gewissem Sinne eine Parallele ziehen zwischen ihr und der Rettung des Sünders, dem allein in dem Gewande der Gerechtigkeit Jesu Christi das ewige Leben zugesichert ist und worin er nach dem gänzlichen Bruch seiner Vergangenheit fortan Christo dienen und in einem neuen Leben wandeln soll.

Missions-Zeitung.

Ostafrika. Am 4. Juli d. J. starb zu Mombas der im Dienst der englisch-kirchlichen Mission stehende eingeborene Geistliche W. H. Jones, dessen Lebensgang nicht ohne Interesse ist. Jones gehörte seiner Abstammung nach dem Yao-Stamme (am Südostufer des Nyassa) an und geriet in seiner Jugend als Sklave auf ein Sklavenschiff, von dem er aber durch einen englischen Kreuzer befreit wurde. Da es damals nicht ratsam war, die Sklaven an der afrikanischen Küste zu landen und hier ihrem Schicksal zu überlassen, wurde er mit seinen Gefährten nach Bombay verbracht, in dessen Nähe sich eine Kolonie befreiter Negersklaven befand. Hier empfing er die Taufe und den Namen Jones. Er besuchte dann mehrere Schulen in Bombay und wurde 1861 in das Christendorf Scharanpur bei Nasik (nordöstlich von Bombay) geschickt, um das Schmiedehandwerk zu erlernen. Im Jahr 1864 erhielt er von der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft den Auftrag, mit seinem Gefährten Ismael Semler in die ostafrikanische Mission einzutreten, um als Afrikaner unter seinen Volksgenossen zu arbeiten. Er trat zunächst als Missionsgehilfe dem bekannten Missionar Rebmann in Mombas und später in Kisulitini zur Seite. Vorübergehend, von 1867—1869, war er für die Universitätenmission in Sansibar tätig, kehrte aber dann wieder aufs Festland zurück, wo er in Rabai seinen Arbeitsposten erhielt. Die englisch-kirchliche Mission sandte ihn dann 1871 nach Bombay, um hier afrikanische Familien für die neu zu gründende Kolonie Freretown bei Mombas zu werben. Von dort zurückgekehrt, arbeitete er von 1874—1878 in dieser Kolonie und in Rabai und ging dann 1878 noch einmal nach Indien für mehrere Jahre. Erst im Jahr 1881 kehrte er von da zurück und wurde 1885 von Bischof Hannington ordiniert und zum Pastor der Gemeinde in Kisulitini ernannt. Im Sommer desselben Jahres begleitete er Bischof Hannington auf dessen Reise nach dem Viktoria Nyansa, mußte aber unterwegs mit einem Teil der Karawane in Kavirondo zurückbleiben. Dadurch entging er dem Schicksal des vorauseilenden Hannington, der in Busoga auf Befehl von König Muanga ermordet wurde. Jones geleitete sodann die Ueberbleibsel der Karawane den weiten Weg zurück an die Küste, wobei er eine blaue Fahne mit der Aufschrift „Ikabod" vorantragen ließ.

Uganda. Am 21. Juni d. J. wurde die große, neuerrichtete Kathedrale auf dem Namirembe-Hügel bei der Hauptstadt Mengo vom Missionsbischof Tucker feierlich eingeweiht. Als sich ihre Pforten öffneten, strömte das Volk, das des Eintritts harrte, in großen Scharen hinein. Etwa 3000 Personen fanden darin Platz, die übrigen 5000 mußten draußen bleiben. Zur Tilgung der Bauschuld wurde bei dieser Gelegenheit eine Kollekte erhoben, die sich aus folgenden Beiträgen zusammensetzte: in barem Geld 1613 Rupien (darunter ca. 90 000 Stück Muschelgeld im Wert von 90 Rupien), in 36 Ochsen und Kühen, 25 Ziegen, 31 Hühnern und 154 Eiern.

— Aus Anlaß des Todes von Henry Stanley, der bekanntlich den Anstoß zur Mission in Uganda gegeben hat, erinnert der Missionary Intelligencer an eine interessante Tatsache. Nachdem Stanley während seines Auf-

enthalts bei König Mteſa ſeinen berühmten Brief geſchrieben hatte, worin er die Chriſten Englands aufforderte, in Uganda eine Miſſion zu gründen, übergab er denſelben einem jungen Belgier, namens Linant de Bellefonds, der ſich gerade in Uganda aufhielt. Da damals nur der Weg nach Norden offen war, ſo ſchlug der Belgier die Nilroute ein, wurde aber unterwegs vom Baristamm überfallen und ermordet. Seinen Leichnam ließen die Eingeborenen einfach liegen. Eine Strafexpedition, die ſpäter dahin auszog, fand denſelben noch an Ort und Stelle, und zwar mit den hohen Stiefeln angetan, die der Erſchlagene beim Ueberfall getragen hatte. In den Stiefeln aber fand man jenen Brief Stanleys vor, den der Belgier wie es ſcheint im letzten Augenblick darin verſteckt hatte. Der Brief gelangte dann in die Hände von General Gordon in Khartum, der ihn weiter nach England ſpedierte. Seine Wirkung war bekanntlich die, daß die engliſch-kirchliche Miſſion beſchloß, Uganda als ihr Arbeitsfeld aufzunehmen, ein Gebiet, das in der Folgezeit zwar ſchwere Opfer gekoſtet hat, nun aber zu den blühendſten und bedeutendſten Miſſionsfeldern Afrikas gehört.

Indien. Im hohen Alter von 85 Jahren iſt kürzlich einer der hervorragendſten Miſſionsarbeiter Indiens geſtorben: Dr. Murdoch in Madras. Sein langes Leben war faſt ausſchließlich der literariſchen Tätigkeit zum Heile Indiens gewidmet. Ein Schotte von Geburt, ging er als junger Mann im Jahre 1844 nach Ceylon und wurde hier der Leiter einer Regierungsſchule. Obſchon im Regierungsdienſt ſtehend, benützte er doch ſeine Ferien dazu, um Miſſionstouren zu machen und erkannte hiebei, wie ſehr es dem Land an einer geeigneten chriſtlichen Literatur in den verſchiedenen einheimiſchen Sprachen mangele. Infolgedeſſen gab er 1849 ſeine Stellung auf und beſchloß, ausſchließlich jener Aufgabe zu leben. Er errichtete eine Buchhandlung in Ceylon und trat als Laienmiſſionar in die Dienſte der vereinigten Presbyterianer. Etwas ſpäter ließ er ſich in Madras nieder und gründete hier die Madras School Book Society. Als dann 1858 die „Chriſtliche Literatur-Geſellſchaft“ in London gegründet wurde, die ſich die Abfaſſung, Herausgabe und Verbreitung chriſtlicher Schriften zur Aufgabe machte, wurde er deren erſter Vertreter in Indien. Ebenſo wurde er im Jahr 1867 der Leiter aller Beſtrebungen von ſeiten der bekannten Religious Tract Society auf indiſchem Boden, und von dieſer Zeit an ſtand er volle 35 Jahre hindurch an der Spitze der chriſtlichen literariſchen Tätigkeit in Indien. Er fand dabei noch Zeit, ſich ſelbſt an der Abfaſſung chriſtlicher Schriften zu betätigen und ſchrieb eine große Anzahl von ſolchen, die das ſittliche und geiſtliche Wohl Indiens betrafen. Trotz ſeiner Bedeutung war er ein äußerſt einfacher und beſcheidener Mann, dem jedes Hervortreten ſeiner Perſon zuwider war und der keinerlei Ehre ſuchte. Doch mußte er ſich's gefallen laſſen, daß ihn die Univerſität zu Glasgow im Jahre 1871 zum Ehrendoktor ernannte, und daß ihm 1896 die ſilberne Medaille des Kaiſer-i-Hind Ordens für ſeine Verdienſte überreicht wurde. Kurz vor ſeinem Tode erhielt er auch die goldene Medaille desſelben Ordens.

Japan. Wie die „Katholiſchen Miſſionen“ berichten, hat die hochgehende politiſche Erregung in Japan und die allgemeine Erwartung eines Entſchei-

dungskampfes mit Rußland die Geister derart in Anspruch genommen, daß für Fragen der Religion nicht viel übrig bleibt. Das sich mächtig steigernde nationale Selbstgefühl der Japaner ist ein weiteres Hindernis für die Predigt des Evangeliums. Die glänzende fünfte Nationalausstellung, die vom 1. März bis zum 31. Juli v. J. in Osaka stattfand, hat diesen Stolz nicht wenig gesteigert. An schönen Tagen strömten an 50 000 bis 60 000 Besucher zum Ausstellungsplatze. Auch das Ausland: Europa, Amerika, China und Korea war diesmal stark vertreten. Daß Japan diesen mächtigen Aufschwung der christlichen Zivilisation verdankt, kam wohl den wenigsten Besuchern zum Bewußtsein. Die meisten zogen im Gegenteil den Schluß: Wir haben von Europa und Amerika nichts mehr zu lernen, wozu sollen wir ihre Religion annehmen? Tatsächlich sollte die Ausstellung zugleich der Verherrlichung des alten Buddhismus dienen: die Kunstausstellung war wesentlich eine Abspiegelung buddhistischer Lehren und Anschauungen. Die Eröffnung fand an den Toren des großen Tennodschi-Tempels, des ältesten buddhistischen Heiligtums in Japan statt, das noch von Schotoku, dem buddhistischen Konstantin, im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung erbaut sein soll. Um den Buddhismus bei dieser Gelegenheit recht zur Geltung zu bringen, sollte u. a. eine Riesenglocke gegossen werden, die alles Dagewesene in dieser Hinsicht überbieten und die Ausstellung einläuten sollte. 10 000 Bonzen (buddhistische Priester) aus allen Teilen Japans sollten der Feier beiwohnen und der versammelten Volksmasse den Glanz der buddhistischen Religion zum Bewußtsein bringen. Wirklich wurde die Glocke aus freiwilligen Beiträgen, wenn auch nicht in der ursprünglich geplanten Riesengröße, gegossen. Als man jedoch den Glockenmantel löste, zeigte sich ein wesentlicher Fehler im Guß, der nicht mehr zeitig gebessert werden konnte. So blieb die Glocke stumm, und die geplante buddhistische Nationalfeier kam nur teilweise zur Ausführung. — Der Gesamtzuwachs der katholischen Mission im Jahre 1903 bestand aus 18 Konvertiten und 1649 getauften Erwachsenen, von denen 831 erst in der Todesstunde getauft wurden, sodaß der Gewinn an erwachsenen Christen tatsächlich bloß 836 betrug.

— Während die russischen Behörden die andersgläubigen Staatsgenossen möglichst bedrücken, schützen die heidnischen Japaner in ihrem Lande trotz des Krieges die Anhänger und das Eigentum der russischen Staatskirche. Ausdrücklich hebt der dortige russische Bischof Nikolai in einem an die russische Missionsgesellschaft gerichteten Briefe hervor, daß die japanische „orthodoxe" (russische) Kirche infolge der Fürsorge der japanischen Regierung auch während des Krieges unbehelligt bleibe. Tag und Nacht ständen Polizeiwachen bei dem Missionsgebäude, und im ganzen Reiche seien die Behörden angewiesen, die „Rechtgläubigen" zu schützen und keinerlei Beleidigung oder Drangsalierung derselben zuzulassen. — Ein solches tolerantes Verhalten einer heidnischen Regierung dürfte das unduldsame Auftreten der sogenannten „rechtgläubigen" Russen wohl beschämen.

Statistisches. Nach dem in Tokio erschienenen Missions-Adreßbuch für 1904 beträgt die Zahl der Christen in Japan gegenwärtig 140 806. Davon gehören 55 354 der protestantischen Kirche an, darunter 43 272 Kommunikanten. Die evangelischen Missionskirchen Japans zählen zur Zeit: 406 japanische

ordinierte Geistliche, 474 unordinierte (männliche) Gehilfen und 361 Bibelfrauen. Während des Jahres 1903 wurden getauft: 3644 Erwachsene und 877 Kinder. Von den evangelischen Gemeinden erhalten sich 94 selbst und bestreiten den Unterhalt für ihre Geistlichen. Die Gemeinden brachten im Jahr 1903 im ganzen 134 941 Yen (= 269 880 Mark) auf, also über 3 Yen (6 Mark) per Kopf. — Die Zahl der römischen Katholiken beträgt 58 086, die der orthodox-russischen (griechischen) Christen 27 366.

Korea. Von den koreanischen Missionaren kommen erfreuliche Nachrichten. Russen und Japaner haben beide mit wenig Ausnahmen die Rechte der Person und des Eigentums der Missionare und der koreanischen Christen respektiert. — Missionar Whittemore schreibt am 20. April aus Syen Chu: „Im ganzen erfahren wir von beiden Seiten die denkbar beste Behandlung. Der einzige schwere Verlust war, daß uns die Russen eine Menge Baumaterial verbrannten, damit die Japaner es nicht zum Brückenbau verwenden. Auch ist eine kleine Kirche niedergebrannt, aber nicht aus böser Absicht. Die Missionare konnten von den Christen manchen Schaden und Verlust abwenden." — Frl. Kirkwood in Phöngyang schreibt: „Schon seit sechs Wochen gibt's hier viel zu sehen: Soldaten, Kuli, Kanonen, Lastpferde sind dem Tausend nach durchgezogen. Die Japaner waren sehr gut gegen uns und gewöhnlich auch gegen die Koreaner. Unsere Christen haben sich stark und zuverlässig gezeigt und durch ihr Benehmen in dieser schweren Zeit den Ungläubigen schon manch schönes Beispiel gegeben. Einige haben zu leiden gehabt. Es war ein trauriger Anblick, zwei oder drei Wochen lang, Bewohner der Stadt ausziehen zu sehen, ihre Habseligkeiten auf dem Rücken, der Haushund hintendrein. Einige sind geflohen, um nach kurzer Wegstrecke aller Sachen beraubt zu werden. Unsere Christen sind, mit Ausnahme der jungen Frauen und Mädchen, fast alle hier geblieben. An Ostern nahmen zwei japanische Offiziere an unserm Gottesdienste teil, beides feine Männer, die ihre Freude darüber aussprachen, mit uns feiern zu können." Missionar Underwood schreibt aus Söul, daß die Arbeit im Süden durch den Krieg kaum leide, und berichtet ausführlich von einer langen, erfolgreichen Reise, die Missionar Miller machte und auf der viele in die Kirche aufgenommen wurden. Die Gegenwart der Missionare ist zweifellos für die koreanischen Christen und für das Volk überhaupt überall von großem Nutzen gewesen.

Bücheranzeigen.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148 000 Artikel und Verweisungen auf über 18 240 Seiten Text mit mehr als 11 000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen), sowie 130 Textbeilagen. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Der vorliegende sechste Band zeigt aufs neue, welche Bereicherung diese neue Auflage des großen Nachschlagewerkes erfahren hat. Beim Vergleich mit der letzten Auflage ergibt sich allein ein Zuwachs von 26 prächtig ausgeführten Tafeln, und dementsprechend ist auch der Text vermehrt und bis auf die neueste Zeit ergänzt. Der VI. Band enthält Artikel von Erdeessen bis Franzén und umfaßt über 900 Seiten. Mit besonderer Sorgfalt sind auch die beigegebenen Karten von Frankreich, Stadtpläne, Sternkarten 2c. ausgeführt. Daß der alle Gebiete des Wissens umfassende Inhalt auch die Mission, besonders in ihren hervorragendsten Vertretern (hier z. B. D. Faber) berücksichtigt, möchten wir aufs neue hervorheben.

Oehler, D. Missionsinspektor. **Die kulturellen und sozialen Verhältnisse Chinas und ihre Bedeutung für die Mission.** Referat an der VIII. christlichen Studenten-Konferenz in Aarau 17.—19. März 1904. Basel. Missionsbuchhandlung. 30 Ct. = 25 Pf.

Eine interessante Beleuchtung chinesischer Verhältnisse im Lichte der Mission.

Christlicher Volkskalender 1905. Herausgegeben von der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth. Vierundsechzigster Jahrgang. 40 Pf.

Der unterhaltende Teil, dem ein farbiges Titelbild vorangestellt ist, enthält diesmal eine ausführliche Lebensbeschreibung des Missionsinspektors Dr. A. Schreiber und dessen Wirken in Sumatra und in der Heimat. Der Text ist mit zahlreichen Illustrationen versehen. Auch sonst bietet der bekannte, weitverbreitete Kalender allerlei Gutes für das christliche Haus.

Heuser, E. **Die Protestation von Speier.** Geschichte der Protestation und des Reichstages 1529 nebst Veröffentlichung bisher unbekannter Nachrichten über diesen Reichstag. Mit zwei Schriftabbildungen. Herausgegeben zur feierlichen Einweihung der Gedächtniskirche in Speier am 31. August 1904. 64 S. Neustadt a. d. Hardt. Ludwig Witter. Mk. 1.20.

Eine allgemein verständliche Darstellung der Geschichte jenes Reichstages von 1529, auf dem fünf deutsche Fürsten und eine Anzahl von Reichsstädten fest zum evangelischen Bekenntnis standen und gegen die Beschlüsse des Reichstags Protest erhoben. Dadurch machten sie die Ausführung des Mehrheitsbeschlusses, der die neue Lehre ausrotten sollte, zur Unmöglichkeit. Seitdem führen die Evangelischen den Namen Protestanten und zur Erinnerung daran erhebt sich nun in Speier die neue, am 31. August 1904 feierlich eingeweihte Gedächtniskirche. — Dem Buch ist die letzte handschriftliche Seite der Protestationsurkunde mit den eigenhändigen Unterschriften der fünf protestierenden Fürsten beigegeben. Das Ganze ist ein schriftliches Denkmal, dem wir weite Verbreitung in den evangelischen Kreisen Deutschlands wünschen.

NB. Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Chinesischer Schuhmacher.

Sind die Chinesen religiös indifferent?

Von Miss. Martin Maier.

Wer ein Buch über Religionsgeschichte zur Hand nimmt, um sich darin über die Religion der Chinesen zu informieren, ist erstaunt über die Fülle und Mannigfaltigkeit, die auf religiösem Gebiete bei diesem Volke zu Tage tritt. Neben der Urreligion der Chinesen und dem auf diese sich gründenden Konfuzianismus werden da genannt: der Taoismus und Buddhismus, der Islam, die jüdische und die christliche Religion. Diese reichhaltige Liste von Religionen ist geeignet, bei dem Leser die Meinung zu erwecken, als wären die Chinesen ein religiös besonders reich veranlagtes Volk. Er ist deshalb auch nicht wenig verwundert und überrascht, wenn ihm plötzlich von anderer Seite versichert wird, die Chinesen seien im Gegenteil in religiöser Hinsicht durchaus indifferent.

Eine diesbezügliche Aeußerung, die mir unlängst in einer wissenschaftlichen Abhandlung zu Gesichte kam, legte mir den Gedanken nahe, die Frage aufzuwerfen resp. zu beantworten: „Sind die Chinesen religiös indifferent?" Ich werde mich in meinen Ausführungen auf die persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen stützen, die ich während eines zehnjährigen Aufenthaltes in China gemacht habe. Dieser beschränkte sich zwar auf den Süden Chinas, doch zweifle ich nicht daran, daß meine Wahrnehmungen auch für Mittel- und Nordchina Geltung haben.

Sind die Chinesen religiös indifferent? Schon der Reichtum an Religionen und religiösen Bräuchen, wie wir ihn in China finden, antwortet auf diese Frage mit nein. Denn ein Volk, das eine solche Fülle von religiösen Gebilden aufweist, kann in Bezug auf Religion nicht indifferent sein, wie ja z. B. auch die zahlreichen Sekten innerhalb der christlichen Religion — was auch immer sonst gegen sie einzuwenden sein mag — gewiß nicht auf religiöse Gleichgültigkeit schließen lassen, sondern im Gegenteil ein Zeichen kräftigen religiösen Empfindens sind. Und in der Tat spricht auch das religiöse Leben der Chinesen zunächst für Verneinung der Frage unseres Themas. Denn wer je Gelegenheit hatte, diesem Volke in täglichem Verkehr näher zu treten, muß bezeugen, daß sein ganzes Leben mit Religion durchwebt ist. Diese spielt nicht nur bei Vorkommnissen und Feiern von familiärem Charakter, wie Geburten, Hochzeiten und Todesfällen eine Rolle, sondern auch viele Staatsaktionen, ebenso die großen Jahresfeste und nationalen Gedenktage sind mehr oder weniger mit religiösem Beiwerk umgeben. Und da es beim Konfuzianismus, als der eigentlichen Staatsreligion, einen Priesterstand nicht gibt, so treten hier der Kaiser und die Beamten, im engeren Kreise die Stammes- und Familienhäupter, bei religiösen Verrichtungen als handelnde Personen auf.

Doch trotz dieser amtlichen Vertretung nimmt das chinesische Volk bezw. der Einzelne auch persönlich Stellung zu den verschiedenen Gottheiten, und sowohl das häusliche wie auch das geschäftliche Leben des Chinesen liefert den Beweis, daß tausend Fäden ihn an die unsichtbare Welt knüpfen. So unternimmt er nichts von Bedeutung: weder beginnt er mit dem Bau eines Hauses, noch eröffnet er ein Geschäft, noch tritt er eine Reise an — ohne religiöses Zeremoniell. Dann hat in China jeder Kaufmann in seinem Laden einen Altar für den „Gott des Reichtums", von dem er guten Geschäftsgang und Mehrung seines Vermögens erwartet und dem er deshalb auch fleißig Opfer darbringt. Auch der Landmann wendet sich an die Götter und erbittet von ihnen Segen und Gedeihen für seine Fluren. Ebenso hat der Schiffer auf seinem Fahrzeuge eine Kultusstätte, und nie wird er sich abends zur Ruhe begeben, ohne vorher dem Fluß-

oder Meergott zu Ehren einige Räucherstäbchen angezündet zu haben. Auch alle übrigen Berufsarten haben ihre besonderen Schutzheiligen, ja sogar Diebsgesindel und Rebellen suchen zum Gelingen ihres Vorhabens die Unterstützung gewisser Götter nach. So führen die Aufständischen auf ihren Plünderungszügen gewöhnlich mehrere große Götzen mit sich, auch lassen sie auf ihre Fahnen die Namen vieler bekannten Gottheiten schreiben.

Doch welch wichtiger Faktor die Religion bei den Chinesen ist, zeigt sich namentlich in Zeiten der Not. Ist jemand krank, dann ist kein Weg zu weit und keine Summe zu hoch, wenn es gilt, sich der Hilfe der Götter und Geister, der Zauberer und Wahrsager zu versichern. Herrscht Trockenheit im Lande, dann holt sich eine Familie oder auch eine ganze Dorfgenossenschaft irgendein berühmtes Götzenbild aus seinem Tempel und zieht mit diesem in feierlicher Prozession durch die Felder und bittet um Regen. Auch sonst bei großen Heimsuchungen, wie Krieg, Revolutionen, Ueberschwemmungen und Seuchen strebt man durch Bittgänge, etwa auch durch allgemeines Fasten das Unglück abzuwenden.

Einen religiösen Charakter trägt auch das sogenannte „Gutes tun" der Chinesen. Unter diesem verstehen sie das, daß man aus eigenen Mitteln oder auch mit kollektiertem Gelde Wege repariert, Brücken baut, die Heimatlosen begräbt, Reis an die Armen verteilt u. s. w. Manche Chinesen, natürlich vor allem die Reichen, suchen sich durch diese „verdienstlichen Werke" die Gunst des Himmels zu erkaufen. Auch die vielen Vegetarier in China lassen sich von religiösen Motiven leiten. Sie verpflichten sich, sei es für ihr ganzes Leben, sei es nur für gewisse Tage, auf den Fleischgenuß zu verzichten. Durch dieses freiwillige Fasten glauben sie sich ein Anrecht auf den „westlichen", d. i. indischen, buddhistischen Himmel zu sichern.

So finden wir beim chinesischen Volk eine rege Entfaltung religiösen Lebens, und zwar nicht etwa nur bei dem ärmeren Teil der Bevölkerung, sondern auch bei den Reichen und Vornehmen. Wenn wir daher nach dem bisher Gesagten nochmals die Frage stellen: „Sinddie Chinesen religiös indifferent?" kann die Antwort nur verneinend lauten.

Doch wie kommt es, daß trotz der angeführten, unleugbaren Tatsachen viele Kenner Chinas mit Nachdruck die Ansicht vertreten, die Chinesen seien religiös indifferent? Dies rührt daher, daß jenen Tatsachen Beobachtungen anderer Art entgegenstehen, die tatsächlich religiöse Gleichgültigkeit bei diesem eigenartigen Volke dartun.

Auffallend ist schon der Umstand, daß in China drei Religionen: der Konfuzianismus, Taoismus und Buddhismus, die ihrem Wesen nach durchaus unvereinbar sind, nebeneinander bestehen und staatliche Anerkennung genießen. Und zwar ist dies nicht so zu verstehen, als ob die Anhänger dieser Religionen drei verschiedene, getrennte Religionsgemeinschaften bildeten, so daß man die einen als Konfuzianer, die andern als Taoisten oder als Buddhisten bezeichnen könnte, sondern der Chinese ist sowohl das eine wie das andere (mit Ausnahme der wenigen Taoisten- und Buddhistenpriester, die nur Anhänger ihrer betreffenden Religion sind). Im gewöhnlichen Leben bekennt er sich zum Konfuzianismus, ereilt ihn ein Unglück, dann nimmt er seine Zuflucht zum Taoismus, und wenn es zum Sterben geht, wirft er sich dem Buddhismus in die Arme.

Ebenso bezeichnend wie diese Religionsvermengung und damit zusammenhängend ist die Tatsache, daß sich bei der Priesterschaft, bezw. den Vertretern dieser drei Religionen — den Buddhisten- und Taoistenpriestern und den Literaten, als den speziellen Anhängern des Konfuzianismus, — die doch die berufenen Hüter und Mehrer ihrer besonderen Religionen sein sollten, auch nicht das leiseste Anzeichen von Fanatismus findet, so daß sie sich etwa gegenseitig bekämpften und einander Konkurrenz zu machen suchten. In früheren Jahrhunderten kam es zwischen ihnen allerdings wiederholt zu Reibungen und Auseinandersetzungen, seit langer Zeit jedoch bestehen keinerlei Differenzen mehr. China steht in dieser Beziehung beispiellos da. Es ist schon versucht worden, diese Zustände als einen Vorzug hinzustellen gegenüber den vielen Religionsstreitigkeiten namentlich des Abendlandes. Indes so sehr die letzteren zu beklagen sind, so darf man trotzdem einem Religionsfrieden, wie er in China herrscht, nicht das Wort reden; ist er ja doch das untrügliche Kennzeichen von religiöser Gleichgültigkeit, von religiösem Tod.

Zu dem gleichen Schluß berechtigt auch die große Unklarheit, die man bei den Chinesen in religiösen Dingen findet. Diese ist zwar teilweise auf den Mangel an Religionslehrern, an Theologen zurückzuführen. Es konnte sich so keine Dogmatik ausbilden, auch bleibt das chinesische Volk ohne religiöse Unterweisung. Doch dieses begehrt eine solche auch gar nicht, es verspürt nicht das geringste Bedürfnis, tiefer in den Sinn seiner Religionen einzudringen. Nur wo es sich um Aberglauben und Gespenstergeschichten handelt, zeigt der Chinese einiges Interesse.

Im Zusammenhang mit dieser religiösen Unwissenheit steht die Pietätlosigkeit und Geringschätzung, mit der die Chinesen ihre Götter behandeln. Sie machen sich über dieselben lustig, spielen ihnen gelegentlich einen Streich, suchen sie zu hintergehen, manchmal auch zu bestechen, ziehen sie zur Rechenschaft und nehmen für gewöhnlich auch nicht die mindeste Rücksicht auf sie, nicht einmal bei feierlichen Anlässen. So sieht man sie zuweilen auf ihren Bittgängen den in Prozession mitgeführten Götzen plötzlich abstellen, um irgend einen Handel mit Vorübergehenden zu schlichten oder gar einen Kampf mit feindlichen Nachbarn auszufechten. Und obwohl auch Konfuzius sie daran erinnert, daß man sich bei der Opferhandlung die Gottheit als gegenwärtig zu denken habe, zeigen sie in den meisten Fällen doch keine Spur von Andacht. Sind sie z. B. in einem Tempel mit Opfern und Räuchern beschäftigt, während sich gerade in der Nähe etwas Interessantes abspielt, dann brechen sie oft mitten in der Handlung ab und eilen auf die Straße, um sich die Sache anzusehen.

Aus diesem Verhalten gegen die Götter erklärt sich auch die gänzliche Vernachlässigung der Heiligtümer. Wer Gelegenheit hatte zu beobachten, mit welch heiliger Scheu z. B. der Hindu auf seine Tempel blickt (?), ist nicht wenig erstaunt, ja entrüstet über die Nichtachtung, die sich beim Chinesen seinen Kultusstätten gegenüber offenbart. Welchen Schmutz und Moraſt birgt so ein chinesischer Tempel! Sogar die Altäre und Götzenbilder sind über und über mit Staub und Unrat bedeckt und nicht selten die Wände mit allerhand Karikaturen und Zoten beschmiert. Da ist niemand, der Ordnung hält; Hunde, Hühner, Kinder, Aussätzige, Bettler und alles mögliche Gesindel treiben sich ungestört in diesen Hallen herum. Und was von den Tempeln gilt, findet auch An-

wendung auf die Ahnenhallen und die Gräber. Die ersteren dienen vielfach als Arbeitsstätte für den Zimmermann, für wandernde Korbflechter und Schuhflicker; man hängt dort die Wäsche auf und bringt darin das Stroh und die Reismühle unter. Die Gräber werden als Dreschtennen und Trockenplätze benützt; sie sind der Tummelplatz der Jugend und ein beliebter Sammelpunkt für Leute, die nichts zu tun haben und gerne ein Plauderstündchen halten möchten.

Da nun der Chinese schon vor seinen Göttern und Heiligtümern so wenig Scheu und Ehrfurcht bekundet, so kann es nicht mehr wundernehmen, wenn man sieht, welche Verachtung er auch der sogen. Priesterschaft gegenüber zur Schau trägt. So ein buddhistischer Bonze ist für ihn ein Ausgestoßener, ein einfältiger, geringer Mensch, mit dem zu verkehren oder auch nur zu reden er in gewöhnlichen Zeiten unter seiner Würde hält. Und von dem Einfluß und der Macht, welche die Priester anderwärts besitzen, ist bei diesen Leuten auch gar nichts zu merken.

Doch wie steht es bei den Chinesen mit der Sittlichkeit? Ich meine die Sittlichkeit im weitern Sinne. Denn ob ein Volk wirklich Religion hat oder religiös indifferent ist, muß sich vor allem ausweisen in seinem Leben und Handeln. Manche, die etwa flüchtig mit den Chinesen in Berührung gekommen sind oder Bekanntschaft gemacht haben mit ihrem Sittenkodex, den chinesischen Klassikern, rühmen sie als sittlich sehr hochstehend. Doch ist es unschwer nachzuweisen, daß sowohl geschriebene wie ungeschriebene Gesetze nicht immer bestimmend sind für das Tun des Menschen. Auch der Chinese macht hierin keine Ausnahme. Dies geht deutlich hervor aus seiner Stellung zu seinen Klassikern und zu dem vornehmsten Autor derselben, Konfuzius. Dieser sagt unter anderm Schönes und Vortreffliches über das Verhältnis des Fürsten zum Volk; die Pflichten und Rechte beider Teile werden auf das genaueste festgelegt. Nun gibt es aber bekanntlich kein Land auf Erden, in dem so viele Revolutionen vorkommen wie gerade in China, und kein Volk wird von seiner Regierung so bedrückt und ausgesogen, wie das chinesische Volk. Auch sonst ist das Leben der Chinesen vielfach ein Hohn auf ihre kanonischen Schriften, so beispielsweise die vielgerühmte „kindliche Liebe". Diese soll in erster Linie darin bestehen, Kummer und Not von den alten Eltern

ferne zu halten. Trotzdem gehen alljährlich Tausende junger Chinesen ins Ausland gegen den Willen und ohne Vorwissen ihrer Eltern und lassen diese in Armut und Einsamkeit zurück. Andere, und ihre Zahl ist Legion, bringen Vater und Mutter durch Spiel und Opiumrauchen in Schulden und ins Unglück. Auch Fälle von Widersetzlichkeit gegen die Eltern, von Vernachlässigung, ja Mißhandlung derselben sind in China durchaus nichts Ungewöhnliches. In gleicher Weise bleibt auch bei der „Ahnenverehrung" die Praxis weit hinter der Theorie zurück. Viele finden diese sehr ideal und rührend, während ihr in Wirklichkeit tieferer ethischer Gehalt abgeht. Sie basiert vorwiegend auf Egoismus, denn es handelt sich bei derselben weniger um Verehrung und um ein Versorgen der Verstorbenen durch die Lebenden, als vielmehr umgekehrt um ein Zurückströmen von Glück und Wohlergehen auf die Lebenden seitens der Verstorbenen. Die Opfer an den Gräbern sind somit eigentlich nur Mittel zum Zweck.

So zeigt die Moralität der Chinesen, daß sie auch ihren heiligen Büchern und heiligen Männern im Grunde genommen ebenso gleichgültig und kühl gegenüber stehen wie den Göttern und Heiligtümern. Dies ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß Konfuzius seine ethischen Forderungen nicht in Beziehung setzt zur Gottheit, der Richterin sittlicher Verfehlungen und der Quelle sittlicher Kraft. Sein eigenes Vorbild aber und der von ihm gezeichnete Idealmensch bieten weder Hilfe noch genügenden Ansporn zu sittlichem Streben. Und so läßt auch die Sittlichkeit der Chinesen tieferes religiöses Empfinden durchaus vermissen.

Alle diese Tatsachen, die ich durch weitere Beispiele noch ergänzen könnte, ergeben nun wirklich religiöse Kälte und Gleichgültigkeit. Und da die Frage unseres Themas: Sind die Chinesen religiös indifferent?" bereits mit nein beantwortet wurde, so stehen wir hier vor einem Widerspruch, vor dem Gegensatz zwischen ja und nein.

Wie erklärt sich dieser Widerspruch? Die Lösung ergibt sich aus der Bedeutung des Wortes „Religion". Diese ist, wie bekannt, das bewußte Verhältnis des Menschen zu Gott und wirkt sich aus im Gefühl, Intellekt und Willen. Für den Chinesen kommt vorwiegend, ja fast ausschließlich die erste dieser drei Seiten religiöser Lebensäußerung in Betracht. Denn seine Religion tritt

nicht im Intellekt zu Tage, was aus seiner Religionsvermengung, dem Mangel einer Dogmatik und der damit verbundenen Unklarheit seiner religiösen Vorstellungen ersichtlich ist. Sein religiöses Empfinden erstreckt sich auch nicht auf den Willen, denn er fühlt sich in seinem sittlichen Verhalten durch keine göttliche Norm gebunden. In dem sogen. „Gutestun" und im Fasten stecken zwar kleine Ansätze nach dieser Richtung hin, das Bestreben, der Gottheit zu gefallen; indes hier spielt das Nützlichkeitsprinzip herein, von einem Bewußtsein sittlicher Verpflichtung kann dabei nicht geredet werden. Und so prägt sich die Religion des Chinesen einzig im Gefühl aus: er trägt in seinem Innern die unmittelbare Gewißheit von der Existenz übernatürlicher, höherer Wesen. Diese sind nun aber für ihn weniger höhere sittliche Wesen, als vielmehr höhere Mächte, höhere Kräfte. Aus diesem Grunde ist auch sein Kultus eigentlich nicht Anbetung, Verehrung, sondern derselbe hat ganz den Charakter einer Leistung — er will sich durch seine Opfer und Gebete die höheren Mächte verpflichten, dienstbar machen. Und so stempelt der Chinese, seinem kalten, nüchternen, ausschließlich auf das Diesseitige, Materielle gerichteten Charakter entsprechend, die Religion zu einem „Geschäft", zu einer Art Tauschhandel: ich gebe dir das, gib du mir etwas anderes dafür — ich opfere dir, nun mache du mein Kind gesund, oder sende Regen, oder verhilf mir zu Reichtum. Im übrigen folgt er dem Rate des Konfuzius: „Verehre (= opfere) die Götter, aber lasse dich sonst nicht weiter mit ihnen ein." Er sucht sich auf der Jagd nach Glück der Unterstützung der Götter zu versichern durch Opfer und Gebete, aber weder die Pflicht der Dankbarkeit noch der Pietät bindet ihn an sie.

So kann man dem Chinesen einerseits Religion nicht absprechen. Er steht tatsächlich in Beziehung zu Gott, bezw. zu höhern Wesen, fühlt sich von diesen abhängig, legt einen großen Eifer an den Tag im Darbringen von Opfern und befolgt gewissenhaft das Ritual. Aber seine Religionsübung ist durchaus vom Utilitarismus bestimmt, weshalb es ihr auch an Wärme und Andacht gebricht. Und dann hat sich sein religiöses Leben sehr einseitig entwickelt, insofern sein inneres Empfinden keinen theoretischen Ausdruck fand in einem Lehrsystem, auch nicht zurückwirkt auf Leben und Sitte, sondern sich nur in kultischem Brauch (Opfer

und Gebete) äußert. Es haben also sowohl diejenigen Recht, die dem Chinesen religiösen Indifferentismus vorwerfen, als auch die andern, die ihm Religion zuerkennen, und die Frage: „Sind die Chinesen religiös indifferent?“ kann somit bejaht und verneint werden, je nach dem man die eine oder andere Seite religiöser Auswirkung: den Kultus oder die Lehre oder die Moral betont.

Bilder aus Korea.

(Schluß)

IV.

Man würde das Gemüts- und Seelenleben des Koreaners nicht recht verstehen, wollte man außer acht lassen, wie dasselbe von der Geisterfurcht beeinflußt ist. Seine rege Phantasie bevölkert das ganze Universum, die Erde, das Meer, die Luft, die Behausungen der Menschen und die Wildnis mit Myriaden von Geistern, von denen fünf Sechstel übelwollend und bösartig sind, während nur ein Sechstel von etwas besserer Natur, aber nichtsdestoweniger höchst launenhaft ist. Diese geistigen Wesen sind nach dem Aberglauben der Koreaner imstande, sowohl Glück als Unglück über eine Familie zu bringen und zwar in tausendfacher Weise. Dabei weiß er nie, wann und wie er eins derselben erzürnt hat, weshalb er und besonders seine Frau in beständiger Angst vor ihnen lebt und sie durch endlose Opfer zu besänftigen sucht. Man hat ausgerechnet, daß diese Geisterfurcht das Volk alljährlich ca. 2 500 000 Dollar kostet. Ueben doch in der Hauptstadt allein 3000 Zauberinnen ihre Beschwörungskünste aus, die alle einen guten Verdienst haben. Ja, dieser Dämonendienst ist, obwohl der Konfuzianismus und Buddhismus in Korea als Religion besteht, im Grunde genommen die eigentliche Religion des koreanischen Volkes.

Diese von den Koreanern als übernatürlich gedachten Wesen zerfallen in zwei Klassen; die erstere größere besteht aus hinter-

listigen, bösartigen Wesen. Sie sind die Geister von abgeschiedenen Menschen, die während ihres Lebens in Armut oder sonst in bedrängten Umständen gelebt haben und nun in Frost und Blöße, in Hunger und Durst ruhelos umherwandern und alle die plagen, die sie nicht durch Gaben mit dem nötigen Unterhalt versehen. Die andere Klasse dagegen besteht aus Geistern wohlwollender Art. Sie sind die Schatten solcher Abgeschiedenen, die im Leben in günstigen und einflußreichen Verhältnissen gelebt haben. Das Bestreben des Volkes geht nun dahin, dem Einfluß jener zu wehren und den der guten Geister sich zuzuwenden. Zu diesem Zweck werden zahlreiche Opfer dargebracht und die Kunst der Beschwörung angewendet.

Die Priester und Priesterinnen dieses Schamanismus werden Pansu und Mutang genannt. Eine Mutang bei ihrer Beschwörung tanzen zu sehen, ist ein Anblick, der etwas Dämonisches an sich hat. Das Volk glaubt auch in der Tat, sie stehe unter dem Einfluß geistiger Mächte. Ebenso gibt sie sich als Wahrsagerin aus, die zukünftige Dinge voraussagen könne. Eine solche Frau mag irgendwelche Stellung in der Gesellschaft einnehmen, will ein Geist von ihr Besitz ergreifen und sie zu einer Mutang machen, so wird dieser Ruf an sie als unwiderstehlich betrachtet. Ihr Beruf bringt ihr bei dem krassen Aberglauben des Volkes viel Geld ein, aber nichtsdestoweniger ist sie als Mutang fortan ein Auswürfling der menschlichen Gesellschaft.

Der Pansu oder der männliche Zauberer gibt vor, daß er es direkt mit den bösen Geistern zu tun habe, indem er sie durch seine Beschwörungsformeln, die er einem uralten Buche entnimmt, vertreibt und unschädlich macht. Daß das von der Geisterfurcht geknechtete Volk allenthalben Geisterspuk zu sehen meint und in seiner Angst und Besorgnis alle Mittel aufwendet, um sich Ruhe zu verschaffen, läßt sich denken. Anderseits ist sie aber auch eine Fessel, die, wenn der Missionar dem Volke die Erlösung hiervon durch Christum verkündet, nur schwer zerbrochen wird.

Neben dem Schamanismus findet sich in Korea auch noch ein Schatten von Konfuzianismus und Buddhismus als Religion vor. Bildet doch die konfuzianische Wissenschaft die Grundlage aller Erziehung und Bildung. Ebenso erhebt sich in jeder Bezirksstadt ein Tempel, der dem Konfuzius geweiht ist und zu dem sich der

Magistrat mit seinen vielen Unterbeamten zweimal im Jahr in Prozession begibt, um dem Geiste des weisen Lehrers die übliche Verehrung darzubringen. Ueberhaupt ist das ganze gesellschaftliche Leben mehr oder weniger vom Konfuzianismus beeinflußt, wie denn auch die Ahnenverehrung in Korea konfuzianisch ist. Zugleich finden sich aber auch über das ganze Land hin zerstreut eine große Anzahl von buddhistischen Klöstern und Tempeln, wiewohl der alte Glanz des Buddhismus in Korea ziemlich erloschen ist. Nicht selten sieht man da und dort in den Dörfern vor einer Haustür einige Mönche oder Nonnen stehen und um Almosen bitten, indem sie auf ihre hölzernen Bettelgefäße klopfen und einen eintönigen Gesang herleiern. Gesellschaftlich werden sie fast zur allerniedrigsten Klasse von Leuten gerechnet und bis zum Ausbruch des japanisch-chinesischen Krieges war ihnen der Zutritt zur Hauptstadt geradezu untersagt.

Jede der drei Religionen hat auch ihren Anteil an der Mythologie des Landes. Als höchstes Wesen gilt den Koreanern Hananim, der chinesische Schangti. Diesem zunächst steht (nach der Meinung vieler) Buddha. Dann folgen die zehn Richter des Schattenreichs, deren Bilder in den buddhistischen Tempeln zu sehen sind. Diese Richter sind durch ihre Diener aufs genaueste von allen Vorgängen der Sterblichen unterrichtet. Die Handlungsweise eines jeden Menschen ist ihnen bekannt und danach fällen sie auch ihren Richterspruch, wenn der Diener die Seele eines Verstorbenen vor den Richter im Hades bringt. Je nach dem Urteilsspruch wird dann die Seele in den buddhistischen Himmel oder in die Hölle verwiesen, wo sie den Rest ihres Daseins zu verbringen hat. In der letzteren erwarten sie mannigfache Strafen. Doch herrschen in Bezug auf das Los der Seele verschiedene Ansichten. Die einen glauben an eine Seelenwanderung, andere halten dafür, daß die Seele des Verstorbenen ruhelos auf der Erde umherirrt und ihr Schicksal von den Opfern der Söhne abhängt.

Nächst den Richtern des Schattenreichs gibt es eine große Anzahl von Berggeistern, die den Namen Sansin führen. Jeder der unzähligen Berggipfel hat seinen Genius in der Person eines Berggeistes. Im Range unter diesen stehen eine Unzahl untergeordneter Geister, die sogenannten Kuisin, die man am besten

mit dem Namen Dämonen bezeichnet und vor denen die meisten Koreaner, besonders die Frauen, in beständiger Furcht und Schrecken leben.

Wie in China, so wird auch in Korea die größte Sorgfalt bei der Wahl eines günstigen Begräbnisplatzes beobachtet. Die meisten, in der Form eines Halbmonds angelegt, finden sich an den Abhängen der Berge, wenn möglich in der Richtung nach Süden. Für die Wahl des Platzes wird auch hier ein sogenannter Geomant herbeigezogen. Natürlich spielt auch in Korea die Ahnentafel eine große Rolle bei der üblichen Ahnenverehrung.

V.

Korea ist erst in neuerer Zeit der Mission erschlossen worden. Doch hatte man schon vorher von Japan und der Mandschurei aus sein Auge darauf gerichtet. Besonders der in Mukden stationierte schottische Missionar John Roß gewann ein lebhaftes Interesse für die Bewohner des verschlossenen Landes, von denen er verschiedene in Mukden kennen lernte, die als Kaufleute dorthin gekommen waren und mit denen er durch die chinesische Schriftsprache verkehren konnte. Durch sie zog er so viele Erkundigungen über ihr Land und Volk ein, daß er im Jahre 1880 ein Buch veröffentlichte unter dem Titel: „Korea, seine Geschichte, Sitten und Gebräuche". Zugleich stellte er einige dieser Leute an, einen Teil des Neuen Testaments in die koreanische Umgangssprache zu übersetzen. Als erster Versuch war die Uebersetzung aller Ehren wert, aber sie wäre noch besser ausgefallen und brauchbarer gewesen, wenn Roß selbst der koreanischen Sprache mächtig gewesen wäre und die Arbeit seiner Leute hätte genau überwachen können. Immerhin tat die Uebersetzung ihre guten Dienste und Roß sorgte dafür, daß dieselbe durch eifrige Kolporteure unter der Bevölkerung von Nordkorea verbreitet wurde.

Bald darauf, im Jahre 1882, erschloß sich infolge des Vertrags mit den auswärtigen Mächten Korea den Ausländern, und sofort trafen auch die amerikanischen Missionsgesellschaften Vorkehrungen, das Land mit Missionaren zu besetzen. So erhielt im Frühjahr 1884 Dr. Heron von den nördlichen Presbyterianern den Auftrag, mit der Arbeit daselbst zu beginnen. Aber seine

Abreise verzögerte sich. Dagegen machte im Sommer desselben Jahres Dr. McClay von den Methodisten in Japan einen kurzen Besuch daselbst, um sich über die Verhältnisse in Korea zu orientieren. Der erste Missionar aber, der sich von China aus bleibend im Lande niederließ, war Dr. H. N. Allen, der später amerikanischer Ministerresident in der Hauptstadt wurde. Er gehörte den Presbyterianern an und siedelte im Herbst 1884 nach Korea über.

Es galt zunächst sehr vorsichtig vorzugehen; denn noch waren die blutigen Verfolgungen gegen die römischen Katholiken unvergessen und das Mißtrauen gegen die Ausländer und ihre Lehre war noch ungeschwächt vorhanden. Dr. Allen hielt es deshalb für geraten, bei seiner Wirksamkeit mehr seine Eigenschaft als Arzt denn als Missionar hervortreten zu lassen. Die glückliche ärztliche Behandlung eines Vetters der Königin, der bei einem Aufstand im Jahr 1884 schwere Wunden davongetragen hatte und infolge derselben am Verbluten war, hob sein Ansehen derart, daß er zum Leibarzt des königlichen Hofes und zum Leiter des Regierungsspitals ernannt wurde. Das bahnte auch den nachrückenden Missionaren und ihrer evangelistischen Tätigkeit den Weg. Zunächst erschien im Frühjahr 1885 der presbyterianische Missionar Underwood auf dem Plan. Er hatte zuvor einige Monate lang in Japan die koreanische Sprache studiert und den Behörden war es nicht unbekannt, daß er kein Arzt, sondern ein Geistlicher war. Da sie ihm aber keinerlei Hindernis entgegenstellten, folgten ihm bald darauf Dr. Scranton und Appenzeller mit ihren Familien. Letztere beiden gehörten den bischöflichen Methodisten an. Außerdem stellte sich auch der Presbyterianer Dr. Heron mit seiner Frau ein.

Die Ankunft dieser „Fremdlinge aus dem Westen", die sogar mit ihren Familien in dem vormals so verschlossenen Lande einzogen, erregte zwar die größte Neugierde bei hoch und niedrig, aber man kam ihnen mit aller Höflichkeit entgegen. Die Arbeit jedoch wurde zunächst in größter Stille und ohne Aufsehen in Angriff genommen, denn man wollte jede Reaktion der altkonservativen Partei vermeiden. Diese machte sich auch erst im Jahr 1888 bemerklich, als von China her das dort von böswilliger Seite in Umlauf gesetzte Gerücht, die Missionare stehlen Kinder und töteten sie zu medizinischen Zwecken, auch in Korea Eingang fand. Es trat

infolge dessen eine Beunruhigung der Bevölkerung in Söul ein und die Behörden hielten es für nötig, die sogenannte „Proselytenmacherei" einzuschränken. Einige der Missionsarbeiter glaubten sich gewissenshalber nicht daran kehren zu dürfen, andere hielten es dagegen für besser, dem Druck der Verhältnisse nachzugeben und jeden herausfordernden Anlaß zu vermeiden. Sie waren dafür, daß man z. B. das Singen von Kirchenliedern in den Gottesdiensten eine Zeitlang einstellen sollte. Doch ein Jahr ging dahin und der drohende Sturm ging vorüber. Die Missionsarbeit konnte ohne jede Belästigung fortgesetzt werden, bis der chinesisch-japanische Krieg ausbrach und eine Verfolgung der Christen in Phöngyang hervorrief. Im Oktober 1895 konnte man jedoch im Frieden das erste Jahrzehnt der evangelischen Mission in Korea festlich begehen.

Inzwischen waren zu den beiden Missionsgesellschaften, die ihre Arbeit in Korea aufgenommen hatten, noch weitere in das neue Missionsfeld eingerückt. So trafen im Jahr 1889 die australischen Presbyterianer und der Kanadier Fenwick ein. Ein Jahr später erschien der geniale anglikanische Bischof Corfe mit einer kleinen Truppe der englischen Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.) und außer einzelnen Vertretern kleinerer Missionsvereinigungen Nordamerikas verstärkten schließlich 1896 auch die südlichen Methodisten die Arbeiterschar.

Zwischen den einzelnen Missionsgesellschaften herrschte von Anfang ein wohltuender Geist der Einigkeit und Brüderlichkeit, so daß keinerlei störende Differenzen die Gesamtarbeit erschwerten. Es war das um so wichtiger, als man sich den Anfangsschwierigkeiten in der Arbeit gegenübersah und darauf bedacht sein mußte, einen guten Grund für künftige Zeiten zu legen. Diese Zeit der Vorbereitung erstreckte sich über das ganze erste Jahrzehnt. Das Volk erwies sich zunächst als äußerst mißtrauisch, und nur da und dort fanden sich Gruppen von Männern zur Predigt ein. Aber bei vielen schwand das Interesse, sobald sie merkten, daß dabei kein irdischer Vorteil für sie herauskam. Anderseits fanden sich aber auch mit der Zeit einzelne Personen, bei denen das Evangelium Eingang fand und einen bemerkenswerten Umschwung in ihrem ganzen Leben herbeiführte. Diese Bekehrten, die man sorgfältig unterrichtete, wurden hinterher tüchtige und wertvolle Mitarbeiter am Werk.

Sodann brach der japanisch-chinesische Krieg aus, und seitdem trat eine unerwartete, weitgehende Bewegung zu gunsten des Christentums unter dem Volke ein. Diese Bewegung nahm von der Hauptstadt Söul und deren Provinz ihren Ausgang und erstreckte sich über die ganze Westseite der Insel nach Norden hin, wobei die eifrige Wirksamkeit der eingeborenen Evangelisten wesentlich mit dazu beitrug, daß das Evangelium unter den vorher so mißtrauischen Volkskreisen Koreas Eingang fand.

Diesen günstigen Umschwung der Dinge verdankt die Mission zum Teil auch der ärztlichen Missionstätigkeit. Durch sie wurde überhaupt die missionarische Arbeit möglich. Ihr schenken deshalb auch fast alle in Korea arbeitenden Missionsgesellschaften große Aufmerksamkeit und auf den meisten Stationen finden sich ansehnliche Hospitäler. Ebenso wird mit allem Nachdruck Schularbeit und Frauenmission getrieben und eine umfangreiche literarische Tätigkeit entfaltet. Vor allem bemühen sich die Vertreter der verschiedenen evangelischen Missionsgesellschaften, in gemeinsamer Arbeit eine möglichst gute Uebersetzung der hl. Schrift herzustellen. Bis jetzt ist eine solche des Neuen Testaments hergestellt, die mit Hilfe der Amerikanischen und der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft auf der Presse der methodistischen Mission in Söul 1899 gedruckt wurde. Für die übrige Literatur sind zwar bis zu einem gewissen Grade die christlichen Bücher, die in chinesisch erschienen sind und von Shanghai bezogen werden können, zu gebrauchen, aber für das gewöhnliche Volk ist man doch genötigt, eine besondere Literatur im Unmum herzustellen. So ist z. B. außer einigen Büchern Bunyans Pilgerreise in demselben veröffentlicht. Auch erscheinen einige christliche Wochenblätter in derselben Sprache. Wichtige Dienste leistet hierin die „Koreanische religiöse Traktatgesellschaft", die allen Gesellschaften, gleichviel welche kirchliche Richtung sie vertreten, gleichermaßen dient und ihre literarischen Bemühungen zu fördern sucht.

VI.

Während die Hauptstadt Söul für einige Missionen das Zentrum ihrer Arbeit bildet, ist inzwischen das ca. 210 km nordwestlich von Söul gelegene Phöngyang ein nicht minder wichtiger

Ausgangspunkt der Missionsarbeit geworden, und zwar für die Amerikanischen Presbyterianer und die Amerik. bischöfl. Methodisten. Zugleich hat die Geschichte der dortigen Missionstätigkeit, eine so kurze Spanne Zeit sie auch umfaßt, ein besonderes Interesse. Die Stadt selbst, deren Schreibweise sehr verschieden ist, hat zudem durch den letzten und den gegenwärtigen Krieg, dessen Schauplatz sie so nahe liegt, einigen Anspruch auf unser Interesse.

Vor dem japanisch-chinesischen Kriege soll dieselbe eine größere Bevölkerung als jetzt aufgewiesen und ca. 100000 Bewohner gezählt haben. Ihre Geschichte reicht zurück bis zu den Tagen Samuels, des Richters von Israel. Damals wurde sie von dem chinesischen Staatsmann Keja, der in Korea die erste Zivilisation einführte, gegründet und zu seiner Hauptstadt gemacht. Noch ist heute daselbst sein halbkreisförmiges Grabmal zu sehen. In späterer, wie in neuester Zeit ist sie zur Provinzialstadt herabgesunken. Doch ist sie heute das wichtigste Handelszentrum des nördlichen Korea. Zugleich steht sie aber auch im Rufe, der versunkenste Platz im ganzen Lande zu sein. Welches Gericht über sie vor zehn Jahren ergangen ist, ersieht man aus den vielen leerstehenden Häuserreihen und den verödeten alten Mauern, zwischen denen die Heimstätten der Bewohner durch den Krieg vom Erdboden verschwunden sind. Umso erfreulicher hat sich hier das Werk der evangelischen Mission entwickelt.

Es war bald nach der Eröffnung Koreas für die Ausländer, daß der Presbyterianer Dr. Underwood, begleitet vom methodistischen Missionar Appenzeller, verschiedene Male die Stadt besuchte. Er hielt sich dabei jedesmal einige Zeit hier auf, predigte und verbreitete christliche Bücher. Auch stationierte er zwei Kolporteure daselbst. Als dann Dr. Underwood im Frühjahr 1891 nach Amerika zurückkehrte, trat Miss. Moffett an seine Stelle. Dieser beschloß, Phöngyang zum Mittelpunkt seiner Arbeit im nördlichen Korea zu machen und stationierte 1893 vorläufig seinen Gehilfen Han Sok Tschin in der Stadt. Er wurde von den Bewohnern derselben mit aller Freundlichkeit aufgenommen, aber die Behörden sahen es höchst ungern, daß die Fremden in ihrem Gebiet festen Fuß zu fassen suchten. Sie bereiteten deshalb der Mission allerlei Schwierigkeiten. Die Missionare, denen es daran gelegen war, unnötige Unruhen zu vermeiden, zogen sich daher wieder zurück.

Nach einiger Zeit ließ sich jedoch der Evangelist Han aufs neue daselbst nieder und auch Miss. Moffett wagte es schließlich, seinen Aufenthalt in Phöngyang zu nehmen. Er blieb jetzt unbelästigt; doch ging er bei seiner Arbeit vorsichtig zu Werke, um den Widerstand nicht unnötig hervorzurufen. Seine Tätigkeit blieb hauptsächlich auf Unterredungen in und außer dem Hause beschränkt, wobei er den Koreanern das Evangelium nahe zu bringen suchte. Zugleich ließ er sich die Verbreitung christlicher Schriften unter dem Volke angelegen sein. Es war eine Zeit des Säens auf Hoffnung. Bald ging auch die ausgestreute Saat auf. Es sammelte sich eine Anzahl heilsbegieriger Seelen, von denen er nach sorgfältigem Unterricht im Januar 1894 sieben taufen konnte, Leute, die fortan als Christen mit Eifer unter ihren Volksgenossen arbeiteten. Miss. Moffett kehrte dann im April wieder nach Söul zurück.

Um dieselbe Zeit, im Mai 1894, traf Dr. Hall von der methodistischen Mission in Phöngyang mit seiner Familie ein und ließ sich daselbst nieder. In der zweiten Nacht nach seiner Ankunft brach über die kleine Christenschar eine Verfolgung aus. Sieben Christen hielten eben ihre abendliche Gebetsstunde in der Wohnung von Han, dem Gehilfen Moffetts, als plötzlich eine Schar von Polizeidienern ins Zimmer drang und die Christen mit Schlägen traktierten. Dann zogen sie ihre roten Karten hervor mit dem Verhaftsbefehl und knebelten den Christen Hände und Arme auf dem Rücken. Zugleich eröffneten sie ihnen, daß sie auf Befehl des Königs gekommen wären, um sie zum Tode abzuführen, weil sie Christen seien. Dann zogen sie mit ihnen ab, wobei sie auch den nebenanwohnenden früheren Besitzer des Hauses mitschleppten. Unterwegs ließen sie indes die Christen wieder los und begnügten sich damit, den Evangelisten Han und den ehemaligen Hausbesitzer ins Gefängnis abzuführen.

In der gleichen Nacht wurde auch der Gehilfe von Dr. Hall, Kim Tschang, aus seinem Hause gelockt, geschlagen und ins Gefängnis geschleppt, ebenso der Hauseigentümer von Dr. Hall. Zwar begab sich Dr. Hall sofort am Morgen zum Gouverneur, wurde aber nicht vorgelassen. Er ging hierauf ins Gefängnis und fand hier die gefangenen Christen in einer höchst qualvollen Lage, mit den Füßen im Stock liegend. Während des Tages wurden

die Gefangenen geschlagen, und die brutalen Aufseher suchten Geld aus ihnen zu erpressen. Sodann wurde Dr. Hall ein Papier überbracht, worin die Behörde ihn samt seiner Familie aus dem Hause verwies. Noch einmal suchte er den Gouverneur zu sprechen; vergeblich. Inzwischen hatte Dr. Hall nach Söul telegraphiert und von dort die Nachricht erhalten, daß die englische und amerikanische Gesandtschaft beim Auswärtigen Amt die Freigebung der Gefangenen und Schutz für Dr. Hall fordern würde. Infolge dessen erschien bei diesem ein Magistratsdiener und forderte das Papier wieder zurück, auf dem Dr. Hall aus seiner Wohnung verwiesen wurde, denn die Behörden hatten erkannt, daß sie zu weit gegangen waren. Erst nach Tätlichkeiten, die sich der Polizeidiener erlaubte, gab Dr. Hall das Dokument heraus. Aber damit war die Sache nicht erledigt. In der Nacht warf man Dr. Hall die Fenster ein und am Morgen durften die Wasserträger kein Wasser in sein Haus tragen. Außerdem wurde das erlogene Gerücht verbreitet, daß ein Telegramm von Söul eingelaufen sei, wonach die Gesandten zwar den König gesehen hätten, aber das Ergebnis der Audienz sei gewesen, daß der Gouverneur alle Christen enthaupten lassen sollte. Dr. Hall begab sich ins Gefängnis und fand hier die Gefangenen in der Tat in der Zelle, wo die zum Tode verurteilten Verbrecher kurz vor der Exekution untergebracht zu werden pflegten. Die gefangenen Christen waren den Tag über auf jegliche Weise bedroht, geschlagen und gemartert worden, mit der Absicht, sie zur Verleugnung ihres Christenglaubens zu bringen. Aber sie blieben demselben treu.

In der Hauptstadt hatten alle diese Vorgänge große Besorgnis unter den Missionaren hervorgerufen. Sie vereinigten sich deshalb zum Gebet und hofften auf Gottes Hilfe. Und in der Tat, diese blieb nicht aus. Noch in letzter Stunde wurden die gefangenen Christen auf die dringenden Vorstellungen der Gesandten freigegeben. Aber es war erst noch durch eine harte Probe gegangen. Am Abend waren die Gefangenen plötzlich vor den Amtsrichter geführt worden und sie erwarteten nichts anderes, als zur Hinrichtung geschleppt zu werden. Sie erschienen vor dem Beamten, der sie niederknien ließ. Dann forderte er sie auf, jede Verbindung mit den Fremden aufzugeben und dem Namen Gottes zu fluchen. Die beiden Hausbesitzer, die gar keine Christen

waren, hatten nichts dawider und gingen darauf ein. Auch ein junger Christ, der in der Wahrheit noch nicht befestigt war, unterlag der Versuchung und schwur seinen Glauben ab. Die beiden Evangelisten Han und Kim dagegen weigerten sich dessen standhaft. Sie erwarteten nun bestimmt, vor der Stadt draußen hingerichtet zu werden. Aber statt dessen wurden sie nur geschlagen und dann freigegeben. Doch verfolgten die Amtsdiener sie auf ihrem Wege durch die Stadt mit Steinen, sodaß der Evangelist Kim halbtot in Dr. Halls Wohnung anlangte und hier wie leblos zu Boden sank.

Inzwischen langten die Missionare Moffett und Mackenzie von Söul aus in Phöngyang an, um die Angelegenheit noch näher zu untersuchen; aber sie fanden alles ruhig. Die Behörden waren vorderhand eingeschüchtert. Doch hielt es Dr. Hall für ratsam, sich nach Söul zurückzuziehen. Ihm folgte auch Mackenzie, Moffett aber begab sich für eine Zeitlang in die südliche Nachbarprovinz, nach Anak, teils um die dortigen Christen auf dem Lande zu besuchen, teils um zu sehen, wie sich die Behörden in Phöngyang während seiner Abwesenheit stellen würden. Im Hause eines Taufbewerbers hielt er eine Woche lang Versammlungen ab. Nach seiner Rückkehr fand er, daß die Behörden aufs neue eine drohende Stellung eingenommen hatten. Sie bedrohten nicht nur das Leben der Christen, sondern auch das des Missionars.

In dieser Zeit brach der chinesisch-japanische Krieg aus. Die Nachricht von der Besetzung der Hauptstadt durch die Japaner rief die größte Bestürzung unter den Bewohnern von Phöngyang hervor. Nur die Christen blieben ruhig und gefaßt. Von den Heiden aber drängten sich viele Frauen in die Wohnung des Evangelisten Han und suchten bei diesem Zuflucht in dem allgemeinen Wirrwarr. Die gefaßte Haltung der Christen blieb nicht ohne Eindruck auf die geängstigten Stadtbewohner. Für Moffett wurde die Lage immer gefahrvoller, aber so lange seine Christen in Todesgefahr schwebten, wollte er diese nicht im Stich lassen.

Bald darauf rückten die chinesischen Truppen in Phöngyang ein und Moffetts Leben war in umso größerer Gefahr, als kurz vorher der presbyterianische Missionar Wylie in der Mandschurei von denselben Truppen ermordet worden war. Er durfte es nicht wagen, sein Zimmer zu verlassen. Sein Diener berichtete, wie die Chinesen japanische Köpfe über den Stadttoren aufgesteckt und

alle Personen mit kurzgeschorenen Haaren, selbst koreanische Buddhistenpriester als Spione kurzer Hand enthauptet hätten. Die Christen hielten deshalb eine Gebetsversammlung und begaben sich zu Moffett, um ihn zur schleunigen Abreise zu veranlassen. Infolgedessen suchte er noch am Abend einen chinesischen Telegraphisten auf, den er kannte, und erhielt durch dessen Vermittlung Zutritt zum chinesischen General. Dieser versprach, eine amtliche Schutztafel an der „christlichen Kapelle" anbringen zu lassen und stellte dem Missionar eine Schutztruppe zur Verfügung, die ihn ein Stück Wegs nach der Hauptstadt begleiten sollte.

Das geschah, und ohne Unfall erreichte Miss. Moffett die Vorpostenlinie der Japaner. Aber die erste Begegnung mit den japanischen Vorposten wäre beinahe schlimm abgelaufen. Die Reisenden passierten eben in der Abenddämmerung eine Brücke, als plötzlich aus einem benachbarten Hause vier japanische Soldaten hervorstürzten und ihre Gewehre auf sie anschlugen. Die Reisegesellschaft machte natürlich sofort Halt, um nicht als chinesische Späher erschossen zu werden. Die japanische Wache machte ein langes Gesicht, als sich im nächsten Augenblick die lange, hagere Gestalt eines Europäers im Tragsessel erhob. Man rief den Offizier herbei und dessen Dolmetscher, einen japanischen Apotheker von Phöngyang, der den Missionar zufällig kannte und dessen Persönlichkeit feststellen konnte. Infolgedessen erhielt derselbe einen Paß, der ihn unbehindert die japanischen Linien passieren und Söul ungefährdet erreichen ließ.

Das mutige Ausharren Moffetts in der bedrängten Stadt Phöngyang bis zum letzten Augenblick, obschon augenscheinliche Todesgefahr damit verbunden war, blieb nicht ohne Eindruck auf die Bevölkerung, die beim Herannahen der japanischen Truppen scharenweis das Weite suchte und ins offene Land hinaus flüchtete. Durch die Christen aber, die schließlich auch die Stadt verließen und sich aufs Land zerstreuten, wurde das Evangelium in weite Kreise des Landvolkes hinausgetragen. Auch wurden durch sie eine Menge von christlichen Schriften verbreitet. Die Folge davon war, daß in den Ortschaften, wo sich die Christen aufhielten, überall Leute für die Wahrheit gewonnen wurden und daß schließlich im Norden und Süden von Phöngyang eine förmliche Bewegung zu Gunsten des Christentums entstand.

Fünfzehn Tage nach der zwischen den Japanern und Chinesen geschlagenen Entscheidungsschlacht kehrten die Missionare Hall, Lee und Moffett wieder nach Phöngyang zurück. Der Anblick, der sich ihnen hier bot, war zum erbarmen. Ganze Stadtteile lagen in Trümmern. Alles war verwüstet und ausgeplündert. Allenthalben lagen in den Straßen und auf den Plätzen die Leichen erschlagener Chinesen. Moffetts Wohnung war von den Japanern geplündert worden, während Dr. Halls Eigentum zuerst durch die Chinesen und später durch einen christlichen japanischen Arzt beschützt worden war. Die japanischen Truppen hielten die Stadt noch besetzt, aber auf die Nachricht, daß die Missionare wieder nach Phöngyang zurückgekommen seien, wagten es auch viele Flüchtlinge, zu ihren Heimstätten zurückzukehren.

Die Missionare wurden gegen alles Erwarten in herzlichster Weise von den Bewohnern aller Stände willkommen geheißen. Selbst solche, die ihnen früher feindselig gesinnt waren, bezeugten jetzt ein freundliches Entgegenkommen. Das alte Mißtrauen war gewichen und die Bevölkerung hatte in den Drangsalen der Kriegszeit erkannt, daß die Missionare nicht das Ihre suchten, sondern nur auf das Wohl des Volkes bedacht waren. Dieser Umschwung in der Gesinnung der Koreaner war kein vorübergehender; er blieb fortan derselbe und er bewirkte zugleich, daß sich die Zahl der Taufbewerber zusehends mehrte. Die Missionare konnten auch jetzt ohne Mühe ein schönes Anwesen vor den Toren der Stadt erwerben. Hierauf verließen sie die vom Krieg verwüstete und von Seuchen heimgesuchte Stadt Phöngyang wieder und begaben sich auf einem japanischen Transportdampfer nach Söul zurück. Dr. Hall erkrankte unterwegs am Typhus und starb wenige Tage nach seiner Ankunft in der Hauptstadt.

Moffett und sein Kollege Lee kehrten dann im Januar 1895 endgültig nach Phöngyang zurück und seitdem blieb dasselbe der Ausgangspunkt für die Missionstätigkeit im nördlichen Korea. Die Arbeit war von außerordentlichem Erfolg gekrönt. Fast jeder neugewonnene Christ wurde zu einem Mitarbeiter, so daß das zunehmende Werk noch weitere Kräfte erforderte. Unter den neueintretenden Missionaren war auch ein Missionsarzt Dr. Hunter, der ein Hospital errichtete und durch seine ärztliche Tätigkeit das Werk wesentlich förderte.

Inzwiſchen iſt in Phöngyang eine Gemeinde geſammelt worden, die zu den ſtärkſten und innerlich lebendigſten gehört. Ihre Kirche, die 1200 Sitzplätze aufweiſt, iſt jeden Sonntag überfüllt. Die Gemeinde, die ca. 1200 Getaufte zählt, unterhält drei eingeborene Hilfsprediger und unterſtützt die ſchwächeren Landgemeinden bei ihren Kirchenbauten. Der ganze Stationsbezirk aber, der ſich über die angrenzenden Provinzen hin erſtreckt und ſich im Süden mit dem Arbeitsgebiet von Söul berührt, umfaßt über 180 Außenſtationen mit über 5600 Chriſten und 12000 Anhängern. Noch ſteht der Gründer der Station Phöngyang, Miſſionar Moffett, an der Leitung der presbyterianiſchen Miſſion in Nordkorea.

Aber auch an andern wichtigen Punkten des Landes, wie in Söul, Fuſan und Taiku, in Tſchemulpo und Wönſan (Genſan), hat die Miſſion der verſchiedenen Geſellſchaften, deren Arbeit wir hier nicht im einzelnen verfolgen können, innerhalb des letzten Jahrzehnts großen Eingang gefunden, ſo daß Korea heute zu den ertragreichſten und hoffnungsvollſten Miſſionsfeldern gehört. So bekannte z. B. die bekannte Reiſende Frau Iſabella Bird, die im Herbſt 1897 an der Jahresverſammlung der Presbyterianer in Söul teilnahm, daß ſie noch in keinem Teile der Welt ſo großartige Miſſionsarbeit geſehen habe wie in Phöngyang. Die Türe ſtehe in Korea weit offen, und ſie ſei nur beſorgt, daß wenn nicht ſofort viele in Seelengewinnung erfahrene Männer und Frauen ausgeſandt würden, die Türe ſich wieder ſchließen werde. Seitdem iſt dies nicht geſchehen, die Türe ſteht noch offen. Wir hoffen zu Gott, daß auch der Ausgang des gegenwärtigen oſtaſiatiſchen Krieges, den die Japaner und Ruſſen um den Beſitz von Korea führen, nicht dazu führen werde, die für das Evangelium offene Tür in jenem Lande wieder zu ſchließen, ſondern daß er ſchließlich zur Förderung des Reiches Gottes dienen werde.

Das Götzenfeſt in Gokarna.

Von Miſſ. C. Fritz.

Die heiligen Plätze in Indien haben alle ihre heilige Geſchichte. In ziemlich ſagenhafter Geſtalt wird dieſe ſchriftlich und mündlich der Nachwelt überliefert. Je unglaublicher die Sagen ſind, die ſich um einen ſolchen Ort ranken, deſto größer iſt der Ruf und die Anziehungskraft desſelben für den Hindu. Ein derartiger heiliger Ort von großem Rufe iſt Gokarna an der Weſtküſte Indiens. Gokarna iſt ein Sanskrit-Name und beſagt zu deutſch: Kuh-Ohr. Wie es zu dieſem merkwürdigen Namen gekommen iſt, leſen wir in alten Berichten. Kurz gefaßt ging es folgendermaßen zu: Auf Ceylon lebte einſt ein gewaltiger Rieſe. Er hatte 10 Köpfe und 20 Hände und war auf der ganzen Welt gefürchtet und bekannt unter dem Namen Ravana. Einmal ſah er ſeine Mutter ein unſcheinbares irdenes Linga (Götzenzeichen) anbeten und ſprach zu ihr: „Wie magſt du nur dieſes Ding verehren, da es doch in meiner Macht ſteht, dir irgend einen mächtigen Gott vom Himmel zur Verfügung zu ſtellen! Du ſollſt ſehen, was dein Sohn vermag.“ So ſprach er und ging mit Rieſenſchritten dem Himalaya-Gebirge zu. Dort angekommen, ſchüttelte der Gewaltige mit aller Kraft am Paradies des großen Gottes Siva. Dieſes erbebte in ſeinen Grundfeſten und Siva mit ſeinen Hohen erſchrak. Es entſpann ſich nun ein Kampf zwiſchen Siva und Ravana, wobei letzterer zwiſchen Himmel und Erde eingekeilt wurde. In dieſer bedrängten Lage flehte er um Gnade. Siva erteilte ſie ihm, und nun begann Ravana den Namen Siva's auf tauſend Weiſen zu verherrlichen. Das rührte Siva und er ſprach zu Ravana: „bitte, was ich dir geben ſoll.“ Dieſer bat nun und erhielt Siva's lebenſpendendes Linga mit der Bemerkung, es täglich zu verehren und niemals auf die Erde zu legen. Hoch erfreut über dieſe Gabe trat Ravana ſeine Reiſe nach der Heimat an. Aber der Neid der Götter verfolgte ihn. Es wurde beſchloſſen, Narada der Götterbote und Ganapati der Liſtige ſollten das Linga wieder zurückbringen. Ganapati nahm die Geſtalt eines Hirtenknaben an und trat wie zufällig dem Ravana bei Gokarna in den Weg. Dieſer, der eben ſein Abendgebet verrichten wollte, ſah den feinen Jungen und ſprach zu ihm: „Halte mir doch einen Augenblick dieſes Linga, Kleiner! Ich gehe abſeits, bin aber bald wieder zurück.“ Ganapati ſtimmte zu, bemerkte aber, daß er nicht viel Zeit

habe. Trotzdem verzog Ravana, und als Ganapati dreimal gerufen hatte und er immer noch nicht kam, legte er das Linga auf den Boden. Zornig rannte nun der Riese daher, aber das Linga war bereits in die Erde versunken. Er wollte es herausscharren, drehte auch mit starker Hand daran, allein seine Bemühungen blieben erfolglos. Das Linga wurde zum harten Stein, und die Spuren von Ravanas Hand haben der Spitze des Linga-Steines die Form eines Kuhohres gegeben. Daher der Name Gokarna. An eben diesem Platze wurde ein großer Tempel erbaut, und seit jenen Tagen ist Gokarna ein Wallfahrtsort. Noch heute behaupten die dortigen Brahmanen, der Stein habe Wurzel geschlagen, sei festgewachsen und könne nicht gehoben werden.

Dieser Gokarna-Stein also hat jenen Ort zu einem berühmten Wallfahrtsort gemacht und bildet einen Anziehungspunkt für viele tausend Hindupilger jedes Jahr. Auch Missionare gehen zu dem Götzenfeste, um dort das Evangelium vom Reiche Gottes zu verkündigen. Der größte Teil der langen Reise von unserem Dharwar bis Gokarna wird per Bahn und auf dem Schiffe zurückgelegt. So fern auch Dharwar von Gokarna ist, wir merkten doch hier schon, daß im Zuge von Hubli her ziemlich viele Festpilger waren und auch hier noch welche einstiegen. Weiterhin waren es so viele Reisende, daß nicht nur jedes Plätzchen im Zuge gefüllt war, sondern noch mehrere Wagen angehängt wurden und trotzdem viele zurückgelassen werden mußten. Endlich setzt sich der Zug in Bewegung. Wir fahren in westlicher Richtung langsam die Ghat-Berge hinab ins portugiesische Gebiet. Seit dem 15. Jahrhundert gehört das Gebiet von Goa den Portugiesen. Vasco de Gama kam damals nach Indien und eröffnete den Handel zwischen Indien und Europa, der heute hauptsächlich in den Händen der Engländer liegt. Gleich der erste portugiesische Landpfleger in Goa ließ eine große Anzahl Weiber und Mädchen einfangen, mit Gewalt taufen und an seine Soldaten verheiraten. So faßte die christliche Kirche dort Fuß. Priester folgten. Der erste und wohl auch bedeutendste derselben war Franz Xavier, der 1542 in Goa landete. Mit dem Eifer und Ehrgeiz seines Zeitgenossen und Freundes Ignaz Loyola begann er unter den Goanesen zu missionieren. Die Spuren dieses Mannes, der vor mehr als 300 Jahren mit der Glocke in der Hand das schöne Gebiet Goa's durchzog und predigte, sind heute noch zu sehen. Das katholische Gepräge des Landes will fast berückend auf einen wirken in diesen heidnischen Gebieten. An jedem Bahnhof sind schwarz gekleidete Mönche und Priester zu sehen. Auf den Hügeln stehen Kapellen, im Felde da und dort Kreuze und Mutter-Gottes-Bilder. In größeren Orten und

Städten erheben sich stattliche Kirchen; überall sieht man Leute mit Rosenkränzen und Kreuzen auf der Brust; fast scheint es, als sei das ganze Land bekehrt. Leider aber geht die Bekehrung nicht tiefer als das Auge sieht, denn wie der Heide am Morgen oder auch sonst den Namen Nārāyana spricht, so bekreuzt sich der Katholik hier und spricht den Namen Maria. Und wer noch fragt, warum so viele Christen im Goaner-Gebiet wohnen und so wenige Hindu, den erinnern wir an die weltbekannte Intoleranz der katholischen Kirche. Sie hat auch hier nicht versagt und die Brahmanen sind um ihretwillen nach Norden und Osten und besonders nach Süden ausgewandert.

Unterdessen ist es dunkel geworden. Gegen 8 Uhr erreichen wir den Hafen von Goa, einen der wenigen Seehäfen im Westen Indiens. Das Schiff lag schon bereit, das uns nach Süden bringen sollte, doch dauerte es noch einige Stunden, bis es angefüllt war mit Pilgern nach Gokarna. Gegen 700 nahm es an Bord. Kurz vor Mitternacht verließ das Schiff den Hafen. Eben ging der Mond auf und bald spielte sein blasses Licht in den schaumgekrönten Wellen des Meeres. Ein kalter Nachtwind blies scharf über die Meeresfläche und das Schiff dahin. Drüben im Osten hob sich die Küste wie ein dunkler Streifen über das Meer ab und dahinter ruhten die Millionen Indiens einige Stunden lang von des Tages Last und Hitze, bis ein neuer Morgen heraufdämmert und sie zu neuem Leben erweckt. — In Karwar nahm das Schiff noch mehr Passagiere und Fracht ein. Morgens um 4 Uhr hielt das Schiff abermals und wir waren am Ziel. Ein Regierungsdoktor nahm mich freundlich in sein eigenes Boot und wir fuhren in der Morgendämmerung dem Lande zu. Unter den kräftigen Ruderschlägen und dem eintönigen Gesange der Bootsleute glitt das Boot rasch dahin; nach einer halben Stunde waren wir am Lande. Einige starke Arme trugen uns durch das seichte Wasser, und der sieben Kilom. lange Fußweg wurde in Gesellschaft einiger Brüder schnell zurückgelegt. Zwischen 8 und 9 Uhr vormittags kamen wir in Gokarna an — als Pilger und doch nicht als solche. Im Schulzimmer des Ortes durften wir kampieren. Möge der Herr unsern Ein- und Ausgang segnen!

Noch sind es drei Tage bis zum Beginn des Hauptfestes und doch herrscht schon reges Leben überall in dem kleinen Städtchen am Meer. Häuser werden hergerichtet und Straßen gereinigt zu würdigem Empfang der Kommenden. Händler schlagen ihre einfachen Buden auf, packen ihre Waren aus und legen sie aus zum Verkauf. Schlangenbeschwörer und Gaukler ziehen durch ihre eigenartige Musik die Leute an und zeigen ihre Kunststücke. Das Geschrei der Armen, der Blinden, Lahmen und Krüppel — der Bettler von Profession —

nimmt überhand. Auch Witzbolde, Komiker und manch schlimme Gesellen sind erschienen. Unterdessen wird in der Nähe des Tempels der große Götzenwagen repariert. Alles bereitet sich vor, das ganze Städtchen scheint zu leben. Und wir, die wir am Haupteingange Gokarna's logieren, merken, wie Tag und Nacht das Volk hereinströmt. Manche singen beim Einzuge in diese heilige Stadt wie einst Israel seine Stufenlieder. Andere schweigen. Alle aber scheinen sich glücklich zu schätzen, daß sie kommen konnten.

Während Gokarna so sein Festgewand anlegt und sich mit Pilgern füllt, sind wir nicht müßig. Wir erfüllen eine dem Fleische unangenehme Pflicht: wir machen Hausbesuche. Wir sind ja Hausierer, aber unserer Ware fragt niemand nach und wir selbst sind nicht gern gesehen. Mancher Hausherr sieht uns mürrisch, ja frech ins Gesicht, wenn wir seinen Hof betreten, und sagt — nein, für euch Leute habe ich jetzt keine Zeit! Wir gehen wieder und denken, daheim könnte es einem zu solcher Zeit ebenso gehen. Zum Glück jedoch lautet das Prinzip des Hindu zu jeder Zeit: Ruhe in Wirken! Immer bleibt noch ein wenig Muße, sogar für den Padri. Mancher hat uns herein geführt und uns einen Stuhl zum Sitzen angeboten.

In einem solchen Hause treffen wir einen Dravida-Brahmanen von dunkler Hautfarbe und gutem Mundstück. Weil er gebildet ist, würde er am liebsten Englisch mit uns reden, aber es geht holprig und da er merkt, daß wir so viel Kanaresisch verstehen, um seinem hohen Gedankenflug folgen zu können, geht er gern zu seiner Muttersprache zurück. Wir kommen auf Sünde und Christi Mittlerstellung zu reden. Gegen einen Mittler wehrt sich unser Mann; er ist sehr fromm und braucht keinen. Um die Sache klar zu machen, weise ich auf zwei Bände Spenzers Philosophie hin und frage, wozu er sie gekauft habe? Er: Wozu? zum studieren! — Also was ihr von selbst nicht habt, eignet ihr euch an durch Bücher oder mittels eines Lehrers! Durch Mittlerschaft geht die Welt ihren Gang: braucht einer ein Haus, so läßt ers durch Handwerker bauen; braucht einer ein Kleid, so läßt ers den Schneider machen u. s. f. Also Mittelspersonen sind nötig. Ebenso ist es im Geistlichen. Wir brauchen einen Mittler. Dieser Mittler, der vollbringt, was wir selbst nicht können, ist Jesus Christus. In ihm haben wir Vergebung und ewiges Leben. So wenig sich ein Ertrinkender selbst aus dem nassen Element ziehen kann, ist der Mensch fähig, sich aus dem Schlamm der Sünde zu retten. Trotz aller Beispiele aber blieb der Mann dabei, daß er viel mehr gute Werke aufführen könne als Sünden, und daß er ohne Christus selig werde.

In einem anderen Hause bemerkte ein Brahmane: Gott ist

allein ewig; außer ihm war im Anfang nichts. Das Weltall ging aus ihm hervor. Im All ist auch die Sünde eingeschlossen. Ist nun Gott die Ursache des Bösen, wie sollte er sie hassen oder an den Menschen strafen können? Nein, was ihr sagt von Sünde und Vergebung, das fällt weg mit der Aneignung der wahren Erkenntnis. Wir haben diese Erkenntnis und werden Teil haben an der Seligkeit. Ein Mensch kann nicht für den andern einstehen, also gebet nur euern Glauben und Lehre von Christo auf!

Ein anderer glaubt nur an Vergeltung in diesem Leben. Er erzählt zum Beleg eine selbsterlebte Geschichte: Ein Mörder leugnete hartnäckig und wurde vom Gericht freigesprochen. Die Rache der Götter aber läßt ihn nicht leben. Eine böse Krankheit befällt den bis dahin gesunden Mann und nach sechsmonatlichen fürchterlichen Schmerzen stirbt er im besten Alter. So sühnte er sein Verbrechen. Leiden des Leibes und der Seele und zuletzt der Tod sind genügende Strafe für etwaige Vergehen. Mit solcher Sühne ist die Sache vor Gott abgemacht. — Viersach, sagt man, sei das Ackerfeld des menschlichen Herzens; in Indien dagegen scheint es nur einfach zu sein; die felsige Bodenart, auf die man allüberall stößt, ist: Selbstgerechtigkeit. Darauf muß der Same des Wortes vom Kreuz verdorren.

Unterdessen waren einige Tage vergangen, das Volk war zum Feste versammelt und wir konnten vom Samstag bis Mittwoch täglich morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 3—6 Uhr das Evangelium verkündigen. Gewöhnlich gingen wir erst mit einbrechender Dunkelheit heim. Das Getümmel war zuweilen groß, und Widerstand fanden wir viel. Manche kamen mit der Absicht, uns am Predigen zu hindern. Einmal bemühte sich einer redlich, die Zuhörer zum Weitergehen zu bewegen. Es gelang ihm nicht und ich fragte ihn, warum er sich so anstrenge. Keine Antwort. Darauf ich: Der Mensch hat seinen freien Willen und er tut, was ihm gut däucht. Aus freien Stücken sind diese Leute gekommen und da ihr sie wollt mit Gewalt wegtreiben, folgen sie nicht. Er: Natürlich, es ist eben keine Einigkeit da! Mit diesen Worten wandte er uns unwillig den Rücken und verschwand in der Menge.

Der Tod ist der Sünde Sold, sagt ihr. Wenn ihr nun in Christo Vergebung habt, warum sterben die Christen? So ruft einer. Ein anderer: Durch euer immerwährendes Predigen vom Evangelium verderbt ihr uns alles. Was soll aus unsern Göttern und Festen werden, wenn ihr fortfahret, solch grundstürzende Lehren im Volke zu verbreiten! Dort sprechen sie untereinander: Die Moral, die sie anpreisen, ist ganz recht, wenn sie nur den Namen Jesu wegließen! Ja dieser Name! Er ist nicht nur wohlbekannt, sondern auch eine

Macht; man haßt und verhöhnt ihn nicht nur, sondern fürchtet ihn auch im stillen. Die Leute mögen ihn nicht hören, er ist ihnen ein Stachel im Gewissen, ein Geruch des Todes zum Tode.

In den letzten Tagen wurde unser Stand auf dem Predigtplatz immer schwerer. Einige von englischer Bildung eingebildete junge Burschen leisteten uns den heftigsten Widerstand. Sie verteilten sich da und dort unter unsere Zuhörer, und sobald einer den Mund öffnete und zu reden anfing, riefen sie wie dort die Epheser: Hara, Hara, Hara Mahādēv! und das Volk stimmte mit ein, daß die ganze Straße davon widerhallte. Trotzdem blieben die Leute stehen und schließlich sprachen wir mehr einzeln mit den Leuten und priesen freundlich unsere Traktate und Bibelteile an. Darüber erbost, ersannen die jungen Herren eine andere List. Sie stellten sich gerade uns gegenüber an der Straße auf und fingen an, gegen die christliche Religion und uns zu reden. Das zog. Im Nu hatten sie alle unsere Zuhörer um sich gesammelt und wir standen tatsächlich allein. Aber wir konnten warten. Bald hatten sich die Redner drüben erschöpft und waren heiser geworden. Kurzum, die Leute kamen langsam zurück und die Redner zogen ab. So machten sie es einige Male und wir erfuhren, was es heißt, um Christi willen Schmach zu leiden. Doch schenkte uns der Herr im ärgsten Kampfgetümmel Ruhe und Frieden.

Während wir auf diese Weise der Predigt vom Kreuze oblagen, kam die Menge ihren religiösen Pflichten nach. Nachdem das eigentliche Götzenfest einmal angefangen hatte, war die Zeit der frommen Heiden gut ausgefüllt. Am Sonntag war Siva-Ratri; da mußten sie den Tag über fasten und nachts wachen. Anstatt aber in Andacht Gott zu dienen, schlagen viele die Zeit tot mit losem Geschwätz und bösen Werken aller Art. Früher durfte in dieser Nacht jedes Verbrechen ungestraft begangen werden und es war deshalb ein Tag des Zorns und eine Nacht der Rache. Die englische Regierung hat diesen alten Brauch aufgehoben und auch Vergehen, in der Siva-Nacht begangen, werden vom Gerichte bestraft.

Gleich nach Mitternacht, am Montag früh beginnt das Lichterfest. Um 2 Uhr sammelt sich die ganze Gemeinde beim Haupttempel. Das Bild des großen Gottes Maha bala Isvara oder Mahableshvar wird auf einen Palankin gehoben und darauf setzt sich der Zug mit unzähligen Fackeln und schauerlich tönender Musik gegen den großen Weiher am andern Ende des Städtchens in Bewegung. Dort angekommen sehen wir rings um den Weiher, von den höchsten Stufen bis zu den niedersten, alles voll gestellt von kleinen Oellämpchen. Diese alle erleuchten mit ihrem Lichte den ganzen See trotz der

dunkeln Nacht fast taghell. In der Mitte des Teiches befindet sich ein Pavillon. Auch dieser ist hell erleuchtet. Der Palankin mit dem Götzenbild wird nun die Stufen hinuntergetragen und in ein Boot verbracht. Tempeldirnen begleiten den Götzen; ihr Sirenengesang klingt über das Wasser hin und schallt an den Häusern wieder. Kaum ist das Boot von der Umfassungsmauer abgestoßen, so beginnen einige Männer auf dem Pavillon Feuerwerk loszulassen. Ungefähr zehn Mal umkreist das Boot den Pavillon und während der ganzen Zeit werden Schwärmer aller Art abgebrannt und bengalisches Feuer angezündet. Die Dirnen im Boot fahren fort zu singen und das Volk steht in Scharen rings um den See und schaut in Andacht versunken zu. Wir aber empfinden trotz all dem vielfarbenen Lichterglanz die geistige Nacht und finstere Macht des Heidentums, die uns umgibt.

Am Dienstag Vormittag baden sie im Meer. Alte und Junge, Männer und Frauen und Kinder — alle stellen sich zu dieser Zeit am Meeresstrande ein und nehmen teil am lustigen Spiel in den salzigen Wellen. Das Bad ist verdienstlich; es reinigt von den Sünden der Vergangenheit, so viel ihrer auch sein mögen. Ob sich wohl dieser und jener dabei besinnt, daß noch keiner reineren Sinnes hervorgegangen ist aus diesem Wellenbad, gestärkt zum Widerstand gegen das Böse? Mag sein, aber sich fern halten will doch keiner. Nützt es nicht, so schadets nicht. Die väterliche Weise darf nicht gebrochen werden. Der weitaus größte Teil des Volkes beteiligt sich eben daran, ohne sich über den Nutzen dieser Handlung zu fragen.

Der wichtigste Tag des Festes ist der Mittwoch. Da erreicht das Fest seinen Höhepunkt. Am Nachmittag wird der kolossale Gokarna-Götzenwagen gezogen. Er hat mehr das Aussehen eines monströsen Turmes als eines Wagens. Von vier massiv dicken, mannshohen Rädern wird er getragen. Ringsum befinden sich am unteren Holzwerk häßliche Schlangen und Drachenköpfe. Weiter oben sind menschliche Figuren ins Holz geschnitten und noch höher sieht das Auge eine Anzahl in grellen Farben gemalte Karikaturen. Darüber kommt ein Boden mit Bretterwänden und Fensteröffnungen, über diesem ein oval geformter Turm von Bambus. Einen hübschen Abschluß nach oben bilden eine große und eine kleine vergoldete Kapsel mit Spitze. Zur Feier des Tages wird der Koloß mit Blättern und Blumen, mit Früchten und Tausenden von Fahnen würdig geschmückt. Die zwei ungeheuer langen, armsdicken Seile werden durch die hiezu vorhandenen Höhlungen gezogen. Endlich ist man bereit. Eine hohe Leiter wird angelegt und ungefähr ein Dutzend Brahmanen steigen hinauf in den Raum; sie dürfen mitfahren. Ist das geschehen, so

faßt die Menge an den Seilen zu und der Wagen fängt an, sich zu bewegen. Sobald das die Zuschauer sehen, geht es wie ein feierliches Rauschen durch alle: sie klatschen mit den Händen und aus tausend und abertausend Kehlen ertönt das schauerliche Geschrei: Hara, Hara, Hara, Mahādēv!! Langsam gehts vorwärts. Unterdessen werden Kokosnüsse an die Räder geschleudert, daß sie bersten und das Wasser die Räder tränkt; auch allerlei andere Früchte fliegen gegen den Wagen.

Doch, er stockt! Es will nicht mehr gehen. Bei einer halben Stunde feuern fromme Eiferer, unterstützt von Polizisten die Leute an, doch besser zuzufassen, kräftiger zu ziehen. Jetzt geht es wieder einen Ruck vorwärts. Aber es scheint, als ob der Glaube an die Verdienstlichkeit dieses Werkes so klein geworden sei, daß es beinahe nicht mehr reicht, den Wagen vorwärts zu bringen. Da kommt uns das Wort in den Sinn, das uns gestern vorwurfsvoll zugerufen wurde: „Ihr verderbet uns alles!! Was soll die Zukunft sein unserer Götzenfeste!" Gebe Gott, es käme bald so weit, daß dieser Wagen nicht nur stecken bleibt auf ebener Straße, sondern überhaupt nicht mehr gezogen wird; daß der Glaube an diese toten Werke und die Götzen endlich zu Spott würde und das Licht der Erkenntnis Jesu Christi auch über Gokarna aufginge!

Außer einigen obskuren Nachfeiern findet mit dieser Wagenfeier das Gokarna-Fest seinen Abschluß. Es war gut besucht. Viele der Gäste waren des Geldes wegen, andere um des Vergnügens willen und weil es so Sitte ist, oder auch um der Sündenlust zu fröhnen, hier zusammen gekommen. Eine größere Anzahl Anwesender aber kam, um eine religiöse Pflicht zu erfüllen, sich ein Verdienst vor Gott zu erwerben. „Wir strengen uns an, verausgaben unser weniges Geld — bringen unsre Opfer, fasten, wachen und waschen uns — wir beten den großen Gott an und glauben an sein Wort — dafür segnet er uns, und wenn wir sterben nimmt er uns auf in den Himmel (Mōkṣha)." Mit diesem Bewußtsein kehren die Pilger wieder heim.

Auch wir kehren dem berühmten Wallfahrtsort den Rücken. Auf der nächsten Anhöhe blicken wir nochmals zurück auf das schön gelegene Gokarna und wünschen von Herzen:

Du aber, Fürst der ganzen Welt, Die du erkauft mit teurem Lösegeld,
Laß bald die Wildnis freudig dir erblühn, Die Völker durch die Friedenspfort einziehn!

Schwester Martha Postlers letzte Arbeitsjahre

unter den Blinden Chinas.

Von Elisabeth Postler.

Zum dritten Male möchten wir die Leser des Missions-Magazins nach Tsau Kwong führen, dem freundlichen Blindenheim im fernen Osten. Freilich, wer sich jetzt an dem hellen Frohsinn, den flinken Fingern, der sauberen Arbeit der kleinen blinden Chinesenmädchen an Ort und Stelle erfreuen darf, der findet die treue Missionarin Schwester Martha nicht mehr unter ihnen. Sie ist heimgegangen. Die Reise in das acht Jahre lang entbehrte geliebte Vaterhaus zu Schwanebeck ist zu einer Reise ins himmlische Vaterhaus geworden. Die reich gesegnete Arbeiterin im Weinberg des Herrn sollte für immer Feierabend machen.*) Sie hat fleißig gewirkt, so lange es Tag war, und so wollen wir ihr dies friedliche Ausruhen, wo das Abendrot eines schönen Erdentages in das Morgenlicht der Ewigkeit hinüber dämmerte, von Herzen gönnen. Auch bleibt uns der Trost, daß ihre Arbeit mit ihrem Heimgang nicht aufhört, und wenn auch ihr Mund fernerhin schweigt, so redet doch noch ihre kleine Briefmappe, die die Reise in die Heimat mitgemacht hat, eine beredte Sprache. Ihr entnehmen wir im Folgenden einige Mitteilungen aus den letzten Jahren.

Der wilde Sturm, der am Anfang dieses Jahrhunderts, den Bewohnern des alten Europas so plötzlich, den Bewohnern des fernen Ostens weniger unerwartet, über das große Chinesenreich dahinbrauste, hat furchtbare Opfer gefordert. Der Gedanke, daß auch hier das Heilandswort „es ist euch gut!“ trotz aller äußerlicher Wenn und

*) Schwester Martha Postler hatte sich sehr erholungsbedürftig am 23. Juni in Hongkong auf dem Dampfer „Ziethen“ eingeschifft, um sich nach fast achtjährigem ununterbrochenen Aufenthalt in China in ihre deutsche Heimat zur Erholung zu begeben. Auf dem Schiff erkrankte sie an der Ruhr, verließ in sehr leidendem Zustand in Genua das Schiff und reiste mit der Eisenbahn weiter. Sie erreichte aber nur Höchst am Main in der Nähe von Frankfurt. Hier erlag sie am 26. Juli im Hause ihrer Schwester ihrem Leiden. Ihren alten Vater und ihre übrigen Geschwister hat sie hienieden nicht mehr wiedergesehen. D. H.

Aber zu Recht besteht, muß uns ein Trost sein bei der schrecklichen Prüfung der Mission durch jene Christenverfolgung. Unsre junge Blindenmission*) ist dabei wunderbar behütet und bewahrt geblieben. Freilich wurde ihr dafür, noch ehe die Unruhen ausbrachen, eine andre schwere Prüfung auferlegt, von der später erzählt werden soll. Der erste Brief meiner lieben Schwester, der von den Unruhen erzählt, ist vom 29. September 1900 datiert und berichtet die später in den Missionsblättern veröffentlichten schrecklichen Einzelheiten, unter denen auch verschiedene Freunde meiner Schwester den Märtyrertod erlitten. Aber fort von den schrecklichen Bildern der fürchterlichen, blutigen Christenverfolgung, die ja freilich zuletzt doch der Mission zum Segen werden mußte! Laßt uns lieber einen Blick in die damalige Kinderstube Tsau Kwongs tun. Schwester Martha schreibt aus den damaligen Tagen:

Seit meinem letzten Brief hat sich manches verändert in unserm Tsau Kwong. Damals war Kongköung Ragnhild unser Kleinstes; jetzt laufen sechs jüngere Schwesterchen im Hause herum, ja einige können noch nicht einmal laufen, sondern müssen von den großen Schwestern geführt werden. Alle Morgen, wenn die Kleinen hübsch sauber gebadet und angezogen sind, versammeln sie sich in meiner Stube, das heißt, sie stürmen meist mit solchem Ungestüm herein, daß eine die andere öfter umrempelt, was aber nur die Freude erhöht. „M pa“ (das schadet nichts), unter solchen Rufen richtet sich die Umgefallene wieder auf und tut weiter mit den andern. Wenn sie sich ein bischen beruhigt haben, dann ermahne ich sie zum Händefalten und wir sprechen ein kleines Morgengebet zusammen. Die meisten können schon mitbeten und beim Amen fällt jedesmal der ganze Chor ein. Ja, Yuk-schim Helene wiederholt es zwei-, dreimal freudestrahlend. „Kuneung“ (so nennen sie mich; es bedeutet ungefähr dasselbe wie „Schwester Martha“), „Amen, Amen“ ruft sie und zupft mich dabei am Kleide. Weiß sie doch, daß es jetzt eine Scheibe Brot für alle, die artig gewesen sind, gibt. Das ist ein köstlicher Leckerbissen, und die meisten suchen sich eine Ecke, in der sie ihn mit Ruhe genießen können, und es entsteht eine feierliche Stille um mich her. Kaum ist aber der letzte Bissen hinuntergeschluckt, dann gehts an ein Toben. Da werden Wettläufe angestellt, dann verwandeln sich die sechs kleinen Menschenkinder in Hunde, die sich auf der Erde wälzen und merkwürdig bellen, oder sie kochen Reis und laden einander mit großem Geschrei zu Gast. Diese kleinen

*) Vgl. Miss.Mag. 1899, S. 13 ff. 451 ff.

blinden Mädchen können sich schon recht gut zurechtfinden, wissen genau, wo jeder Gegenstand steht, daß es wirklich eine Freude ist, ihnen zuzusehen. Die lebhafteste ist Schau-peng Gertrud, die ganze Geschichten erfinden kann bei ihren Spielen. Sie wurde mir von Kanton zugeschickt. Ihre Pflegemutter — die rechten Eltern sind gestorben — trennte sich mit schwerem Herzen von der Kleinen, zumal es nach dem unbekannten Hongkong ging. Aber doch schien ihr der Reis viel zu teuer für ein blindes Mädchen! Ich habe der Frau nun sagen lassen, wie gut es ihrer kleinen Pflegetochter geht und sie eingeladen, uns einmal zu besuchen. Nach Schau-peng Gertrud kam Kwai-yan Luise ins Haus. Schmutzig und schreiend hielt sie ihren Einzug. Ihre Großmutter brachte sie ein paar Tage vor Weihnachten. Obschon mir versichert worden war, daß die Kleine laufen könne, war keine Rede davon. Sie war erst seit einigen Monaten erblindet. Nun, das erste, was mit solch kleinem Ankömmling geschieht, könnt Ihr vielleicht ahnen. Er wird in einen Kübel warmen Wassers gesteckt und gründlich abgeseift. Die Haare werden abrasiert und das ganze Menschenkind von Kopf bis zu Fuß rein angezogen. Das gibt dann eine Veränderung! Neulich kam eine Frau, die unser Jüngstes herbrachte, nach drei Tagen wieder und erkannte die Kleine nicht mehr. Nach und nach überzeugte sie sich dann aber doch, daß dies wirklich dieselbe sei.

Kwai-yan Luise tat wochenlang weiter nichts als schreien, was ihr aber ganz gut bekam, denn sie erholte sich zusehends dabei. Jetzt ist sie übrigens ein wohlerzogenes kleines Mädchen, macht ihre chinesische Verbeugung so tief, daß sie meist nicht allein in die Höhe kommt, und kann schon selbst ihren Schemel in die Eßstube tragen. Die größte dieser Kleinen ist Tsip-yan. Sie sorgt wie ein kleines Mütterchen für die Kleinen, wenn die großen Schwestern lernen oder sonst beschäftigt sind. Sie heißt eigentlich „Tsip-he", d. h. die Aufgefundene, denn englische Missionare fanden sie vor der Hospitaltür. Nachdem sie dort im Krankenhause sehr gute Pflege genossen, denn sie war, als sie aufgefunden wurde, schwer an Pocken krank und ganz vernachlässigt wurde sie hier zu uns gebracht. Sie ist ein anschmiegendes, zutrauliches Kind und war eigentlich vom ersten Tage an hier vollständig zu Haus. Bei Yuk-schim Helene kann ich eigentlich dasselbe sagen. Dieses kleine, fast braune Landmädchen hat man ihrer Mutter weggenommen, die es töten wollte. Ein erster und zweiter Mordversuch durch Gift waren merkwürdigerweise ohne Erfolg gewesen, die Christenfrauen hatten die Kleine zu Herrn Missionar Bähr gebracht, der sie mir dann zuschickte. Jetzt erfreut sich der „kleine Edelstein", so heißt Yuk-schim auf deutsch, des besten Wohl-

ergehens und verspricht, ein gutes fleißiges Mädchen zu werden. Ich habe nun noch nicht von unsern beiden ungetauften Kleinen gesprochen. A-sun und Yan-kin haben auch beide noch keine deutschen Namen. Wenn Ihr meinen Brief bekommt, dann ist hoffentlich schon Gelegenheit gewesen, die beiden Kleinen unserm Heilande in der Taufe darzubringen, daß er sie auch an sein Hirtenherz nimmt und sie segnet. A-sun kam von weit her, von einer entfernten Missionsstation. Von ihrer Vergangenheit weiß ich gar nichts. Sie versteht nur Hakka; das ist eine ganz andere Mundart, als wir im Hause sprechen, fast eine andere Sprache. Fräulein A-sun macht sich die Sache aber vorläufig sehr bequem und ruft nur „do-da", was weder in Hakka noch in unserer Sprache Bedeutung hat, den Zuhörern überlassend, sich ihre Rede nach Belieben zu deuten. Yan-kin sucht mehr sich verständlich zu machen, namentlich, wo es sich um Reisessen handelt. Sie ist auch ein Hakkamädchen und kam in ganz unbeschreiblichem Zustande an: der magere Leib mit Wunden und Krätze bedeckt, dazu starrend von Schmutz. Die Kleine war als einige Monate altes Kind von ihrer Mutter als Schwiegertochter verkauft worden. Das kommt sehr häufig vor. Arme Leute kaufen sich oft kleine Mädchen zu künftigen Schwiegertöchtern. Daß die Frauen wie eine Ware gekauft werden, habt Ihr vielleicht schon gehört. Nun war sie aber wohl infolge von großer Vernachlässigung erblindet, und deshalb war sie nun nichts mehr wert in den Augen der Heiden. Was mag das arme kleine Wesen wohl ausgestanden haben! Um ihren kleinen Mund zeigt sich ein herber Zug, der etwas davon erzählt. Doch Gott der Herr hat sich ihrer erbarmt. Christenfrauen hörten von dem bedauernswerten Zustande des armen Kindes und brachten es hierher. Wie viele, viele solch kleiner unglücklichen Kinder mögen in dem großen Chinesenreiche zu leiden haben, unter Qualen getötet werden oder leben bleiben zu noch größerm Unglück. Helft, ihr Kinder, helft beten! Helft, soviel ihr immer könnt, und Gott gebe weiter seinen Segen zu unserm Werk!

Schwester Martha Postler.

Eins der kleinen Neuaufgenommenen hat den kleinen deutschen Freunden zu Ehren, die dies Kind erhalten, den Namen Tai sit Dorothea bekommen, ist aber leider schon als kleines Kindlein heimgegangen. Ueberhaupt traf Tsau kwong wie gesagt im Jahre 1900 eine schwere Heimsuchung. Ich habe schon früher erwähnt, daß die erste Mietswohnung, das allerdings von außen so hübsche Heim,*)

*) Siehe Bild im Miss.Mag. 1899, S. 49.

nur für höchstens 20 Kinder Raum bot. Gar bald sahen wir Schwester Martha ein wenig bedenklich die wachsende Blindenschar mit den engen Wänden ihres Hauses vergleichen. Die Zahl 20 war schnell erreicht. Schon sah sich Schwester Martha und der Verein bange nach einem neuen Heim um, da traten Ereignisse ein, die die Blindenfamilie schneller zum Wohnungswechsel trieb, als man dachte. Lassen wir Schwester Martha selbst darüber berichten:

Makao, den 12. Januar 1900.

Es war entschieden, daß wir unser liebes kleines Haus verlassen mußten. Die Krankheit, die die sonst so blühenden frischen Kinder überfallen hatte, war als Beriberi erkannt worden. Das ist eine Tropenkrankheit, die in Indien und Japan zu Haus ist, in Südchina aber noch wenig bekannt zu sein scheint. Wenigstens bin ich von verschiedenen Seiten von Aerzten um genauen Bericht über den Verlauf der Krankheit gebeten worden, ja ein Arzt kam weit aus dem Lande, eigens um sich über diese neue Krankheit und deren Verlauf zu unterrichten. Das beste, ja wohl einzige Heilmittel gegen Beriberi ist sofortige Veränderung der Luft und Lebensweise. Die von dieser Krankheit verseuchten Häuser müssen monatelang leer stehen, ehe sie wieder ohne Gefahr bewohnt werden können. „Wenn Sie nicht so schnell, als es nur irgend geht, dies Haus verlassen, gehen alle, groß und klein, darin zu Grunde," hieß es. Nun galt es aber auch, in aller Eile eine andere Wohnung zu finden. Das ist aber jetzt nicht leicht, denn durch die Flüchtlinge von den Philippinnen ist die Miete nicht nur ins Ungeheure gestiegen, sondern seit dem Kriege um Manila auch eine wahre Wohnungsnot eingetreten. Verschiedene meiner Bekannten suchen schon seit Monaten vergeblich nach einem Heim Ja manche Familien haben schließlich zu Gast- und Boardinghäusern ihre Zuflucht nehmen müssen. Trotzdem machte ich mich sofort auf die Wohnungssuche. Meine größte Hoffnung hatte ich auf Kaulun, eine gleichfalls englische Halbinsel, Hongkong gegenüber, gesetzt. Doch abends kam ich sehr müde und mit der Gewißheit nach Haus, daß meine Mühe vergeblich war. Alle meine Freunde und Bekannten, die herzlichen Anteil an unsrer Not nahmen, sagten dasselbe und wir beschlossen, daß der beste Ausweg unsre Uebersiedelung nach dem portugiesischen Makao sein würde. Dort war auch bald ein Haus gefunden und, durch neue Erkrankung unter den Kindern zur größten Eile gedrängt, erfolgte der Umzug wenige Tage darauf.

Jetzt bin ich hier schon eingerichtet und sehr dankbar und glücklich, daß ich meine Kinder nun wieder habe um mich sammeln dürfen,

und finde nun auch endlich Muße, meinen lieben Freunden in der alten Heimat ausführlicher Nachricht über die Erlebnisse der letzten Wochen zu geben.

Es war das keine leichte Zeit voller Unruhe und Sorgen, aber auch so reich an meines Gottes treuer, sichtbarer Durchhilfe, reich auch an Beweisen von Freundschaft und Teilnahme, daß ich voll fester Zuversicht meinen Tag anfangen und stets mit freudigem Dank beschließen konnte.

Sinyau Frieda war die erste, die ich todkrank ins Missionshospital bringen mußte. Ich hatte sie fast eine Woche lang Tag und Nacht so sorgsam als möglich gepflegt. Trotzdem hatte sich die Krankheit aber nur verschlimmert und nun mußte ich mich von der vielleicht Sterbenden trennen. Wie glücklich war ich, als ich schon nach zwei Tagen bei meinen Besuchen im Hospital eine ganz erhebliche Besserung merkte. Nun wanderten nach und nach acht unsrer Kinder denselben Weg. Bei allen konnte aber bald eine entschiedene Besserung festgestellt werden. Es war wirklich eine Freude, wie unsre Kinder im Hospital durch ihr nettes, freundliches Wesen alle Herzen gewannen und von groß und klein verwöhnt wurden. Sinyau Frieda versammelte sogar täglich in ihrer selbständigen Weise die kleinen Kinder um sich, deren sich gerade eine ganze Menge im Hospital fanden, lehrte sie Sprüche und Lieder, das Vaterunser u. a. Sie war so von ihrem neuen Berufe erfüllt, daß sie fragte, ob sie nicht dort eine dauernde Stellung als Lehrerin der Kleinen finden könnte. Doch ich riet ihr, erst noch selber zur Schule zu gehen und fleißig zu lernen, um dann später eine recht tüchtige Lehrerin zu werden. Damit war sie denn auch einverstanden, die kleine energische Person.

Ich hatte den Kindern ihre Bücher, Schreibtafeln und Strickzeuge mitgegeben. Den Heidenfrauen, die krank im Hospital lagen oder besuchsweise dorthin kamen, waren die Kinder das reine Wunder. Blinde, die etwas leisten können — so etwas erscheint ihnen ganz unglaublich! So traurig, wie die Krankheit an sich ist, bringt sie doch das gute mit sich, daß unsre gute Sache immer mehr Freunde und namentlich, worauf ich besonders Gewicht lege, immer mehr Freunde unter den Chinesen selbst gewinnt.

Meine kleinen Kranken fühlten sich auch sehr wohl im Hospital mit Ausnahme von Schaupeng Gertrud. Diese ging an Heimweh fast zugrunde, und es war ein herzzerreißender Anblick, dies kleine, blasse, tränenüberströmte Gesicht zu sehen. So bat ich den Doktor, das arme kleine Ding so bald als möglich zu entlassen, da sie sich in dieser Gemütsverfassung unmöglich erholen konnte. Als ich ihr denn verkündete, sie dürfe mit mir nach Hause, konnte sie ihr Glück

kaum fassen und ließ mein Kleid nicht eher los, als bis wir glücklich im Tragsessel saßen. „Lebt alle wohl!“ war das erste freundliche Wort, das man im Hospital von ihren Lippen hörte, und da sie sich durch ihr unzufriedenes Wesen auch nicht gerade Freunde dort erworben hatte, war der Abschied gegenseitig angenehm. Der Umstand, daß Schaupeng Gertruds Herz sehr angegriffen war, veranlaßte mich zu größerer Rücksicht gegen sie, als ich einer gesunden gegenüber für recht gehalten.

Ich hatte auch mittlerweile die gesunden Kinder in dem geräumigen Barmer Missionshause untergebracht, wo sie sehr freundliche Aufnahme fanden, und ich konnte nun Schaupeng Gertrud ohne Bedenken dorthin führen, denn nun konnte die eben Genesene ja keiner neuen Ansteckungsgefahr ausgesetzt sein. Hanna (das sehende Mädchen aus dem Berliner Findelhaus Bethesda) und ich bereiteten alles zum Umzug vor. Es ist merkwürdig, wie schnell die Chinesen den Kopf verlieren, wenn einmal die gewöhnliche Ordnung sich ändert. So kamen die merkwürdigsten Dinge zu Tage. Die guten Leute wollten die Sachen der Kinder für jedes in ein besonderes Bündel schnüren, das bis zuletzt Nötige zuerst einpacken u. s. w.; man könnte eine Humoreske darüber schreiben. Endlich waren wir aber doch marschbereit, alle Gegenstände mit chinesischen Zeichen und Zahlen bezeichnet und darüber eine chinesische und deutsche Liste angefertigt. Ich schickte das Gepäck unter des braven Koch Asams Aufsicht einen Tag voraus. Ein Herr Reinhardt, ein früherer Kolporteur, der den Missionaren sehr gefällig ist, hatte sich erboten, sie in Makao in Empfang zu nehmen. Das Umziehen ist hier doch etwas schwieriger als zu Haus. Dort packt man alles einfach in den Möbelwagen und ist dann sicher, daß sein Hab und Gut wohlbehalten ankommt. Hier erscheinen statt dessen eine Unzahl Kuli mit möglichst vielem Geschrei, mit Stricken und Bambusstangen bewaffnet, schrecklich anzusehn. Nun geht zuerst ein Feilschen um das liebe Geld los, das ins Endlose gehen kann; ja mitunter kommt es vor, daß die ganze Bande sich schließlich grollend zurückzieht, um einen möglichst hohen Lohn durchzudrücken. Das ist eine kleine Geduldsprobe für Leute, die eilig sind und wissen, daß das Dampfschiff nicht wartet. Nun diesmal wurde es nicht ganz so schlimm. Ich hatte von einer Neuerung in Hongkong, einer Art Rollwagen gehört und mir zwei solche bestellt; deshalb brauchte ich nur die Hälfte der sonst üblichen Kulis. Missionar Gottschalk und Basler Brüder überwachten das Aufladen der Sachen, während Dr. Hager an das Schiff gegangen war, das sie nach Makao bringen sollte. Der Abschied von den lieben Geschwistern und Freunden wurde mir durch die vielen Beweise von herzlicher Teilnahme und

Liebe sehr erschwert. Was ich verließ, fühlte ich tief, aber man weiß nie, was man dafür eintauscht. Mein lieber Vater schrieb mir vor einigen Monaten: Vergiß nicht, daß dein Vater im Himmel mit dir übers Meer gezogen und dir nahe ist, wenn wir es nicht können. Das wußte und fühlte ich auch jetzt, und ich war so dankbar, daß ich diese Gewißheit auch mit in die neue Heimat nehmen konnte.

So fuhren wir also am Dienstag vor dem ersten Advent, dem lieblichen Makao entgegen. Ehe wir noch unser neues Heim erreichten, hatten wir noch einen drolligen Zwischenfall. Ich hatte Asam, den Koch, beauftragt, so gut er konnte, alles für die Nacht zurecht zu machen, vor allem die Betten der Kinder aufzustellen und heißes Wasser zu Tee und Milch bereit zu halten. Da Herr Reinhardt uns am Schiff empfangen wollte, brauchte Asam nicht zu unsrer Landung zu kommen. Er stand aber trotzdem freudestrahlend an der Landungsbrücke mit dem Hausschlüssel bewaffnet. Er sah genau so aus, als wolle er ihn mir mit passender Rede überreichen, so wichtig schwenkte er ihn. Ja wäre es zu einer Ueberreichung gekommen! Aber zu unserm Unglück verscherzte ich mir das, indem ich ihm riet, uns voranzugehn und das Haus aufzuschließen. Ehe wir die Kinder in die Wagen gesetzt, war er längst von der Bildfläche verschwunden. Wer aber nicht vorhanden war, als wir an unserm Bestimmungsort anlangten, war Asam mit dem Hausschlüssel. Die Kuli mit unserm Gepäck erschienen, eine neugierige Menge versammelte sich um uns, aber kein Asam kam und wir standen ratlos vor der verschlossenen Tür. Schließlich kam jemand auf den Gedanken, von einem Nachbargarten aus durch eine Hintertür in das Haus zu dringen. In diesem Augenblicke, als sich von innen die Pforten des Hauses öffneten, erschien Asam von der Straße her, den bewußten Hausschlüssel hoch in der Luft schwenkend. In seiner freudigen Aufregung über unsre Ankunft hatte er den Weg (und wahrscheinlich auch den Kopf, zum Glück aber nicht den Hausschlüssel) verloren!

Fräulein Auffermann, eine rheinische Schwester, die mir schon beim Packen behilflich gewesen, war freundlicherweise mitgekommen, um mir bei der Reise und den ersten Tagen des Einlebens zur Seite zu stehen. Jede Veränderung der Umgebung ist selbstverständlich für Blinde sehr schwer und das Einleben in der neuen Wohnung war nicht leicht. Ich war daher glücklich, daß mich in dieser Zeit eine Schwester mit Rat und Tat unterstützte. Die größeren Blinden konnten mir in den ersten Tagen wenig oder gar nicht helfen, sondern brauchten selbst allerlei Handreichung, bis sie sich in den neuen Räumen zurechtfanden. Die Kleinen wieder suchten jeden unbewachten Augenblick zu Entdeckungsreisen zu benutzen, die leicht hätten schlimm

enden können. Viel Freude machte den Kindern das Auffinden ihrer bekannten Sachen in den unbekannten Räumen, und auch bei meinen Möbelstücken ruhten sie nicht, bis sie Stück für Stück wieder gefunden hatten.

Kaum waren wir so ziemlich im alten Geleise, da kam von Hongkong die Nachricht, daß das Berliner Findelhaus Bethesda, in dem leider auch stets Beriberi herrschte, ebenfalls für eine Zeitlang hierher übersiedeln wollte und zwar mit dem größten Teil der Kinder, da die Krankheit sehr um sich gegriffen hatte. Abgesehen von der Veranlassung dazu, konnte ich die Freude darüber nicht verhehlen, nun bald eine deutsche Schwester hier zu haben, obwohl ich es dankbar erfahren hatte, wie ich hier am neuen Orte gleich wieder neue liebe Freunde gewonnen und zwar amerikanische und englische Missionsgeschwister.

Als ich die Bewohner des Findelhauses vom Schiff abholte, ahnte ich freilich nicht die kommenden Schwierigkeiten, denen ich damit entgegenging. Zwei Tage nach der Uebersiedlung starben leider zwei Kleine vom Findelhaus in Makao. Dadurch wurde die Regierung aufmerksam, und nachdem von den Aerzten festgestellt war, daß eine große Anzahl der Kinder krank seien, wurde der ganzen Anstalt eine Wohnung außerhalb der Stadt in einem noch nicht benutzten Pesthospital angewiesen. Nun wurde man auch auf uns aufmerksam. Am nächsten Tage erschienen verschiedene Aerzte und Beamte, um sich nach meinen Kindern zu erkundigen.

Ich sagte, daß ich eine Reihe von Beriberi-Erkrankungen zwar gehabt habe, aber keine neueren Fälle und daß keins der Kinder unmittelbar aus dem verseuchten Hause hierhergekommen. Im übrigen bäte ich die Herren Aerzte, die Kinder zu untersuchen. Ohne das zu tun, entfernten sie sich anscheinend befriedigt. Trotzdem wurde mir am folgenden Tage mitgeteilt, daß der Sanitätsvorstand von Makao es für nötig halte, daß auch wir für einige Zeit in Quarantäne gingen.

Zuerst zeigte mir ein Beamter eine Art Siechenhaus, das mir und den Kindern zur Wohnung angewiesen werden sollte. Zwei ganz verkommene Menschen hausten darin und das Ganze machte den Eindruck eines schmutzigen, verwahrlosten Gefängnisses. Ich erklärte, daß ich dorthin nie meine Kinder bringen und lieber mit in das Pesthospital gehen würde. Nachher hörte ich, daß die Beamten ohne Wissen des Oberarztes mir die schlechte Wohnung angeboten hatten, um mich einzuschüchtern und ein Trinkgeld zu bekommen. Portugiesische Zustände! Ich hatte das nicht verstanden, und so sind sie nicht allein um ihr Trinkgeld gekommen, sondern sie sollen nachher

auch noch Unannehmlichkeiten deshalb gehabt haben. Hoffentlich lassen sie das nächstemal deutsche Damen in Ruhe.

Am nächsten Morgen packte ich denn das Nötigste an Sachen für mich und die Kinder zusammen und siedelte in das Hospital über, wo das Findelhaus sich schon eingerichtet hatte. Wir Schwestern mußten uns nun auf einen schrecklich kleinen Raum beschränken; so lange es aber draußen warm war, ging das ja ganz gut. Die Luft war prachtvoll dort oben und die Kinder waren so viel als möglich im Freien. Sonst war der Anfang nicht angenehm. Das Haus war eben erst fertig und es fehlte noch an allen Ecken und Enden. Wie primitiv alles war, läßt sich gar nicht beschreiben. Die Aerzte, die uns täglich besuchten, taten freilich alles, was in ihrer Macht stand, um den Uebelständen abzuhelfen. Wir bekamen auch ein Mattendach an der Sonnenseite, und für andre nötige Einrichtungen wurde gleichfalls gesorgt. Den Kindern bekam die Luftkur sehr gut, und ich wäre ganz ausgesöhnt worden mit unserm Feldlager, wenn nicht neue Unheilsnachrichten mich beunruhigt hätten. Die Leute von Makao wollten durchaus nicht, daß ich in mein am Meer gelegenes Haus zurückkehrte und wollten mich zwingen, mit dem Findelhaus zu gleicher Zeit zurückzukehren. Ich bat den Gouverneur um eine Audienz, die mir auch gewährt wurde, aber nicht so viel Erfolg hatte, daß ich zufrieden sein konnte. Er verlangte nämlich, daß ich mich von den Kindern trennen sollte. „Sie können," sagte er, „so lange Sie wünschen, das Haus bewohnen, aber für die Chinesen müssen Sie einen andern Platz suchen." Ich war sehr unglücklich, fühlte mich ungerecht behandelt und schrieb deshalb an den deutschen Konsul in Kanton. Am andern Morgen bekam ich vom Missionsarzt, der unermüdlich war mit Rat und Tat, die Nachricht, daß eine Petition um eine gerechtere Behandlung für mich beim Gouverneur vorgebracht worden sei. Diese setzte sich zusammen aus dem Advokaten, einem sehr netten Portugiesen, den ich vor meinem Besuch beim Gouverneur um Rat gefragt und dem ich meine Sache ganz klar gelegt, einem katholischen Priester, dem Chefarzt der Sanitätsbehörde und einem Deutschen. Es gibt doch überall gute Menschen, die sich der Unterdrückten annehmen! Der Gouverneur änderte nun seinen Entschluß dahin, daß ich zwar mit den Kindern in Makao bleiben dürfte, mir aber ein anderes Haus suchen sollte. Mir wurde gesagt, daß der Gouverneur und die Aerzte nicht hätten wagen dürfen, mich in das alte Haus zurückzulassen. Dieses liegt nämlich im portugiesischen Geheimratsviertel, d. h. in der besten Gegend Makaos. Die Nachbarn hätten Drohbriefe geschrieben und den Gouverneur und die Aerzte für etwaige Verbreitung von Beriberi auf der Insel in den stärksten

Ausdrücken verantwortlich gemacht. Nun, ich suchte, dankbar für die immerhin gute Wendung der Dinge, eine andere Wohnung und zwar in der Nähe von Missionsgeschwistern.

Nachdem wir noch in unserm Hospital Weihnachten gefeiert, zogen wir abermals um, und ich habe mir in den letzten Wochen wirklich einige Fertigkeit darin erworben, hoffe nun aber, für einige Zeit nicht davon Gebrauch machen zu müssen. Auch im Umgang mit Kulis habe ich mich geübt, alles Dinge, die eine Missionarin gut brauchen kann.

Jetzt schreibe ich wieder an meinem Schreibtische, der Haushalt geht den gewohnten regelmäßigen Gang, die Kinder sind zwar noch immer angegriffen, erholen sich aber immer mehr, und die letzten Ereignisse haben hoffentlich ihren endgültigen Abschluß gefunden. Sie nehmen sich so einfach auf dem Papier aus, waren es aber in Wirklichkeit gar nicht für mich. Eine Menge Briefe in portugiesisch, englisch und auch schließlich in der lieben Muttersprache mußten in dieser Sache geschrieben werden, und wie viel Wege sind gelaufen worden! Das alles ausführlich zu beschreiben, fehlt mir Zeit und Ruhe.

An drolligen Episoden fehlte es übrigens auch nicht. Dazu gehört die Besitzergreifung meiner Wohnung im Hospital. Als ich glücklich der Bestimmung der Sanitätsbehörde gemäß am festgesetzten Morgen mich dort einfand, war der mir angewiesene Raum verschlossen. Ich schickte zur nächsten Polizeistation nach dem Schlüssel. „Er käme sogleich," war die Antwort. Nachdem ich es den Kindern im Freien bequem gemacht hatte, wartete ich einige Stunden, dann schickte ich einen zweiten Boten. Schließlich erschien ein grämlicher alter Portugiese mit der Meldung, daß die Wohnung heute nicht geräumt werden könne, morgen solle das geschehen. Portugiesische Zustände! Ich machte ihm begreiflich, daß ich einziehen müsse und stieß gewaltsam die Fensterladen von außen auf, um wenigstens fürs erste frische Luft in die mit altem Kram angefüllte Stube zu bringen. Schließlich benützte ich den Augenblick, als er, wohl um die Fenster wieder zu schließen, die Tür geöffnet hatte, um mich des Schlüssels zu bemächtigen. Der Alte entfernte sich mit entsetzter Gebärde und erschien bald darauf wieder in Begleitung eines andern Untertanen des Königs von Portugal, indem er uns händeringend auseinandersetzte, die Sachen in dem Raum gehörten der Militaria und er dürfe sie ohne Erlaubnis nicht wegnehmen. Wieder ein Erpressungsversuch. Ohne viel zu reden, ergriff die resolute Schwester Käte, die mir auch in dieser kritischen Lage freundlichen Beistand leistete, irgend ein Möbel, das der „Militaria" gehörte, und setzte es an die Luft.

Das war das Signal, dem unsre Leute sofort folgten, und wir hatten in kurzer Zeit unsre Wohnung gesäubert und konnten einziehen, ehe der Abend kam. Ich konnte mich nicht enthalten, nachher dem Beamten, der nachsehen kam, ob die Wohnung für uns bereit wäre, das Verhalten seiner Leute mit dem Bemerken zu schildern, daß bei uns in Deutschland so was nicht vorkäme.

Ich habe dankbar und hoffnungsvoll das neue Jahrhundert angefangen. Die Notwendigkeit, möglichst bald ein eigenes Haus zu besitzen, macht sich für die gedeihliche Fortentwicklung unsrer Blindenanstalt in letzter Zeit immer dringender bemerkbar. Deshalb habe ich auch die feste Zuversicht, Gott wird uns dazu verhelfen, wenn wir das unsere dazu beitragen. Schwester Martha Pöstler.

Trotz all dieser Abenteuer war Schwester Martha dankbar und glücklich, daß die Kinder so nett auflebten, und trug die vielen Umzüge mit großer Geduld. Wie es ihnen dort drüben ging, möge folgender Brief melden. Ich bemerke noch, daß in Makao keine deutschen, aber sehr viel amerikanische Missionsgeschwister ansässig sind.

Makao, den 25. Mai 1900.

Jetzt haben wir es gründlich heiß und man fragt sich jeden Sommer aufs neue, wie wir es wohl so lange Monate ertragen werden. Jeder Tag ist wirklich ein Kampf mit dem erschlaffenden Klima. Umsonst lebt man ja nicht in den Tropen. Mit meinen Bauplänen geht es langsam vorwärts. Der Platz ist mir zwar noch nicht einmal ganz sicher, wenn auch beinahe, da die Herren in Hongkong sich in jeder Weise entgegenkommend zeigen. Der Chef der Firma, bei der unser Geld liegt, hat mir sehr freundlich eine Kollekte bei den Kaufleuten in Hongkong zugesagt. Dieser alte Herr, bei dem auch Prinz Heinrich gewohnt hat, und seine ebenso nette Frau sind eine rechte Stütze für mich. Gott erhalte mir meine guten Freunde! Wenn ich das Haus habe, muß ich eine zweite Schwester haben. Mein Leben ist hier jetzt weniger einsam, da es durch die Besuche in Hongkong immer unterbrochen wird. Dort habe ich mich zwar tüchtig abzuhetzen, Erkundigungen über den Bauplatz einzuziehen, die Kollekte in Gang zu bringen u. s. w. Ich hoffe, im Oktober können wir den Bau beginnen. Ich werde dann fürs erste hier wohnen bleiben und vielleicht alle Wochen einmal hinüberfahren. Wenn der Bau fortschreitet, werde ich zwar wohl dauernd in der Nähe sein müssen. Sonst ließen uns die billigen Mieten in Makao trotz der Reisen besser wegkommen. Die Kinder leiden etwas unter der Hitze, aber ich hoffe, daß die Krankheit nicht wiederkommt.

Die hiesigen Missionsgeschwister haben wöchentlich eine Zusammenkunft, an der ich gern teilnehme. Es wird ein kurzer Abschnitt aus der Bibel gelesen, jetzt der Ebräerbrief, dann so besprochen, daß jeder eine Frage stellt über Stellen, die ihm unklar sind oder über die er die Meinung anderer hören möchte. Das ist sehr anregend und man lernt viel mehr nachdenken über die Tiefe der heiligen Schrift.

Schwester Martha.

Schwester Martha hatte sich noch lange, während es schon im Innern des Landes gärte, in Makao, sicher geglaubt, dann aber kamen bedenkliche Anzeichen. Wegen der Hilflosigkeit der Blinden doppelt zur Vorsicht gezwungen, flüchtete sie deshalb wieder nach Hongkong zurück und weilte als Gast im Berliner Findelhaus, wo sie vor vier Jahren als Pensionärin ihre Tätigkeit begann. Sie war in dem überfüllten Haus bei der noch herrschenden Hitze mit ihrem Viertelhundert sehr eingeengt, aber doch dankbar, ein sicheres Dach über dem Haupte zu haben. Merkwürdigerweise vergaß sie trotz aller drohenden Schrecken selbst in den Briefen nie ihren Bau. Der Bauplatz wurde ihr denn auch mittlerweile auf der Halbinsel Kaulun, die der Insel Hongkong vorgelagert ist, geschenkt. (Schluß folgt.)

Zum Bilde:

Chinesischer Schuhmacher.

Der Chinese teilt die Bevölkerung seines Landes ein in „Wong-ka kon-fu“ und in „Ts-min pak syang“: Regierung und Regierte oder das kaiserliche Haus und die Beamten“ — „das Volk und die 100 Geschlechter“. Während die Beamten in Zivil- und Militärbeamte zerfallen, besteht das Volk aus den vier Klassen: „s nung kung schong“ = den Literaten, Ackerbauern, Handwerkern und Kaufleuten. Neben diesen bezeichnet der Ausdruck „Kyu lyu“ „Neun Fahrende“: Doktoren, Apotheker, Maler, Schauspieler, Geomanten, Exorzisten, Bonzen, Lebensrechner und Wahrsager. Das Handwerk steht in China noch in hohen Ehren. „Handwerk hat goldenen Boden.“ Unter den Handwerkern nimmt der Schuhmacher eine nicht unwichtige Stellung ein. Unser Bild zeigt uns zwar nur einen chinesischen Schuhflicker mit seinem Gesellen. So zieht er

von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, führt alles, was er zur Ausrichtung seines Berufes braucht, mit sich und flickt den Leuten die zerrissenen Schuhe. Ist die Arbeit in einem Hause beendet, so legt er seine sieben Sachen, darunter auch den ambosähnlichen Leisten, wie wir ihn im Vordergrund des Bildes sehen, in seine Körbe, klappt den Deckel zu, hängt dieselben an der Tragstange über die linke Schulter und zieht in ein anderes Haus. Abends kehrt er mit seinem sauer erworbenen Lohn von 2—300 Kupferkäsch (etwa 60—80 Pfennige) nach Hause zurück. Seine Ansprüche ans Leben sind gering, und was die Hauptsache ist, er ist mit seinem Stande zufrieden.

Bei einem Gastmahl im Hause des bekannten indischen Missionars Dr. William Carey († 1834) äußerte sich einer der Tischgenossen gegen seinen Nachbar gewandt, wegwerfend und geringschätzig über die Herkunft Dr. Carey's als ehemaligem „Schuhmacher". — Carey, ein durchaus demütiger Christ, griff diese im Flüsterton gemachte Bemerkung auf und sagte laut, so daß alle Anwesenden es hören mußten: „Mit Verlaub, mein Herr, nicht Schuhmacher, sondern bloß Schuhflicker." — Wir haben eine ganze Reihe tüchtiger Handwerker in unseren chinesischen Christengemeinden, die mit ihrer Genügsamkeit, Frömmigkeit und Strebsamkeit vielen ihrer Zunftgenossen in der alten Christenheit zum Muster dienen könnten. Auch der berühmte Theosoph Jakob Böhme war Schuhmacher und: „Hans Sachs, der war ein Schuhmacher und Poet dazu." O. S.

Missions-Zeitung.

Madagaskar. Am 30. Juni d. J. starb, etwa 70 Jahre alt, der im Basler Missions-Magazin 1903, S. 231 ff. erwähnte Urheber der großen Erweckung in Madagaskar, Rainisoalambo. Ursprünglich ein Bauer, trat er später in die Dienste eines madagassischen Königs und erwarb sich als Krieger wie als Zauberer und als einer, der mehr sah und hörte als andere Leute, weil er mit den Geistern der Verstorbenen in Verbindung stand und Gesichte sah und Stimmen hörte, großes Ansehen. Durch die Independenten bekehrt, wandte er sich wieder seinem ursprünglichen Berufe zu. Als er 60 Jahre alt war, fing die Bewegung an, sich bei ihm vorzubereiten. Er hat sie bis zu seinem Ende fest in der Hand behalten. Das Schriftwort, das er so oft seinen Anhängern zugerufen: Joh. 13, 34. 35, das wurde bei seiner Beerdigung an seinem Grabe bezeugt.

Südafrika. In der Goldstadt Johannesburg fand im Juli d. J. eine Konferenz sämtlicher Missionsgesellschaften Südafrikas statt. Dieser ersten ökumenischen Missionskonferenz Südafrikas wohnten 106 Mit-

glieder aus 26 verschiedenen Gesellschaften an, die in brüderlicher Weise und von dem Wunsche beseelt, sich gegenseitig zu verstehen und zu achten, zusammen arbeiteten. Der bekannte Dr. Steward von Lovedale präsidierte. Behandelt wurden Themata wie: Unevangelisierte Gebiete, Sitten der Eingeborenen, Missionsschulen, ärztliche und Industrie-Mission, Kollegialität und Rücksichtnahme der Gesellschaften untereinander. Beschlüsse wurden nur wenige gefaßt, aber gegen die äthiopische Bewegung energisch Front gemacht. Diese, durch amerikanischen Negerhochmut mißleitete, an und für sich nicht durchaus unerfreuliche Selbständigkeitsbewegung dürfe — das war die Meinung der Konferenzmitglieder — nicht mit Gewaltmitteln bekämpft werden, wie dies die staatlichen Behörden meist tun, sondern müsse ihres amerikanischen, gegen die weiße Rasse gerichteten Charakters entkleidet und in gute, christliche Bahnen geleitet werden. In zwei Jahren soll eine zweite Konferenz stattfinden, zu der 600 Abgeordnete erwartet werden. (Miss.Bl. d. Brüdergemeine Nr. X.)

Japan. Dr. Imbrie, ein Missionar der Presbyterianer in Tokio, hatte vor einigen Monaten eine interessante Unterredung mit dem japanischen Reichskanzler, dem Grafen Katsura, über die sogenannte „gelbe Gefahr". Die zweistündige Unterredung mit dem ersten Minister Japans hat Dr. Imbrie in dem Blatte „Japan Times" veröffentlicht.

Graf Katsura tritt der meist von russischer Seite aus gegen die Japaner erhobenen und genährten Beschuldigung, welche in dem Ausdruck „gelbe Gefahr" konzentriert ist, ganz entschieden entgegen. Er weist die Anschuldigung zurück, daß die Japaner, falls sie als Sieger aus dem gegenwärtigen Kampfe hervorgingen, den unter den Massen Chinas lauernden Fremdenhaß schüren würden, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen und die Führerschaft unter den asiatischen Völkern zu gewinnen. Er weist besonders hin auf das Verhalten Japans zur Zeit der Boxer-Unruhen in China und sagt, daß niemand ein Recht habe, den Verdacht auf Japan zu wälzen, als würde es sich in der Zukunft weniger weitherzig, weniger ehrlich, weniger human und weniger als ein Freund der Zivilisation des Abendlandes erweisen, als zur Zeit, da seine Soldaten den in Peking belagerten Ausländern zu Hilfe kamen.

Man muß zuweilen hören, sagte Graf Katsura, daß Rußland für das Christentum, Japan aber für den Buddhismus einstehe. „Die Wahrheit ist," fährt er fort, „daß Japan für Religionsfreiheit einsteht. Dieser Grundsatz ist seiner Konstitution einverleibt worden, und seine Praxis steht mit der Konstitution im Einklang. In Japan kann jemand ein Buddhist, ein Christ oder gar ein Jude sein, ohne daß er deshalb zu leiden hätte. Dies ist so offenbar, daß kein vernünftiger Mensch, der mit Japan bekannt ist, meine Behauptung in Frage ziehen würde."

Der Reichskanzler wies ferner darauf hin, wie das Christentum in Japan schon weit verbreitet sei und einen großen Einfluß ausübe; wie die abendländische Zivilisation mit dem Christentum Einzug gehalten und eine große Macht geworden sei; wie das Christentum in alle Schichten der japanischen Gesellschaft eingedrungen sei und ganz hervorragende Leute, Parlamentsmitglieder, Richter, Professoren, Offiziere in Armee und Marine u. a. m. sich zum Christentum bekennen; wie gemäß höchster Verordnung sechs amerikanische und britische Missionare und sechs japanische Prediger unter den Soldaten Seelsorge übten u. s. w. Diese Tatsachen allein sollten klar genug andeuten, welche Stellung das Christentum in Japan einnehme.

Tibet. Aus Lhasa, der „verbotenen Stadt", lief vor kurzem ein Brief ein, adressiert an den in Herrnhut ausruhenden Brüdermissionar Heyde.

Schreiber des Briefes ist ein Herr David Macdonald, der seiner Zeit Mitarbeiter von Miss. Heyde in Dardschiling auf dem Himalaya war als Mitglied des Komitees zur Revision des tibetischen neuen Testaments. Macdonald spricht das Tibetische wie seine Muttersprache und begleitete die englische Tibet-Expedition als Dolmetscher. Wir entnehmen das interessante Schreiben dem „Herrnhut", das es in seiner 39. Nummer veröffentlicht:

Lager Lhasa, 17. August 1904.

Mein lieber Herr und Frau Heyde!

Nur eine Zeile, um Sie wissen zu lassen, daß ich jetzt in Lhasa bin im Dienst der Tibet-Expedition. Wir sind hier am 3. dieses angekommen. Die Gefechte bei Nyini, Gyangtse und am Karola-Paß, 16 000 Fuß über dem Meer, lebte ich mit ab und besuchte das Kloster Samding, woselbst die Aebtissin Dorja Phagmo, eine Inkarnation Buddhas, residiert. Sie ist erst sechs Jahre alt und war bei meinem Besuch nicht anwesend. Wir reisten den Palti-See entlang, jetzten auf dem Fährboot über den Bramaputra, und ich betrat die Stadt Lhasa am 8. dieses.

Der Dalai Lama ist nach Naktschukha, einem Distrikt nördlich von Lhasa, geflohen. Die Unterhandlungen nehmen einen befriedigenden Verlauf, aber ich kann nicht sagen, wie lange Zeit sie noch beanspruchen werden. Der größte Teil der Truppen wird nächsten Monat nach Indien zurückkehren, aber die Gesandtschaft bleibt noch ein wenig länger hier.

Sie werden sich freuen, zu hören, daß ich mehrmals ausgezeichnete Gelegenheit hatte, den Leuten hier das Evangelium zu verkündigen, wenn auch nicht öffentlich. Ein Soldat wurde bekehrt, und andere verlangen dringend nach Unterweisung. Zwei tibetische Knaben fand ich, die will ich mit nach Dardschiling nehmen.

Das Quartier der Gesandtschaft befindet sich in einem dreistöckigen Gebäude, dem Eigentum eines Ministers. Dasselbe liegt zwischen den zwei Klöstern Debung und Sera, ganz dicht bei Potala, dem Palast des Dalai Lama, einem prächtigen Bauwerk. Jowo-Khang indes, — die buddhistische Kathedrale der Stadt, wenn man so will, — hat mich sehr enttäuscht: es ist ein ganz minderwertiges Gebäude trotz seines hohen Alters und seiner Berühmtheit. (Jowo ist ein anderer Name für Buddha, Khang bedeutet Wohnung. Das Gebäude wurde von einer chinesischen Prinzessin über einer großen Buddha-Statue errichtet. Diese stand auf der Stelle im Mittelpunkt der Stadt, die man für den wirklichen „Lha-sa", d. h. „Platz der Götter" hält.) Lhasa ist eine große Stadt, aber sehr schmutzig.

Die Sprache des Volkes betreffend, so ist in Lhasa ganz derselbe tibetische Dialekt gebräuchlich wie in Dardschiling, einige kleine Verschiedenheiten abgerechnet, nur in Gyangtse hatte ich einige Schwierigkeit.

Mit herzlichsten Grüßen Ihr in Christo verbundener

David Macdonald.

Ob der Vertrag zwischen Tibet und Großbritannien, der nun unterzeichnet und besiegelt wurde im heiligen Lhasa, den Einzug des Evangeliums in das „große verschlossene Land" künftighin ermöglichen wird, bleibt noch abzuwarten. Von Bedeutung wäre dann jedenfalls die Gleichheit des Dialektes in der tibetischen Grenzprovinz und dem Herzen Tibets, und die von der Brüdermission geleisteten sprachlichen Arbeiten wären für die Missionstätigkeit im Innern des Landes von großem Wert.

China. Zu einer großen Lehranstalt für abendländische Medizin und Chirurgie, die von der Londoner und zwei amerikanischen Missionsgesellschaften in Peking errichtet wird und deren Kosten auf 200 000 Mk. veranschlagt sind, hat die Kaiserin Witwe 29 000 Mk. beigetragen. Von dieser Seite hätte man wohl kaum eine Anerkennung der ärztlichen Mission erwartet.

Indien. In Sirampur ist neulich am Missionshaus der Baptisten auf Kosten der indischen Regierung eine Marmortafel mit folgender Inschrift angebracht worden: „Hier wohnte von 1823—1834 Dr. Carey, der Missionar, Philanthrop und Orientalist." Der Vizekönig Lord Curzon hat nämlich angeordnet, daß in ganz Indien wichtige historische Erinnerungen durch Gedenktafeln, Inschriften u. dgl. verewigt werden sollen.

Heimat. Wie die Protestanten Frankreichs in kurzer Frist das letzte Defizit der Pariser Missionsgesellschaft in hochherziger Weise getilgt haben, so darf auch die englisch-kirchliche Mission von einem solchen Beispiel opferfreudiger Hilfe berichten. Diese hatte 1902/03 mit einem Defizit von 700 000 Mark abgeschlossen und es war bei ihren steigenden Bedürfnissen zu befürchten, daß das Defizit im nächsten Jahre auf 1 760 000 Mk. anwachsen würde. Sie erließ deshalb Anfang des Jahres 1904 einen dringenden Aufruf mit der Bitte, in allen Kreisen auf eine Steigerung der Einnahmen hinzuarbeiten. Dieser Appell fand ein solches Echo unter allen Missionsfreunden, daß das Missionskomitee an ihrem diesjährigen Jahresfeste von einer Einnahme von 8 160 000 Mk. berichten konnte, einer Einnahme, wie sie die Gesellschaft bisher noch nicht erlebt hat.

Bücheranzeigen.

Paul, C. P. **Die Mission in unsern Kolonien.** Drittes Heft: Deutsch-Südwest-Afrika. Mit mehreren Illustrationen und einer Karte. 166 S. Dresden. Ludwig Ungelenk. Mk. 1.50.

Ein sehr zeitgemäßes Buch, das besonders auch in Kolonialkreisen Beachtung finden sollte; denn der Verfasser, ein Missionskenner und Kolonialfreund zugleich, zeichnet darin in sachlicher und gründlicher Weise ein Bild der dortigen rheinischen Missionstätigkeit von ihren Anfängen an bis zum gegenwärtigen Aufstande der Herero. Daß manche Kreise der Kolonialegoisten bei Anlaß des letzteren die rheinischen Missionare mit allem Unrecht verleumdet und verdächtigt haben, das läßt die objektive Darstellung an Hand der Tatsachen klar erkennen. Das Ganze bietet ein Geschichtsbild dar, das eingehend über die dortigen Volks-, Kolonial- und Missionsverhältnisse orientiert.

Schneider, H. G. **Die gute Botschaft.** Missionstraktate der Brüdergemeine. Nr. 11. Ihrer Vier. Leben und Ende einiger junger Missionskaufleute. Mit Bildern. 202 S. Verlag der Missionsbuchhandlung Herrnhut.
brosch. Mk. 1.20. | kart. Mk. 1.50.

Die vorliegende Schrift des bekannten Missionsliteraten führt uns in eine sonst wenig bekannte Werkstatt des Missionsbetriebs: in die Räume einer

Missionshandlung, und zwar in die der Brüdermission in Paramaribo (Surinam). Nur mit Bewegung liest man die kurzen Lebensskizzen und den frühen Heimgang von vier jungen Missionskaufleuten, die dort kurz hintereinander vom gelben Fieber hinweggerafft wurden. Was aber das Büchlein besonders wertvoll und lesenswert macht, ist die feine, anschauliche Schilderung, die der Verfasser an Hand des handschriftlichen Materials über die Landes-, Volks- und Missionsverhältnisse Paramaribos entwirft. Besonders gewinnt man einen lebendigen Eindruck von der Art und Weise des dortigen gewerblichen und kaufmännischen Missionsbetriebs.

Illustrierter Missionskalender für das evangelische Haus auf das Jahr 1905. Herausgegeben von Dr. v. Schwartz. Mit 46 Bildern. 224 S. Gütersloh. C. Bertelsmann. Mk. 1.50. | geb. Mk. 2.

Dieser Missionskalender ist nach Umfang und Inhalt der erste dieser Art, den die neuere Missionsliteratur aufzuweisen hat. Außer dem Kalendarium bietet derselbe eine Uebersicht von Begebenheiten aus der Mission nach dem Datum geordnet, ein genaues Verzeichnis der inländischen und ausländischen Missionsgesellschaften, eine übersichtliche Missionsstatistik von 1903 und eine Reihe gediegener Aufsätze allgemeinen und missionsgeschichtlichen Inhalts. Auch die Missionspoesie ist darin vertreten. Der Bilderschmuck ist gut gewählt und dem Text entsprechend. Wir wünschen dem neuen Unternehmen, das keiner besonderen Mission dienen, sondern der Missionssache überhaupt förderlich sein möchte, einen gedeihlichen Fortgang.

Mayer, Lic. Dr. **Die Missionstexte des Neuen Testaments** in Meditationen und Predigtdispositionen. Ein Handbuch für Geistliche, Missionare und Missionsfreunde. Drittes Heft. Ebenda. Mk. 1.

Die Bearbeitung vorliegender 29 Missionstexte erstreckt sich in diesem dritten Hefte auf Apostelgesch. Kap. 1 bis Kap. 15, 7—12. Die Behandlung ist die ähnliche wie in den beiden vorangehenden Heften: lichtvolle Erklärung der Textgedanken mit daran sich schließender präziser Disposition für die praktische Ausführung und Anwendung.

Boehmer, Lic. Dr. **Mission und Mission.** Missionstheoretische Erörterungen für Bibelfreunde. Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. Mk. 1.

Ein etwas seltsamer Titel, unter dem der Verfasser drei Aufsätze missionstheoretischer Art darbietet, nämlich 1) Mission und Altes Testament, 2) Mission und Septuaginta, 3) Mission und Missionsbefehl, worin der Hauptgedanke zum Ausdruck kommt, daß die christliche Mission nichts gemein habe mit der Mission des Judentums und nur allein das Christentum die Mission im vollen Sinn des Worts kenne.

Hefte zum Christlichen Orient. Nr. 3: Aus der Arbeit unter den Stundisten. 30 Pf. — Nr. 6: Ein Blatt aus der Geschichte des Stundismus in Rußland. 20 Pf. — Deutsche Orientmission E. V. Berlin W. 10.

NB. Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Vor dem Gehöft des Bali-Häuptlings.

Die Lage der Mission in der Mandschurei.*)

Unmittelbar nach dem Boxeraufstand im Jahre 1900, als die Russen in die Mandschurei einrückten und die Unruhen zu unterdrücken suchten, kehrten auch die vertriebenen Missionare ins Land zurück. Aber obschon die Macht der Boxer gebrochen war, befand sich damals das Land doch noch in großer Aufregung und Unruhe, denn die Bevölkerung glaubte sich keinen Tag sicher vor einem neuen Boxeraufstand. Diese Befürchtung war erklärlich; denn in der Mandschurei wurde kein einziger Boxer zur Verantwortung vor Gericht gezogen und das Gesindel, das nach keiner Autorität etwas fragte, fuhr fort, seine Drohungen auszustoßen. Die geheimen Gesellschaften hielten nach wie vor fest zusammen und beherrschten das Land. Das Elend der Christen, die mit dem Leben davon gekommen waren, aber all ihr Hab und Gut verloren hatten, war zum erbarmen. Die nächste Sorge der Missionare bestand deshalb darin, die Christen vor dem Hunger zu schützen. Zum Glück ergaben die Hirsefelder, die den Christen vor ihren blutdürstigen Verfolgern vielfach Schutz gewährt hatten, eine ungewöhnlich reiche Ernte, sodaß das Getreide in dieser Zeit billiger als je war. Die Christen erblickten in diesem Umstand, sowie in ihrer oft geradezu wunderbaren Errettung aus Todesgefahr die

*) Nach einem Bericht von Missionar D. Roß in Mukden. Der Bericht ist zwar während des japanisch-russischen Krieges geschrieben, aber noch vor der Einnahme von Liauyang durch die Japaner.

Macht und Liebe Gottes, die sich an ihnen in besonderer Weise offenbarte. Das alles war eine lebendige Predigt für sie, aus der sie in der Tat erkannten, daß Gott mit ihnen war im Feuer der Prüfung. Von allen Seiten kamen sie nun herbei, um das Angesicht ihrer geistlichen Hirten wiederzusehen und ihnen ihre vielfachen Leiden während der Verfolgungszeit und die oft wunderbare Bewahrung zu erzählen. Und während sie das mit lächelnden Lippen taten und ihrem Dankgefühl Ausdruck gaben, konnten sie oft die Tränen nicht zurückhalten, die ihnen über die Wangen rannen. Das härteste Herz konnte bei diesen Berichten nicht ungerührt bleiben.

Da die Mehrzahl der Außenstationen noch immer der Willkür des Boxerelements ausgesetzt war, war es zunächst nicht geraten, daß ein Missionar oder selbst ein eingeborener Evangelist die Leute besuchte, denn dadurch konnte der feindselige Teil der Bevölkerung zu neuen Untaten gereizt werden. Aber es wurden Schritte getan, um den einzelnen Christen Nachricht zukommen zu lassen, worin wir ihnen unser Beileid und Mitgefühl ausdrückten. Die Stationen dagegen, die ohne Gefahr und Nachteil für die Bewohner besucht werden konnten, wurden regelmäßig bedient, und hier stellten sich denn auch mehr und mehr einzelne Vertreter der andern Missionsplätze ein, sodaß man mit diesen in nähere Verbindung treten konnte. Dabei stellte sich auch heraus, daß die Christen während der kritischen Zeit auf den meisten Stationen und Außenplätzen regelmäßig Bibel- und Gebetsstunden gehalten hatten. Diese Versammlungen hatte man im geheimen in den Häusern der Christen gehalten und sich dabei des Gesanges enthalten, um nicht die Aufmerksamkeit der Gegner auf sich zu lenken.

Die Evangelisten trösteten und munterten auf, wohin sie kamen. Auch waren sie beauftragt, überall die Namen derer zu notieren, die trotz aller Verfolgung willens waren, frei und offen in Verbindung mit der Missionskirche zu bleiben. Auf diese Weise erhielt man auch zahlenmäßige Angaben über den Bestand der Kirchenglieder auf den meisten Stationen. Sie ergaben zuerst die volle Hälfte unserer Mitgliederzahl, wie sie vor dem Boxeraufstand bestanden hatte. Doch konnte auf einigen Stationen keine Zählung angestellt werden, da jeder Schritt und Tritt der Christen argwöhnisch überwacht wurde. Dagegen ließen uns viele von ihnen den Bescheid zukommen, daß sie nach wie vor zur Schar der Christen gehörten,

daß sie die heilige Schrift lasen und im Kreise ihrer Familien heimlich ihre Andacht hielten; aber öffentlich dürften sie sich bis jetzt nicht als Christen zu erkennen geben, da sie zu gering an Zahl, von den andern Christen zu entfernt und auf allen Seiten von Boxern umgeben wären. Manche waren nach der Provinz Tschili geflohen, von wo sie ursprünglich herstammten, andere hatten sich in entlegene Gegenden begeben, wo sie als Fremde jedermann unbekannt waren. Diese haben dann das Evangelium über die bisherigen Grenzen hinaus verbreitet.

Während des folgenden Jahres kamen weitere 2000 Namen hinzu, sodaß die Gesamtzahl unserer Kirchenglieder über 12000 Seelen betrug. Da alle früheren Kirchenregister verloren oder vernichtet waren, so wurden nach den letzten Angaben neue hergestellt und die Namen aller derer weggelassen, die von zweifelhaftem Charakter waren. Nach und nach konnte auch die Arbeit in den Gemeinden in vollem Umfang wieder aufgenommen werden, und zwar fast durch das ganze weite Missionsgebiet hin. Da aber die politische Atmosphäre in China sich noch in einem Zustande wogender Ungewißheit befand, hielten wir es für geraten, während des ersten Jahres noch von der öffentlichen Straßenpredigt abzusehen; denn unsere sozialen Verhältnisse waren zur Zeit noch derart, daß man jeden Anlaß zu einer öffentlichen Störung vermeiden mußte. Zwar glaube ich nicht, wie ich die Chinesen aus langjähriger Erfahrung kenne, daß die öffentliche Predigt irgendwelche Unruhe hervorgerufen hätte, aber wir hielten doch auf alle Fälle Vorsicht für das klügste.

Damals waren die Russen verantwortlich für die Aufrechthaltung des Friedens in der ganzen Mandschurei. Aus diesem Grunde fühlten wir uns veranlaßt, uns ins Einvernehmen mit ihnen zu setzen und sie mit dem ganzen Betrieb unseres Missionswerkes unter den Chinesen bekannt zu machen. Wir machten dabei die Erfahrung, daß wir von unseren eigenen Landsleuten nicht mit mehr Freundlichkeit und Entgegenkommen hätten behandelt werden können als von den russischen Behörden. Sie billigten durchweg die Missionsmethode unserer Kirche, und ein hochgestellter Beamter sprach sogar die Hoffnung aus, daß wir nicht nur unsere Arbeit in den Gemeinden, in den Schulen und Hospitälern würden ungestört fortsetzen, sondern auch unsere Arbeit in den öffentlichen

Predigthallen bald wieder würden aufnehmen können. Die Ausbildung einer eingeborenen Geistlichkeit erschien ihnen für unsere Arbeit besonders wichtig und zweckmäßig. Der einzige Grund, warum sie vorderhand wünschen mußten, daß wir jedes öffentliche Auftreten vermieden, war der unsichere Zustand des Landes und die möglichen Folgen von Unruhen, die von den Heiden hätten in Szene gesetzt werden können. Die russischen Behörden sprachen sich deshalb anerkennend aus, daß wir von selbst jede Beunruhigung vermieden und von einer öffentlichen Tätigkeit absahen.

Seitdem ist dieselbe fast auf allen unseren Stationen wieder aufgenommen worden. Soviel ich mich erinnere war Kirin der erste Platz im Innern des Landes, wo man die Straßen-Kapelle wieder öffnen konnte. Die Sache hat nirgends irgendwelche Unruhe verursacht. Es stellten sich auch wieder Hörer ein wie ehemals. Auch ist der Absatz von Bibeln und christlichen Schriften derselbe wie früher in unsern besten Zeiten. Mehrere Hunderte von Katechumenen aus der Zeit vor dem Aufstand sind inzwischen getauft worden. Überall sind die Listen voll Taufbewerber, wenn auch nicht so zahlreich, wie vor der Verfolgung.

Beim Ausbruch des gegenwärtigen russisch-japanischen Krieges hatte das Missionswerk wieder seinen normalen Stand erreicht. Die Christen hatten nach und nach ihre Verluste überwunden und waren durch Mühe und Fleiß wieder emporgekommen. Die kirchlichen Einnahmen waren so gut als nur je zuvor — ein Beweis, daß obschon eine sehr große Anzahl unserer besten Mitglieder ums Leben gekommen und andere aus unserem Gesichtskreis geschwunden waren — weder der Eifer am Werk, noch die Freudigkeit zum Geben Not gelitten hatte. Unsere theologische Klasse mit 22 Zöglingen hatte der Hauptsache nach ihren Kurs vollendet und mindestens ein halbes Dutzend junger Männer sollten in nächster Zeit als Pastoren an solche Gemeinden gestellt werden, die imstande waren, deren Unterhalt zu bestreiten. Da brach der unheilvolle Krieg aus.

Nachdem derselbe eine Zeitlang gewährt hatte und es vorauszusehen war, daß die Eisenbahnlinie westlich vom Liau-Fluß nach Tientsin von einer der kriegführenden Mächte besetzt werden würde, wie denn die russische Linie östlich vom Fluß bereits zu Kriegszwecken benützt und für den gewöhnlichen Handelsverkehr geschlossen war, entschlossen wir uns in Mukden, alle Frauen und Kinder nach

Tientsin zu schicken, solange uns der Bahnverkehr dahin noch offen stand. Die Missionare dagegen blieben auf den westlichen Stationen, solange der Kriegsschauplatz im Osten des Liau-Flusses lag. Und auch hier suchten einige, selbst mit ihren Frauen, auf den bedrohten Missionsplätzen auszuhalten. So konnte das Missionswerk trotz des Kriegswetters seinen Fortgang nehmen, obschon der Verlauf des Krieges andere Verhältnisse herbeiführen kann, was wir indes nicht für wahrscheinlich halten.

Nach den früheren traurigen Erfahrungen war es nicht zu verwundern, daß die Christen beim Ausbruch der Feindseligkeiten aufs neue besorgt wurden, nicht aus Furcht vor den beiden kriegführenden Mächten, sondern weil sie befürchteten, es würde als Folge des Krieges allgemeine Unordnung einreißen und die zuchtlosen Elemente der Bevölkerung würden zur Bedrückung der Christen wieder die Oberhand gewinnen. Allein diese Besorgnis hat sich nicht bestätigt und die Christen sind überall in Ruhe gelassen worden. Daß sie jedoch so gut wie die übrigen Bewohner des Landes mancherlei Not und Verlust infolge des Krieges zu erleiden haben und besonders unter dem Druck der hohen Preise und dem Mangel der Lebensmittel vielen Entbehrungen ausgesetzt sind, ist unvermeidlich. Aber um ihres Glaubens willen wird ihnen zur Zeit nichts in den Weg gelegt.

Wie wird sich aber die Zukunft für die Mission in der Mandschurei gestalten? Das ist schwer zu sagen. Es kommen dabei vier Faktoren in Betracht, mit denen man unter den gegebenen Verhältnissen wird rechnen müssen:

Erstlich mit der chinesischen Obrigkeit, bezw. mit den chinesischen Beamten und der großen Mehrzahl der Bevölkerung. Diese hat fast ohne Ausnahme keinerlei Sympathie weder für uns Missionare noch für unsere Christen, da wir in ihren Augen das Ausland repräsentieren, das bis jetzt China in mehrfacher Weise gedemütigt hat. Aber die Lektion, die China im Boxeraufstand erhalten hat, ist doch so nachdrücklich gewesen, daß es nichts Ernstliches mehr gegen die Christen zu unternehmen wagen wird.

Sodann kommt das zuchtlose chinesische Gesindel, aus dem die Boxer hervorgehen, in Betracht. Es bildet zwar die Minderheit, aber es ist wie immer darauf aus, jede Gelegenheit, die sich zu Aufstand und Plünderung bietet, zu erhaschen. Indes, so gerne

auch manche dieser Leute wieder eine Verfolgung mit der Aussicht auf Raub und Plünderung in Szene setzen möchten, sie werden jetzt durch die chinesischen Behörden, wo diese die Gewalt in den Händen haben, streng im Schach gehalten.

Ferner ist mit den Russen zu rechnen, soweit diese noch in Betracht kommen. Aber von ihnen haben die eingeborenen Christen nichts zu fürchten. Denn, wie sie auch gegen die Missionare gesinnt sein mögen, den eingeborenen Christen sind sie überall, wo sie mit solchen in Stadt und Land in Berührung kamen, nur mit der größten Freundlichkeit entgegen gekommen. Selbst die gewöhnlichen Soldaten, die ja bekanntlich nicht als sehr zivilisiert gelten, haben allenthalben in den Landbezirken mit den Christen fraternisiert. Auf entlegenen Außenstationen betraten russische Soldaten, wenn sie die Christen bei ihrer Abendandacht singen hörten, sogar den kleinen Kapellenraum, benahmen sich dabei durchaus würdig und behandelten die Christen als ob sie ihre eigenen Landsleute wären.

Schließlich müssen wir noch die Japaner erwähnen, die seit dem Kriege am Horizont aufgetaucht sind und als heidnische Macht für die Zukunft unserer Mission in Frage kommen können. Aber wenn die Christen keinerlei Grund hatten, die russische Armee zu fürchten, so ist das noch weniger der Fall mit der japanischen. Nicht daß die letztere den Christen besondere Freundlichkeit erweisen würde; aber es ist bekannt, daß die Japaner im vorigen Kriege in der Mandschurei mit so viel Gerechtigkeit und Weisheit aufgetreten sind und hierin einen so guten Ruf erlangt haben, um den sie die beste Armee beneiden könnte. So haben sie die Achtung und Zuneigung der Chinesen gewonnen, die sie allenthalben willkommen heißen, wenn auch nicht aus politischen Gründen. Ihr damaliges Auftreten ist den Chinesen eine Garantie für ihr künftiges Verhalten. Es ist deshalb kein Grund vorhanden, daß die Japaner in der Behandlung der Christen eine Ausnahme machen werden. Sie wissen, daß die Augen der Welt auf sie gerichtet sind, und sie werden deshalb auch in Zukunft an der Politik der Gewissensfreiheit festhalten. Sie werden auch künftighin alles tun, um sich die Achtung der christlichen Völker, die ein so großes Interesse an Japans Neugestaltung nehmen, zu wahren.

So weit wir also sehen können, liegt die Quelle künftiger Wirren für die Christen einzig und allein in dem gesetzeslosen

Element der chinesischen Gesellschaftskreise. Allein auch von daher ist vorderhand keine große Gefahr zu befürchten; denn alle hohen und niederen Beamten, mit denen ich seit den Boxerunruhen verkehrt habe, haben einstimmig erklärt, daß sie entschlossen seien, jeden Versuch einer Boxerbewegung oder die Erhebung irgendeiner ähnlichen Gesellschaft mit fester Hand zu unterdrücken. Zwar sind diese Beamten nicht immer ihre eigenen Herren, aber ich denke, sie sind bei ihrem guten Willen doch mächtig genug, um eine neue Christenverfolgung zu verhindern. Somit droht den Christengemeinden, soweit man das im Augenblick beurteilen kann, vorderhand keinerlei Gefahr. Doch läßt sich unter den gegenwärtigen Kriegsverhältnissen nichts im voraus sagen. Nur das eine ist sicher, daß der Herr, dem auch das Feuer des Krieges dienen muß, seine Ziele zur Herbeiführung seines Reichs im Auge behält, und daß er dieses zu seiner Zeit zur Vollendung führen wird. Für uns Missionare aber bleibt nur das eine zu tun: wir sind samt und sonders entschlossen, das Werk Christi und seiner Kirche auch in Zukunft weiter zu treiben, welche Umwälzungen sich auch in der Welt der Politik vollziehen mögen. Hatten wir schon unter der chinesischen Herrschaft jegliche Freiheit für unsere vielgestaltige Missionsarbeit zu genießen, so haben wir auch keinen Grund zu fürchten, daß sich die Lage verschlechtern könnte, falls die Japaner im gegenwärtigen Kriege erfolgreich sein und ihren Einfluß auf die chinesische Herrschaft ausüben sollten. Und dasselbe erwarte ich auch von den Russen, sollten sie schließlich die Oberhand gewinnen. Denn sie kennen uns und unsern Missionsbetrieb und haben sich oft in anerkennender Weise darüber geäußert. Es ist ihnen auch genugsam bekannt, daß wir uns nicht in die politischen Angelegenheiten mischen wollen. Uebrigens finden sich unter ihnen nicht wenige ernste Christen, die für die Bekehrung der heidnischen Chinesen ein Herz haben und darum mit uns fühlen. Welche Politik dagegen die russische Regierung verfolgt, das ist uns unbekannt; wir urteilen nur nach den Beamten, wie wir sie an Ort und Stelle kennen gelernt haben.

Reform des indiſchen Schulweſens.

Von Miſſionar H. Knittel.

Lord Curzon, der indiſche Vizekönig, hat ſich, wie dies von den hervorragendſten Männern Indiens anerkannt wird, bis jetzt große Verdienſte um ſein Land erworben. Nach außen hin hat er durch Befeſtigung und Erweiterung des nördlichen Gebietes bis hinauf in die ſchneeigen Regionen des Himalayas die Grenzen des Reiches zu ſichern geſucht; in den innern Angelegenheiten des Staates aber ſucht er durch weiſe Verwaltung und gerechte Rechtspflege das Wohl des Volkes zu fördern. In jüngſter Zeit nun iſt es ſein Beſtreben, ſeinen weitreichenden Einfluß dem geſamten indiſchen Volksleben dadurch zuzuwenden, indem er an eine gründliche Reorganiſation der Volksbildung und Volkserziehung Hand anlegt. Damit wird allerdings dem anglo-indiſchen Schulmechanismus das Todesurteil geſprochen, vor dem ſich der zur mechaniſchen Schulmethode veranlagte Hindu ſchon längſt fürchtete, das aber Männer wie der hochverdiente Dr. Miller in Madras, und beſonders auch deutſche Miſſionare ſchon ſeit Jahren ſehnlichſt herbeiwünſchten.

Die engliſche Regierung hat demgemäß ein Dokument veröffentlicht, worin die Grundlinien angegeben ſind, nach denen die Neugeſtaltung des Schulweſens und der Volksbildung der braunen Untertanen erfolgen ſoll. Schon im Jahre 1854 hatte die Regierung ein Geſetz erlaſſen, das eine allgemeinere Schulbildung befürwortete und eine ſyſtematiſche Erziehung des Volkes anſtrebte; der Nachdruck wurde aber damals auf Förderung von Kunſt, Wiſſenſchaft, Philoſophie und Verbreitung engliſcher Literatur gelegt. Damals war es Lord Halifax, der die Gründung von Univerſitäten in Kalkutta, Madras und Bombay veranlaßte und die „Abteilung für Oeffentlichen Unterricht“ ſchuf. Es wurden Colleges errichtet, die fürs Univerſitätsexamen vorbereiteten, und Schulinſpektoren eingeſetzt, die in den Schulen der Regierung, der Miſſionen und Heiden die Durchführung des engliſchen Schulſyſtems überwachten,

Examina abhielten und über Würdigkeit und Höhe der Regierungsbeiträge an diese Schulen zu bestimmen hatten.

Man muß sich geradezu wundern, mit welcher Freude das indische Volk jenes Gesetz aufnahm und Gebrauch davon machte. Gewiß ist es hauptsächlich dem Bildungshunger der Indier zuzuschreiben, daß das Schulwesen in der Folgezeit überraschend große Fortschritte machte. Seit 1854 sind nicht weniger als 191 Colleges entstanden, die von 23000 Studenten besucht werden. Brennend von Verlangen, haben sich viele Jung-Indier dem Studium der Künste, der Gesetzeskunde, Medizin und Mathematik, den Sprachen, der Technik, dem Lehrfach und der Agrikultur gewidmet. War doch das Endziel der Studenten die Anstellung im englischen Staatsdienst mit guter und sicherer Besoldung. Bei vielen handelte es sich weniger um eine praktische Kenntnis und Verwertung des angeeigneten Stoffes als vielmehr um ein rein theoretisches Wissen des Lehrstoffes und der Lehrsätze, wie sie in den Lehrbüchern fürs Examen vorgeschrieben waren. Es kam dabei dem Indier seine rezeptive Natur, sein eminentes Gedächtnis außerordentlich zu statten. Neben den Colleges schwoll die Zahl der Sekundarschulen auf 5493 an mit 558378 Schülern. Heute werden auch 98538 Primarschulen mit 3268726 Schülern gezählt. Dann gibt es noch eine Reihe von technischen Schulen und Industrieschulen. Zum Unterhalt dieser Schulen steuert die Regierung jährlich gegen 15 Millionen Mark auch an Private und Missionen bei.

Nun war es Lord Curzon vorbehalten, die wichtige Frage eingehend zu studieren: Was ist der Erfolg von allen diesen Unternehmungen und Bemühungen gewesen?

Er kam zu folgendem Ergebnis: Der Erfolg der bisherigen Volksbildung darf nicht pessimistisch beurteilt werden. Es kann auch nicht in Abrede gestellt werden, daß das bisherige System des indischen Schulwesens viele Verdienste aufzuweisen hat. Das westliche Wissen hat in Indien eine Ausdehnung angenommen, wie man sich das früher nie hätte träumen lassen. Man war bemüht, dem gebildeten Volke neue Gelegenheiten zu Anstellungen zu schaffen. Die gebildeten Klassen haben sich derart qualifiziert, daß der Charakter der unzähligen eingeborenen Staatsangestellten als ein besserer gegen früher bezeichnet werden muß (?). Allein das bisherige System der Volksbildung ist nicht ohne Mängel und Rückstände.

Man muß daher Mittel und Wege finden, den Uebelständen abzuhelfen. Folgende Uebelstände erscheinen Lord Curzon als erheblich:

1. Die höhere Ausbildung verfolgt zu ausschließlich die Anstellung im Regierungsdienst, und doch sind die Grenzen dafür in unbilliger Weise zu eng gezogen.

2. Auf die Examina wird ein allzu großes Gewicht gelegt.

3. Der Studiengang ist zu ausschließlich wissenschaftlich.

4. Die Schulmethode ist in niederen wie hohen Schulen zu mechanisch.

5. Der volkstümliche Lehrstoff wird zu sehr vernachläßigt.

Die Grundzüge des nunmehrigen Reformplanes für das indische Schulwesen sind kurz folgende:

1. Die Regierung findet es von größter Wichtigkeit, daß sie eine begrenzte Zahl von Schulen unterhält, die als Musterschulen für alle Privatschulen gelten sollen, damit die Volksbildung auf einer mustergültigen Höhe erhalten bleibe. Die Regierung beabsichtigt nicht, die Leitung des gesamten Schulwesens direkt in die Hände zu bekommen, hält es aber für zweckmäßig, die allgemeine Kontrolle durch eingehende Visitationen aller öffentlichen Schulen wie bisher in der Hand zu behalten.

2. Der Förderung des Primarschulwesens soll mehr als bisher eingehende Aufmerksamkeit geschenkt werden. In Zukunft soll bei Feststellung der Provinzialausgaben eine höhere Dotation an die Volksschulen in Aussicht genommen werden, insbesondere in solchen Bezirken, wo sie jetzt noch ohne Belang ist. Nicht die Einführung von Schulen für Landbau soll das Ziel der Landbevölkerung sein, sondern die Elementarbildung der Kinder in Volksschulen, damit sie intelligente Bauern werden, die selber beobachten und denken, und in ihren bescheidensten Unternehmungen zweckentsprechend arbeiten lernen; sie sollen in den Stand gesetzt werden, sich mit ihrer Arbeit und in ihrer Stellung gegen die Pachtherren zu schützen, und daß sie beim Verkauf ihres Getreides an die Kornhändler die Frucht ihrer Arbeit genießen können.

Eine Vermehrung der Sekundarschulen beabsichtigt das neue Schulgesetz nicht, dagegen eine erhöhte Leistungsfähigkeit derselben. Davon macht die Regierung ihre Anerkennung und ihre Unterstützung abhängig. Die Sekundarschulbildung soll nicht als Sprungbrett zur Universitätsbildung angesehen werden, sondern nur

als eine bessere Befähigung zu geeigneter Ausbildung eines praktischen Lebensberufs. Den Abschluß der Sekundarschulbildung soll das „School Final Examination“ bilden.

In der angestrebten Schulreform verpflichtet sich die britische Regierung auch die Erziehung der weiblichen Jugend angelegentlich zu fördern, den Wert des Unterrichts in den Senanas anzuerkennen und in weitgehendster Weise unterstützen zu wollen. Die Schulbildung der Mädchen hat die Regierung wenigstens in der Weise bereits zu veranlassen gesucht, daß sie in den gesonderten Mädchenschulen von den Schülerinnen kein Schulgeld erhebt, wie sie solches in den Knabenschulen pünktlich zu fordern pflegt. Dann wurden mit den Examina in den Mädchenschulen meistens auch zeremonielle Feiern verbunden, an denen die Schülerinnen mit kleinen Geschenken bedacht wurden.

Nach dem neuen Schulgesetz sollen auch die Lehrer eine gründlichere Ausbildung empfangen. Die nächste Folge ist natürlich auch die, daß an die Lehrerseminarien der Missionen noch höhere Anforderungen gestellt werden. Der Lehrerstand soll leistungsfähiger werden als bisher. Die Regierung nimmt Errichtung von weiteren Lehrerseminarien in Aussicht. Um die Zahl der Lehramtskandidaten zu erhöhen, sollen den Seminaristen manche äußere Vorteile und Erleichterungen geboten werden; hingegen sollen an das zu vermehrende Personal der Schulinspektoren und Inspektorinnen künftig höhere Anforderungen gestellt werden.

Es liegt der Regierung offenbar viel daran, einerseits das Anwachsen des gebildeten und unzufriedenen Proletariats, das eben keine Verwendung in Regierungsdiensten finden kann, zu beschränken, andererseits aber zur Verbreitung und Vertiefung einer gesünderen Volksbildung das allgemeine Volkswohl zu heben.

Die Regierung läßt zwar durchblicken, daß das neue Schulgesetz allein nicht im stande sein werde, das Volk nun auch wirklich auf eine höhere Stufe der Bildung zu heben; sie hegt jedoch die Hoffnung, daß die empfehlenden Worte der Regierung zu freundlicher Aufnahme des Schulreformplanes nicht ohne Eindruck bei dem Volke bleiben werden. Der Appell an das Volk lautet: „Es steht nun bei dem Volke, von der dargebotenen Gelegenheit weisen Gebrauch zu machen und zu verstehen, daß Bildung im wahren Sinne des Wortes mehr bedeutet als nur Aneignung eines bestimmten

Wissens, mehr als nur Durchkommen im Examen; sie bedeutet eine allmähliche und geordnete Weiterentwicklung aller Fähigkeiten des Geistes, um den Charakter eines Menschen durchzubilden und ihn zu einem rechtschaffenen Lebenswandel zu befähigen. Das ist in der Tat die beste Vorbereitung für die Aufgaben des Lebens."

Mit dem Bekanntwerden dieser Schulreform der Regierung ist wieder einmal der Versuch von heidnischen Hindus gemacht worden, das Neutralitätsprinzip der Regierung bezüglich des Religionsunterrichts in der Schule zu durchbrechen. Den Anfang damit hat der Stadtrat von Palghat gemacht, unter dessen finanzieller Verwaltung die Stadtschulen stehen, wie das überall üblich ist, wo Stadtverwaltungen durch ein Kollegium von Eingeborenen und Europäern vertreten werden. Das College in Palghat kam bei der Munizipalverwaltung um die Erlaubnis ein, den Schülern Vorträge über den Hinduismus halten lassen zu dürfen. Die Munizipalität bat darauf die Regierung um Erlaubnis, die Bitte des Schulkollegiums gewähren zu dürfen; denn die Stadtverwaltung halte den Religionsunterricht für einen wesentlichen Bestandteil der Schulbildung. Da Lord Ampthill, der Gouverneur der gegen 25 Mill. Einwohner zählenden Madras-Provinz sich bei seiner Ansprache in Kokonada in ähnlichem Sinne habe vernehmen lassen, hoffe der Stadtrat zuversichtlich auf Gewährung des Gesuchs.

Die Antwort der Regierung ließ nicht lange auf sich warten; sie lautete folgendermaßen:

„Der Vorschlag des Stadtrates von Palghat, in dem Viktoria College Religionsunterricht erteilen zu dürfen, widerspricht dem Staatsgesetz vom 11. März 1904 und kann daher nicht angenommen werden. Der Unterricht in Schulen der Stadtverwaltungen muß ausschließlich weltlicher Natur sein, denn Schulen der Munizipalitäten sind öffentliche Schulen. Die religiösen Vorträge haben somit aufzuhören."

Fast zu gleicher Zeit erschien ein Erlaß der Regierung des in der Madras-Provinz gelegenen Vasallenstaates Travankor, der sich mit der gleichen Angelegenheit befaßte. Darin hieß es: „Die Regierung des Königs von Travankor hält es nicht für wünschenswert, daß ein Teil der gewöhnlichen Schulstunden dem Religionsunterricht gewidmet werde. Es wird daher angeordnet, daß die vorgeschriebenen fünf Schulstunden täglich dem weltlichen Unterricht

dienen sollen. Wünschen Schulvorsteher Religionsunterricht über ihren jeweiligen Glauben zu erteilen, so ist er vor Beginn oder nach Schluß der Schule, also vor 10 Uhr vormittags, oder nach 4 Uhr nachmittags zu erteilen."

Geistige Führer des indischen Volkes sprechen in Tagesblättern ihre Verwunderung über die Möglichkeit einer solchen Stellungnahme zum Religionsunterricht in der Schule zweier Regierungen in derselben Provinz aus. Die englische Regierung verfährt diplomatisch mit ihrer ängstlichen Beobachtung des Neutralitätsprinzips in religiösen Dingen. Sie schützt die heidnischen Religionen und religiösen Gebräuche, soweit sie dem Leben, der Ehre und dem Besitz der Untertanen ungefährlich erscheinen. Sie hütet sich aber zugleich ängstlich, als Förderin des Christentums aufzutreten, weil sie damit einen Sturm beim Volke gegen ihre Herrschaft heraufbeschwören könnte. Es gab eine Zeit, in der die Einführung des westlichen Wissens durch die Regierung die Auflösung veralteter Bildung der Indier als Ziel verfolgte. Damit wäre allerdings ein Hauptschlag auch gegen die indischen Religionssysteme geführt worden, weil die gesamte heidnische Geistesbildung der Indier auf religiöser Grundlage ruht. Dann folgte eine zweite Periode, in der die Regierung die Frage erwog, ob es nicht Pflicht der Regierung sei, die Volksbildung auf religiöser Grundlage aufzubauen. Sir Antony Macdonald, Gouverneur der Nordwestprovinzen, machte einen Versuch, das Neutralitätsprinzip in den Regierungsschulen zu durchbrechen und erlaubte den Hindu, Mohammedanern und Christen den Religionsunterricht in der Schule. Allein es entstand eine solche Unzufriedenheit, daß die Regierung, vom Volke mit steigendem Mißtrauen verfolgt, einen Religionskrieg befürchten mußte. Um die Gemüter zu beruhigen, trat die Regierung in die dritte Phase ein und erklärte, daß es nicht die Aufgabe der Regierung sei, in ihren Schulen für Religionsunterricht zu sorgen. Religion sei Privatsache der einzelnen Untertanen. An dem System der Simultanschulen der Regierung trägt daher in letzter Instanz nicht die Regierung die Schuld, sondern der Fanatismus der Hindu und Mohammedaner.

Angesichts dieses religionslosen Zustandes in den Regierungsschulen wächst das junge indische Geschlecht unter den Fittigen des Atheismus und Skeptizismus heran, ein Geschlecht, das dem Heidentum den Rücken kehrt und sich kaum um die Moral des

Christentums, geschweige denn um dessen Centrallehren über das Heil in Christo kümmert. Die Missionsschule wird sich wie bisher, so auch in Zukunft, ihrer wichtigen Aufgaben im weltlichen wie religiösen Unterricht bewußt bleiben. Bei diesem Anlaß kann man sich auch über viele Schulbücher der Regierung anerkennend aussprechen. Sie enthalten keine heidnischen Anschauungen und Lehren über Gott oder Natur, wohl aber Unterrichtsstoff, der in religiöser, moralischer wie natürlicher Hinsicht ganz auf christlicher und wissenschaftlicher Anschauung aufgebaut ist. Damit wird indirekt der heidnischen Religions-Naturphilosophie der Indier ein gewaltiger und nachhaltiger Stoß versetzt und den wissenschaftlichen und christlichen Ideen unter dem Volk Eingang und Heimatrecht verschafft. Die Schulbücher der Regierung sind auch in den Missionsschulen obligatorisch.

Schwester Martha Postlers letzte Arbeitsjahre

unter den Blinden Chinas.

Von Elisabeth Postler.

(Schluß)

Ueber die Ausbildung ihrer blinden Pfleglinge schreibt Schwester Martha im Jahr 1901: „Unser Ziel ist, sie zu treuen Christen zu erziehen und soweit es ihre Blindheit zuläßt, sie zu nützlichen Milgliedern der menschlichen Gesellschaft werden zu lassen. Außer Religion lernen sie schreiben und lesen, auch Musik, stricken, Stroh flechten und jede Art Hausarbeit. Die Chinesen zeigen großes Interesse an dieser Arbeit und sind ganz erstaunt, daß Blinde lesen, schreiben und a. m. lernen können. Manche unsrer Zöglinge sind so geschickt, in ihren Bewegungen und bei ihrer Arbeit, daß, wer sie zuerst sieht, gar nicht bemerkt, daß sie blind sind."

Dieses Jahr ist eine zweite Klasse zu der ersten gekommen. Die sieben kleinen Blinden waren sehr stolz darauf, Schulmädchen zu werden, und gaben sich alle Mühe, ihre älteren Schwestern zu über-

flügeln. Die größte Zeit über umfaßte der Haushalt 22 blinde Mädchen; drei andere werden noch erwartet.

Im ganzen war die Gesundheit der Anstalt sehr gut. Eine Ausnahme machte ein leichter Fieberfall. Die Kranke war die blinde Lehrerin. Die Zöglinge, die wir schon länger haben, waren alle gesund, doch einige Neuhinzugekommene wurden unserm Heim schon in mehr oder weniger schlechtem Gesundheitszustand übergeben und in zwei Fällen starben die Kleinen nach wenigen Wochen. Das einzige, was wir für die kleinen Dulder tun konnten, war, ihnen so viel als möglich Linderung zu verschaffen. Andernfalls wurden die kleinen Mädchen, die uns gebracht wurden wie sterbende Blumen, in kurzer Zeit zu frischen blühenden Kindern, die durch ihr sonniges Wesen und ihre rührende Anhänglichkeit alle an sie gewandte Mühe reichlich entschädigen.

Bei der Aufnahme in die Anstalt werden immer die Augen von einem Arzt untersucht, um möglicher Weise noch etwas von der Sehkraft retten zu können. In den meisten Fällen lautet das traurige Urteil: „zu spät". Doch dies Jahr hatte Dr. Krieg das Glück, ein Auge zu heilen. Nicht bloß in diesem Falle, sondern immer, wenn seine Hilfe in Anspruch genommen wurde, zeigte er sich als ein gütiger und hilfreicher Freund unserer Anstalt. Wir sind ihm viel Dank schuldig, ebenso Dr. Seldon, der, so lange wir in Makao waren, den kranken Kindern immer ein treuer und freundlicher Arzt war.

Die größte unter den mancherlei Segnungen, für die unsre junge Anstalt sehr dankbar sein muß, ist die Schenkung eines Grundstücks auf Kaulun, um darauf ein behagliches Heim für unsre Blinden zu bauen. Die Notwendigkeit solch eines festen Heims wird immer dringender. Es ist für den glücklichen Fortgang unsrer Arbeit, die wirklich eine gesegnete ist, unerläßlich. Durch die Freundlichkeit der Regierung zu Hongkong in sicherem Besitze des Grundstücks, vertrauen wir auf die Güte der Freunde unsrer Arbeit, um auch die nötigen Gelder zum Bau aufzubringen und blicken hoffnungsvoll in die Zukunft".

Das Vertrauen auf die hilfreichen Freunde hat Schwester Martha nicht getäuscht. Missionsfreundliche Damen haben auf Hongkong eine Sammlung veranstaltet, die das stattliche Ergebnis von 750 Dollar (gegen 1500 Mark) erreichte. Besondere Freude machte es auch, daß zu Schwester Marthas größter Ueberraschung ein auf Hongkong vor Anker liegendes Kriegsschiff ein Konzert zu gunsten von Tsau Kwong veranstaltete. Es heißt darüber in einem Briefe vom 6. April 1901: Neulich hat die Kapelle der „Brandenburg" auf Anregen der deutschen Damen für meine Anstalt ein Konzert veranstaltet. Der Reingewinn betrug 150 Dollar, nach heutigem Geldwert 300 Mark. Ich habe

mich sehr darüber gefreut. Wenn freilich die Summe nur ein Tropfen auf einem heißen Stein ist, so ist es doch ein Trost für mich, wenn unserer so freundlich gedacht wird.

Später heißt es weiter: „Die Anmeldungen von Kindern mehren sich sehr; es sind neuerdings wieder 13 angemeldet. Ich nehme aber vorläufig nur die auf, die wirklich in Gefahr sind. Wenn das so weiter geht, wird das neue Haus bald zu klein werden. Nun, wenn Gott mir Kraft gibt, wie werde ich mich dann des Wachstums der Arbeit freuen! Ich scheine mich ja wieder endlich zu erholen, die Masern haben mir aber arg mitgespielt. — Daß ich ohne längere Unterbrechung und unter schwierigen Verhältnissen nun bald fünf Jahre hier bin, hat mich auch nicht frischer gemacht, darin wird es hoffentlich die zu meiner Hilfe kommende Schwester besser haben."

So ging es denn da drüben munter vorwärts. Der Sommer mit seiner furchtbaren Hitze hatte aber Schwester Martha wieder recht mitgenommen, auch hatte sie noch obendrein eine Masernerkrankung. Anfang Oktober 1901 war Schwester Elsbeth Blindow einige Zeit bei ihr und so konnte sie sich eine kleine Erholungsreise gestatten, die sie bei lieben Missionsgeschwistern zubrachte. Sie schreibt darüber: „Ich habe die Zeit zwar weniger in ihrer Gesellschaft zugebracht, als sie verschlafen und still für mich am Strande gesessen. Ich merkte da erst, wie abgespannt ich war. Die kurze Ausspannung hat mir aber sehr gut getan und ich bin Gott und Schwester Elsbeth recht dankbar dafür. Es ist so viel zu tun, und ich freue mich so sehr, wenn ich wieder frisch zur Arbeit bin." — „Eben" — so schreibt sie dann ein ander Mal — „habe ich einen wundervollen Spaziergang gemacht. Hier ist es jetzt die schönste Jahreszeit, die Luft klar und rein, die Sonne eine mildere, nicht so gefährliche Macht, der man nicht mehr so ängstlich aus dem Wege zu gehen braucht; die Berge und das Meer strahlen in den herrlichsten Farben; der tiefblaue Himmel, das frische üppige Tropengrün, alles das ist ein Anblick, der einem das Herz froh und leicht macht, und wirkt wie die beste stärkende Medizin, wie ich heute gefunden. Ich begegnete auf meiner Wanderung einem chinesischen Begräbniszuge, der unterwegs rastete und ein sehr feierliches Totenopfer mit vielen Ceremonien abhielt. Wie interessant hier doch solch ein einziger Ausgang manchmal ist und wie verschiedenen Menschenkindern man da begegnet!"

Im Herbst 1901 hatte man neue energische Versuche der Aufständischen in China befürchtet. Die Gefahr ging aber vorüber. Schwester Martha schreibt darüber im Anschluß an die Freude, die ihr Zeitungen und Zeitschriften aus der Heimat bereiteten: „Ich verfolge alle politischen Ereignisse sehr gespannt, denn gerade jetzt greifen

diese in mein Leben ein. Es kommt sehr viel für meine Arbeit darauf an, wie die Wirren sich schlichten. Das viele unvermeidliche Herumziehen ist gerade nicht schön. Ich habe meinem Vorstand auseinander setzen müssen, daß wir eher keine größere Kinderschar aufnehmen können, ehe wir nicht ein eigenes sicheres Haus haben. Das geplante einfache Haus soll mit der es umgebenden Mauer 20 000 Dollar kosten. Das ist eine böse Sache. Aber Gott wird uns schon helfen. Das Grundstück, das einen Wert von 3000 Dollar hat, habe ich ja nun von der Regierung geschenkt bekommen. Das ist eine große Freundlichkeit, und seit Jahrzehnten die erste Schenkung an Missionare. Der Platz liegt reizend, ein kleiner Hügel mit Aussicht auf das Meer. Die Bauzeit wird noch eine schwere Zeit sein, aber die Freude, daß man etwas vorwärts bringt, ist doch auch schön und hilft einem über vieles hinweg. Die Kinder machen mir auch viel Freude und sind munter und fleißig. Eine Kleine macht mir durch ihre nette Entwicklung jetzt besonders Spaß. Binnen sechs Wochen ist aus einem mürrischen Wesen ein lebhaftes rundes Fräulein geworden, das sich vor Uebermut nicht zu fassen weiß. Sie hängt mit besonderer Liebe an mir, was sie allerdings öfters dadurch bekundet, daß sie nachts brüllt, bis ich an ihr Bett komme. Bin ich da, dann schläft sie befriedigt weiter.*) Die Luft ist jetzt wunderschön hier, überhaupt haben wir gegenwärtig die herrlichste Jahreszeit. Ich fühle mich auch wieder viel frischer und kann so für vieles dankbar sein, und bin es auch von Herzen.

Wie ist mein Leben so ganz anders geworden, als ich je gedacht. Welch reicher Wirkungskreis ist mir und den vielen, vielen Freunden geworden, die mir und meiner Arbeit nahe stehn! Welch ein Segen ist das! Gott helfe uns allen weiter, und er gebe auch, daß wir ihm etwas näher gekommen sind im alten Jahr, und im neuen noch viel weiter kommen."

Lange schon hatte Schwester Martha den deutschen Kindern einen Brief versprochen, der dann auch schließlich im Vereinsblatte „Tsau Kwong" zu deren Freude erschien. Sie berichtet darin:

Daß wir seit Oktober vorigen Jahres wieder nach Makao zurückgekehrt sind, werdet ihr schon wissen. Daß wir jetzt hier im Süden von China vorläufig im Frieden leben können, ist ja eigentlich merkwürdig, denn im Norden des Reiches sieht es noch wenig freundlich aus, aber in China ist manches anders, als in anderen Ländern. Wir

*) Ich glaube, das wird dieselbe sein, die mit Vorliebe beim Einschlafen als sichern Halt die Nase der Pflegemutter festhielt.

haben jetzt im Hause eine sehr schöne stille Zeit verlebt. Die Kinder haben fleißig gelernt und gearbeitet, und sind ein gutes Stückchen weiter gekommen. Auch traurige Tage haben uns nicht gefehlt. Zwei Kleine haben bald nach ihrem Eintritt in das Haus dieses wieder verlassen, um nun, wie wir hoffen, in den ewigen Hütten zu wohnen.

Das Weihnachtsfest war diesmal wieder ein rechtes Freuden- und Friedensfest. Viele Missionsgeschwister, die damals noch nicht auf ihre Stationen zurückkehren konnten und sich deshalb hier aufhielten, waren zu unserer kleinen Feier gekommen. Sie freuten sich über die guten Antworten der Kinder bei der kleinen Prüfung, welche vor der Bescherung abgehalten wurde. Wenn ich und meine beiden Hilfslehrerinnen dann dabei sehen, daß unsere Kinder das Gelernte nicht nur wissen, sondern auch begreifen und verstehen, daß es, wie die Chinesen sagen, „in den Herzen lebt", das ist dann unser Weihnachtsgeschenk, das uns die Kinder darbringen. Dies Jahr gehörten zum erstenmal zu den Schulkindern: Shen-peng-Gertrud, Yak-shim-Helene, Yan-kin-Elisabeth, Me-fun-Emma. Sie nahmen also an der Prüfung auch teil und waren sehr eifrig und glücklich dabei. Als davon die Rede war, daß die Mutter des Jesuskindleins arm war, wurde Shen-eng-Gertrud gefragt, ob sie selber arm oder reich sei. „Ich bin sehr reich", versicherte sie treuherzig, „in meiner Sparbüchse habe ich viele Käsch"! Käsch ist nämlich eine kleine chinesische Münze. Fünf Stück machen einen Pfennig. Sie hatte ungefähr 20 Käsch und somit wie viel Pfennige? — Ganz unprogrammmäßig leitete die kleine Kwo-tek-Martha übrigens unsere Feier ein, indem sie mit lauter Stimme ein Weihnachtslied anstimmte und sich durch die entrüsteten Zurufe der anderen Kinder nicht irre machen ließ. Sie ist überhaupt ein Fräulein, das energisch ihren eigenen Weg geht. Nach Absingung ihres Liedes hielt sie die Zeit für die Geschenke gekommen. Sie tastete sich mit ihren kleinen Händen zum nächsten Weihnachtstische und wählte sich vorläufig eine Puppe und ein Taschentuch aus. Ich ließ sie ruhig gewähren. So störte sie am wenigsten die andern Kinder, die nichts von ihrem unbotmäßigen Treiben merkten, und unsere Feier konnte anfangen und verlief schön und feierlich. Der Gesang der Kinder ist meine ganze Freude. Sie singen jetzt meist mehrstimmig und ihre Stimmen könnte man gut für europäisch halten. Zum Schluß sprach Dr. Kerr, ein freundlicher alter Herr mit weißem Haar, der schon sehr, sehr lange in China ist, und sehr viel in dem Weinberge des HErrn gearbeitet hat, zu den Kindern, ermahnte sie, dem Jesuskinde ihr Herz zu schenken und alle Tage ihres Lebens es ihm aufs neue zu weihen. Möchten die Worte des ehrwürdigen Dr.

Herr in den Herzen der Kinder einen bleibenden Eindruck hinterlassen haben. Sie sind im ganzen alle gute Kinder und haben mir schon viel Freude gemacht, aber auch solche Erfahrungen bleiben nicht aus, die mir zeigen, wie groß des Teufels Macht und List auch hier ist.

Der Jubel der Kinder über die Geschenke war wieder sehr groß, ja er wird von Jahr zu Jahr der wachsenden Kinderschar entsprechend lauter und fröhlicher. All die schönen Sachen, die auf dem langen Tisch lagen, hatten freundliche Geber aus meiner lieben Heimat geschickt: wollene Jacken, bunte Schürzen, lange schöne Pulswärmer, Taschentücher für jedes Kind zwei Stück, vor allem Puppen, große, die man aus- und anziehen kann, und kleine, deren Glieder ganz beweglich sind und die den Kindern völlig neu waren, auch Harmonikas fehlten nicht und Shen-peng hatte eine lange Flöte. Sie und Yakshim hatte noch Zeug zu einem Kittelchen von den lieben Patentanten bekommen, worauf sie sehr stolz waren. Die großen Kinder fanden noch Toilettenseife auf ihren Plätzen, die ihnen besonders große Freude zu machen schien. Alles wurde befühlt und alles mußte ich auch anfassen, erst dann wissen die kleinen Blinden, daß ich wirklich an ihrer Freude teilnehme. Die Pulswärmer wurden gleich angezogen, die Puppen auf den Arm genommen, und Shen-peng führte zu all dem Trubel und Jubel noch ein mehr lautes als schönes Konzert auf ihrer Flöte auf. Tei-sik-Klara hatte all ihre Sachen in ein Bündel gepackt und vor Freuden schreiend, bis sie ganz heiser war, zählte sie fortwährend alle Geschenke auf. Ihr wißt ja, daß dies die erste Weihnacht war, die sie mit uns feierte, und der große Gegensatz zwischen einst und jetzt mochte ihr an dem Tage ganz überwältigend zum Bewußtsein kommen. Ich fürchtete fast, sie würde krank werden, aber, nachdem sie sich ausgeschlafen hatte, war am nächsten Morgen ihre Freude in richtige Bahnen gekommen. Die kleine Yan-tin Marie-Charlotte faßte die Sache dagegen ganz anders auf. Der laute Jubel um sie her machte der Kleinen bange. Sie brach in klägliches Weinen aus, das erst verstummte, als ich sie in meine stillere Stube bettete, wo sie bald einschlief. Sie ist sonst der lauten und munterſten eine, und nächstes Jahr wird sie, so Gott will, schon mehr Verständnis für die Sache haben.

Am nächsten Tage kamen alle Bekannten und mit ihnen auch viele unbekannte Chinesenfrauen mit ihren Kindern, um unsern brennenden Wunderbaum zu sehen. Unsere Kinder sangen ein Weihnachtslied und lasen die Weihnachtsgeschichte vor. Wir schenkten dann den Kindern Kleinigkeiten, die sie mit dem Anstand der Chinesen mit tiefer Verbeugung in Empfang nahmen. Am folgenden Tage kamen auch

Portugiesen aus der Nachbarschaft, sich den Baum anzusehen. Unser kleiner Baum hat diesmal sehr viel Glück gehabt, wenn man das von einem Baum sagen darf, denn so vielen Menschen Freude machen zu können, ist doch ein großes Glück.

Am ersten Weihnachtstage hatten alle zur Zeit sich hier aufhaltenden Schulen in dem größten Schulraum eine gemeinsame Feier. Es waren sechs verschiedene Schulen versammelt und jede trug nun einige Gesänge oder Abschnitte aus der Bibel vor. Unsere deutschen Weisen gefielen wieder sehr gut. Es war ein schöner Anblick, so viel Christenkinder beisammen zu sehen und eine schöne Musik, sie den Heiland preisen zu hören. Es waren wohl über 300 Kinder und Erwachsene versammelt.

Sieht man dann aber wieder auf den Straßen die vielen Heidenumzüge mit ihrem grellen Gepränge, und sieht man, wie fest der finstere Aberglaube im Volk wurzelt, da bekommt man ein Bild, wie groß die Macht des Satans noch in diesem Lande ist, obwohl hier und da das helle Licht des Evangeliums die Finsternis schon durchbricht. Doch der Heiland hat mit klaren Worten uns den Sieg verheißen und wir dürfen den Mut nicht verlieren, sondern schaffen, jeder an seinem Teil und an seinem Platz, daß Gottes Reich komme.

Ihr wollt gewiß auch gern wissen, wies um unsern Hausbau steht. Obgleich schon im Januar der Vorstand zu Hause die Erlaubnis zum Bau gegeben, sind wir noch nicht sehr weit damit. In China ruft man sich nicht nur bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit die Mahnung: „langsam, langsam" zu, sondern man tut auch danach. Nun aber, nächsten Februar soll es fertig sein, und im März werden wir dann wahrscheinlich einziehen. Daß der Platz auf einem Hügel liegt, von dem man weithin auf das Meer sieht, schrieb ich schon. Der frische Südwind weht von dort herüber und wird uns die heißen Tage erträglicher machen. Hier kommt im Sommer der erfrischende Wind vom Süden, ist das nicht merkwürdig? — Zwei christliche Schulen sind in unserer Nachbarschaft und etwas weiter steht eine chinesische Kapelle. Dort werde ich mit den größeren Mädchen den Gottesdienst besuchen. Neben der Kapelle wird jetzt auch ein Haus gebaut, wo zwei Missionarinnen wohnen werden mit ihren Schülerinnen. Es sind unsere lieben Nachbarn von Honglong her und wir werden uns dann auch manchmal besuchen. — Oft treffe ich hier auf der Straße blinde Bettlerinnen. Schmutzig und verkommen und mürrisch tasten sie sich mit ihrem Stock den Weg durch die Straßen, mit gellendem Geschrei um Gaben bittend. Ein Bild hoffnungslosen Elends und der größten Verkommenheit. Welcher Gegensatz zu meiner munteren, fleißigen Schar!

Wie schön ist der Gedanke, daß wir bald ein Haus haben werden, wo Platz sein wird für viele, und welche Freude ist es, an solchem Werk zu helfen!"

Ueber den Bau des neuen Blindenheims erfahren wir dann weiteres aus einem späteren Brief: „Der Grundstein wäre nun glücklich gelegt. Es war trotz mancherlei kleiner Hindernisse — zu den Hauptstörungen gehörte ein kleiner Regenschauer — doch eine hübsche Feier. Im ganzen kann ich gar nicht dankbar genug sein, daß es doch bis jetzt mit der Bauangelegenheit ziemlich glatt geht. Sehr viel helfen mir dabei meine vielen treuen Freunde.

Die Regierung scheint auch wirklich sehr freundlich zu sein, und auch der Architekt macht mir keine Schwierigkeit. Wir haben jetzt Taifunwetter, stürmisch und schwül zugleich; das macht sehr matt, aber die größte Hitze ist nun vorüber und die Tage werden kürzer. Der Gatte meiner lieben Freundin, der ehemaligen Findelhausschwester Elsbeth, hat von der Grundsteinlegung Aufnahmen gemacht, die ganz gut geworden sein sollen. Ich bin sehr neugierig darauf. Sogar die Zeitungen haben dies kleine Ereignis — für uns ist es freilich ein großes — nicht unbeachtet vorübergehen lassen. Selbst ein englisches Blatt bringt einen netten Artikel aus Anlaß der Grundsteinlegung.

Möge Gott seinen Segen geben zu allem meinem Tun und mich stets mein Ziel treu im Auge behalten lassen."

Ihr Gebet ist erhört worden. Bis an ihr seliges Ende hat sie ihr Ziel treu im Auge behalten. Freudigen Herzens ist sie nach schwerer Zeit, da selbst die Cholera im Blindenheim ausbrach und mehrere Opfer forderte, mit ihren Pfleglingen am 1. Mai 1902 aus den engen Räumen der Mietswohnung in das schöne, neue Heim auf Kaulun übergesiedelt. Hier hat sie, unterstützt von der Missionsschwester Johanne Reinecke, die ihr im Herbst 1901 zu Hilfe gesandt wurde, bis zu ihrer Heimkehr das Blindenheim mit seinen mehr als 30 Pfleglingen mit viel Liebe geleitet, während das Werk sichtlich gedieh und zunahm.

Auch die chinesischen Freunde der Anstalt freuen sich dieses Wachstums, und immer wieder hören wir von neuen Freunden und Gönnern, die zu den bewährten alten hinzu gekommen sind. Leider wurde aber auch inzwischen der Heimgang eines der treuesten Freunde des Blindenheims gemeldet. Es ist dies der chinesische Pastor Wong, der gewissermaßen der Begründer der deutschen Blindenmission ist; denn durch seinen beweglichen Hilferuf wurde zuerst der Blick deutscher Missionsfreunde auf die entsetzliche Not der blinden Mädchen Chinas gelenkt. Er war auch ein freudiger Gast bei der Grundsteinlegung Tsau Kwongs, und noch kurz vor seinem seligen Ende war er in

Kaulun. Wunderbar stimmt das, was Schwester Martha von seinem Scheiden sagt, mit ihrem eigenen Heimgange überein. Mit den Worten, mit denen sie von dem treuen Freunde ihrer Arbeit Abschied nimmt, sei auch dieser letzte Bericht über ihre Missionsarbeit in diesen Blättern geschlossen. Sie schreibt über ihn:

„Pastor Wong stand seit Herbst 1884 der ersten selbständigen chinesischen Christengemeinde in Hongkong vor. In letzter Zeit hatte er aber sein Amt niedergelegt, reiste jedoch noch fleißig missionierend im Lande umher. Auch in unserm Hause war er 8—10 Tage vor seiner Krankheit. Er brachte reiche Freunde mit und suchte in warmen Worten denselben unsere Sache ans Herz zu legen. Mir fiel auf, daß er in dieser Weise zwei Tage hintereinander kam. Auch da schien er von dem Gedanken erfüllt, daß man nichts aufschieben dürfe. Seine herzliche Freude über die prompten Antworten der Kinder werden mir unvergeßlich bleiben und sein herzliches Lachen, das so gut zu seinem frischen Wesen paßte. Besonders gefiel ihm Schaupeng Gertrud, die ja wirklich eins unserer begabtesten und besten Kinder ist. Noch auf dem Krankenbett hat er die Bilder unserer Kinder gehabt und von ihnen gesprochen. Seine Frau erzählte, daß er täglich mit den Seinen nicht nur regelmäßige Andachten gehalten, sondern auch die Kinder und Enkel täglich im Gotteswort unterwiesen habe trotz seiner vielen Arbeit. Erschütternd wirkte die Kunde von seinem plötzlichen Heimgang auf alle, die ihn gekannt und geliebt. Am 16. Januar ist das, was sterblich an ihm war, unter sehr großer Beteiligung von Chinesen und Missionsgeschwistern zu Grabe getragen worden. Wir, die wir um ihn trauern als um einen lieben Freund, trösten uns des Wortes, Offenbarung 14, 13: Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach."

* * *

Ueber ihren eigenen seligen Heimgang bringt das „Hannoversche Missionsblatt" (Nr. 10) einen Bericht, den wir hier den voranstehenden Mitteilungen über Schwester Marthas Leben und Wirken unter den Blinden Chinas folgen lassen.

Am 24. Juni d. J. verließ Schwester Martha nach schwerem Abschied von ihren geliebten Blindenkindern Hongkong, wo sie vor sieben Jahren mit fünf Blinden das Blindenheim eröffnet hatte. Von der Seereise schreibt eine Reisegenossin, eine Missionslehrerin aus der China-Inland-Mission, an Marthas Vater u. a. folgendes:

„Als ich von Miß Johnſton hörte, daß Ihre Tochter mit uns auf dem „Zieten“ reiſen würde, war ich ſehr glücklich in dem Gedanken, ihre Freundſchaft gewinnen zu dürfen. Ich ſah ſie zum erſtenmal, als ſie am 24. Juni auf das Schiff kam. Wir ſegelten ſpäter als wir erwarteten, und Miß Johnſton kehrte an Land zurück. Ihre Tochter und ich blieben an Bord, und ſie war ſehr gut und freundlich gegen mich dieſen erſten Tag. Sie ſchien überhaupt während des erſten Teils ihrer Reiſe ganz wohl, nur ſehr müde, was kein Wunder war, weil ſie ſehr angeſtrengt gearbeitet hatte. Sie ruhte viel, und da ich gleichfalls zu Bette lag, ſahen wir uns wenig. Als wir Singapur erreichten, verlebte ich mit Ihrer Tochter einen wunderhüſchen Tag. Miß Johnſton war zu Fremden gegangen, und wir machten eine Spazierfahrt um die Stadt, wobei Schweſter Martha ſehr friſch und fröhlich war und ganz wohl ſchien. In Colombo (auf Ceylon) gingen wir wieder an Land, diesmal wir alle drei, Miß Johnſton, Ihre Tochter und ich. Nach unſerer Rückkehr auf das Schiff ſchien Fräulein Poſtler recht elend zu ſein. Tags darauf hatte ſie etwas Dyſenterie (Ruhr). Miß Johnſton rief den Doktor, und von da an blieb ſie in ſeiner Behandlung, obgleich er durchaus nicht zu denken ſchien, daß irgend welche Gefahr vorlag. Da wir von Colombo bis Aden ſchlechtes Wetter hatten, war ich krank und konnte Ihre Tochter nicht beſuchen, aber ihre Kabinengenoſſin, Miß Johnſton, ſorgte für ſie. Bald nach Aden konnte ſie wieder an Deck kommen, und in Neapel äußerte ſie den Wunſch, an Land zu gehen; doch da ein Gewitter kam, wurde nichts daraus. Sie hatte einen Platz bis Bremen belegt, doch ſie wollte das ändern und lieber die Landreiſe über Genua wählen. Als wir uns Europa näherten, ſprach ſie oft von ihrer Heimat und ſehnte ſich danach, ſie zu erreichen, und vor allen Dingen ihren Vater noch einmal wiederzuſehen.

Freitagmorgen, 22. Juli ganz früh, gingen wir drei, Miß Johnſton, Ihre Tochter und ich, in Genua an Land. Wir ſuchten ein Gaſthaus auf, wo Ihre Tochter ſich ausruhte: ſie ſchien ſehr ſchwach, trotzdem ſagte ſie, ſie fühle ſich beſſer, ſeit ſie an Land ſei. Es war ihr ſogar möglich, zu Coox' Auskunftei zu fahren wegen ihrer Reiſe nach Frankfurt, wo, wie ſie ſagte, ſie eine Schweſter habe. Wohl waren wir in Sorge wegen der Reiſe, weil ſie ſo ſchwach war, aber niemand von uns dachte an irgend welche Gefahr, niemand ahnte, daß ſie ſo ernſtlich krank war, ſonſt hätten wir ſie nicht reiſen laſſen. Ich verließ Genua am Nachmittag, Miß Johnſton blieb bei ihr, denn ſie ſegelte erſt um 8 Uhr abends, und der Zug Ihrer Tochter ging um 7 Uhr. Einmal erzählte mir Fräulein Poſtler, wie ſehr krank ſie ſich während der zehn Tage, die ſie ans Bett gefeſſelt war, ge-

fühlt habe, und wie sie selbst in dieser schweren Zeit mit beseligendem Troste empfand, daß Gott und Sein Friede mit ihr sei. Möge der HErr auch Sie in Ihrem Leid trösten."

Schwester Martha kam mit Aufgebot aller ihrer Kraft am Nachmittage des 23. Juli bis Frankfurt a. M. und wurde dort von ihrer Schwester, Frau Professor Kelbe, die in Höchst lebt, empfangen. Sie wollte eigentlich gleich weiterreisen, ließ sich aber bewegen, mit nach Höchst zu fahren, wo die Geschwister sie gesund zu pflegen hofften. Aber man erkannte gleich, daß sie schwer krank war, und schickte noch in derselben Nacht zum Arzte. Die einzige Rettung schien eine Ueberführung in das städtische Krankenhaus. Als sie das freundliche Haus betrat, sagte sie tief aufatmend: „Hier werde ich vielleicht doch noch gesund." Ihr Herz sehnte sich nach Hause. Auch erfüllte der Gedanke an ihre blinden Kinder bis zuletzt ihre Seele. Im Halbschlaf sprach sie fortwährend Chinesisch, Englisch und Deutsch.

Am Morgen des 26. Juli fühlte sie, daß ihr Ende nahe sei, und stärkte sich durch das heilige Abendmahl für den Gang durch das dunkle Todestal. Auf die Frage, ob sie noch eine Bestellung an ihre Lieben hätte, sagte sie: „Grüßt alle und sagt ihnen, ich bin im Leben glücklich gewesen und sterbe friedlich." Das waren ihre letzten Worte. Gegen $^1/_2$ 7 Uhr ging sie fein selig, sanft und stille heim.

Ihre sterbliche Hülle wurde nach Schwanebeck übergeführt und dort am Sonntagnachmittag, 31. Juli, auf dem Gottesacker zur Ruhe gebracht. Was Pastor Borchers, der Vorsitzende der Hildesheimer Blindenmission, am Grabe dem greisen Vater und den Geschwistern aus Gottes Wort zurief: „Es ist der HErr, Er tue, was ihm wohlgefällt!" das hat sie in ihrem großen Schmerze getröstet. Gottes Wort hat auch der hart mitgetroffenen Vorsteherin der Blindenmission, Fräulein Luise Cooper, Trost und Halt gegeben und wird die vereinsamte Schwester Johanne Reinecke in China ihre Augen aufheben lassen zu den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt.

Dankbar blicken wir auf das Leben der entschlafenen Martha zurück. Der HErr hat sich an ihr verherrlicht und sie mit Glaubenskraft, Liebe und Geduld ausgerüstet, daß sie ein reiches, schönes Werk an Seinen geringsten Kindern hat ausrichten dürfen. Wie Er es bisher gesegnet hat, so wird Er es auch weiter führen und Segensströme über China davon ausgehen lassen. Möge Er bald die rechte Arbeiterin erwecken, die in den leeren Platz einrücken kann.

Zum Bilde:

Vor dem Gehöft des Bali-Häuptlings.

Weit drinnen im Hinterland von Kamerun, wohl über 80 Wegstunden von der Küste entfernt, liegt auf hohem Terrassenland ein Gebiet, das vom Volksstamm der Bali bewohnt wird. Das Land hat dort einen wesentlich freundlicheren Charakter als in der Küstenzone, die von dichtem Urwald bedeckt ist, wo die feuchtheiße, dumpfe Luft über dem waldreichen Tiefland brütet und eine ungesunde Atmosphäre erzeugt.

Anders auf dem Hochland des Innern. Da hat das dichte Gehege der Urwildnis ein Ende. Statt dessen erblickt das Auge ein weites Grasland, über das die kühlenden Lüfte der Hochebene streichen. Liebliche Blumen, von Schmetterlingen umflattert und von Bienen umsummt, schmücken das Gefilde; in den Tälern rauschen klare Bäche und Flüßchen, die von Palmen und Bananen umsäumt sind. Ausgedehnte Mais- und Hirsepflanzungen, die sich besonders an den Abhängen der Hügel hinanziehen, heben sich durch ihre dunklere Färbung vom wogenden Grasmeer ab. Städte und Dörfer tauchen da und dort zwischen den Pflanzungen auf.

Auf dem mächtigen Sattel eines Bergrückens liegt der Hauptort des Balivolks. Schon von weitem sieht man die hohen, spitzen Grasdächer aus dem dunkeln Grün der Palmen und Bananen emporragen. Meist führen nur schmale Gassen zwischen den nahe beieinander liegenden Gehöften hindurch, die gewöhnlich durch eine Hecke oder einen Mattenzaun säuberlich eingehegt sind. Dazwischen und dahinter liegen kleine Gärtchen mit Bananen, Raphiapalmen und Tabakpflanzungen.

Ein solches Gehöft bewohnt auch der Oberhäuptling von Bali, ein ältlicher Herr, der unter seinem Volke großes Ansehen genießt. Auch seine Residenz ist, wie unser Titelbild zeigt, im gewöhnlichen Balistil erbaut und von Matten eingehegt. Hier, in seinem Anwesen, das in eine Reihe kleinerer Höfe abgeteilt ist, pflegt er seine Gäste und Aeltesten zu empfangen, wenn es nicht in großer Volksversammlung auf dem nahen, offenen Marktplatz geschieht. An dieser Stätte begrüßte der alte Häuptling im November 1902 auch die ersten Basler Missionare, die damals auf seine Einladung hin von der Kamerunküste her bis in jenes entlegene Gebiet vordrangen und

zum ersten Mal daselbst die Botschaft des Heils vor der großen Volksversammlung verkündigten. Seitdem haben sie dort ihre bleibende Stätte aufgeschlagen und es hat somit die Mission ihren Einzug unter dem kraftvollen, intelligenten Balivolk gehalten. Noch steht sie in ihren Anfängen, aber bereits genießt die Jugend von Bali christlichen Unterricht und es wird ihr, wie den Alten, das Evangelium Jesu Christi gepredigt. Diese Tatsache ist umso bedeutungsvoller, als der vordringende Islam schon stark an die Türen des Hinterlandes von Kamerun klopft.

Missions-Zeitung.

China. Kürzlich ist zwischen China und den Vereinigten Staaten ein neuer Handelsvertrag abgeschlossen worden. Artikel XIV dieses Vertrages befaßt sich mit dem Missionswesen und lautet in deutscher Uebersetzung:

„Die Prinzipien der christlichen Religion, wie sie von der evangelischen und katholischen Kirche vertreten werden, bestehen anerkanntermaßen darin, die Menschen zum Gutestun zu ermahnen und andern das zu tun, was sie wollen, daß andere ihnen tun. Wer im Frieden diese Lehren bekennt und lehrt, soll nicht seines Glaubens wegen belästigt oder verfolgt werden. Daher soll niemand, weder amerikanische Staatsangehörige noch chinesische Christen, welcher entsprechend diesen Abmachungen im Frieden die Prinzipien des Christentums lehrt und ausübt, in irgendwelcher Weise behindert oder gestört werden. Es steht jedem Chinesen vollkommen frei, sich den christlichen Kirchen anzuschließen. Christen und Nichtchristen sollen gleicherweise als chinesische Untertanen betrachtet und daher in gleicher Weise den chinesischen Gesetzen unterworfen sein. Sie sollen den chinesischen Beamten den gebührenden Respekt erweisen und in Frieden und Freundschaft mit einander leben. Die Tatsache, daß einer Christ ist, soll ihm keinen Schutz gewähren vor den Folgen irgend eines Verbrechens, das er begangen hat vor seinem Anschluß an die Kirche oder nach demselben begeht. Ebensowenig soll er dadurch der Bezahlung der von chinesischen Untertanen gesetzmäßigerweise erhobenen Steuern enthoben sein, abgesehen von solchen Steuern und Beiträgen, die zur Erhaltung religiöser Einrichtungen und Uebungen, welche der christlichen Religion entgegen sind, verwandt werden. Missionare sollen in die Ausübung der Jurisdiktion chinesischer Beamter über chinesische Untertanen nicht eingreifen. Ebensowenig sollen die chinesischen Beamten irgend welchen Unterschied zwischen Christen und Nichtchristen machen, sondern das Gesetz unparteiisch handhaben, so daß beide Teile miteinander in Frieden leben können.

Missionsgesellschaften der Vereinigten Staaten sollen das Recht haben, Gebäude und Grundstücke in allen Teilen des Reiches zu Missionszwecken zu mieten oder als dauerndes Eigentum zu pachten (Kaufverträge gibt es nach chinesischem Recht nicht), und nachdem die Landurkunden geprüft und gestempelt sind, solche Gebäude darauf zu errichten, wie sie zur Ausübung ihres guten Werkes erforderlich sind."

Es ist in diesem Artikel nur von amerikanischen Missionen die Rede, aber da alle Vorrechte eines Vertrages durch die Meistbegünstigungsklausel auch auf die übrigen Nationen übergehen, so bezeichnet der vorstehende Artikel zugleich den Rechtsstandpunkt der deutschen Mission. Wichtig daran ist die klare Aufstellung des Grundsatzes vollkommener Religionsfreiheit auch der chinesischen Christen, wenigstens soweit der Privatmann in Betracht kommt. Wenn die obigen Grundsätze von Christen und Nichtchristen befolgt werden, so ist zu hoffen, daß sich im Laufe der Zeit ein modus vivendi zwischen beiden Lagern findet. Interessant ist auch, daß das Recht des Landkaufs in allen Teilen des Reichs vonseiten der Mission offen anerkannt wird.

Japan. Dem bekannten Gründer des christlichen Waisenhauses in Okoyama, Ischii, hat der japanische Kaiser, sowie die Kaiserin 8000 Mark für seine Anstalt zugewendet. Schon vor zwei Jahren erhielt der japanische Menschenfreund den Blaubandorden und vor einem Jahr 400 Mark vom Kronprinzen. Daß der Kaiser für eine entschieden christliche Anstalt gibt, ist etwas ganz Neues und läßt auf eine Umstimmung am Hofe zu Gunsten des Christentums schließen.

Kongo. Die Greuelwirtschaft im Kongofreistaat, wie sie schon mehrfach berichtet worden ist, soll nun doch gründlich untersucht werden. Zu diesem Zweck ist im September eine von der Regierung ernannte Kommission von Belgien nach dem Kongostaat abgegangen, die mit den ausgedehntesten Vollmachten ausgerüstet ist. Sie soll die dortigen Zustände eingehend erforschen, besonders auch untersuchen, ob die von den englischen Missionaren erhobenen und in der englischen Presse verbreiteten Anklagen begründet sind. Mittlerweile sind aber schon wieder neue Greuel gemeldet worden. So schreibt Missionar Stannard vom 5. Juni: „Seit Weihnachten sind in der Umgegend von Baringa (am oberen Kongo), soviel wir wissen, etwa 25 Personen, Männer, Weiber und Kinder, auf barbarische Weise ermordet worden; einige von ihnen sind sogar von den eingeborenen Polizeisoldaten der Gummihandelsgesellschaft gekocht und aufgegessen worden. Können wir angesichts solcher Dinge schweigen? Was auch die Folgen für uns sein mögen, wir müssen reden, oder unser Gewissen verdammt uns." Die Missionare scheinen denn auch die angedeuteten Folgen davon schon zu spüren; denn aus Briefen von einem Missionar Harris in Baringa geht hervor, daß er und die andern englischen Missionare dort allerlei Plackereien ausgesetzt werden, weil sie sich der Schwarzen annehmen und über die an ihnen verübten Schändlichkeiten nach England schreiben.

England. Die Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.) gedenkt in nächster Zeit zum Besten der Blinden ein eigenes Missionsblatt in der Blindenschrift erscheinen zu lassen. Der Inhalt soll den Mitteilungen aus dem monatlichen Organ der Gesellschaft, dem Mission Field, entnommen werden. Es ist dieses jedenfalls das erste „Missionsblatt für Blinde", das die heutige Missionsliteratur aufweist.

Deutsche Kolonien. Während es in allen deutschen Kolonien bis jetzt nur 20 Regierungsschulen gibt, beträgt die Zahl der evangelischen Missionsschulen in diesen 900 mit 32 000 Schülern, und die der katholischen Missionsschulen 400 mit 23 000 Schülern. Während die englische und holländische Regierung in ihren Kolonien das Missionsschulwesen finanziell unterstützen, hat die deutsche Kolonialregierung bisher in dieser Beziehung nur wenig getan. Eine Vermehrung ihrer Beihilfe für diesen Zweck würde die Missionen in Stand setzen, noch viel mehr für die Erziehung der eingeborenen Jugend zu tun, und dies würde sicherlich den Kolonien selbst wieder zugute kommen. (Leipz. Miss. Bl.)

Heimat. Am 7. Oktober d. J. starb zu Edinburg wenige Tage vor ihrem 72. Geburtstag die bekannte Weltreisende Frau Isabella Bird Bishop. Auf ihren ausgedehnten Reisen in den mohammedanischen und heidnischen Ländern Asiens lernte sie, die anfangs aller Missionstätigkeit gleichgültig gegenüber stand, diese schätzen und wurde eine warme Freundin derselben, so daß sie von da ab in Schrift und Wort Zeugnis von dem Segen der Mission ablegte. Sie betonte dabei besonders die Notwendigkeit der ärztlichen Mission und die Arbeit unter der heidnischen Frauenwelt. In Ostasien verdanken ihr vier Hospitäler und ein Waisenhaus ihre Entstehung. Ueber ihre Reisen in Japan, Persien, Kurdistan, Tibet, Korea, Sibirien und China hat sie verschiedene lesenswerte Werke erscheinen lassen. Noch im Jahr 1901 legte sie einen Ritt von tausend englischen Meilen in Marokko zurück.

— Aus den eben veröffentlichten Jahresberichten der englischen Missionsgesellschaften ist zu ersehen, daß die Protestanten von England und Schottland rund 35 Millionen Mark jährlich für Heiden- und Judenmission aufbringen. Obenan steht die Kirchliche Missionsgesellschaft mit einer Jahreseinnahme von über 8 Millionen; es folgen die Schottische Freikirche (4 380 000 Mark), die Londoner Mission (3½ Million), die Ausbreitungsgesellschaft und die Wesleyanische Mission (je 3 Millionen), die Baptisten (1 800 000), die Schottische Staatskirche (1 450 000), die China Inland Mission (920 000) u. s. w. Vergleichsweise sei erwähnt, daß sämtliche deutsche Missionsgesellschaften zusammen eine Jahreseinnahme von etwas über 6 Millionen Mk. haben, also wesentlich weniger als eine einzige englische Gesellschaft, die an erster Stelle genannte Kirchliche Mission zu London. Die Wesleyanische Mission hat zu ihrer bevorstehenden Hundertjahr-Feier einen Jubiläumsfonds gesammelt, der die erstaunliche Höhe von 21 434 960 Mk. erreicht hat.

Südwestafrika. Nun tobt auch im Namaland der Aufstand. Hendrik Witbooi, den man immer für treu hielt, hat mit seinen Leuten die Waffen erhoben. Dadurch sind auch die dortigen rheinischen Missionsstationen in Mitleidenschaft gezogen und bereits ist einer der Missionare, der Laienbruder Holzapfel, von den Witboois erschlagen worden.

Ovamboland. Auch hier scheint ein schwerer Gewittersturm im Anzug zu sein. Bekanntlich haben die Portugiesen den Kunene überschritten und im Kampf gegen die Ovakuanjama schwere Verluste erlitten. Unter diesem Stamm, wenn auch nicht in unmittelbarer Nähe des Kriegsschauplatzes, arbeiten rheinische Missionare, deren Leben leicht in Gefahr kommen kann, wenn die Portugiesen mit größerer Truppenmacht wiederkommen und der heidnische Fanatismus und der Haß gegen das vordringende weiße Element zu größeren Aufständen führt.

Borneo. Ebenso herrscht in Borneo, einem weiteren Arbeitsfeld der rheinischen Mission, schon mehrere Monate lang ein Aufruhr gegen die holländische Regierung am Oberlauf der großen Ströme, ohne daß man seiner bis jetzt Herr geworden wäre. Die Station Masaran ist infolge dessen seit einem halben Jahr unbesetzt.

Neu-Guinea. Auch von da laufen beunruhigende Nachrichten ein, indem die Eingeborenen der Inseln Siar und Ragetta, auf denen die rheinische Mission arbeitet, die Europäerstation bei Friedrich-Wilhelmshafen überfielen. Glücklicherweise wurde die Sache noch im letzten Augenblick verraten, so daß die Station sich rüsten und den Ueberfall abschlagen konnte. Aber erst nachher stellte es sich heraus, daß ein allgemeiner Mordplan bestanden hat, sämtliche Weiße einschließlich der Missionare zu ermorden. Die Papua wollten

in keiner Weise von ihnen beherrscht werden. Sechs Rädelsführer wurden durch ein Kriegsgericht zum Tode verurteilt und erschossen. Die Sache ist umso schmerzlicher und unbegreiflicher, als die Papua, wie die Missionare schreiben, von allen Europäern mit großer Freundlichkeit behandelt worden waren und sich einer durchaus gerechten und milden Herrschaft zu erfreuen hatten. (Barmer Miss.Bl. Nov. 1904.)

Bücheranzeigen.

Taylor, Mrs. H. **Ein chinesischer Gelehrter.** Aus dem Englischen von A. v. Z. II. Band: Pastor Hsi. Ein chinesischer Christ. Mit 12 Abbildungen. Gütersloh. C. Bertelsmann. Mk. 3.20. | geb. Mk. 4.

Was der erste Band dieser Biographie (erschienen 1902) vermissen ließ: die eigentliche Lebensstellung und das Wirken des christlichen Chinesen Hsi, das schildert nun der vorliegende zweite Band in ausführlicher, ansprechender Weise. Wie dort, sind auch hier die mancherlei Züge des religiösen und sozialen Lebens der Chinesen mit in die Darstellung hinein verwoben. Am wertvollsten aber sind uns die Einblicke in die durch das Christentum umgewandelte charaktervolle Persönlichkeit des ehemaligen Konfuzianers und in sein Lebenswerk, das sich die Rettung von Opiumisten zur Aufgabe machte.

Schlunk, M. **François Coillard** und die Mission am oberen Sambesi. Mit 14 Bildern und 1 Karte. 211 S. 1905. Ebenda. geh. Mk. 2.50. | geb. Mk. 3.

Es ist nicht bloß das Lebensbild des heroischen Pariser Missionars, das uns hier geboten wird, sondern auch eine zusammenhängende Geschichte seines Lebenswerkes, der opferreichen Mission am oberen Sambesi, die von Coillard begründet nnd mit großem Glaubensmut fortgeführt worden ist. Es ist ein Stück ergreifender Missionsgeschichte aus der Gegenwart, das uns hier im Rahmen einer Biographie entgegentritt und dem auch deutsche Missionskreise ihr Interesse schenken dürften.

Grundemann, R. D. **Kleiner Missions-Atlas** zur Darstellung des evangelischen Missionswerkes nach seinem gegenwärtigen Bestande. Dritte, durchaus neu bearbeitete und vermehrte Auflage. 10 Karten. Calw u. Stuttgart 1905. Verlag der Vereinsbuchhandlung. Mk. 3.

Der verdiente Missionskartograph hat uns mit diesem Missions-Atlas ein außerordentlich billiges und wertvolles Hilfsmittel zur Orientierung auf den evangelischen Missionsfeldern an die Hand gegeben. Die zehn Karten, von denen die meisten noch verschiedene Nebenkärtchen aufweisen, sind äußerst sauber und übersichtlich gezeichnet und gegenüber der früheren Auflage bedeutend reichhaltiger und von schönerem Farbendruck. Dem Atlas sind außer dem Verzeichnis von 117 Missionsgesellschaften auch statistische Angaben über die evangelische Heidenmission beigefügt.

Rinck, C. **Auf biblischen Pfaden.** Reisebilder aus Aegypten, Palästina Syrien, Kleinasien, Griechenland und der Türkei. Mit über 400 Illustrationen und 3 Karten. Sechste vermehrte und verbesserte Auflage (31.—35. Tausend). Leipzig. Expedition des deutschen Kinderfreundes.

In eleg. Prachtband mit Rotschnitt Mk. 10. | mit Goldschnitt Mk. 10.50.

Dieses Prachtwerk erscheint nun schon zum sechsten Male und bedarf

wohl kaum, daß es aufs neue angepriesen und bei der deutschen Leserwelt eingeführt werde. Es hat sich von Anfang an einen bleibenden Platz in weiten Kreisen erworben, denn der sel. Ninck hat es wie wenige verstanden, seine Pilgerfahrt nach den heiligen Stätten in lebendiger Frische zu erzählen. Dazu trägt es ein festliches Gewand und ist mit einem durchweg schönen Bilderschmuck ausgestattet, der in der neuesten Auflage durch eine ganze Anzahl neuer, guter Bilder vermehrt worden ist. Auch der Text ist von dem Sohne des Verfassers sorgfältig revidiert und ergänzt worden. Ebenso sind die Mitteilungen über die Mission im Heiligen Lande bis in die neueste Zeit weitergeführt.

An der Spitze des Buches, vor der Vorrede zur neuesten Auflage, befindet sich ein Bild des Hauses „Hamburg", eines der Häuser der Kolonie um das Syrische Waisenhaus her, das aus einem Teile des Reinertrages von den Erben zum Andenken an den seligen Ninck gestiftet worden ist, den das Syrische Waisenhaus zu seinen größten Wohltätern rechnet. Dies Haus ist also auch ein steinernes Monument auf den Höhen Jerusalems, das in seiner Art dauernd von dem Segen redet, der aus diesen „biblischen Pfaden" geflossen ist. Der Preis ist in Anbetracht der Größe und der vornehmen Ausstattung des Prachtbandes ein ungewöhnlich billiger.

Buchner, C. D. **Die Mission und die staatlichen Behörden in den Kolonien.** Eine Kritik des in der kolonialen Zeitschrift veröffentlichten Gesetzentwurfes betr. staatliche Beaufsichtigung und Regelung der Missionstätigkeit in unsern Kolonien. Vortrag, gehalten auf der Missions-Konferenz des Königreichs Sachsen am 7. September 1904 in Dresden. Dresden. C. L. Ungelenk. 30 Pf.

Was die Broschüre bezweckt, besagt zur Genüge ihr Titel: Sie will den maßlosen, ungerechtfertigten und unbilligen Zumutungen jener Kreise gegenübertreten, die aus Unkenntnis und Haß gegen die Mission deren Stellung und Wirksamkeit in den Kolonien selbst durch gesetzliche Maßnahmen unterbinden möchten. Der Verfasser weist den Widersinn solcher Forderungen in sachlicher Weise zurück und zeichnet schließlich die Aufgabe und Stellung der Mission gegenüber der Kolonialpolitik und der Eingeborenenfrage. Das Schriftchen ist geeignet, gegenüber den vielfach wirren und unklaren Vorstellungen auf diesem Gebiet aufklärend zu wirken.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148 000 Artikel und Verweisungen auf über 18 240 Seiten Text mit mehr als 11 000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen), sowie 130 Textbeilagen. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Auch der vorliegende siebente Band weist wieder einen erstaunlichen Reichtum von Artikeln auf, die alle Gebiete des Wissens umfassen und von gründlicher, fachmäßiger Bearbeitung zeugen. Daß darin auch die Mission berücksichtigt ist, dient dem großen Nachschlagewerk zur Ehre und Empfehlung. Die den Theologen berührenden Artikel (Freie Gemeinden, Gallikanische Kirche, Gegenreformation) sind sachlich und objektiv gehalten. Was die Illustrierung betrifft, so bietet diese nur das Beste und es ist jede Tafel ein Kunstwerk an sich, wie denn auch die einzelnen Kartenwerke eine musterhafte Leistung sind. Jeder weitere Band gewährt uns bei der Durchsicht neue Freude.

Harband, B. Sundari. Eine Geschichte aus dem indischen Volksleben. Mit Bild. Calwer Familienbibliothek. 64 Bd. 232 S. 1905. Calw und Stuttgart. Vereinsbuchhandlung. geb. Mk. 2.

Eine Erzählung, die die äußeren und inneren Lebensverhältnisse des indischen Volkes schildert und die Notwendigkeit der Frauenmission in gewinnender Weise zeigt. Das Buch eignet sich vorzüglich zum Vorlesen in Missionsvereinen.

Württembergische Väter III. Band. Bilder aus dem christlichen Leben Württembergs im 19. Jahrhundert. Erste Hälfte: Aus Kirche und Mission. Von Fr. Buck. 336 S. Ebenda. geb. Mk. 3.

In dem hübsch ausgestatteten Band werden uns als Vertreter der Kirche die Lebensbilder von Ludwig Hofacker, Wilhelm Hofacker, Albert Knapp und D. Karl Kapff gezeichnet, als solche des württembergischen Pietismus und der Mission: Vater Mögling, Dr. Barth, J. Chr. Blumhardt und Dr. H. Gundert, alles Männer, die durch ihr Leben und Wirken eine weitreichende Bedeutung für die kirchlichen und pietistischen Kreise ihres Vaterlandes und zum Teil darüber hinaus gehabt haben. Der Verfasser hat es verstanden, die Gestalten dieser Gottesmänner lebensvoll vorzuführen und zugleich das in ihnen pulsierende Geistesleben, sowie die Verhältnisse ihrer Zeit mit kurzen Strichen zu zeichnen.

Missionskantate, Soli, Duetten und Chöre. Musik von J. B. Koelman, Organist der Neuen Kirche in Amsterdam. Mit holländischem, englischem und deutschem Text. Neerbosch' Waisenanstalt (Holland). Fl. 1.25.

Ein größeres Tonstück, womit der Komponist der Waisenanstalt in Neerbosch und dem Java-Komitee in Amsterdam, resp. der inneren und äußeren Mission dienen möchte. Das Ganze ist ein Wechselgesang von Javanen, mohammedanischen Priestern und christlichen Missionaren mit eingelegten Duetten und Chören. Die Musik ist, soweit wir urteilen können, von schöner Harmonie und weist ergreifende Partien auf. Eignet sich zu größeren Aufführungen.

Glauben und Wissen. Volkstümliche Blätter zur Verteidigung und Vertiefung des christlichen Weltbildes. II. Jahrgang. Herausgegeben von Dr. E. Dennert. Stuttgart, Max Kielmann. Jährlich Mk. 5.

Christentum und Zeitgeist. Hefte zu Glauben und Wissen. Heft I: Das Christentum Jesu und das Christentum der Apostel. Von Prof. D. P. Feine. Mk. 1.20.

Heft II: Darwinistisches Christentum. Eine kritische Untersuchung von Fr. Naumanns „Briefen über Religion". Von Dr. E. Dennert. 90 Pf. — Heft III: Kulturgeschichte und Naturwissenschaft. Eine Zurückweisung der Weltanschauung von Prof. Dr. Ladenburg. Von Prof. Dr. L. Weis. Stuttgart. M. Kielmann. Mk. 2.

Strauß, A. Des Kreuzes Siegeszug! Ein Missions-Festspiel. Bonn. Joh. Schergens. 30 Pf.

Aus der Schatzkammer der Apostel. Predigten über die zweite badische Epistelreihe. Erste Hälfte (1. Advent bis Trinitatis). Herausgeg. von einigen badischen Geistlichen. 200 S. Karlsruhe. Evang. Schriftenverein. Mk. 2..

Keine moderne Predigten, sondern biblische Zeugnisse, beruhend auf seelsorgerlicher Erfahrung, die der Gemeinde und ihren Gliedern zur Erbauung und Stärkung dienen wollen.

Witz-Oberlin, D. **Das Evangelium Matthäus.** Für Bibelfreunde erklärt. 538 S. Stuttgart. M. Kielmann. brosch. Mk. 7. | geb. Mk. 8.20.

Eine vortreffliche Einführung in den Sinn und Gehalt des Matthäus-Evangeliums in schöner, allgemein verständlicher Sprache. Es ist dabei dem Ausleger darum zu tun, dem nachdenkenden Bibelleser vor allem die Grundgedanken des Evangelisten zum klaren Verständnis zu bringen und ihn zugleich zu der Frage anzuregen: was sagt das Wort Gottes überhaupt, und was sagt es mir insbesondere?

Dennert, Dr. **Christus und die Naturwissenschaft.** 1.—3. Tausend. 71 S. Ebenda. Mk. 1

Der bekannte Apologet beantwortet in dem Schriftchen die heutzutage gegenüber Häckel und Konsorten so wichtige Frage: Wie stand Christus zur Natur und Naturwissenschaft? Er weist dabei gegenüber der materiellen Weltanschauung in überzeugender Weise nach, wie Christus nach seiner Person und seinem Wirken über der Natur stand und zwar dadurch, daß er Teil hatte an der die Natur schaffenden und erhaltenden Kraft Gottes.

Die überschwengliche Gnade an dem größten der Sünder. Ein getreuer Bericht von dem Leben des John Bunyan. Von ihm selbst geschrieben. Zweite Auflage. 155 S. Mit einigen Bildern. Kassel. J. G. Oncken Nachfolger. brosch. 75 Pf. | geb. Mk. 1.20.

Wem Bunyans Pilgerreise bekannt und lieb geworden ist, wird sich auch gern mit dessen Leben und der Schilderung seiner inneren Erfahrungen bekannt machen.

Koezle, E. **Das Evangelium in der Bretagne.** Ein Kulturbild aus dem religiösen Leben des modernen Frankreichs. Mit fünf Abbildungen. Stuttgart. Holland und Josenhans. kart. Mk. 1.

Der Hauptsache nach die Schilderung des Uebertritts und der nunmehrigen gesegneten Wirksamkeit des ehemaligen römisch-katholischen Priesters Elysée Le Garrec. Ein erfreuliches Bild aus der heutigen evangelischen Bewegung in Frankreich.

Das Neue Testament. Neu übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. H. Wiese. Mit Parallelstellen von D. E. Nestle und einer Zeittafel von D. Th. Zahn. Berlin. M. Warneck. geb. Mk. 3. | In Lederbd. Mk. 4.50.

Die vorliegende Uebersetzung will die von Luther nicht ersetzen, sondern vielmehr ein kurzer Kommentar derselben sein. Sie bietet einen Text, der nach dem Stande der gegenwärtigen textkritischen Forschung als eine der besten bezeichnet werden kann. In der Uebersetzung ist der Urtext so genau als möglich wiedergegeben, aber auch zugleich dem deutschen Sprachgefühl möglichst Rechnung getragen. Die hübsch ausgestattete und preiswürdige Ausgabe wird besonders Pastoren, Missionaren, Studenten, Gymnasial- und Volksschullehrern empfohlen. Solchen wird auch die Zeittafel, ein Verzeichnis der kirchlichen Perikopen und Lektionen, sowie das alphabetisch geordnete Verzeichnis von Erläuterungen von Wert sein.

NB. Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

1904. Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft. — Drei nächtliche Besucher. — Bücheranzeige. Nr. 1.

Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft.

Ein Blatt der Erinnerung an ihren Stiftungstag, den 7. März 1804.

Auf die Kirche der Reformation war nach den harten Kämpfen um ihre Existenz ein ertötender Nachtfrost gefallen. Es war der Rationalismus, der in dem Bestreben, die Geheimnisse des christlichen Glaubens auf dem Wege der Philosophie und der Vernunft zu erkennen, die eigentlichen Grundwahrheiten des Evangeliums schließlich verflachte und zerstörte. Die Folge davon war eine allgemeine Entfremdung der Volksschichten vom positiven Christentum. Und das war umsomehr der Fall, je weniger das Volk mit der Bibel, auf die doch Luther sein Werk gegründet und die er dem deutschen Volke in seine Sprache übersetzt hatte, bekannt war. Hatte schon die vorangehende alte Orthodoxie sich vielfach von der einfachen Schriftlehre entfernt, so schob vollends der Rationalismus die Bibel beiseite

und benützte sie höchstens als Quelle sittlicher Wahrheiten, die aber nach seiner Meinung noch reiner und besser in den Lehren der gesunden Vernunft zu finden seien. Wohl war das Bibelbuch in einzelnen Häusern als Erbteil der Väter, als mächtiger Foliant in schweinsledernem Einband und mit solidem Beschlag da und dort zu finden. Aber es wurde wenig gelesen und noch viel weniger war es unter dem Volke verbreitet.

Kein Wunder, wenn unter den Kreisen, denen es um eine religiöse Wiederbelebung und Erneuerung der Kirche zu tun war, sich allmählich der dringende Ruf vernehmen ließ: „Gebt dem Volk die Bibel! Brecht ihm das Brot des Lebens!" Dieser Ruf hatte schon einem Freunde Speners und Franckes, dem Freiherrn von Canstein am Anfang des 18. Jahrhunderts das Herz bewegt und den Gedanken in ihm reifen lassen, „Gottes Wort den Armen zur Erbauung um einen geringen Preis in die Hände zu bringen." Durch seine und seiner Freunde Bemühungen kam es 1712 zum Druck billiger Bibelausgaben und zugleich zur Gründung einer Bibelanstalt in Halle, von wo aus dem deutschen Volke, das damals noch unter den Nachwehen des dreißigjährigen Krieges lebte, das Bibelbuch in immer zahlreicheren Exemplaren zugänglich wurde. Aber auch nach Rußland, Schweden, Dänemark, Polen, Ungarn, Siebenbürgen — wo immer deutsche Niederlassungen waren — wurden die Canstein'schen Bibeln versandt, sodaß im Laufe von 27 Jahren (von 1712—1739) 482 000 Bibeln in verschiedenen Formaten und 366 000 Neue Testamente, zum Teil mit Psalmen, aus der Bibelanstalt hervorgingen. Und diese dauerte auch im Zusammenhang mit den Francke'schen Stiftungen nach dem Tode Cansteins (19. August 1719) bis auf den heutigen Tag fort.

Aber fast ein Jahrhundert blieb die Canstein'sche Bibelanstalt die einzige Quelle des Segens, aus der dem Volke deutscher Zunge das Bibelbuch in billigen Ausgaben zufloß. In einem größeren Maße kam es zur Verbreitung der Bibel erst im 19. Jahrhundert durch die Gründung eigentlicher Bibelgesellschaften. Die Anregung hiezu kam aus England und zwar durch die Entstehung der heute so bedeutenden Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft, die nun am 7. März 1904 ihren hundertjährigen Stiftungstag feiert, einen Gedenktag, dessen auch die deutschen und

schweizerischen Christen, ja die evangelischen Christen aller Welt, insonderheit auch die aus den Heiden gewonnenen Christengemeinden mit Dank gegen Gott begehen dürfen.

Wie in den deutschen Landen, so wehte auch in England nach Cromwells Zeit der erkältende Hauch des Rationalismus, bis im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts ein göttlicher Lebensodem in den verschiedenen Kirchengemeinschaften des Landes die geistliche Triebkraft weckte und als Frucht derselben die Entstehung verschiedener Missionsgesellschaften und die der genannten Bibelgesellschaft ins Leben rief. Diese neue Regung ging zunächst nicht von der bestehenden Staatskirche aus, sondern aus den kirchlichen Gemeinschaften, die von Wesley und Whitefield ihre Anregung erhalten hatten. Aber sie verbreitete sich rasch über alle Teile des christlichen Gemeinwesens, und wie in Deutschland der Pietismus sich als das Salz der Kirche erwies, so war es in England der Methodismus, der als lebendiger Quell allmählich den ganzen Protestantismus des Landes erfrischte und befruchtete.

Dadurch war auch der Boden für die Entstehung von Vereinen und Gesellschaften zu christlichen Zwecken geschaffen. Doch bestanden schon vor dieser Periode verschiedene religiöse Gesellschaften in England, so z. B. „die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis“ (1696); die „Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums in fremden Ländern“ (1701); die „Gesellschaft zur Beförderung der Religionskenntnis unter den Armen“ (1750); die „societas evangelica“ (1776); die Bibel-Sozietät für die britische Armee und Flotte (1780) u. a., denen in Deutschland die im Jahre 1783 gegründete „Deutsche Christentumsgesellschaft“ zur Seite ging.

Durch die Arbeiten dieser christlichen Vereine, zu denen die im Jahre 1799 gestiftete Traktat-Gesellschaft (Religious Tract Society) trat, wurde der Einfluß des Wortes Gottes durch mannigfache Kanäle weiter geleitet. Dabei stieß man auf die Wahrnehmung, daß weithin in allen Schichten des Volkes ein unglaublicher Mangel an Bibeln herrschte. Diesen Notstand empfand besonders der Prediger Thomas Charles von Bala in der Grafschaft Wales, der zwanzig Jahre lang als Reiseprediger die Provinz durchzogen, Wanderschulen ins Leben gerufen und ein großes Verlangen nach der heiligen Schrift unter dem Volk geweckt

hatte. Aber die Leute mußten oft meilenweit gehen, ehe sie eine Bibel erhalten konnten. Charles erhoffte Unterstützung und Abhilfe von London. Er begab sich dahin im Dezember 1803 in der Absicht, für die Verbreitung der Bibel in Wales offene Herzen und Hände zu finden. Mit beredten Worten schilderte er hier vor dem Verwaltungsausschuß der Londoner Traktatgesellschaft die Bibelnot seines Heimatlandes. Seine Worte machten den tiefsten Eindruck und es war allen klar, daß etwas in dieser Richtung getan werden müßte. Man schlug vor, eine Gesellschaft zu gründen zur Verbreitung von Bibeln in der Grafschaft Wales. Da erhob sich der Baptistenprediger Hughes und rief: „Wenn für Wales, warum nicht auch für das ganze Land und für die ganze Welt?"

Dieser Gedanke wurde freudig aufgenommen und beschlossen, daß wenigstens ein kleiner Versuch dieser Art gemacht werden sollte, wobei zugleich dem Urheber des Vorschlags der Auftrag gegeben wurde, seine Gedanken hierüber schriftlich aufzusetzen und die Sache näher zu erörtern. Er tat dies, indem er eine kleine Schrift anfertigte mit dem Titel: „Die Vortrefflichkeit der Heiligen Schrift als Verpflichtungsgrund, sie in und außer dem Vaterlande zu verbreiten." Dieser Aufruf fand in kurzer Zeit eine weite Verbreitung und erregte die Teilnahme vieler Kreise. Auch sonst wurde in öffentlichen Blättern dafür geworben und es ergingen Aufforderungen an alle Geistlichen, sich darüber auszusprechen, wie es in ihren Gemeinden mit dem Besitz von Bibeln stehe. Selbst vom Ausland zog man Erkundigungen ein, wie es damit bestellt sei.

Währenddem durchzog Dr. Steinkopf, der Prediger einer deutschen Gemeinde in London, einen großen Teil Deutschlands, um Freunde für die Bibelsache zu gewinnen. Als ehemaligem Sekretär der deutschen Christentumsgesellschaft boten ihm die vielen Zweigvereine dieser Gesellschaft, mit denen er durch seinen früheren Briefwechsel bekannt war, willkommene Anknüpfungspunkte. Er fand besonders in Nürnberg und Basel das herzlichste Entgegenkommen und wurde somit für die in letzterem entstehenden späteren christlichen Unternehmungen das Bindeglied zwischen dem darin vorangehenden England und der Schweiz.

Mittlerweile war man in London so weit gekommen, zur Gründung einer die ganze Welt umfassenden Bibelgesellschaft zu

schreiten. Zu diesem Zweck wurde auf den 7. März 1804 eine Versammlung nach London ausgeschrieben, zu der alle Liebhaber der Bibel eingeladen wurden. Hunderte von Männern, die den verschiedensten Kirchengemeinschaften angehörten, fanden sich dazu ein in der sogenannten London-Tavern. Selbst die Quäker, die man sonst für Gegner der Bibel gehalten hatte, fehlten nicht. Zwar wurden anfangs Bedenken laut gegen eine solche Verbrüderung aller Bekenntnisse, aber sie waren bald durch die begeisterte Ansprache des Baptisten Hughes und die Schilderungen Steinkopfs von dem allgemeinen Bibelmangel überwunden. Der bischöfliche Geistliche John Owen, der erst selbst seine Zweifel geäußert hatte, erkannte nun in der gemeinsamen Forderung der Bibelsache den rechten Einigungspunkt für die getrennten Parteien. Ja, man erblickte in dem Geist, den die Versammlung durchdrang, das biblische Wort erfüllt: „Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele."

Hierauf organisierte sich die Versammlung zur Britisch-Ausländischen Bibelgesellschaft, deren Zweck die allgemeine Verbreitung der Bibel und nichts als die Bibel sein sollte. Zum Präsidenten der Gesellschaft wurde der ehemalige General-Gouverneur von Indien, Lord Teignmouth, gewählt. Die Seele derselben waren der Sekretär John Owen und für das Ausland Dr. Steinkopf.

Das war der Stiftungstag der Bibelgesellschaft, die im Laufe eines Jahrhunderts aus einem anfangs unscheinbaren Reis zu einem gewaltigen Baum emporgewachsen ist und auf dem ganzen Erdenrund unberechenbaren Segen gestiftet hat. Einer ihrer Hauptgrundsätze war dabei der, die Bibel ohne alle Anmerkungen und Erklärungen zu verbreiten. Diese Verbreitung sollte sich aber nicht auf die christlichen Länder beschränken, sondern soweit ihre Kräfte reichten, sollte sie auch auf die nichtchristlichen Gebiete — die mohammedanischen und heidnischen — ausgedehnt werden. So wurde denn auch schon im Stiftungsjahr 1804 als erste Uebersetzung in einer außereuropäischen Sprache ein mohikanisches Evangelium herausgegeben. Zugleich ging man daran, die Bibel in der chinesischen Sprache nach einem Manuskript, das sich im britischen Museum in London befand, drucken und in China verbreiten zu lassen.

Der Weitherzigkeit in Bezug auf die allgemeine Verbreitung der Bibel in allen Ländern entsprach auch ihr Standpunkt hinsichtlich der kirchlichen und konfessionellen Unterschiede. Das Komitee der Gesellschaft wurde aus einer Reihe von Männern gebildet, die nicht nur der englischen Staatskirche, sondern auch den verschiedensten Kirchengemeinschaften Großbritanniens angehörten. Selbst Ausländer sollten darin Sitz und Stimme haben. Die hierin zum Ausdruck kommende Weitherzigkeit der Stifter ist auch seither das Erbteil der Bibelgesellschaft geblieben und sie läßt ihre Unterstützung bereitwilligst Anglikanern wie Independenten, Baptisten wie Methodisten, Engländern wie Amerikanern und Deutschen zukommen, sofern sich diese nach ihren Statuten richten. In vielen Fällen ist sie sogar das Einigungsmittel gewesen, um die verschiedenen auf dem Felde tätigen Missionen zu gemeinsamer Arbeit, wie z. B. bei der Uebersetzung und Revision von Bibelausgaben, zu vereinigen. Diese Weitherzigkeit und der darauf ruhende Segen Gottes hat sie darum auch zur größten aller bestehenden Bibelgesellschaften werden lassen. Welche Bedeutung aber sie für die christliche und heidnische Welt erlangt hat und welchen Umfang ihre Wirksamkeit im Lauf der Jahre angenommen hat, dafür sollen am Schluß dieser Skizze einige Angaben Zeugnis ablegen.

Die Gründung der Bibelgesellschaft fand weithin Anklang in den christlichen Kreisen. Trotz der damaligen gedrückten politischen und wirtschaftlichen Lage floß der Gesellschaft reichliche Unterstützung zu und bald bildeten sich auch Hilfs- und Zweiggesellschaften, Bibelvereine zur Sammlung von Beiträgen, Frauenvereine u. a.

Englands Vorgang wirkte auch auf die Länder des europäischen Festlandes, vor allem auf Deutschland und die Schweiz. Hieher wandte sich Dr. Steinkopf als Sekretär fürs Ausland in einem Schreiben an einige ihm bekannte Bibelfreunde in Nürnberg und Basel und ermunterte dieselben im Namen seiner Gesellschaft, ähnliche Gesellschaften zur Ausbreitung der hl. Schrift zu errichten und den mannigfachen Bibelbedürfnissen durch einen zahlreichen Bibeldruck zu begegnen. Zugleich erbot sich die englische Bibelgesellschaft, diese Unternehmungen durch Geldbeiträge zu unterstützen. Die englischen Freunde hatten dabei den Plan im Auge, daß Deutschland und die Schweiz jedes für sich eine besondere Bibel-

gesellschaft gründen und durch diese zwei Kanäle die Bibel in ihren Kreisen den Volksklassen zukommen lassen sollten.

Männer, wie der damalige Pfarrer von St. Elisabeth in Basel, Johann Rudolf Huber, Spittler, Missionsinspektor Blumhardt, Professor Miville, der Handelsherr Schnell und Antistes Falkeisen — alles Mitglieder der deutschen Christentumsgesellschaft — griffen den Gedanken mit aller Herzenswärme auf und traten zur Beratung der wichtigen Sache zusammen. Aber die Ausführung war in der Schweiz nicht so leicht. Eine Hauptschwierigkeit lag darin, daß in den reformierten Kantonen der Schweiz, wo die Reformation nicht wie in Deutschland von einem Manne ausgegangen war, drei verschiedene Bibelübersetzungen eingeführt und im Gebrauch waren. Man sah sich deshalb vor die schwierige Frage gestellt, welchen Ausweg man hierin einschlagen sollte. Sollte man nur die eine der drei bestehenden Bibelausgaben drucken, oder alle drei, oder aber sollte man sich nur auf den Ankauf der drei verschiedenen Bibelübersetzungen beschränken und diese um einen möglichst niedrigen Preis zu verbreiten suchen? Im ersten Fall wäre das Gebiet der Verbreitung ein sehr beschränktes gewesen, im zweiten hätte der Druck zu große Kosten verursacht und im dritten wäre der eigentliche Zweck einer Bibelgesellschaft doch nicht in ihrem vollen Umfange erfüllt worden. Doch war man geneigt, den letztern Ausweg für die Tätigkeit einer zu errichtenden schweizerischen Bibelgesellschaft zu wählen.

Die Frage war indes noch nicht entschieden, als die Bibelfreunde in Nürnberg, an deren Spitze der dortige Diakonus Schöner und der Kaufmann Tobias Kißling standen, zur Gründung einer Süddeutschen Bibelgesellschaft schritten, dem sich das am 31. Oktober 1804 konstituierende Komitee der Basler Bibelgesellschaft zu gemeinsamer Förderung des Werkes anschloß. Allein der erste in Nürnberg veranstaltete Stereotypendruck des Neuen Testaments ging so langsam voran und fiel so mangelhaft aus, daß das Nürnberger Bibelkomitee selbst die Basler Bibelfreunde bat, hinfort die Sache in die Hand zu nehmen. Dies geschah und die Leitung der Bibelgesellschaft ging somit 1806 von Nürnberg auf Basel über.

Hier trat nach dem Tode Hubers der greise Professor Herzog als Präsident an die Spitze derselben, Professor Miville wurde ihr

Sekretär, Kaufmann Schnell ihr Kassier. Unter der Leitung dieser Männer organisierte sich das Komitee der Bibelgesellschaft fester als zuvor und ungesäumt ging man mit allem Eifer an den Druck der ganzen Bibel. Im November 1808 lag dieselbe, bei Felix Schneider gedruckt, in schöner großer Schrift in 5500 Exemplaren fertig da und konnte zu billigem Preise ihre Verbreitung finden. Weitere Ausgaben folgten dem ersten Bibeldruck und wenn es auch zunächst Aufgabe der Basler Bibelgesellschaft war, die Bedürfnisse der näheren Umgebung zu befriedigen, so hat dieselbe später doch auch ihre Wirksamkeit über diese Grenzen hinaus betätigt. So hat sie z. B. wiederholt Auflagen der hl. Schrift in französischer Sprache herausgegeben und Bibeldrucke der Basler Mission in Indien und Afrika unterstützt.

Um die Basler Bibelgesellschaft scharte sich in der Folgezeit eine ganze Reihe von Schwestergesellschaften. In jeder größeren Schweizerstadt, in allen evangelischen Kantonen entstanden solche, die das Werk der Bibelverbreitung betrieben und ihre Bibelfeste feierten. Im Jahre 1887 vereinigten sich dann aber alle diese Gesellschaften mit den Baslern und schlossen sich zu einer „schweizerischen Bibelgesellschaft" zusammen, um vereinigt der großen Aufgabe besser gewachsen zu sein.

Wie in der Schweiz, so bildeten sich im Laufe der Jahre auch in Deutschland nach dem Vorgange der englischen Bibelgesellschaft eine Reihe größerer und kleinerer Gesellschaften und Vereine, deren Tätigkeit sich meist in bestimmten Grenzen hielt, aber deren gemeinsames Ziel war, die Bibel möglichst stark zu verbreiten. So entstanden anfangs der zwanziger Jahre in der Provinz Schlesien nicht weniger als fünf Bibelgesellschaften: in Breslau, Liegnitz, Bunzlau, Freystadt und Buchwald.

Aber auch innerhalb der römisch-katholischen Kirche Deutschlands erwachte in den Jahren, als sich in England die britische und ausländische Bibelgesellschaft bildete, in manchen Kreisen ein starkes Verlangen, Gottes Wort dem katholischen Volke darzubieten, und es ist bezeichnend, daß die ersten Schritte hiezu zum Teil Hand in Hand mit den Protestanten getan wurden. Der durch die Aufhebung des Jesuitenordens 1773 beseitigte Einfluß der Jesuiten, sowie die weitherzige Richtung frommer Katholiken, wie die des Bischofs Sailer und seines Schülers Wessenberg, hatten

unter vielen katholischen Priestern namentlich in Süddeutschland und der Schweiz einen versöhnlichen, wahrhaft christlichen Geist geweckt, der nicht in erster Linie die römische Kirche, sondern die Sache Christi und das geistliche Wohl des Volkes im Auge hatte. Zu diesen Männern gehörte auch der damalige Vorsteher des katholischen Priesterseminars zu Regensburg, namens Wittmann. In einem Aufruf wandte er sich 1805 an seine Glaubensgenossen und legte ihnen die Wichtigkeit des Bibellesens und die Notwendigkeit einer billigen Herausgabe des Neuen Testaments ans Herz.

Der Aufruf fand unter Katholiken und Protestanten Gehör. Von allen Seiten, selbst von Bischöfen, flossen reichliche Gaben, sodaß nach kurzem das Neue Testament (in einer freilich etwas schwerfälligen und mit strengkatholischen Anmerkungen versehenen Auflage) im Druck erscheinen konnte. An der Uebersetzung arbeitete u. a. auch der damals noch zur katholischen Kirche gehörende Goßner mit.

So entstand in jenen Tagen selbst im Schoße der römischen Kirche, die bis dahin jedes Bibellesen unter Androhung von Kirchenstrafen untersagt hatte, eine Bibelanstalt, deren Gründer Wittmann allein innerhalb eines Jahrzehnts über 60 000 Neue Testamente unter seinen Glaubensgenossen verbreitete. Eine bessere katholische Ausgabe erschien dann später von dem Marburger Professor van Eß, die selbst von seinen geistlichen Obern genehmigt und empfohlen wurde.

Allein diese Zeit, da der Bibel der freie Zugang zum katholischen Volk offen stand, ging vorüber. Papst Pius VII. stellte den aufgehobenen Jesuitenorden wieder her, und unter seinem Einfluß erließ der Papst im Jahre 1816 eine Bulle gegen die Bibelgesellschaften. Das Verbot wurde sodann durch seinen Nachfolger Leo XII. im Jahre 1824 noch verschärft. Seitdem stellt sich die Priesterschaft der Kirche Roms im allgemeinen jedem Versuche, der katholischen Bevölkerung die Bibel in die Hand zu geben, feindlich gegenüber.

Doch kehren wir zum Schlusse noch einmal zur britischen und ausländischen Bibelgesellschaft, die die Anregung zur Entstehung von Schwestergesellschaften gab, zurück und überschauen wir in Kürze, zu welcher Ausdehnung sie im Laufe eines Jahrhunderts

gelangt ist. Wir folgen dabei hauptsächlich den Angaben ihres letzten Jahresberichts (1903).

Es ist schwer, dem Fernstehenden mit kurzen Strichen ein anschauliches Bild von dem heutigen Umfang der Wirksamkeit der Britischen Bibelgesellschaft zu geben. Der ganze Betrieb ist ein so großer, die Fäden, mit denen sie von ihrem Londoner Hauptquartier aus mit der ganzen Welt in Verbindung steht, sind so zahlreich, daß sie mit Recht eine der großartigsten Erscheinungen auf dem Gebiet der christlichen Liebestätigkeit genannt werden kann. Nur einige wenige Zahlen mögen dies illustrieren.

Getreu ihrem Programm hat die britische Bibelgesellschaft von Anfang an die gesamte Völkerwelt als das Objekt ihrer Tätigkeit angesehen. So hat sie sich denn auch nicht begnügt, dem eigenen Land und Volk mit der Bibel zu dienen, sondern für den Druck und die Verbreitung derselben für die ganze Welt in weitherzigster Weise gesorgt. In der Erkenntnis, daß die Bibel in der Muttersprache das erfolgreichste Mittel ist, das Evangelium unter allen Völkern der Erde auszubreiten und damit das Reich Gottes zu fördern, hat sie Hand in Hand mit allen evangelischen Missionen ohne Unterschied des kirchlichen Bekenntnisses daran gearbeitet, den heidnischen und mohammedanischen Völkern das Wort Gottes in deren Muttersprache zugänglich zu machen. So ist sie stets bereit gewesen, den Missionsgesellschaften die Mühen und gewaltigen Kosten, die durch die Drucklegung der von den Missionaren hergestellten Bibelübersetzungen entstehen, ganz oder teilweise zu tragen und damit deren Arbeit auf dem Missionsfelde zu fördern. Welchen Umfang aber ihre Leistungen auf dem Gebiete des Bibeldrucks in den verschiedensten Sprachen und Mundarten der Welt erreicht haben, läßt nachstehende Tatsache erkennen. Nach der neuesten Feststellung gibt es zur Zeit 99 Uebersetzungen der ganzen Bibel, weitere 121 des Neuen Testaments und 236 von einzelnen biblischen Büchern. Von diesen 456 Uebersetzungen sind einige veraltet, weil sie in toten Sprachen gehalten sind; 436 sind im Gebrauch der Völker. Von diesen Uebersetzungen hat die britische Bibelgesellschaft nicht weniger als 365 auf ihrer Liste. Sie erreicht damit etwa zwei Drittel der Menschheit. Wenn wir dann hören, daß sie in den 100 Jahren ihres Bestehens gegen 180 Millionen Bibeln und Bibelteile in den verschiedensten Sprachen und unter

den Völkern der Erde verbreitet hat, wofür über 260 Millionen Mark verausgabt wurden, so können wir uns kaum eine richtige Vorstellung von der Bedeutung dieser Zahlen machen. So hat sie im Jahre 1902/03 allein 997 720 Bibeln, 1 491 887 Neue Testamente und 3 454 168 einzelne Bibelteile im Druck erscheinen lassen. Hiefür besitzt sie Druckereien nicht nur in allen Hauptstädten Europas, sondern auch an verschiedenen Orten des Auslandes, wie z. B. in Beirut, Kapstadt, Kalkutta, Allahabad, Madras, Schanghai, Sydney und andern Zentren ihrer Wirksamkeit. Wird der Druck in Europa besorgt, so übernehmen meist beurlaubte Missionare die Korrektur. Ist ein solcher nicht vorhanden, so wird das Manuskript womöglich durch photographischen Prozeß vervielfältigt.

Auch an der wichtigen Arbeit der Revisionen der Bibel, die bei den erstmaligen Uebersetzungen derselben in eine fremde Sprache nötig werden, nimmt die britische Bibelgesellschaft tätigen Anteil und wendet dafür große Summen auf. In generöser Weise zahlt sie wenn nötig das Gehalt für die damit betrauten Missionare, wenn sie zu diesem Zwecke zeitweise von ihrer eigentlichen Missionsarbeit entlastet werden müssen; und ebenso tritt sie für die eingebornen Mitglieder einer Revisionskommission ein. Besonders wichtig aber ist ihre Mitarbeit für die Herstellung einheitlicher Bibelausgaben auf Missionsgebieten, wo verschiedene Gesellschaften arbeiten und von denen vielleicht die eine und andere bisher ihre besondere Bibelübersetzung benützt hat. Da scheut sie denn weder Mühe noch Kosten, um die verschiedenen Missionsgesellschaften zum Zusammentritt von gemeinschaftlichen Revisionskomitees zu bewegen und durch sie die Vereinbarung einer einheitlichen Bibelausgabe herbeizuführen. Man ersieht hieraus, daß die Aufgaben der britischen Bibelgesellschaft viel weiter reichen als sie nur der Vertrieb der hl. Schrift stellt. Und welche Summen sie nur allein für Druck, Papier, Einbinden und die Revision verausgabt, läßt der Jahresbericht erkennen, wonach im Jahr 1902/03 hiefür allein $2^1/_2$ Millionen Mark verwandt wurden. An Uebersetzer, Revisoren und Druckleiter wurden im genannten Jahr 80 000 Mark gezahlt. Die Bibelgesellschaft ist demnach den verschiedenen evangelischen Missionen eine unschätzbare Gehilfin, die ihnen treulich zur Seite steht und sie unverdrossen antreibt, ermutigt und unterstützt.

Für den Vertrieb der von der Bibelgesellschaft herausgegebenen hl. Schriften besitzt dieselbe an allen Zentren der Arbeitsfelder Bibelniederlagen, von wo aus der Bedarf leicht bezogen werden kann. Für den direkten Verkauf und die Verbreitung der hl. Schriften aber unterhält die Bibelgesellschaft eine große Anzahl von Agenten, Kolporteuren und Bibelfrauen. So führt der letzte Jahresbericht von letztern 850 Kolporteure und 763 Bibelfrauen auf. Von den Bibelfrauen, deren Arbeit zum Teil unter der Leitung verschiedener Missionsgesellschaften steht, entfallen 435 auf Indien, 80 auf Ceylon, 27 auf China, 26 auf Japan, 19 auf Korea, 6 auf Barma, 51 auf Aegypten, Syrien und Palästina, 15 auf das südliche Hinterindien, 5 auf Mauritius und die Seyschellen, 1 auf Peru, 4 auf Frankreich, 4 auf Kanada, 1 auf Kapstadt, 1 auf Tunis und 88 auf London.

Diesem bedeutenden Betrieb nach außen hin entsprechen auch die Hilfskräfte, die ihr zu dem umfangreichen Werke zu Gebote stehen. So gehören ihr über 8070 Hilfs- und Zweiggesellschaften und Vereine an, wovon allein über 5850 auf England und Wales, über 2000 auf das Ausland, besonders auf die britischen Kolonien entfallen. Viele von diesen unterstützen nicht nur die Muttergesellschaft, sondern sind auch von sich aus am Werk der Bibelverbreitung tätig. Die letztjährige Einnahme der Gesellschaft belief sich auf die Summe von 232 239 Pfund Sterling (= 4 644 780 Mark), wovon 138 781 Pf. (= 2 775 620 Mark) durch Beiträge aufgebracht wurden. Der Rest von 93 458 Pf. (= 1 869 160 Mark) ergab sich aus dem Erlös von verkauften Schriften.

Diesen Einnahmen steht aber eine Ausgabe von 254 204 Pfund Sterling (= 5 084 080 Mark) gegenüber, sodaß die letztjährige Abrechnung ein Defizit von 21 000 Pfund (= 420 000 Mk.) ergeben hat. Um dieses Defizit zu tilgen und den zur Ausdehnung dieses gesegneten Werkes drängenden Aufforderungen nachkommen zu können, beschloß das Komitee der Gesellschaft im letzten Jahr, einen Zentenar-Fonds von 5 Millionen Mark zu sammeln, der zugleich ein Dankopfer dafür sein soll, was der Herr bis jetzt durch die Wirksamkeit der Gesellschaft für die gesamte Völkerwelt getan. An dieser Sammlung haben sich bis jetzt die evangelischen Kreise Englands mit regem Eifer betätigt und es ist zu hoffen, daß auch die Bibelfreunde Deutschlands und der Schweiz,

die der Muttergesellschaft so viel Anregung und Unterstützung verdanken, sich daran beteiligen werden. Aus diesem Grunde hat auch „die Vereinigung der schweizerischen Bibelgesellschaften" schon im Mai 1903 einen Aufruf an alle christlichen Kreise erlassen und zur Mithilfe aufgefordert. Wir hoffen, daß diese Stimme nicht ungehört verhallt ist.

Im Blick aber auf das Jubiläum der Britisch- und Ausländischen Bibelgesellschaft wünschen wir der Jubilarin, daß ihr auch fernerhin das Wort des Psalmisten gelten möge: Sie ist wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht. Ps. 1, 3.

Drei nächtliche Besucher.

In einer großen Stadt im Innern Chinas arbeitete ein Missionar seit vier Jahren, ohne nennenswerten Erfolg gehabt zu haben. — Es war Nacht. Da hörte er ein ganz leises Klopfen an seiner Tür, vorsichtig öffnete er, dann entdeckte er eine dunkle Gestalt auf der Erde und eine schwache Stimme bat ihn um Gehör. „Kommen Sie herein," sagte der Missionar, als er einen jungen Mann erkannte, der vor kurzer Zeit eine Bibel gekauft hatte. Der Missionar bot ihm einen Stuhl an, sah aber mit Erstaunen, daß der junge Mann sich nur mühsam kriechend fortbewegen konnte und außer stande war, aufzustehen. — „Sie haben Schmerzen," rief er aus, als er in das bleiche Gesicht sah, das sich bei jeder Bewegung vor Schmerz verzog. „Was ist geschehen? Bitte, erzählen Sie." Während des Sprechens hatte der Missionar eine Matratze hervorgeholt und half dem armen Burschen, sich darauf zu legen. „Ich komme, um Sie zu bitten, mit mir zu beten, denn Gott hat mir seine Liebe gezeigt; er hat seinen eingeborenen Sohn geopfert und hat mir seinen Frieden ins Herz gegeben. Vor einem Jahre hörte ich Sie hiervon reden, aber meine Freunde sagten, es sei doch nicht wahr. Aber ich kaufte mir des

großen Vaters Buch, und sein Geist sprach durch sein Wort direkt zu meinem Herzen und fand ein Echo." — „Und was sagten Ihre Verwandten?" fragte der Missionar, die Hand des Jünglings in der seinen haltend und an dessen hochgestellten Vater und Mutter denkend. — „Ach, sie verstehen mich nicht, sie wollen mir diese neuen Ideen austreiben." — „Und deshalb sind Sie geschlagen und mißhandelt worden?" — „Tadeln Sie sie nicht, sie wissen ja nicht, was sie tun," antwortete der Jüngling, den wieder heftige Schmerzen quälten. Der Missionar gab ihm eine Erfrischung und suchte ihm sein Lager so bequem wie möglich zu machen. „Vor Morgengrauen muß ich aber zurück sein, oder Sie haben den größten Ärger. Aber nun wollen wir von dem Sohne Gottes sprechen, der so viel für mich getan hat."

Der Missionar setzte sich neben den Jüngling und war überwältigt davon, was der Herr an dieser in der Finsternis lebenden Seele gewirkt hatte, und wie göttliches Licht hier zum Durchbruch gekommen war.

„Könnte ich Ihnen nicht helfen, einen sichern Zufluchtsort zu finden?" Lächelnd antwortete er: „Nein, das ist nicht Gottes Wille. Mein Vater und Bruder wollen wissen, ob mein Heiland mir beistehen kann, und er verspricht mir, bei mir zu bleiben, der ja auch einem David und Stephanus beigestanden ist. Brauche ich mich dann noch zu fürchten?" rief er triumphierend aus.

„Aber wenn sie Sie töten?"

„Der bei mir war in diesen zwei fürchterlichen Tagen, wird mich dann auch nicht verlassen! Meine Verwandten, die mich als furchtsam kennen, wundern sich, daß ich fest bleibe; aber sie kennen den nicht, der meine Stärke ist." Vor Tagesanbruch stützte der Missionar den Jüngling auf dem Heimwege und befahl ihn dem Herrn.

Tage vergingen, da klopfte es wieder nachts an die Tür des Missionars und der Diener des Jünglings trat ein und bestellte: „Mein junger Herr befahl mir, Ihnen zu sagen, daß er zu seinem himmlischen Vater gegangen sei, und nun wäre alles gut." Einige Minuten lautloser Stille folgten dieser Botschaft.

„Hat er sehr gelitten? Ist er wieder mißhandelt worden?" — Mit einem Seufzer nickte der Chinese Bestätigung; aber mit einer flehenden Gebärde legte er den Finger auf die Lippen, daß

der Missionar ihn nicht verraten solle. Und lautlos, wie er gekommen war, verschwand er wieder.

Elf oder zwölf Monate vergingen, da wird der Missionar wieder durch Klopfen an die Tür gerufen. Auf den ersten Blick erkennt er den älteren Bruder des jungen Chinesen. Er kannte ihn von Ansehen und hatte für ihn und seinen Vater oft gebetet.

„Ich komme, um Ihnen mitzuteilen, daß ich seit dem Tode meines Bruders das Buch Ihrer Religion studiert habe, um zu sehen, woher er diese außerordentliche Kraft nahm, in allen Leiden so fest zu bleiben. Dann las ich das Buch um seiner selbst willen, und nun lese ich es um des willen, von dem es erzählt — Jesus Christus. Denn ich liebe ihn und komme, um Ihnen zu sagen, daß ich entschlossen bin, ihm zu dienen. Nun weiß ich, wer meinem Bruder die Todesfurcht nahm und welcher sagt: ‚Wer an mich glaubt, der wird den Tod nicht sehen ewiglich.' O, lehren Sie mich ihn besser kennen, bat er aus vollem, aufrichtigem Herzen den Missionar.

Bücheranzeige.

Im Verlag von Kober C. F. Spittlers Nachfolger in Basel ist erschienen:

Die Bibel in der weiten Welt. Eine Denkschrift zum hundertjährigen Jubiläum der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft mit Berücksichtigung der schweizerischen und deutschen Verbände den Bibelfreunden dargeboten von Emil Schultze, Pfarrer in Hüttwilen. VIII und 136 S. 8° mit Titelbild: Das Bibelhaus in London, und Vorwort von Antistes A. von Salis, Präsident der Basler Bibelgesellschaft. geh. Fr. 1.25 = Mk. 1. kart. Fr. 1.50 = Mk. 1.20. | Lwd. Fr. 2 = Mk. 1.60.

Inhalt: Einleitung. 1. Verbreitung der Bibel vor 1804. 2. Gründung der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft. 3. Aus der Geschichte der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft. 4. Zweigvereine und Tochtergesellschaften: a) in der Schweiz; b) in Deutschland; c) in den übrigen Ländern; d) in der römisch-katholischen Kirche. 5. Bibelverbreitung und Bibelübersetzung. 6. Die Organe der Verbreitung. 7. Bibelgesellschaft und Mission. 8. Resultate. 9. Unsere Stellung.

Am 7. März 1904 sind es hundert Jahre, daß die „Britische und Ausländische Bibelgesellschaft" in London gegründet wurde. Die Gesellschaft ge-

denkt daher, diesen Tag festlich zu begehen und das ganze darauf folgende Jahr als Jubiläumsjahr zu feiern. Das 101. Jahr des Bestehens der Gesellschaft soll sich vor all seinen Vorgängern durch einen besonders festlichen Charakter auszeichnen.

Dies ist auch für die Bibelfreunde deutscher Zunge von Bedeutung. Es soll daher die Aufgabe dieses Büchleins sein, bei Anlaß der Gedenkfeier den Bibelfreunden deutscher Zunge die Entstehung, Geschichte und Wirksamkeit der Britischen Bibelgesellschaft vor Augen zu führen und ihnen zu zeigen, in wie engem Zusammenhang damit auch die Bibelgesellschaften der übrigen Länder stehen und wieviel durch ihr einmütiges Wirken zum Wohle des Menschengeschlechts und zur Förderung des Reiches Gottes erzielt worden ist.

Ferner möchten wir empfehlen:

Schnorr von Carolsfeld's Biblische Bilder zum Alten und Neuen Testament mit begleitendem Bibeltexte und einem Vorworte von Schulrat R. Stier. Berlin, H. Hillgers Verlag. 224 Bilder. geb. Mk. 1.20.

Das vorliegende, überaus billige Werk enthält eine prächtige, feine Auswahl der bekannten Schnorr'schen Biblischen Bilder, die Kindern jeder Altersstufe in die Hände gegeben werden kann und die auch für den Religions- und Konfirmandenunterricht besonders geeignet ist, da derselbe durch den bildlichen Anschauungsunterricht an Interesse und Vertiefung wesentlich gewinnt. Ebenso dürfte Müttern, die ihren Kindern die biblischen Geschichten erzählen, mit diesen schönen Darstellungen gedient sein.

Waldpredigten des Bruders Traugott. Andachten und Betrachtungen. B. Feigenspan in Pößneck (Thür). geb. Mk. 1.50.

Fricke, A. **Wünsche und Vorschläge** hinsichtlich des **Konfirmanden-Unterrichts.** Ein Beitrag zur Gestaltung des einheitlichen Religionsunterrichts in Kirche und Schule. H. Wollermann, Braunschweig und Leipzig. 25 Pf.

Kröker, J. **Was will aus unsern Kindern werden?** Berlin, Fr. Zillessen. Mk. 1.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

1904. Die Festtage der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft in London. — Zwei Bilder aus Kalabrien. — Der letzte Wunsch. — Bücheranzeigen. Nr. 2.

Die Festtage der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft in London.

Die lange und sorgfältig vorbereitete Jahrhundertfeier der Bibelgesellschaft in London ist nun vorüber, aber die Eindrücke davon werden gewiß noch lange nachwirken. War es doch eine Feier, deren Festtagsklänge in der ganzen protestantischen Welt widerhallten und es hat wohl kaum ein evangelisches Land gegeben, wo nicht der 6. März als Bibelsonntag gefeiert wurde. Besonders festlich aber gestaltete sich die Jubiläumsfeier am Sitz der Bibelgesellschaft selbst, wo sich Tausende von Bibelfreunden aus der Nähe und Ferne, aus den höchsten und niedersten Kreisen zusammenfanden, wo die mächtigsten Kirchenräume gefüllt waren und das Lob Gottes aus dem Munde von Tausenden erscholl. Wem daran lag, schreibt ein Teilnehmer, einen Eindruck zu bekommen von der Bedeutung der Bibel,

von der dem Christentum innewohnenden Macht, dem mußte man wünschen, daß er an diesen Tagen in London war. War es doch manchmal wie im Vorhof des Himmels, wie eine sichtbare Verkörperung der einen Herde unter einem Hirten, wenn man, wie hier, aus allen Völkern und Weltteilen sich versammelt hatte, um mit Zehntausenden Gott den Herrn zu preisen für das Geschenk seines Wortes, dafür, daß er seinen Kindern die Türen geöffnet und ihnen geholfen, dieses Wort auszubreiten bis an die Enden der Erde. Und diese innige Anteilnahme, der tiefe Ernst, das „Einwärts, aufwärts, vorwärts", die helle Freude über so viel Erreichtes, die Entschlossenheit, mehr zu erreichen — dies ganze Gepräge aller Festtage, wer vermöchte es zu schildern! Und vielleicht hat es niemals einen Anlaß gegeben, bei dem so deutlich, so wahrhaftig die Einigkeit, die Verbrüderung der Christen zum Ausdruck gekommen ist, wie hier. Keine der vielen Versammlungen verlief ohne Schriftverlesung, keine ohne Gebet und ohne das von allen gesprochene Unservater, keine ohne gemeinsamen Gesang.

Wenn ferner an einem Nachmittag zehntausend Personen in der großen Albert-Halle sich einfanden, wenn neben den offiziellen Würdenträgern das eine Mal ein blinder Knabe auftrat und mit lauter Stimme die Bibel las, wenn ein Chor von 1500 Sängern sich wie ein rauschendes Meer erhob und dann alle zehntausend Zuhörer aufstanden, um mitzusingen, während dazwischen eine begeisterte Ansprache der andern folgte, und wenn endlich als Höhepunkt die von Knaben gesungenen Soli wie Engelsstimmen ertönten, sodaß ergraute Männer sich der Tränen nicht erwehren konnten, — wenn man den Blick wandern ließ über dieses Meer von Menschen, alle von einem Gedanken beseelt, so konnte man sich in eine andere Welt versetzt glauben.

Doch folgen wir der Schilderung der einzelnen Festtage, wie sie D. Merensky als Abgeordneter der Berliner Mission in der „Reformation" Nr. 12 und 13 entwirft. Er schreibt:

Es hat bei der großartigen Feier der Bibelwoche an erhebenden Eindrücken nicht gefehlt. Das Bewußtsein, daß die protestantischen Kirchengemeinschaften trotz aller Unterschiede doch eine einzige große evangelische Kirche bilden, wurde bei allen Teilnehmern geweckt und gestärkt und war uns während der Bibelwoche eine Quelle von Freude und Erquickung. Hier fanden sich Geistliche der alten englischen Kirche,

Nonkonformisten aller Art, Lutheraner vom Festlande und Vertreter von amerikanischen Kirchengemeinschaften in brüderlicher Gemeinschaft zusammen. Wie alle diese Gemeinschaften nur einen Heiland kennen, so haben sie auch alle nur eine, ein und dieselbe Bibel. Wohltuend wurden auch alle, die von auswärts gekommen waren, durch die bei solchen Gelegenheiten in England besonders freundlich und reichlich geübte Gastfreundschaft berührt. Alle Fremden konnten bei christlichen Freunden in London gastliche Aufnahme finden, und im Bibel-Hause lagen für alle erwarteten Delegierten und geladenen Gäste die für sie bestimmten Programme und Eintrittskarten bereit. Die Auswärtigen erhielten sogar einen für diese Gelegenheit besonders angefertigten kleinen Plan eingehändigt, auf denen die Säle, welche für Versammlungen in Betracht kamen, rot bezeichnet waren, und welche zugleich die besten Verkehrsmittel zeigten, mit deren Hilfe man zu diesen Punkten gelangen konnte.

Den Anfang der Feier machte am Freitag den 4. März eine Gebetsversammlung, die im Bibliothekſaal des Bibel-Hauses stattfand. Hier waren über 150 Herren versammelt, von denen die Mehrzahl Laien waren. Das christliche Leben Englands zeichnet sich durch die Teilnahme der christlichen Männer aus besseren Ständen vor dem deutsch-kirchlichen Leben vorteilhaft aus. Bei uns sieht man bei kirchlichen Konferenzen und christlichen Versammlungen außer den Geistlichen doch meist nur einzelne Herren aus solchen Kreisen, hier waren auch am Abend dieses ersten festlichen Tages wieder Hunderte von Herren zum Empfange der Delegierten erschienen, während verhältnismäßig nur wenige Damen an diesen Vorversammlungen teilnahmen.

Die erwähnte Gebets-Versammlung, die am Mittwoch um 12 Uhr stattfand, verlief würdig und schön. Es wurde eine Hymne gesungen, dann beteten zwei Herren, darauf folgten wieder Gesang und wieder zwei Gebete; so wurde gewechselt, bis acht Herren gebetet hatten, welche von dem Leiter des Ganzen dazu aufgefordert waren. Die Gebete waren von tiefer, innerer Wahrheit, und die meisten Anwesenden knieten dabei nieder. Gott hat gewiß diese Bitten um gesegneten Verlauf der Feier und um gesegnete Fortführung der Arbeit in Gnaden erhört.

Am Abend dieses ersten Tages fand der glänzende Empfang der Delegierten statt durch den Präsidenten, den Marquis von Northampton und die Direktoren der Bibel-Gesellschaft, und zwar in der Halle der Fischhändler-Innung, in einem Saale von prächtigster Ausstattung. Die genannte Innung gibt jährlich 6—800 000 Mark für wohltätige und christliche Zwecke aus. Die Delegierten wurden vorgestellt, und dabei wurden die Namen der Gesellschaften genannt, deren Ver-

treter sie waren. Dann begrüßte der Präsident die Versammlung mit herzlichen Worten, in welchen er den Wert der Feier als einer Kundgebung der Einheit betonte, die alle protestantischen Gemeinschaften der verschiedensten Nationen mit einander verbinde. Andere Herren betonten den Wert der verschiedenen Arbeitszweige der Gesellschaft. Später kamen auch Ausländer zu Wort. Zwischen dem ersten und zweiten Teil der Ansprachen fand eine Pause statt, in welcher die Anwesenden sich an den reich besetzten Tischen eines Nebenzimmers erfrischen konnten.

Der Sonnabend war bestimmt für eine großartige Kinderversammlung. Als Versammlungsort war die Albert-Halle gewählt, ein rundes Gebäude mit vier Emporen, in welchem 12000 Personen Platz finden können. Der ungeheure Raum war heute bis auf den letzten Platz gefüllt von Kindern und ihren Begleitern. Vor dem gewaltigen Orgelaufbau saß der für das Fest gebildete Chor, der 1500 Stimmen zählte. Schon vor Beginn der eigentlichen Feier, etwa eine Stunde lang, hatte diese rChor passende Gesänge erschallen lassen. Den Vorsitz bei dieser Versammlung führte der Lord-Mayor (Oberbürgermeister) von London, der dazu in voller Amtstracht erschienen war. Selbst die Wahrzeichen seiner Würde, ein großes goldenes gekröntes Szepter und ein mit Edelsteinen besetztes Schwert wurden ihm dabei vorangetragen. Eine Prinzessin des königlichen Hauses, Prinzeß Christian, nahm neben dem Oberbürgermeister Platz und zwar vor einem gewaltigen Kuchen, der nach englischer Sitte nicht fehlen durfte, da ein Geburtstag, nämlich der der Bibel-Gesellschaft gefeiert wurde.

Der Oberbürgermeister eröffnete die Versammlung; er leitete sie tatsächlich den ganzen Abend, er gab die Lieder an, welche gesungen werden sollten, und nannte die Namen der Redner, welche auftraten. Der Verlauf des Abends war schön und erbaulich. Ein blinder Knabe las zunächst einige Stellen aus dem Neuen Testament, die von Jesus dem Kinderfreunde und dem Heiland der Kranken und Elenden handelten. Ein amerikanischer Geistlicher, Dr. Ingersoll von der Bibel-Gesellschaft in New-York, hielt dann ein Gebet, worauf die 12000 Anwesenden gemeinsam das Unservater sprachen. Hierauf hielt der Oberbürgermeister eine Ansprache, in welcher er das gewaltige große Werk der Bibel-Gesellschaft schilderte und anpries. Nach dem zweiten Gesange hielt Mr. Paton, von der Grammar-School in Manchester eine vortreffliche Ansprache, in welcher er den Segen betonte, den die Verbreitung der heiligen Schrift in England gestiftet hat, wobei er vielfach auf selbstgemachte Erfahrungen zurückgriff. Er wies dann auf die Mittel hin, welche das gewaltige Werk

zu seiner Fortführung brauche und teilte mit, daß die Gesellschaft die Bitte ausspreche, ihr mit einem Geburtstagsgeschenk von 5 Millionen Mark die Arme zu stärken. Hierzu sei bemerkt, daß in diesen Tagen mitgeteilt wurde, die Gesellschaft brauche für ihre verschiedenen Arbeitszweige tagtäglich eine Summe von 14 000 Mark.

Darauf folgte unter allgemeinem Beifallklatschen das Anschneiden des Geburtstagskuchens durch die Prinzessin. Der Kuchen hatte ein Gewicht von 1 Zentner und trug die Inschrift: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht." Nachdem der Präsident der Prinzessin gedankt hatte, verließ diese mit ihrem Gefolge den Saal, wobei ihr die ganze Versammlung mit der stehend gesungenen Nationalhymne das Geleit gab. Nachdem wieder ein geistliches Lied gesungen war, folgte eine Rede von Bischof Taylor-Smith, der sich Mühe gab, die Kinder anzureden. Er ließ die ganze Versammlung, da die Kinder nicht getrennt saßen, Sprüche und Antworten auf gestellte Fragen gemeinsam hersagen. Während des folgenden Gesanges wurde die Kollekte gesammelt, und zwar dadurch, daß hölzerne Sammelkasten von Hand zu Hand gingen. Endlich dankte der Präsident dem Oberbürgermeister und seiner Gemahlin für ihr Erscheinen, und nach dem Schlußvers schloß mit dem Segen die erhebende Feier.

Beim Ausgang erhielt jeder der 12 000 Besucher ein Stück Geburtstagskuchen, zu welchem Zweck noch 800 Pfund Gebäck hergestellt waren. Jedes Stück war in einer kleinen Schachtel verpackt, auf deren Umschlag zu lesen war, daß der Empfänger zu den 5 Millionen Mark beitragen wolle, die das Geburtstagsgeschenk für die Bibel-Gesellschaft bilden sollen.

Am Sonntag, den 6., fand der Festgottesdienst in der gewaltigen St. Paulskirche statt. Weil der König dazu erwartet wurde, hatte man sich auf gewaltigen Andrang gerüstet, die Zugänge zum Kirchplatz waren mit Bretterschranken geschlossen worden, darin kleine Tore sich nur solchen öffneten, welche Einlaßkarten vorzeigen konnten. Trotzdem waren die weiten Hallen der Kirche schon eine Stunde vor Beginn der Feier ziemlich gefüllt. Freiwillige Festordner geleiteten die Gäste zu den für sie bestimmten Sitzen. Der König war durch eine Erkältung am Erscheinen gehindert. Doch erschien Ihre Majestät die Königin in Begleitung des Prinzen und der Prinzessin von Wales und der Prinzeß Viktoria. Im hohen Chor bildete die Geistlichkeit eine Prozession, welche die königlichen Herrschaften an der westlichen Haupttür der Kirche empfing. Dem Zuge voran schritten Kreuzträger und Kirchenbeamte, denen der Oberbürgermeister mit seinen Würdenträgern, die alle in vollster Gala waren, folgte. Den königlichen

Herrschaften voran ging der Erzbischof von Canterbury. Andere Geistliche geleiteten sie und führten sie zu den für sie besonders hergerichteten Sitzen. Bei dem Eintritt des Zuges in die Kirche hatte die Orgel die Nationalhymne angestimmt. Für den Gottesdienst waren Programme verteilt, auf denen auch angemerkt war, wann die Versammlung knieen sollte. Zur Eröffnung sang der Chor eine Hymne, dann folgte die Liturgie mit vielen Responsorien. Hierauf psalmodierte die Versammlung Psalm 119 von Vers 105—144. Dann folgte die Lektion von Johannis 5, 24—47. Nach dem Lobgesang, den der Chor sang, sprach die Versammlung das Glaubensbekenntnis und das Unservater, dann folgte weiterer Altardienst mit fünf Gebeten, und endlich eine Motette mit wundervollem Solo. Die Predigt wurde vom Erzbischof von Canterbury gehalten über 1. Mos. 1, 3. Sie betonte den Wert der Gottesoffenbarung in der Bibel und den Wert der Arbeit für ihre Verbreitung. Nach der Predigt folgte Gesang einer Hymne, während dessen die zahlreichen freiwilligen Helfer eine Kollekte zum Besten der Bibel-Gesellschaft einsammelten. Nachdem der Segen erteilt war, verließen die königlichen Herrschaften und der Oberbürgermeister wieder in feierlicher Prozession die Kirche. So verlief der Haupt-Festgottesdienst in St. Paul. Aber in all den Hunderten von protestantischen Kirchen der großen Weltstadt, wie auch in allen evangelischen Ländern, ist an diesem Sonntage der Gottesgabe, die wir in der heiligen Schrift besitzen, und unserer Pflicht sie auszubreiten in der Welt mit Lob und Dank gedacht worden. Wahrlich eine Hundertjahrfeier, wie die Bibel-Gesellschaft sie sich nicht schöner und erhebender hätte wünschen können!

Die Wiedereröffnung der Feiern am Montag, den 7. März, machte ein Frühstück um 1 Uhr, zu welchem etwa fünfhundert Einheimische und Fremde, Damen und Herren, durch den Marquis von Northampton, den Präsidenten der Bibel-Gesellschaft, eingeladen waren. Das Mahl war einfach gehalten, und es fehlten auch diesmal wieder, wie das in England und Amerika bei solchen Gelegenheiten nicht anders sein kann, alle starken Getränke. Auf den Tischkarten fand sich eine Liste von nicht weniger als zehn Rednern, durch deren Mund ebensoviel verschiedene Bibel- und Missionsgesellschaften, englische, aber besonders auswärtige, zu Worte kommen sollten. Bemerkenswert und höchst erfreulich ist es, daß der Admiral Sir Edmund Fremantle in einer warmen Rede für die Seemannsmission eintrat. Ein deutscher Geistlicher brachte Grüße und Segenswünsche der sächsischen Bibelgesellschaft. Andere Männer berichteten über die Bibelverbreitung in Australien, Spanien, Frankreich u. s. w. Obwohl diese Berichte lebendig und interessant waren, leerte sich der Saal, ehe das Beisammen-

sein offiziell beschlossen wurde. Der Redner waren eben zu viele, und am Abend sollte die Hauptfeier stattfinden.

Diese Hauptversammlung nahm ihren Anfang um $7\frac{1}{2}$ Uhr, es war aber ganz praktisch, daß schon dreiviertel Stunden vorher der gewaltige, tausendstimmige Festchor mit seinen außergewöhnlichen Leistungen die in der gewaltigen Albert-Halle frühzeitig zusammenströmenden großen Scharen unterhielt. Die dabei vorgetragenen Soli einiger Knaben ernteten großen Beifall. Pünklich um $7\frac{1}{2}$ Uhr nahm dann die Feier ihren Anfang mit dem Gesang einer Hymne, worauf Schriftverlesung und Gebet folgten, dessen Schluß wieder das von der ganzen Versammlung laut gesprochene Unservater bildete. Einen gewaltigen Eindruck machte es, als dann die Versammlung von 8—10 000 Menschen stehend das Te Deum (Herr Gott dich loben wir) sang, wobei vorteilhaft auffiel, daß alle die Worte und die Weise des Sanges auswendig kannten. Nachdem dann der Vorsitzende, Marquis von Northampton, eine kurze, einleitende Ansprache gehalten hatte, nahm der Erzbischof von Canterbury das Wort, der am Tage vorher bei der Feier in der St. Pauls-Kirche die Predigt gehalten hatte. Er betonte die Bedeutung der sprachlichen Arbeit, welche die Bibelgesellschaft durch die Menge ihrer Uebersetzungen geleistet habe. Ein Laie, Sir George Smith, sprach dann sehr gut über den Wert der heiligen Schrift, welcher auch dem blöden Auge offenbar werde, wenn es auf den Unterschied achte, der zwischen den Völkern bestehe, deren Leben durch die Bibel beeinflußt oder nicht beeinflußt sei. Er wies auf den Unterschied hin, der in dieser Hinsicht zwischen England und Frankreich, Deutschland und Spanien, Nord- und Südamerika bestehe. Er forderte dann, daß die Bibel in England auch in den Staatsschulen ihre Stellung behalte. Beiläufig lobte er die Freiheit, ja Begünstigung, welche die Ausbreitung der heiligen Schrift in Rußland genieße, auf der sibirischen Eisenbahn gewähre man den Bibel-Kolporteuren sogar freie Fahrt. Andere Redner folgten und betonten die Göttlichkeit der heiligen Schrift, welche bewiesen werde durch den Einfluß, den sie auf jede Menschenseele übt. Die Kollekte wurde wieder eingesammelt, während eine Hymne gesungen wurde, und den Schluß des Abends machte das große Hallelujah von Händel, das, vom Riesen-Chor gesungen, von gewaltiger Wirkung war.

Dienstag, den 8. März, fand die erste Versammlung um 3 Uhr nachmittags in Queens Hall statt, die etwa 3000 Menschen fassen mag. Alle Plätze waren besetzt, und der Marquis von Northampton führte wieder den Vorsitz. Das Thema, welches besprochen wurde, lautete: „Die Bibel auf dem Missionsfelde." Bei der Behandlung kamen die fünf größten englischen Missionsgesellschaften zu Worte.

Es sind das die Ausbreitungsgesellschaft, die Kirchliche Mission, die Londoner Mission und auch die Baptisten und Wesleyanischen Missionen. Der Vorsitzende betonte, daß die Mission und die Bibel-Gesellschaft sich Hand in Hand gearbeitet hätten. Die Missionare leisteten die mühevolle Arbeit des Uebersetzens der heiligen Schrift. Im Anfang des Jahrhunderts habe ein Orientalist erklärt, daß der Inhalt der Bibel in der chinesischen Sprache sich nicht wiedergeben lasse. Jetzt könne jeder Chinese das heilige Buch für 2. 50 Mark kaufen. In 370 Sprachen sei die Schrift übersetzt, und man arbeite unausgesetzt an der Vervollkommnung der Uebersetzungen, sobald neue Auflagen nötig würden. Wenn das aber Tatsache ist, was der Redner hervorhob, daß in der Uebersetzung, die auf den Loyalitäts-Inseln gebraucht wurde, 52 000 Aenderungen bei einer neuen Auflage nötig geworden seien, und auf den Viti-Inseln bei einer solchen 40 000, so muß man doch betonen, daß dort auf die ersten Uebersetzungen von den Missionaren nicht die erforderliche Sorgfalt verwendet worden ist. Der äußerst tüchtige Leiter der Londoner Mission, Herr W. Thompson, lenkte die Augen der Versammlung nach Indien und begrüßte mit Dank, daß die Bibel-Gesellschaft jetzt eine neue Ausgabe der heiligen Schrift mit erhöhten Schriftzeichen hergestellt habe zum Gebrauch für Blinde, deren es in jenem Lande 600 000 geben soll.

Am Abend dieses Tages fand in derselben Halle wieder eine Versammlung statt, welche als öffentliche Begrüßung von Delegierten gekennzeichnet war, besonders solcher, die von außerhalb gekommen waren. Es kamen dabei acht Herren zu Worte, nicht so sehr als Vertreter von auswärtigen Missionen oder Bibel-Gesellschaften, sondern hauptsächlich als Vertreter verschiedener Völker. Der Gesandte der Vereinigten Staaten, Mr. Choate, bezeichnete sich deshalb als Bote seines Landes und auch der amerikanischen Bibel-Gesellschaft. Er verlas ein Telegramm des Präsidenten Roosevelt, des Inhalts: „Sprechen Sie der britischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft meine herzlichen Glückwünsche zu ihrer Hundertjahrfeier aus, und meine guten Wünsche für fortdauernden Erfolg ihrer großen Arbeit.“ Zugleich übergab der Gesandte dem präsidierenden Marquis eine Adresse der Amerikanischen Bibel-Gesellschaft; darin wurde hingewiesen auf John Eliot, der schon im Jahre 1631 die Bibel in eine Indianersprache übertragen hat. Als ihr Ziel stellte diese Bibel-Gesellschaft hin, jedes Haus in Nord-Amerika mit einer Bibel zu versehen. Der Redner streifte das politische Gebiet, indem er hervorhob, Wunsch und Gebet aller Christen sei, daß Friede herrsche unter den Völkern der Erde. Manche glaubten, daß zur Aufrechterhaltung des Friedens

die Entwicklung der Kultur, der Industrie und die Beförderung von Handel und Wandel am meisten dienten. Andere wieder sähen die beste Bürgschaft für den Frieden in der starken Waffenrüstung der einzelnen Völker, oder auch in der klugen Handhabung der diplomatischen Beziehungen, die die Völker zu einander haben. Er aber glaube, daß die größte Macht zur Erhaltung des Friedens in der christlich friedlichen Gesinnung der Völker selbst zu suchen sei. Die Engländer und die Amerikaner sollten darin der Welt ein gutes Beispiel geben, sie seien miteinander verbunden mehr als andere Nationen, denn sie hätten einen Gott, eine Bibel, eine Sprache und eine Aufgabe. Rauschender Beifall folgte dieser Ansprache.

Pastor de Visme überreichte eine goldene Medaille, als Dank der evangelischen Gemeinden in Frankreich für die ihnen geleisteten Dienste. Auch Schottland wurde durch einen besonderen Redner vertreten, und Dr. Hoyles aus Kanada überreichte der Bibel-Gesellschaft ein Geburtstagsgeschenk von 40 000 Mark. Pastor Beskow aus Schweden aber entledigte sich eines ihm gewordenen Auftrags mit folgenden Worten: „S. M. König Oskar II. von Schweden hat mir befohlen, der Britischen und Ausländischen Bibel-Gesellschaft seinen wärmsten Dank auszusprechen für das Werk, welches sie in Schweden und Norwegen während des verflossenen Jahrhunderts getan hat.“ Hierauf überreichte Graf John Bernstorff, Mitglied der deutschen Gesandtschaft in London, eine künstlerisch ausgeführte Adresse der Preußischen Haupt-Bibel-Gesellschaft und erklärte, daß auf Anregung des Kaisers in allen Gemeinden der evangelischen Landeskirche Preußens am vergangenen Sonntag dieser Bibel-Hundertjahrfeier gedacht worden sei. Der Kaiser habe seinen Gesandten beauftragt, von dieser Anordnung dem Präsidenten der Bibel-Gesellschaft Nachricht zu geben. Pastor Logstrup aus Dänemark las folgendes Telegramm vom König Christian vor: „Gott fördere die Gesellschaft, Sein Segen ruhe auf ihrer Arbeit.“ Die erwähnten Botschaften wurden von der großen Versammlung mit lauten Beifallsbezeugungen aufgenommen. In bewegter, gehobener Stimmung sang man zum Schluß eine Dankeshymne.

Am Mittwoch um 11 Uhr fand im Sion-College noch eine Zusammenkunft der Delegierten von Bibel- und Missionsgesellschaften statt.

Von deutschen Missionen waren die Barmer und die Mission Berlin I durch besondere Abgesandte vertreten, Barmen durch Missions-Inspektor Spiecker und Berlin I durch den Schreiber dieser Zeilen. Auch Neukirchen, Hermannsburg und Berlin III waren vertreten, die beiden letztgenannten Missionen durch Geistliche, die an deutschen Gemeinden in England stehen. Der Abgeordnete von Berlin I betonte in einer Ansprache den Dank, welchen auch deutsche Missions-

gesellschaften der Bibel-Gesellschaft schuldeten, und zeigte an einigen Zügen aus seiner Erfahrung, wie hoch die heilige Schrift in Süd-Afrika auch von den Christen der dunkelfarbigen Stämme geschätzt wird. Inspektor Spiecker gab dann den Segenswünschen seiner Gesellschaft Ausdruck. Ein Te Deum, von allen Anwesenden stehend gesungen, beschloß dann diese Versammlung, mit welcher die Feiern der Bibel-Woche zum Abschluß kamen.

Sieben Versammlungen hatten stattgefunden, und bei allen hatte man Gelegenheit, die Geschicklichkeit anzuerkennen, mit welcher jedes Programm zusammengestellt war, und die bei der Auswahl der Redner obgewaltet hatte. Bei der Ausführung des Programms herrschte musterhafte Ordnung und Pünktlichkeit, sodaß das Ganze einen gewaltigen Erfolg der guten Sache darstellt, die gefeiert wurde. Dieser Erfolg ist nicht zum wenigsten der geschickten Leitung zu danken, die der Marquis von Northampton in den Händen hatte. Die Aufgabe, die diesem Manne oblag, war äußerst schwierig. Er mußte nicht nur die großen Versammlungen in der Hand behalten, sondern hatte auch auf die Ansprachen der vielen Redner wieder und wieder zu antworten. Er löste diese Aufgabe mit vielem Geschick und sich gleich bleibender Wärme. Höchst erbaulich war es zu sehen, daß an diesen Feiern sich Geistliche und Laien aller der verschiedenen Kirchen und Gemeinschaften beteiligten, an denen England so reich ist. Hier zeigte es sich, daß die heilige Schrift, das Evangelium, diese äußerlich von einander getrennten Körperschaften innerlich verbindet. Gewiß wird die Hundertjahrfeier der englischen Bibel-Gesellschaft ihrem gesegneten Werk zu neuem Aufschwung verhelfen. Dahingestellt muß freilich bleiben, ob der Wunsch erfüllt werden wird, der bei den Feiern der Bibel-Woche von Vertretern der Gesellschaft mehrfach geäußert wurde, der Wunsch nämlich, daß der Gesellschaft von ihren Freunden ein Geburtstagsgeschenk von fünf Millionen Mark gemacht werde. Ein Freund spendete während der Festtage eine Gabe von 40 000 Mk., wir wünschen ihm viele Nachfolger. In Deutschland schulden besonders die Missions-Gesellschaften der Bibel-Gesellschaft Dank, und werden auch in Zukunft ihrer Hilfe bedürfen. Von Herzen stimmen wir deshalb in den Wunsch und das Gebet ein: „Gott segne auch ferner hin das Werk der Britischen und Ausländischen Bibel-Gesellschaft!“

Zwei Bilder aus Kalabrien.

Das Blut der Märtyrer ist nie verloren, es bleibt die Saat der Kirche; die Freudenernte wird dort sein, wo man nicht bloß im Glauben, sondern im Schauen der Wahrheit lebt: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben"; die Ernte beginnt aber oft schon auf Erden. Gerade da, wo in Böhmen das Evangelium mit besonderer Grausamkeit unterdrückt wurde, erheben sich in unseren Tagen die neuen Gemeinden, die sich los von Rom machten, und in kleinem Maßstab erleben wir etwas ähnliches in Italien, in Kalabrien. Im Norden dieser Provinz gab es zur Zeit der Reformation ungefähr 4000 Waldenser. Sie waren schon am Ende des vierzehnten Jahrhunderts eingewandert, und ihr Fleiß verwandelte das Bergland in einen Garten Gottes. Die Berge hallten wider vom Blöken der Herden, und die Täler waren voll von Korn und Wein. Den Umwohnern waren die ehrlichen, fleißigen Ansiedler freilich widerwärtig, weil sie ganz für sich blieben und wenig Verkehr hatten mit ihren katholischen Nachbarn. Die Priester aber duldeten die Fremdlinge und drückten ein Auge zu, auch wenn sie nicht zur Messe kamen, sondern in Privatversammlungen sich erbauten, denn die Waldenser zahlten pünktlich den Zehnten, und dieser mehrte sich zusehends mit ihrem Wohlstand.

Als im Jahr 1532 auf der Synode von Angrogna die piemontesischen Waldenser sich für die Reformation erklärten und seitdem Zugehörige der reformierten Kirche bei den Schweizer Brüdern die Herausgabe einer französischen Bibelübersetzung bestellten, da haben auch die Stammesgenossen in Kalabrien zu den 1500 Goldgulden, welche die 1535 in Neuenburg erschienene Bibel kostete, beigesteuert. Dieselben baten später in Genf um Prediger und erhielten als solchen den edlen Joh. Ludwig Paschale, dessen Wirksamkeit bald eine Erweckung unter den Waldensern zur Folge hatte. Nun erwachte aber auch der Verfolgungsgeist. Paschale starb am 15. September 1560 in Rom unter den Augen des Papstes Paul IV auf dem Scheiterhaufen. Nachdem der Hirte geschlagen war, wurde auch die Herde zerstreut und vernichtet. Dem Statthalter in Kalabrien wurde ein Kardinalshut für einen

Vetter versprochen, wenn er reine Arbeit liefere und das Gebiet von den Ketzern säubere. Zuerst suchte man die Waldenser durch Versprechungen und Drohungen zum Besuch der Messe zu bewegen. Als sie lieber ihr Eigentum im Stich ließen, aus den Städten und Dörfern in die Wälder flohen und um die Erlaubnis zur Auswanderung baten, suchte man die Flüchtlinge einzufangen. Dabei kam es zum Widerstand der Verfolgten und nun hatte man Grund genug, die Ausrottung der Aufrührer zu verlangen. Die Inquisitionsgerichte bekamen reichliche Arbeit, der Tod selbst durch Feuer war den Qualen, welche die armen Opfer oft vorher erdulden mußten, vorzuziehen. Was im Lauf der Verfolgung am 11. Juni 1561 in Monte Alto geschah, beschreibt ein katholischer Augenzeuge brieflich in folgender Weise:

„Ich habe Sie nun von dem schrecklichen Gericht zu benachrichtigen, welches heute in der Morgenfrühe über die Lutheraner erging. Ich kann es wahrhaftig nur mit einem Schafe-Schlachten vergleichen. Sie waren alle in ein Haus wie in einen Schafstall eingeschlossen. Der Nachrichter brachte einen nach dem andern heraus, führte ihn auf ein freies Feld beim Haus, bedeckte sein Gesicht mit einem Tuch, ließ ihn niederknieen und schnitt ihm dann die Kehle durch. Dann nahm er das blutige Tuch, holte einen anderen und tötete ihn auf die gleiche Weise. So wurden alle Gefangenen, zusammen 88 Männer, abgeschlachtet. Sie können sich nun selbst das jammervolle Schauspiel vorstellen; ich kann, während ich schreibe, kaum die Tränen zurückhalten und niemand, der einen hatte töten sehen, konnte zum zweitenmal zusehen. Die Sanftmut und die Geduld, mit welcher sie in den Tod gingen, war unglaublich. Einige erklärten vor dem Tod, sie hätten keinen anderen Glauben als wir; die meisten starben aber in ihrer verfluchten Verstockung. Alle alten Männer gingen dem Tod fröhlich entgegen, nur die jungen zeigten Spuren von Furcht. Es schaudert mich noch, wenn ich den Nachrichter vor mir sehe, wie er mit dem blutigen Messer zwischen den Zähnen, das bluttriefende Tuch in der Hand, ein neues Opfer aus dem Haus holte, gerade wie ein Metzger, der Schafe schlachten will. Das Gericht hat schon Wagen kommen lassen, um die Leichen fortzuführen; sie sollen an den Landstraßen aufgehängt werden, von einem Ende Kalabriens bis zum andern. Wenn nicht Seine Heiligkeit der Papst oder der

Vizekönig von Neapel Einhalt gebietet, wird der Statthalter mit den Foltern und Hinrichtungen fortfahren, bis er alle Ketzer vertilgt hat. . . . Einige haben eine solche Verstocktheit an den Tag gelegt, daß man sie nicht bewegen konnte, ein Kruzifix anzusehen oder einem Priester zu beichten; diese werden lebendig verbrannt. Bis jetzt sind in Kalabrien 1600 gefangen genommen und verurteilt worden. . . . Es sind einfache, ungelehrte Leute, die seitdem nur mit dem Pflug und Spaten umgingen, in der Todesstunde sollen sie aber, wie man mir sagt, alle ziemlich viel Frömmigkeit beweisen."

Ueber den Gräbern dieser Märtyrer, die man wegen ihrer Herkunft von jenseits der Apenninenberge die „Ultramontanen" genannt hatte, triumphierte die katholische Glaubenseinheit, und Jahrhunderte lang herrschte Grabesruhe in dem verödenden Land, das in der Außenwelt vornehmlich als die Heimat des Briganten-tums berüchtigt wurde. In der Nähe des alten Verfolgungsgebietes liegt das kalabresische Städtlein Falerna. Dorthin hatten vor einigen Jahren evangelische Traktate den Weg gefunden, sie öffneten einzelnen Lesern die Augen über die Irrtümer Roms, ein „Christen-Verein" wurde gegründet und der Waldenserpfarrer Dr. Th. Gay in Neapel erhielt die unerwartete, dringende Einladung, in Falerna zu predigen. Eine lange Eisenbahnfahrt von 350 Kilometern brachte den Genannten an Ort und Stelle. Auf der Station, unterhalb der Stadt Falerna, erwartete eine Anzahl Männer, die Flinte umgehängt, wie dort üblich ist, den Gastprediger; an ihren Hüten trugen sie Papierstreifen mit dem Aufdruck „Christiani". Nach mühsamem zweistündigem Aufstieg war die Stadt erreicht, an deren Eingang wieder etwa zwanzig wohlbewaffnete Kalabresen die Kommenden mit dem Ruf begrüßten: „Es lebe unser Pfarrer!" Dies geschah am 10. Januar 1900. Außer den obengenannten Traktaten hatten auch einige Männer den Boden bereitet, die in den Vereinigten Staaten Nordamerikas mit der evangelischen Lehre bekannt geworden waren.

Pfarrer Gay traf fünfzig Personen an, die um die Aufnahme in die evangelische Kirche baten. Die waldensischen Pfarrer sind aber in solchen Fällen mit Recht sehr vorsichtig. Zunächst wurde ein Evangelist und eine Lehrerin in Falerna angestellt, und als Pfarrer Gay am 14. Februar 1900 zum zweitenmal nach Falerna

kam, mit Musik und Böllerschüssen von den hervorragendsten Bürgern begrüßt, da wurde zum erstenmal das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt gefeiert und die ersten sechs Männer und ebensoviele Frauen in die damit gegründete Waldensergemeinde aufgenommen. An Ostern 1901 waren es schon 46 Gemeindeglieder, und ein Waldenserpfarrer, der im Januar v. J. in Falerna war, schreibt über seine Eindrücke: „Ich habe mich aufs neue überzeugt, daß unsere Kirche hier nicht bloß ihren Platz behauptet, sondern Fortschritte macht. Ich blieb drei Tage in der Stadt. Am Sonntag Morgen fand ich nicht weniger denn 60 Kinder aus katholischen und evangelischen Familien in der Schule, die alle vergnügt eine Stunde lang die Sprüche, die sie gelernt hatten, aufsagten und der Erklärung eines Bibelabschnittes zuhörten. Mit südländischer Wärme sangen sie ihre evangelischen Lieder. Dann war ich dabei, als die Kirchenältesten drei Katechumenen prüften, einen Mann und zwei Frauen, deren Antworten davon zeugten, daß sie den Heilsweg ‚allein durch den Glauben' wohl erkannt hatten. In dem folgenden Gottesdienst wurden sie zum erstenmal zum heiligen Abendmahl zugelassen und so in die Gemeinde eingeführt.

Am folgenden Abend zündeten wir den Christbaum an; in Ermangelung einer Fichte oder Tanne wurde dazu ein Erdbeerbaum verwendet, der gerade mit seinen weißen Blüten bedeckt war und nun noch mit vielen Lichtern geschmückt wurde. Zweihundert Personen nahmen an der Feier teil, viele mußten umkehren, weil sie keinen Raum mehr fanden."

Seitdem hat die Gmeinde eine große Freude erlebt. Am 7. Juni v. J. wurde in Falerna der Grundstein der evangelischen Kirche gelegt, die sich in Jahresfrist an dem schönsten Punkte der Stadt erheben wird. Die Urkunde, die man dabei einmauerte, enthält die Worte: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes zur Erinnerung an das Blutbad unter den Waldensern Kalabriens, zu einem Zeugnis über die Ungerechtigkeiten und Irrlehren der Papstkirche, zum Beweis der Glaubensfreiheit der neuen Zeit, zur Ehre Gottes wurde heute am 7. Juni 1903 der Grundstein dieses Hauses gelegt, das der Anbetung im Geist und in der Wahrheit geweiht ist und der Predigt des Evangeliums, das die Erlösung, Verzeihung und Liebe bedeutet."

Der letzte Wunsch.

Am 27. Oktober 1895 starb in Liverpool der reichgesegnete Laienprediger Reginald Radcliffe, seines Zeichens eigentlich ein Jurist, der 40 Jahre lang für die innere und äußere Mission gewirkt. Sterbend hebt er an: „Ich möchte gern" — Man fragt, ob er seinen ältesten Sohn zu sprechen wünsche? „Nein!" „Den zweiten?" „Nein!" „Was denn?" Da rafft er die letzte Kraft zusammen und sagt: „Ich möchte gern, — daß alle Gläubigen — das Evangelium ausbreiten auf der ganzen Erde!"

Bücheranzeigen.

Finney, Ch. G. **XXII Reden über religiöse Erweckungen.** Uebersetzt von E. v. Feilitzsch. Zweite Hälfte: Rede XIII—XXII. 336 S. Düsseldorf. C. Schaffnit. Brosch. Mk. 1.60 | Kart. Mk. 2.—.

Angesichts der heutigen Gemeinschaftsbewegung in Deutschland werden diese Reden des großen amerikanischen Erweckungspredigers, durch den auch seiner Zeit der bekannte Moody angeregt worden ist, vielen von Wert sein. Sie führen in klarer und überzeugender Weise in das Wesen des neuen Lebens ein.

Torrey, R. A. **Wie lernen wir unsere Bibel kennen?** 120 S. Basel. Kober (C. F. Spittlers Nachfolger). Geh. Fr. 1.— = 80 Pfg. | Geb. Fr. 1.75 = Mk. 1.40.

Eine treffliche und anregende Beantwortung der wichtigen Frage: Wie soll man in der Bibel forschen, um den größten Gewinn daraus zu ziehen?

Dennert, Dr. phil. **„Es werde!"** Ein Bild der Schöpfung. 1.—3. Tausend. 72 S. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses. Eleg. kart. Mk. 1.—.

Eine zeitgemäße Schrift, worin der bekannte Naturforscher Dr. Dennert vom bibelgläubigen Standpunkt aus in gemeinfaßlicher und feinsinniger Weise die drei Fragen behandelt: 1. Wie ist das Weltall entstanden? 2. Wie ist die Welt des Lebens entstanden? 3. Wie ist die Menschheit entstanden?

Benz, G. Pfr. **Aus dem Leben einer Arbeiterkolonie.** 48 S. Basel. Fr. Reinhardt. 40 Cts. = 35 Pfg.

Ein Vortrag, der die Entstehung und Aufgabe der schweizerischen Arbeiterkolonie Herdern im Thurgau schildert und das Interesse für die Hebung des auf diesem sozialen Gebiete herrschenden Notstandes beleben möchte. Der Erlös des Schriftchens, das wir hiemit bestens empfehlen möchten, ist für die genannte Arbeiterkolonie bestimmt.

Aeschbacher, Pfr. **Seid Täter des Worts!** Predigten über den Brief des Jakobus. Erstes Heft. 1.—6. Predigt. 64 S. Bern. A. Francke. Fr. 1.— = 80 Pfg.

Diese Predigtsammlung soll zunächst vier Hefte umfassen, die bis zum Herbst dieses Jahres erscheinen werden. Inhaltlich stehen die vorliegenden Predigten auf der gleichen Höhe, wie die schon früher von demselben Verfasser erschienenen: Sie schöpfen aus dem vollen Leben, gehen auf das Leben und Denken unserer Zeit ein und sind echt evangelische Zeugnisse.

Fricke, A. **Wünsche und Vorschläge hinsichtlich des Konfirmandenunterrichts.** Ein Beitrag zur Gestaltung des einheitlichen Religions-Unterrichts in Kirche und Schule. 31 S. Braunschweig u. Leipzig. H. Wollermann. 25 Pfg.

Beyer, Th. **St. Petri Zeugnis über das Alte Testament.** Vortrag, gehalten im Bibelbund zu Stettin. 42 S. Ebenda. 40 Pfg.

Möller, Prof. **Der Glaube.** 40 S. Ebenda. 25 Pfg.

Drei Schriftchen mit wertvollen Winken und trefflicher Ausführung.

Herzog, Pfr. **Der Begriff der Bekehrung** im Lichte der hl. Schrift, der Kirchengeschichte und der Forderungen des heutigen Lebens. 120 S. Gießen. J. Rickersche Verlag. Mk. 2.—.

Eine tiefgehende Studie, die als Ergebnis ihrer Untersuchung die Bekehrung des Menschen zu Gott als ein göttlich-menschliches Geschehen darlegt.

Festschriften für Gustav-Adolf-Vereine. Von Fr. Blanckmeister. Leipzig. Arwed Strauch. Heft 6, 11, 32. à 10 Pfg.

Heft 6: Peter Rosegger und die Heilandskirche in der Waldheimat von A. Kappus. — Heft 11: Gustav-Adolf-Geschichten. Von Fr. Blanckmeister. — Heft 32: Kleine Züge aus der Diaspora des Rheinlandes. Von K. Röhrig.

Sehr hübsche Schilderungen aus dem Gebiet der innern Mission und der Diaspora, gut illustriert und zur Verbreitung sehr geeignet.

Dennert, E., Dr. **Glauben und Wissen.** Volkstümliche Blätter zur Verteidigung und Vertiefung des christlichen Weltbildes. II. Jahrg. Stuttgart. M. Kielmann. Mk. 5.—.

Eine sehr empfehlenswerte Zeitschrift, die sich die Aufgabe setzt, in den Fragen über Glauben und Wissen gebildeten Lesern die rechte Führung zu geben.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

1904. Jahrhundertfeier der Basler Bibelgesellschaft. — Die Bibel am Yalu-Fluß. — Unter japanischen und russischen Kriegern. — Indianer in St. Louis (Amerika). — Ein Sohn Israels. — Kleine Mitteilungen. Bücheranzeigen. Nr. 3.

Jahrhundertfeier der Basler Bibelgesellschaft

28. Juni 1904.

Wie die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft im März dieses Jahres ihr hundertjähriges Jahresfest feiern durfte, so hat auch ihre freilich viel unbedeutendere Schwester, die Basler Bibelgesellschaft, am 28. Juni d. J. das Jubiläum ihres hundertjährigen Bestehens im Kreise ihrer Mitglieder und Freunde begangen. War es freilich auch keine Feier im großen Stile, wie sie in den Märztagen in der Weltstadt London stattfand, so fehlte es doch nicht an festlichem Schmuck und festlicher Stimmung, die in den Reden zum Ausdruck kam. Es war auch nicht der eigentliche Stiftungstag, an dem die Jahrhundertfeier abgehalten wurde, denn dieser scheint sich nicht mehr genau feststellen zu lassen, sondern man beging dieselbe in der letzten Juniwoche wie üblich im Reigen

der übrigen christlichen Jahresfeste, die alljährlich in Basel gefeiert werden.

Schon die Vorfeier im Vereinshaus, am Abend des 27. Juni, gab dem Jubiläum ein festliches Gepräge. Nicht nur war der große Saal mit Palmen und grünem Gezweig aufs prächtigste geschmückt, wobei die goldenen Strahlen der Abendsonne freundlich durch die hohen Fenster blinkten, es waren auch verschiedene Vertreter einzelner deutscher und schweizerischer Bibelgesellschaften zugegen, die der Jubilarin ihren Segensgruß entboten.

Die Jubiläumsfeier selbst fand dann am folgenden Tage nachmittags in der geschmückten Kirche von St. Leonhard statt, wobei der einleitenden Ansprache von Antistes v. Salis, der Festbericht von Pfarrer S. Preiswerk-Sarasin und die Festrede von Prälat v. Weitbrecht über Psalm 119, 141 folgte. — Wie es nicht anders sein konnte, führte der Berichterstatter die Festversammlung zurück in die Tage der Vergangenheit, da vor 100 Jahren das junge Reis der Bibelgesellschaft in den Boden Basels gepflanzt wurde. Es war, wie wir schon in der Märznummer der Bibelblätter erzählt haben, dasselbe Samenkorn, das damals in London am 7. März 1804 in Hoffnung einstiger Frucht ausgestreut wurde und dessen erste Keime sehr bald auch in Basel ihre Triebkraft bewährten. Derselbe Dr. Steinkopf, der in England ein Mitbegründer der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft gewesen war, regte auf dem Festlande in den ihm von früherher bekannten christlichen Kreisen den Gedanken zu einer ähnlichen Gründung an, und so kam es noch im gleichen Jahr in Basel zur Bildung eines Komitees zur Verbreitung der Bibel.

Das Unternehmen bewegte sich zunächst nach der alten Väter Weise in sehr bescheidenen Bahnen. An seiner Spitze standen nur einige wenige, wenn auch hervorragende Männer Basels. Es war auch im Grunde anfangs eigentlich nur ein Bibelverein, der sich aber seiner Aufgabe völlig bewußt war und mit Tatkraft an das Werk ging. Das Komitee verstärkte sehr bald die Zahl seiner Mitglieder und den Kreis der Teilnehmer, die durch regelmäßige Beiträge das Werk der Bibelverbreitung fördern sollten.

Die nächste Aufgabe, die sich die Basler Bibelgesellschaft stellte, bestand in der Stereotyp-Ausgabe einer Bibel in Oktav, die handlich und billig zur Verbreitung unter dem Volk geeignet

wäre. Man ging dabei sorgfältig zu Werk, und Ende 1808 lag dieselbe in schönem Druck vor. Von demselben Satz sind bis zum Jahre 1895 noch 60 Auflagen gedruckt und ausgegeben worden. Aber nicht nur deutsche Bibeln verschiedenen Formats wurden im Laufe der früheren Jahre von ihr herausgegeben, sondern auch ein hebräisches Altes Testament (1827) und ein griechisches Neues Testament (1880). Mit jenem hat man der Judenmission nicht unwesentliche Dienste geleistet, das griechische Testament dagegen sollte vornehmlich der griechisch redenden Bevölkerung in der Türkei dienen. Wesentliche Hilfe hat die Basler Bibelgesellschaft auch der Mission unter den Heiden dadurch geleistet, daß sie dieselbe nach Kräften unterstützte in der Herausgabe heiliger Schriften, so z. B. in Tulu, Kanaresisch, Malayalam, Gã, Tschi (Asante) und Aethiopisch-Amharisch. Wie nahe Beziehungen zwischen ihr und der Basler Mission von jeher bestanden, zeigt sich auch darin, daß nach Entstehung der hiesigen Missionsgesellschaft (1815) deren erste Jahresfeste mit dem öffentlichen Bibelfest zusammen gefeiert wurden. Auch machte sich das seit dem Jahr 1816 erscheinende Missions-Magazin zur Aufgabe, nicht nur über die neueste Geschichte der protestantischen Missionen zu berichten, sondern auch die Bibelsache und ihre Verbreitung mit in ihre Darstellung hereinzuziehen. Erst von 1853 an hat dann die Basler Bibelgesellschaft die bekannten „Bibelblätter" in vierteljährlicher Folge herausgegeben, die seitdem Mitteilungen aus dem ganzen Arbeitsgebiet der Bibelgesellschaften bringen, aber damit ihre Verbindung mit dem Missions-Magazin nicht aufgegeben haben, indem ein Teil der Auflage letzterem beigegeben wird.

Hat auch die Tätigkeit der Basler Bibelgesellschaft in Bezug auf die Verbreitung der hl. Schrift bei weitem nicht den Umfang der britischen erreicht, so hat sie ihre Arbeit doch stets als eine internationale betrachtet und darnach gehandelt. Der Festbericht sagt darüber: „Deutsche und romanische Länder, österreichische und russische Gebiete, Asiaten und Amerikaner des Nordens und des Südens, sie und noch allerlei andre Leute begegnen in bunter Reihe dem, welcher die Verhandlungen unserer Gesellschaft durchgeht. Unter Katholiken werden in der Schweiz und in Deutschland katholische Uebersetzungen verbreitet seit 1814. In der Heimat faßt die freundliche Fürsorge Vereine und Anstalten

*

Gefängnisse, Gasthöfe und Spitäler ins Auge, die Wachtstuben der einstigen Standestruppe so gut wie später die bescheidenen Häuschen der Bahnwärter. An wandernde Handwerksgesellen werden gratis oder gegen billigen Entgelt Testamente oder Bibelteile abgegeben seit 1820. Die Auswanderer, welche unsere Stadt berühren, finden Berücksichtigung seit 1852. Hochzeitspaaren werden bei der Trauung Bibeln als Geschenk angeboten seit 1841. Tritt in der nähern oder fernern Umgebung eine Heimsuchung ein, so werden die verlorenen Bibeln ersetzt." Auch geschichtliche Ereignisse haben der Bibelgesellschaft vielfach Veranlassung gegeben, ihre Arbeit auf bestimmte Kreise auszudehnen. So war es eine ihrer ersten Aufgaben, die französischen Protestanten mit Bibeln zu versorgen und das umsomehr, als zur Zeit der napoleonischen Kriege Frankreich für die britische Bibelgesellschaft ein verschlossenes Land war und diese den Franzosen nur durch die Hilfe der Basler nahe kommen konnte. Sodann heißt es weiter im Bericht: „Im Jahre 1819, da Basel das Andenken der Reformation beging, wurden an die Schulkinder Neue Testamente verteilt. Die Revolution von 1831 brachte unserer Stadt eine Besatzung von eidgenössischen Truppen. Man ließ diese nicht ziehen, ohne sie mit Neuen Testamenten beschenkt zu haben. Eigentümlich friedlich mutet es einen an, wenn 1834 die Behörden des jungen Kantons Baselland zu möglichst billigem Preise 200 Neue Testamente begehren, um sie als Schulprämien zu verteilen. Die Unruhen der vierziger Jahre machten sich mannigfach bemerkbar. In Luzern gefangene Freischärler erhielten (1845) Bibeln und Testamente. Zwei Jahre später, 1847, wurden Neue Testamente an die Truppen verteilt, die zum Sonderbundsfeldzuge ausrückten. Im Jahre darauf kauften sich Soldaten der in Baden stehenden deutschen Truppen Testamente, und 1849 wurden solche an deutsche Flüchtlinge verschenkt. Im folgenden Jahrzehnt brachte zum erstenmal das friedliche Ereignis eines Eisenbahnbaues, der Linie Basel-Olten, Gelegenheit, vielen Arbeitern heilige Schriften anzubieten. Der drohende Konflikt mit Preußen 1857 war unserer Gesellschaft ein Anlaß, unsere zur Grenzbesetzung aufgebotenen Truppen mit Testamenten auszustatten, und 1859 gingen Sendungen heiliger Schriften an die gefangenen und verwundeten Oesterreicher in Piemont und Südfrankreich. Daß die Jahre 1870/71 mit ihren

Kriegsereignissen, welche namentlich auch Scharen von Franzosen in unsern Bereich führten, eine ungewöhnlich rege Tätigkeit veranlaßten, versteht sich von selber. Auch die unblutigen Schlachten der Truppenzusammenzüge bieten jedesmal einen zum Glück harmlosen Anlaß, den Leuten Evangelien und Bibelteile in die Hand zu geben."

Erwähnt sei auch, daß man sich mit der Zeit bei der Verbreitung heiliger Schriften der Kolportage bediente und verschiedene Bibelboten in die Schweiz und die Nachbarländer aussandte. Seit einer Reihe von Jahren geschieht nun diese Kolportage gemeinsam von den schweizerischen Bibelgesellschaften unter den Landeskindern mit ihren verschiedenen Sprachen und unter den zahlreichen italienischen Arbeitern, die in der Schweiz ihr irdisches Brot suchen.

Schließlich gedenken wir noch im Rückblick auf die 100jährige Wirksamkeit der hiesigen Bibelgesellschaft der schönen Bibelsammlung, die sie im Laufe der Jahre angelegt hat und fortgehend erweitert. Die Sammlung soll zunächst Bibelausgaben baslerischen und schweizerischen Ursprungs enthalten, aber sie nimmt auch andere Ausgaben auf und es sind darunter wertvolle alte Drucke vertreten, die eine Zierde der Sammlung sind. Seit 1898 hat sie im sogenannten Konziliensaale beim Münster ihre Aufstellung gefunden.

Der schlichte Festbericht, dem wir diese Mitteilungen entnommen, führt keinerlei Zahlen auf, aus denen die hundertjährige Wirksamkeit der Bibelgesellschaft ziffernmäßig erkenntlich wäre. Es ist das auch nicht nötig, denn bloße Ziffern tun es im Reiche Gottes nicht. Aber, was die Väter vor einem Jahrhundert im Glauben und in der Liebe zu Gottes Wort unternommen, das gehört mit zu den Bausteinen, die in ihrer Gesamtheit dazu dienen, daß das Reich unseres Gottes auf Erden aufgerichtet und der Name Jesu Christi unter den Menschenkindern verherrlicht werde. Möge es dem Herrn gefallen, daß die Basler Bibelgesellschaft auch fernerhin diesen Dienst am Hause Gottes verrichten dürfe!

Die Bibel am Yalu-Fluß.

Noch vor zwanzig Jahren war Korea ein gänzlich verschlossenes Land, zu dem keinerlei Ausländer Zutritt hatten. Zwar versuchten es Franzosen und Amerikaner verschiedene Male vergeblich, sich den Verkehr mit demselben zu erzwingen, aber erst im Jahr 1884 ließ sich der König von Korea herbei, in seiner Hauptstadt Söul einen Vertrag mit einigen europäischen Mächten zu schließen, wonach das Land dem ausländischen Verkehr geöffnet wurde.

Aber lange, bevor dies geschah, war Gottes Wort durch die verschlossenen Pforten Koreas eingedrungen und hatte sich hier Freunde und Anhänger gewonnen. Es war im Jahr 1874, daß ein junger Schotte, der presbyterianische Missionar John Roß, sich in Mukden, der Hauptstadt der Mandschurei, niederließ. Hier kam er in Berührung mit verschiedenen koreanischen Kaufleuten, die sich heimlich aus ihrem Lande entfernt hatten und um des Handels willen nach Mukden gekommen waren. Neugierde veranlaßte sie, den „fremden Teufel" kennen zu lernen und sie suchten deshalb seine Bekanntschaft zu machen. Ihre Neugierde wurde schließlich zu einem lebhaften Interesse, das sie für den Fremden und seine Lehre empfanden. Roß aber wurde durch sie auf ihre Heimat, das Land Korea, aufmerksam und hoffte, es werde auch für dieses einmal der Zeitpunkt eintreten, an dem es wie ehemals China und Japan für die Fremden und somit auch für die Mission offen sein würde. Bis dahin aber wollte er sein möglichstes tun, um für jene Zeit vorbereitet zu sein. So ging er mit seinem Mitarbeiter Macintyre und seinen koreanischen Freunden daran, die vier Evangelien und die Apostelgeschichte in die Sprache Koreas zu übersetzen. Nach mühevoller Arbeit lag das Manuskript fertig da. Aber nun erhob sich die schwierige Frage, wie dasselbe durch den Druck geführt werden sollte; denn es standen dem Missionar keine koreanische Typen zu Gebote. Aber auch diese Schwierigkeit wurde bewältigt. Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft stellte ihm eine gewisse Geldsumme zur Verfügung und wohlwollende Freunde versahen ihn mit einer Druckerpresse. Er studierte

aus Büchern die Schriftgießerei, das Setzen und Drucken, und schließlich wagte er sich an das ungewohnte Werk des Bibeldrucks. Dieser gelang und so lagen einige Teile des Neuen Testaments in koreanischer Sprache fertig da, noch ehe der Fuß eines evangelischen Missionars das Land betreten hatte.

War die koreanische Regierung von jeher jeglichem Einfluß von außen her abhold, so war sie gerade damals den Fremden besonders feindselig gesinnt. Wenige Jahre zuvor war über die katholischen Missionare, die sich ins Land gewagt hatten, und über ihre christlichen Anhänger eine blutige Verfolgung ausgebrochen. Tausende von Christen und eine große Anzahl römischer Priester waren damals erschlagen worden. Seitdem war selbst auf die Einführung christlicher Bücher die Todesstrafe gesetzt.

In jener Zeit wurde der Landstrich am Grenzfluß Yalu entlang, der jetzt zur Mandschurei gehört, als neutrale Zone oder als „herrenloses Land" betrachtet. In diesem weiten Landstrich hatten sich nach und nach viele Koreaner heimlich niedergelassen. Von ihnen kamen einzelne bis nach Mukden, lernten hier durch Missionar Roß das Evangelium kennen und wurden Christen. In ihrem Eifer erboten sie sich, die von Roß übersetzten Evangelien über den Yalu hinüber in ihr Heimatland Korea einzuführen. Das Unternehmen war aber für die Leute zu gewagt, als daß sie es frei und offen hätten riskieren dürfen. Sie führten die Evangelien als Makulatur mit sich in kleiner Anzahl und in möglichst unauffälliger Weise. Es war zwar zu befürchten, daß manches Exemplar der Evangelien im schlimmsten Falle verbrannt werden würde, aber wenn das nicht geschah, so durfte man gewiß sein, daß sie nicht mißbraucht oder unbeachtet bleiben würden; denn die Koreaner hegen eine gewisse Ehrfurcht vor den Büchern und allem bedruckten Papier. Zudem ist es Sitte bei ihnen, alte chinesische Bücher als Makulatur aufzukaufen und damit die Wände ihrer Häuser zu tapezieren.

Auf diese Weise gelangten eine große Anzahl der kleinen Bibelteile über den Yalufluß ins verschlossene Korea. Sie wurden gern gekauft, weithin verbreitet und auch gelesen. Endlich tat sich Korea für die Ausländer auf und einer der Fremden, der als Reisender das Land durchzog und da und dort die Blätter der Evangelien als Tapeten an den Wänden der koreanischen Wohnungen

bemerkte, schrieb nach Europa, daß die Bibelgesellschaft in diesem Fall ihr Geld mehr oder weniger hinausgeworfen habe. Die Gesellschaft beauftragte infolge dessen einen ihrer Agenten, der das Werk der Bibelverbreitung in der Mandschurei unter sich hatte, den Sachverhalt zu untersuchen. Er begab sich nach Korea und fand die Aussage des Reisenden zum Teil bestätigt. Anderseits teilte ihm, als er sich im Hafenplatz Fusan aufhielt, ein amerikanischer Missionar mit, daß im nördlichen Korea die Christen zu Tausenden anzutreffen wären, wogegen sie sich im südlichen nur in geringer Zahl befänden. Und warum das? Weil, wie er hinzufügte, dort im Norden der Same des Wortes Gottes schon lange unter dem Volk ausgestreut worden sei. Dort könne man jetzt ohne weiteres ernten und es komme nur darauf an, weiter zu bauen.

Seitdem ist jener Bibelagent am Yalufluß auf und nieder gezogen, über Berg und Tal bis zu seiner Quelle hin, um die im Lande arbeitenden Kolporteure anzuleiten und zu beaufsichtigen. Während der einen Reise, die gegen zwei Monate in Anspruch nahm, wurden ihm von den Bibelboten allein 600 Koreaner persönlich vorgeführt, meist Familienhäupter, in deren Häusern man den Ahnen- und Dämonendienst aufgegeben hatte und Christo nachfolgen wollte. Sie waren freilich noch ziemlich unwissend, aber sie baten dringend um die Taufe. Andere kamen von weit her und baten um Lehrer, die sie mit allem Nötigen versehen wollten. Sie stammten aus Bezirken, wo bisher noch kein Missionar gearbeitet hatte.

Die Bibelgesellschaft behielt jahrelang diese Leute im Auge und ließ ihnen das Wort des Lebens zukommen. Man hörte davon im mittleren Korea, aber die dortigen Missionare hielten eine solche Bewegung über dem Yalu drüben nicht für möglich, bis im Jahr 1899 zwei Missionare hinreisten und sich davon überzeugten. Dann traten die Unruhen und Verfolgungen durch die Boxer ein. Nicht weniger als 5000 christliche Heimstätten wurden von ihnen im „herrenlosen Lande" längs dem Yalu in Asche gelegt. Manche der Christen erlitten den Märtyrertod, andere retteten sich durch die Flucht, verloren aber all' ihre Habe. In Wiju, einer Stadt am unteren Yalu, arbeitet die Bibelgesellschaft seit 20 Jahren, und es besteht in derselben seit 16 Jahren eine christliche Gemeinde, die von den Missionsarbeitern von Söul aus gegründet worden ist. Ihre meisten Mitglieder gehören zu jenen

Koreanern, die seiner Zeit durch den Einfluß jener kleinen Evangelien gewonnen worden sind. In dem jenseits des Yalu gelegenen Antung arbeitet die Bibelgesellschaft noch etwas länger. Hier aber wurde Missionar James Wylie, während er Bibelteile verkaufte, vom Pöbel überfallen und mißhandelt. Wenige Wochen später starb er in Liauyang den Märtyrertod. Während der letzten unruhigen Zeit des Krieges, der sich am Yalu zwischen den Russen und Japanern abspielt, hat ein dänischer Missionar den dortigen Bibelagenten unterstützt. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß der bestehende Vorrat von heiligen Schriften während der Kriegswirren seinen Untergang gefunden hat, indem auch viele chinesische Heimstätten in und um Tschiu Lien tsching bei den blutigen Schlachten jener Gegend zerstört worden sind. Indes, wie dem auch sei, viele Exemplare der hl. Schrift sind bereits in den Händen der dortigen Eingeborenen.

Aber nicht nur viele Koreaner, die damit versehen sind, leben an den Ufern des Yalu, es finden sich dort auch Tausende von chinesischen Kolonisten, Holzfällern und Holzhändlern, Kohlenbrennern, Bergleute, Händler und Jäger, die mehr oder weniger das Wort Gottes kennen gelernt haben. Selbst durch die weite Zone der ungeheuren Fichtenwälder haben die Bibelboten ihren Weg gefunden, und ihre Schriften dringen über die Schneeberge Koreas bis hinunter in die Niederungen des Tumen und Sungari-Flusses und ihren Bewohnern. Das Wort des Lebens, das so in jene entlegenen Gegenden gelangt, ist auch ein Trost und Balsam manchem russischen Krieger, der fern von seinem Heim heute in den Hospitälern des japanischen Roten Kreuzes in Wiju an seinen Wunden darniederliegt. Sicherlich findet da manches traurige Herz Trost und Frieden in seinem russischen Neuen Testament, das der eine und andere russische Soldat für wenige Kopeken von den christlichen chinesischen Kolporteuren gekauft hat. Und so ist es gewiß auch der Fall bei den japanischen Truppen, unter denen zur Zeit Tausende von Evangelien verteilt werden. Will's Gott, dienen sie auch dazu, ihre Leser mit dem Geist der Bruderliebe zu erfüllen.

Unter japanischen und russischen Kriegern.

Der Krieg in Ostasien hat in kurzer Zeit Tausende von japanischen und russischen Truppen auf den Kriegsschauplatz an der Grenze von Korea und in der Mandschurei zusammengeführt. Angesichts dieser Truppenmassen, die blutigen Schlachten entgegen gehen und dem Tode ins Auge sehen, hat die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft denn auch sogleich Vorsorge getroffen, daß den Mannschaften beider kriegführenden Mächte das Wort des Lebens auf ihrem ernsten Gange angeboten werde. So schreibt u. a. der Bibelagent in Japan von Kobe aus unter dem 15. März:

„Man wird es verstehen, daß, sobald der Krieg zur Gewißheit wurde, ich keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um unter den ins Feld rückenden Truppen möglichst viele hl. Schriften zu verteilen. Es war mir eine große Freude, dies in Hiroshima tun zu dürfen. Jede Division der japanischen Truppen war nämlich hier zunächst einquartiert, ehe sie eingeschifft und nach dem Kriegsschauplatz befördert wurden. Da die Soldaten in den Privatwohnungen untergebracht waren, so hatte es keine Schwierigkeit, ihnen nahe zu kommen. Es war eine Freude, mit ihnen zu verkehren. Sie waren alle voll Kampfesmut, und ihre Aufführung in der Stadt war musterhaft. Fälle von Trunkenheit und Skandalsucht kamen kaum vor. Da sie jeden Tag im Dienst vollauf in Anspruch genommen waren, waren sie am Abend froh zur Ruhe kommen zu können. Sie alle scheinen von dem einen Geiste beseelt zu sein, für die Rechte und Lebensinteressen Japans zu kämpfen. Aber ihr Kampfesmut hat auch seine dunkle Seite: die meisten Soldaten haben sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß sie ihre Heimat nicht mehr wiedersehen werden und darnach ihre Vorkehrungen getroffen. So haben viele von ihnen ihre Frauen in aller Form entlassen, ja einer hat sogar seine beiden Kinder vorher getötet, weil er niemanden hatte, dem er sie bei seinem Ausmarsch übergeben konnte. Wenn nun Männer in solcher Todesgewißheit ins Feld ziehen und mit dem Leben abgeschlossen haben, ist es gewiß um so wichtiger, ihnen das Buch in die Hände zu

geben, das allein sie zu ihrem Todesgang recht vorbereiten und ihnen den Weg zum ewigen Leben zeigen kann. Ich habe dafür gesorgt, daß nahezu 200 000 Evangelien unter die Soldaten und etwa 1500 Neue Testamente unter die Offizieren verteilt werden können."

Dasselbe geschieht auch unter den russischen Truppen längs der sibirischen Eisenbahn, auf der dieselben nach dem fernen Kriegsschauplatz befördert werden. So schreibt ein Bibelagent u. a. aus Chelsabinsk, am 9. April:

„Am Osterabend passierten hier 300 junge Freiwillige auf ihrem Wege nach der Mandschurei. Indem ich den ersten Eisenbahnwagen bestieg, teilte ich den Leuten mit einigen Worten den Zweck meines Hierseins mit und redete sie dann folgendermaßen an: Meine Brüder, morgen feiern wir das heilige Osterfest, während ihr auf eurer Fahrt nach dem Kriegsschauplatz seid. Vergesset da nicht, daß Christus auferstanden ist und mit euch sein will. Auch die Bibelgesellschaft gedenkt eurer und möchte einem jeden von euch, der lesen kann, ein Exemplar der Evangelien oder der Psalmen schenken. Ich bin gewiß, daß ihr dafür noch ein Plätzchen in eurem Brotsack habt. So ein Büchelchen ist ja auch nicht schwer und ist doch von großem Wert für euch, denn es ist Gottes Wort.

Mit diesen Worten begann ich im Zug die Verteilung der Schriften an die Einzelnen, während ein Soldat mir den Schriftenpack trug. Verschiedene Soldaten fragten mich nach meinem Namen, um ihn sich in ihr Notizbuch zu notieren, aber ich erwiderte ihnen, daß sie die Büchlein nicht von mir, sondern von der Bibelgesellschaft erhielten, und machte sie zugleich auf die Angabe auf dem Titelblatt aufmerksam. Die Leute waren alle sehr erfreut über die Gabe und dankten mir herzlich dafür.

Indianer in St. Louis (Amerika).

Auf der großen Weltausstellung in St. Louis, die gegenwärtig ihre mannigfaltige Pracht entfaltet, finden sich natürlich auch die Vertreter aller möglichen Völker und Länder, ein buntes Gemisch von Leuten verschiedener Abstammung, Farbe und Sitten. Und welch eine Sprachenverwirrung und

Verschiedenheit der Religionen läßt sich da beobachten! Da gibts allerlei Heiden, civilisierte und uncivilisierte, mit den verschiedensten Götzen, die sie inmitten der Christenheit anbeten, Mohammedaner, Juden und Christen. Und seht, da begegnen wir sogar christlichen Chinesen und Japanern, christlichen Ainu von der fernen Insel Jeso, christlichen Kaffern und andern Heidenchristen, die früher im Heidentum versunken waren und jetzt mit uns auf demselben Grund und Boden des Glaubens stehen. Wir freuen uns mit Recht über diese Früchte der Mission, die durch den Einfluß des Evangeliums herangereift sind und bitten Gott, daß diese Leute unter den vielen Gefahren und Versuchungen der Weltausstellung nicht Schaden nehmen mögen an ihrer Seele.

Auch die verschiedenen Indianerstämme, die früher die weiten Länderstriche Nordamerikas bevölkerten und jetzt auf ihre Reservationen zurückgedrängt sind, finden wir da auf der Ausstellung vertreten. Manche dieser Rothäute stehen noch auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe, andere sind schon hoch civilisiert und rechnen sich zur feinen Gesellschaft. Sie wohnen dort in ihren mit Tierfiguren bemalten Zelten, in Wigwams, in Erdhütten, in selbsterrichteten Gebäuden und in dem schönen Bau einer Regierungsschule für Indianerkinder. Manche der Indianer bekennen sich zum Christentum, während sonst auch viele Rothäute zur Weltausstellung gekommen sind, die noch im finstersten Heidentum sitzen, eine Tatsache, die recht beschämend ist, wenn man bedenkt, das es in dem christlichen Nordamerika, das so viele Missionare in die Länder der Heidenwelt aussendet, noch ganze Stammesteile der Urbewohner gibt, die den Heiland noch nicht kennen. Dieser Vorwurf ist schon von Indianern selbst erhoben worden.

Es war im Jahre 1831. Da erschien in demselben St. Louis, wo heute die Weltausstellung stattfindet, eine merkwürdige Gesandtschaft eines fernwohnenden Indianerstammes. Vier Häuptlinge waren weit hergekommen über die Gebirge, Prärien und Flüsse und hatten die vielen Beschwerden und Gefahren nicht geachtet. Und was suchten sie hier? Sie sagten: „Wo ist des weißen Mannes Buch vom Himmel? Wir haben davon gehört in unsern Wigwams im Tale des Kolumbia-Flusses und sind gekommen, dieses Buch zu suchen.“ St. Louis war damals eine erzkatholische Stadt, und der Regierungsbeamte, der sich dieser Häuptlinge an-

nahm, war ein strenger Katholik, der die Bibel, das Buch vom Himmel, keinem Laien und so auch keinem dieser Indianer in die Hände gab. Sie blieben den ganzen Winter über hier. Zwei von ihnen starben, als der Frühling kam. Die beiden andern schickten sich an, den weiten Heimweg anzutreten. Ehe sie aber abreisten, hielt der eine von ihnen eine denkwürdige Rede, die von dem Schreiber jenes Beamten nachgeschrieben und dann veröffentlicht wurde. Der Häuptling sagte unter anderm folgendes: „Ich bin zu euch hergekommen von der untergehenden Sonne auf einem Pfad vieler Monde. Mein Auge war etwas geöffnet und ich habe ausgeschaut nach mehr Licht für mein Volk, das in Finsternis sitzt. . . . Mein Volk sandte mich, des weißen Mannes Buch vom Himmel zu holen. Ihr habt uns hingenommen, wo ihr euren Frauen zu tanzen gestattet, wie wir es nicht tun würden, und das Buch war nicht dort. Ihr nahmt mich hin, wo man den großen Geist mit Kerzen verehrt, und das Buch war nicht da. Ihr habt mir Bilder gezeigt von guten Geistern (Heiligenbilder) und Bilder des guten Landes im Jenseits, aber das Buch war nicht dabei, uns den Weg zu zeigen. Ich gehe nun den weiten, öden Pfad zurück zu meinem Volk im dunklen Lande. Ihr macht meine Füße schwer mit Geschenken, aber das Buch ist nicht dabei. Wenn ich meinem armen, blinden Volke nach dem nächsten Schnee in der großen Zusammenkunft sage, daß ich das Buch nicht gebracht habe, werden unsere alten Väter und jungen Helden nichts zu antworten wissen. Sie werden einer nach dem andern schweigend weggehen. Mein Volk wird in Finsternis sterben. Sie werden auf einem langen Weg zu andern Jagdgefilden gehen. Kein weißer Mann geht mit ihnen. Kein Buch des weißen Mannes zeigt ihnen den Weg. Ich habe keine Worte mehr!“

So verließen damals diese beiden Häuptlinge bitter enttäuscht die Stadt St. Louis. Einer von ihnen starb unterwegs. Der andere kam traurig heim, denn des weißen Mannes Buch vom Himmel brachte er nicht mit.

Was werden die Indianer, die jetzt in St. Louis sind, wohl mit heim nehmen?

Ein Sohn Israels.

Es war an einem wunderschönen Junimorgen in Karlsbad. Nachdem die üblichen Becher Felsenquelle und Sprudel getrunken, zog es mich hinaus aus dem Gewühl des Weltbades in die stille Waldeseinsamkeit, die auch dort noch zu finden ist. Kaum war ich eine halbe Stunde im Walde gegangen, so überholte ich einen Wanderer, der sich nach dem Wege nach „Hans Heiling" erkundigte. Da ich dasselbe Ziel hatte, so ergab ein Wort das andere und bald kamen wir ins Gespräch. Ich erfuhr von ihm, daß er, armer Leute Kind, sich zu einem begüterten Baumeister emporgearbeitet, merkte ihm aber nicht an, daß er ein Jude war, und er mir nicht, daß ich Geistlicher.

Der Mann interessierte mich, zumal er offenbar ein tiefes religiöses Bedürfnis hatte. Er fragte mancherlei und war offenbar erfreut über die Antworten, die ich ihm gab. Kurz vor „Hans Heiling" bekannte er mir, daß er ein Jude war, aber zu wenig wisse von dem Wege zum Frieden. Als ich ihm diesen zu zeigen suchte, hörte er mit sichtlicher Freude zu. „Hans Heiling" blieb nicht das Ziel unserer Wanderung; wir gingen weiter bis nach Ellenbogen, aber auf dem ganzen mehrstündigen Wege wurde er nicht müde, dem Evangelium zu lauschen. Besonders schienen die Worte der Bergpredigt ihm tiefen Eindruck zu machen; er erklärte, so etwas habe er noch nie gehört und verlangte immer mehr, bis ich ihm schließlich fast die ganze Bergpredigt vorsagte, die schönsten Stellen sogar wiederholt. Ebenso freute er sich offenbar, zu merken, wie die ihm dunkeln Weissagungen von des Messias Leiden und Sterben in Gethsemane und auf Golgatha ihre Erfüllung gefunden. Das Ende unserer Unterredung war, daß er bei dem gemeinsamen Mittagessen, vor dem auch er sein schuldiges Gebet zu verrichten nicht versäumte, mich bat, ihm das hebräische Neue Testament des seligen Professor Dr. Delitzsch, von dem ich ihm erzählt, zu besorgen. Aus Ellenbogen ging eine Karte an Justus Naumanns Buchhandlung nach Leipzig ab mit der Bitte, umgehend ein Exemplar dieser Uebersetzung nach Karlsbad an den rumänischen Juden zu senden.

Daß dasselbe eingetroffen, erzählte er mir kurz, als ich ihn nach etlichen Tagen wieder in Karlsbad traf. Ob dasselbe ihn ebenso beglückt hat, wie einst das Buch des Propheten Jesaias den Kämmerer aus dem Mohrenlande, kann ich nicht sagen; jedenfalls zeigte mir

diese Begegnung von neuem, daß die Juden nicht unempfänglich sind für das Zeugnis von Christo, wie sich die Christen oft einreden, und daß wir an den Juden in unserer Mitte ungesucht Mission treiben können.

Kleine Mitteilungen.

Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft gibt Gottes Wort in 42 Sprachen Indiens heraus, teils in einzelnen Teilen, teils auch in vollständiger Bibelausgabe. Trotzdem sind es noch 108 indische Sprachen, in denen noch keine Uebersetzung der heiligen Schrift vorliegt. Dagegen sollen die vorhandenen Bibelausgaben bis jetzt nicht weniger als 220 Millionen der Bewohner Indiens zugänglich sein. Die Gesamtbevölkerung beträgt gegenwärtig 294 Millionen. (Miss. Herald.)

— Auf dem Weltausstellungsplatz in St. Louis befinden sich auch eine Anzahl Kaffern aus Südafrika — Betschuanen und Basuto. Als nun dieser Tage der Sohn eines südafrikanischen Hermannsburger Missionars, A. Schulenburg, der seiner Zeit auf seiten der Buren gekämpft und dann eine lange Gefangenschaft miterduldet hat, jetzt aber in St. Louis Medizin studiert, um als Arzt nach Transvaal zurückzukehren, eines Abends in die Nähe der Zelte jener Kaffern kam, hörte er zu seiner großen Ueberraschung und Freude, wie diese Schwarzen in ihrer Sprache eines der schönen Kirchenlieder sangen, wie sie auf den Missionsstationen in Südafrika gesungen werden. Nicht weniger überrascht und erfreut waren aber dann auch diese Kaffern, als dieser Sohn eines ihnen bekannten Missionars sie erst auf holländisch und dann sogar in ihrer eigenen Kaffernsprache anredete.

Bücheranzeigen.

Bachofner, A. Ein schwerer Jugendweg. Eine Erzählung. 100 S. Basel, Kober, C. F. Spittlers Nachfolger. geh. Fr. 1 = 80 Pf. | Lwd. Fr. 2 = Mk. 1.60.

Schlicht und wahr aus dem Leben erzählt. Eine prächtige Lektüre besonders für die reifere Jugend, der in der Erzählung die Schicksale eines im Leben hart mitgenommenen Knaben geschildert werden, auf dem aber der Segen seiner frommen Eltern ruht und der zum tüchtigen, christlichen Manne heranwächst.

Gordon, S. D. Kraft, die wir brauchen. Zwanglose Reden. Nach dem Englischen. 236 S. Ebenda. geh. Fr. 2 = Mk. 1.60. | Lwd. Fr. 3 = Mk. 2.40.

Diese zwanglosen Reden des amerikanischen Predigers wollen uns den Weg weisen zur Quelle der Kraft. Sie wollen uns zeigen, wie wir den rechten Anschluß finden, um freudig und getrost den Prüfungen und Schwierigkeiten des Lebens begegnen zu können. — Beide Bücher sind sehr geschmackvoll ausgestattet und eignen sich nach Inhalt und Ausstattung besonders als Geschenkswerke.

Aeschbacher, R. Seid Täter des Worts! Predigten über den Brief des Jakobus. Zweites Heft. 7.—13. Predigt. Bern, A. Francke. geh. Fr. 1.

Indem wir schon in der letzten Nummer der Bibelblätter auf diese neu erscheinende Predigtsammlung empfehlend hingewiesen haben, machen wir hiemit auf das zweite Heft derselben aufmerksam, das in weiteren sieben Predigten den Jakobusbrief in gleich vortrefflicher Weise behandelt.

Urquhart, J. Die Bücher der Bibel, oder: Wie man die Bibel lesen soll. Erster Band. Autoris. Uebersetzung von E. Spliedt. 176 S. Stuttgart. M. Kielmann. geh. Mk. 2. | geb. Mk. 2.60.

Der bekannte christliche Apologet gedenkt in einem größeren Werk, dessen Anfang der vorliegende Band ist, Zweck und Plan jedes einzelnen Buches der Bibel darzulegen und zugleich Dunkelheiten und Schwierigkeiten, die der neueren Kritik Stützpunkte bieten, aufzuhellen. Wie in seinen früheren Schriften, charakterisiert auch hier den Verfasser eine tiefe Erkenntnis und warme Verehrung für die hl. Schrift.

Urquhart, J. Die neueren Entdeckungen und die Bibel. Erster Band: Von der Schöpfung bis zu Abraham. Autoris. Uebersetzung v. E. Spliedt. Vierte Auflage. Stuttgart. Ebenda. geh. Mk. 4. | geb. Mk. 5.

Dieses vortreffliche apologetische Werk, das bereits in vierter Auflage erscheint, bedarf keiner neuen Empfehlung. Es hat sich einen weiten, dankbaren Leserkreis gewonnen und wird seine Stellung als Werk ersten Ranges behaupten.

Spurgeon, C. H. Die Taufe der Wiedergeborenen. Zwölf Predigten. Ueberf. und zusammengestellt von H. Liebig. Kassel. J. G. Oncken Nachfolger. brosch. Mk. 1.40. | geb. Mk. 1.80.

Diese Predigten, welche ein wesentliches Stück des baptistischen Glaubensbekenntnisses behandeln, sind darum auch zunächst für diese Kirchengemeinschaft bestimmt; aber wer auch nicht hierin den Standpunkt Spurgeons teilt, wird in ihnen doch eine Schatzkammer herrlicher Schriftgedanken finden.

Tersteegen, G. Tropfen zur Gesundheitspflege des neuen Menschen. Vierte Auflage. Bonn. Joh. Schergens. 30 Pf.

Eine hübsche Sammlung geistlicher Sinn- und Gedenksprüche fürs Leben.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

1904. Das Evangelium in Frankreich. — Kleine Anfänge in schwerer Zeit. — Ein jüdisches Mädchen. — Bücheranzeigen. Nr. 4.

Das Evangelium in Frankreich.

Auch im katholischen Frankreich, wo seiner Zeit die Hugenotten, die evangelischen Landeskinder, mit Feuer und Schwert ausgerottet, mit Gewalt zur römischen Kirche zurückgeführt, oder aber zu Tausenden ins Ausland vertrieben wurden, gibt es heute eine evangelische Bewegung. Nicht nur treten da und dort einzelne katholische Priester, die an ihrer Kirche irre geworden sind, zur evangelischen Kirche über, selbst ganze Gemeinden haben sich schon von der Papstkirche losgesagt und haben das römische Joch abgeschüttelt.

Dieser Bewegung haben unter Gottes Leitung mancherlei Umstände und verschiedene Pioniere des Evangeliums vorgearbeitet. Unter den letzteren ist u. a. besonders der schottische Pfarrer Mac All zu nennen. Dieser kam im Sommer 1871 mit seiner Frau zum erstenmal nach Frankreich. Unterwegs verteilte er da und dort religiöse Schriften, die zu seiner großen Verwunderung von den Leuten mit aufrichtigem Dank angenommen wurden. Als er

nach Paris kam, rauchten noch die Trümmer vom Aufstand der Kommunarden. Die Bevölkerung in den Arbeitervierteln war noch aufs äußerste erbittert. Es galt für lebensgefährlich, sich in gewisse Straßen zu wagen. Trotz vielseitiger Warnungen und trotz seiner mangelhaften Sprachkenntnisse suchte Mac All gerade die verrufensten Quartiere auf, die Arbeiterviertel von Belleville und Vilette, die letzte Festung der Kommunarden. Und was fand er? Daß diese Leute für jedes Zeichen herzlicher Teilnahme empfänglich und auch für eine seelsorgerliche Ansprache zugänglich waren. Am 18. August 1871 wurde Mac All von einem Arbeiter auf dem Boulevard von Belleville gefragt, ob er ein protestantischer Pfarrer sei? Als Mac All bejahte, fuhr der Mann fort: „Dann habe ich Ihnen etwas zu sagen: in diesem Stadtteil, in dem Zehntausende von Arbeitern wohnen, können wir keine aufgezwungene Religion gebrauchen. Wenn aber jemand von euch eine andere Religion, eine Religion der Freiheit und der Wahrheit zugleich uns predigen wollte, so wären viele unter uns bereit, ihn anzuhören." Mac All sah in diesem Arbeiter den „Mann aus Mazedonien" und vernahm aus seinen Worten den Ruf: „Komm herüber und hilf uns".

Am 17. November 1871 siedelte er mit seiner Frau zu bleibendem Aufenthalt nach Paris über. Nach langem Suchen und tausend Schwierigkeiten konnte er am 17. Januar 1872 den ersten Evangelisationsversuch in einem leerstehenden Laden machen. „Mit zitternder Hand — schreibt Mac All in seinem Tagebuch — öffneten wir die Türe. Anfangs schienen die Leute zu zögern und gingen vorüber. Trotzdem zählte die erste Versammlung etwa 40 Personen. Schon am nächsten Abend war der kleine Raum gedrängt voll. Der Grund zur **Mission populaire évangélique de France** (zur evangelischen Volksmission Frankreichs) war gelegt. Im Jahre 1878 zählte man allein in Paris 22 Säle der Mac All-Mission. Im gleichen Jahr wurde das erste Lokal in Lyon eröffnet, 1880 wurden die Stationen in La Rochelle und Rochefort gegründet, 1881 in Roubaix, Lille, Dünkirchen, Montauban und Toulouse. 1883 griff das Werk nach Algier über. Der Jahresbericht von 1901 nennt 23 Säle in Paris und Umgebung und 59 Säle in den Provinzen, in denen im Jahre 1900/1901 18596 religiöse Versammlungen abgehalten wurden. Seit 1892

befährt ein Missionsschiff, seit 1901 ein zweites die Seine und ihre Nebenflüsse, geführt von einem ehemaligen katholischen Priester. Diese schwimmende Mission arbeitet mit großem Erfolg unter dem Landvolk im Gebiet der Seine. „Wenn ich noch hundert Leben zu leben hätte" — sagte einmal Mac All kurz vor seinem Tode (1893) — „ich würde sie alle der Evangelisation Frankreichs widmen".

Unter dem Schutz der liberalen Gesetze der dritten Republik konnten sich in den letzten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zahlreiche kleinere Evangelisationsvereine bilden, die teils durch bestimmte örtliche Bedürfnisse gefordert wurden, teils dem Evangelisationstrieb des nach so langer Verfolgung zu frohem Kraftbewußtsein erwachten französischen Protestantismus entsprangen. Wir können hier nicht alle einzeln aufzählen. In die stärkste Burg des finsterſten Klerikalismus, in die Bretagne, sucht ein evangelischer Verein Bresche zu legen. Er bringt den der französischen Sprache unkundigen Bauern und Fischern der nordwestlichen Distrikte das Evangelium in bretonischem Dialekte nahe und widerlegt durch seine Armen- und Waisenhäuser, seine Kinder- und Sonntagsschulen die römische Lüge, daß die Religion der Evangelischen nichts wissen wolle von den Werken der Liebe. Ein kleines Monatsblatt erzählt von den Sorgen und Freuden dieser wackern Pioniere des Evangeliums, die mit ihren Bibelkarren von Markt zu Markt ziehen, um einem vom Aberglauben und Alkohol durchseuchten Volk seinen Erlöser zu zeigen.

Muß man in der Bretagne den Leuten mit dem Evangelium nachgehen, so ruft in andern Landesteilen Frankreichs ein aus der erkannten religiösen Notlage und aus der Erinnerung an eine ruhmvolle protestantische Vergangenheit geborenes Verlangen nach den Gütern der Reformation die Arbeiter ans Werk. So besonders im Westen Frankreichs, im alten Hugenottenland der Charente und Gironde. Im August 1882 kamen zu dem reformierten Pfarrer in Barbezieux zwei Bauern mit der Bitte, er möge ihre Kinder taufen. Heute ist das dortige Evangelisationswerk trotz der aufopfernden Hingabe seines Leiters und seiner vier Mitarbeiter nicht mehr imstande, die über 100 Dörfer zerstreuten Neuprotestanten genügend zu versorgen. Am Himmelfahrtsfest 1889 wurde zum erstenmal ein reformierter Pfarrer von Bordeaux nach

Saint-Aubin de Blaye gerufen. Nach zehn Jahren ſtanden ſieben Pfarrer und Evangeliſten, ein Lehrer und zwei Lehrerinnen an der Arbeit. Heute iſt der dortige Evangeliſationsverein mit einem Jahresbudget von 22000 Fr. der Hauptgeſellſchaft angegliedert.

Nicht weit von Barbezieux liegt das Städtchen Pons. Bis zum Jahr 1895 kannte man dort die Proteſtanten kaum dem Namen nach. Etliche 50 evangeliſche Familien, über einen weiten Raum zerſtreut, bildeten die Gemeinde des wackeren Pfarrers Benjamin Robert. Da trat im Juli 1895 der römiſche Prieſter Fr. Bonhomme zur reformierten Kirche über. Dieſes Ereignis rief in der ganzen Gegend ein Fragen und Suchen nach dem Evangelium wach. Pfarrer Robert ſah darin einen Wink von oben. Im Vertrauen auf Gott und die Kraft des evangeliſchen Glaubens, dem jene Gegend ſchon einmal angehört hatte, unternahm er es, da und dort Vorträge und evangeliſche Gottesdienſte zu halten. So entſtand das Evangeliſationswerk von Pons. Ausgerüſtet mit einer unglaublichen Arbeitskraft und von vier treuen Gehilfen unterſtützt, geht Pfarrer Robert von Erfolg zu Erfolg. Nach acht Jahren waren 4 Kirchen, 15 Betſäle, 10 Schulen und 3 Volksvereine eingerichtet. Vom 1. Auguſt 1902 bis 31. Juli 1903 ſind an 33 Orten 449 Gottesdienſte gefeiert und 235 Vorträge gehalten worden. Im Pfarrhaus zu Pons iſt eine kleine Druckerei aufgeſtellt, die von Frau Pfarrer Robert und ihren Kindern bedient wird.

Sogar an der Oſtgrenze Frankreichs, wo Rom bisher unangefochten im Beſitz der Macht war, ſind heute evangeliſatoriſche Kräfte am Werk. In dem weiten Steinkohlengebiet bei St. Etienne haben unverzagte Männer, getrieben durch die religiöſe und ſittliche Not einer unter harter Arbeit und den Verwüſtungen des Alkoholismus zu grunde gehenden Bevölkerung, die Fahne des Evangeliums aufgepflanzt und trotz der Hinderniſſe, die die Macht der klerikalen Fabrikherren und der Spott der atheiſtiſchen Genoſſen der jungen Bewegung in den Weg legten, zeugen im Tal der Ondaine und des Gier kleine proteſtantiſche Gemeinden von dem Segen der treuen Arbeit, die in jener Gegend durch aufopfernde Laien, wie den Elſäßer Guſtav Brämer in Izieux, und durch mutige Pfarrer, wie Eberſolt und Comte in St. Etienne und Breyton in Rive de Gier getan wird.

Endlich sei noch hingewiesen auf die jüngste Evangelisationsgesellschaft. Ihre Gründung ist für die religiöse Lage in Frankreich überaus bezeichnend. Am 6. Juli 1902 haben sich in Paris Professoren und Studenten verschiedener Fakultäten zusammengetan zu einem Verein freiwilliger Evangelisten. In ihrem, an erster Stelle von Paul Passy, dem berühmten Phonetiker, unterzeichneten Aufruf an die französischen Protestanten heißt es: „Der für die Gründung des Vereins ausschlaggebende Gedanke ist der einer persönlichen und nicht bezahlten Evangelisation in Gegenden, die dem Evangelium bis jetzt verschlossen sind. Wir gehen an bisher unbesuchte Orte, verteilen Evangelien und Kalender, Zeitungen und Traktate, und suchen eine Unterhaltung anzuknüpfen. Kommt eine Anzahl Leute zusammen, so singen wir Lieder und halten Gottesdienst am Rande der Straßen, bei den Brunnen, an den Waschplätzen. Während der Universitätsferien, die uns in alle Richtungen zerstreuen, gedenken wir unsere Arbeit in den verschiedenen Teilen Frankreichs fortzusetzen und womöglich Ortsgruppen, die sich uns anschließen, zu gründen." —

Wohl einem Land, dessen geistige Führer sich nicht schämen, ihre freien Stunden der Sache des Evangeliums zu widmen und mit der Bibel in der Hand vor die Aermsten ihres Volkes zu treten!

Selbst auf der Insel Korsika, in Bastia und in Ajaccio, der Heimat Napoleons I., besteht je ein Evangelisationsposten. Von Ajaccio aus wurde in Cuttoli eine kleine Schar ernstgesinnter Leute für das Evangelium gewonnen. Durch einen ehemaligen Zögling eines Priesterseminars, der seit seinem Uebertritt zur reformierten Kirche sich der Evangelisation Frankreichs widmet, fand die evangelische Predigt trotz dem Wüten der römischen Priester auch in der Gemeinde Aullène begeisterte Aufnahme. Jetzt steht hier Pfarrer Costa, der im Segen unter der Bevölkerung wirkt und immer mehr Eingang unter derselben findet.

Costa ist Korse von Geburt und wirkte früher als römischer Priester in einem Dorfe der Insel Korsika. Ursprünglich war er Wachtmeister in einem Reiterregiment. „Ich hätte es", schreibt er, „als eine Beleidigung empfunden, wenn mir damals jemand gesagt hätte, daß ich eines Tages Protestant werden würde, denn ich hatte eine tiefe Abneigung gegen die Protestanten. Sie sind Protestant und schämen sich nicht? sagte ich einmal zu einem

jungen Unteroffizier meiner Eskadron. Nein, Herr Wachtmeister, gab er mir zur Antwort." Durch einen Wechsel in der Garnison kam Costa unter den Einfluß eines frommen Priesters, den er zu seinem Beichtvater wählte. Er las viele religiöse Schriften und verlor allmählich die Freude am Waffenhandwerk. Am liebsten wäre er in den Dominikanerorden eingetreten. Jedenfalls wollte er Priester werden. Nach langen Jahren frommen Studiums wurde er zum Priester geweiht und als Vikar in sein korsisches Heimatdorf geschickt. Kaum war er sechs Monate im Amt, so begann er an der Wahrheit der römischen Lehren zu zweifeln. Nach bittern Gewissenskämpfen offenbarte er sich einem evangelischen Pfarrer. Im Verkehr mit ihm brach sein katholischer Glaube vollends zusammen. „Aber tausend Hindernisse, die unübersteigbar schienen, richteten sich vor mir auf: meinen alten Vater, meine Familie, meine Freunde, meine Ehre, meine Stelle, die ich mit so viel Mühe errungen hatte, alles sollte ich verlieren, einen Sprung ins Leere machen, dem Elend mich preisgeben. Ja noch mehr, ich mußte heimlich verschwinden wie ein Uebeltäter, während ich doch um mich her so viel Zeichen von Liebe und Achtung sehen durfte. Ich wußte, daß ich durch den Uebertritt zum Protestantismus meinem Vater das Herz brechen und das Leben abkürzen würde".

Von seinem Vater verstoßen, schiffte er sich nach Frankreich ein. Dort war sein Bruder Offizier. Er hoffte bei ihm Verständnis für seine Seelenkämpfe zu finden. Statt dessen bekam er die Worte zu hören: „Du willst Protestant werden und die Schande über unsere Familie bringen? Es wäre mir lieber, wenn man mir die Nachricht brächte, du seiest von einem Zug überfahren worden!" Aber nichts vermochte Costa von seinem Entschluß abzubringen. Er studierte in Neuchâtel und Montauban evangelische Theologie und wurde am 20. April 1902 in Soubran, wo er seit sieben Jahren als Evangelist wirkte, ins reformierte Pfarramt eingesetzt. Am 1. Januar 1903 trat er in die Arbeit auf Korsika, seiner Heimat, an, wo er von den evangelischen Gemeindegliedern mit großer Freude, ja mit Begeisterung empfangen wurde. (Nach: die evangelische Bewegung in Frankreich von E. Lachmann.)

Kleine Anfänge in schwerer Zeit.

Von Anfang an hat die im Jahre 1804 gegründete Britische und Ausländische Bibelgesellschaft an dem Grundsatz festgehalten, daß sie gemäß ihrem Namen nicht nur da sei für das britische Gebiet, sondern auch für die Länder außerhalb desselben. Trotz der französischen Kreuzer und der unzähligen Militärposten entlang der Nordküste Frankreichs, wodurch man in jenem Jahre Englands Verbindung mit dem Kontinent zu sperren suchte, drangen doch die Nachrichten von der neugegründeten Bibelgesellschaft herüber nach Deutschland und der Schweiz. Und sie bereiteten nicht wenig Freude. Denn in allen Teilen von Mitteleuropa war das Bibelbuch ein seltenes Gut und nicht für jedermann zu haben. So berichtete z. B. der würdige Kaufmann Kißling von Nürnberg damals nach London, mit welcher Begierde man die wenigen Bibeln und Neuen Testamente in Steiermark, Ungarn und Kärnten, wohin er auf seinen Reisen als Handelsmann kam, in Empfang genommen habe. Das Komitee der Bibelgesellschaft versprach deshalb, jeder Gesellschaft, die sich in Deutschland für die Bibelverbreitung bilden würde, 100 Pfund (2000 Mark) zu Hilfe zu geben. Infolgedessen kam es schon im Mai desselben Jahres zur Gründung der Nürnberger Bibelgesellschaft und im Oktober auch zu einer solchen in Basel.

Die folgenden Jahre waren Zeiten harten Drucks, unter denen die Völker Europas seufzten, so daß sie mehr als je des Wortes Gottes und seiner Tröstungen bedurften. Napoleon brach sein Kriegslager am englischen Kanal ab und ging mit seinem Heer über den Rhein. Im Jahre 1806 schlug er bei Jena und Auerstedt die Preußen, und seine Kriegsvölker überschwemmten wie Heuschrecken das unglückliche Land. Aller Handel und Wandel stockte. Viele Werkstätten waren geschlossen, Handelshäuser brachen zusammen, das Geld wurde rar und die Lebensmittel stiegen zu Preisen wie in Zeiten der Teuerung. Selbst der Reiche mußte sich oft an Schwarzbrot genügen lassen. In den Ortschaften und Städten, wo geplündert oder eine hohe Kriegskontribution erhoben worden war, zogen Hungernde umher, und der Krieg hatte

Scharen von Kindern zu Waisen gemacht. In der strengen Winterszeit mußte die öffentliche Wohltätigkeit dafür sorgen, daß die Aermsten durch Austeilung von Suppe vor dem Hungertode bewahrt blieben.

Während dieser schweren Zeit schreckte die Britische Bibelgesellschaft vor keiner Ausgabe zurück. Nach den verschiedensten Seiten hin unterstützte sie nach Kräften das Werk der Bibelverbreitung. Inmitten der allgemeinen Not, die der Druck der Fremdherrschaft, Krankheit und Teuerung auf die deutschen Völker ausübte, ließ sie Tausende von Bibeln und Neuen Testamenten in deutscher, polnischer, böhmischer und lithauischer Sprache verbreiten. Zu gleicher Zeit wurden Massen von hl. Schriften nach verschiedenen Städten Frankreichs geschickt. In Stockholm wurden Ausgaben derselben für die Schweden, Lappländer und Finnen veranstaltet. Das göttliche Wort aber diente dazu, die Herzen der heimgesuchten Völker aufzurichten und ihre Hoffnung zu beleben.

Inzwischen kam das Jahr 1812 heran und Napoleon zog mit einem gewaltigen Kriegsheere, das aus den verschiedensten Völkern zusammengesetzt war, gegen die russischen Grenzen. Es war, wie wenn ein ungeheurer Schwarm von Raubvögeln sich auf seine Beute stürzt. Das französische Heer erreichte nach blutigen Kämpfen die alte Hauptstadt Moskau. Aber die Russen selbst setzten dieses in Brand und die feindliche Armee sah sich zum Rückzug genötigt. Der Rückmarsch geschah durch verwüstete, menschenleere Gegenden, wobei Kosaken die ermatteten Truppen beständig umschwärmten und ängsteten. Dazu gesellte sich ein früher Winter mit seinen Schrecknissen. Eis und Frost rieb die regellos dahinziehenden Kolonnen auf. Unzählige Leichen bedeckten die weiten Schneefelder, ganze Gruppen von erschöpften Kriegern lagen mit erfrorenen Gliedern um ihre Lagerfeuer herum und vermochten sich nicht mehr weiter zu schleppen. Nur ein Bruchteil der „großen Armee" erreichte seine Heimatgaue.

Unmittelbar bevor dieses Gottesgericht über das Kriegsheer hereinbrach und die Franzosen die Stadt Moskau betraten, verließ als einer der letzten die Tore Moskaus ein Agent der Britischen Bibelgesellschaft, um irgendwo in Rußland die Gründung einer Bibelgesellschaft zu veranlassen. Er begab sich nach St. Petersburg, wo sich alles wegen des Vordringens der feindlichen Armee in

größter Aufregung befand. Familien schafften ihre wertvolle Habe in Sicherheit, die öffentlichen Archive wurden nach Finland geflüchtet. Währenddem ging der Bibelagent in St. Petersburg daran, Typen für den Druck der finnischen Bibel zu beschaffen und den Plan zur Gründung einer Bibelgesellschaft in der Hauptstadt zu entwerfen. Letzteren legte er in einer Denkschrift nieder und ließ dieselbe dem russischen Kaiser vorlegen. Der Zar war eben im Begriff sich zur Armee zu begeben, verschob aber seine Abreise, um noch vorher das Schriftstück zu prüfen. Das geschah, und an demselben Tage, am 18. Dezember 1812, an welchem die letzten aufgelösten Reste des französischen Heeres über das Eis des Grenzflusses Niemen zogen, unterzeichnete der Zar jenes Schriftstück mit den zustimmenden Worten: „So sei es. Alexander."

Schon im folgenden Monat, im Januar 1813, kam es zur Gründung der russischen Bibelgesellschaft. Sie blühte rasch empor. An ihrem sechsten Jahresfest fanden sich die Vertreter von nahezu dreißig Völkerschaften und Sprachen zusammen, und die weite Halle des Taurischen Palastes war voll von Leibeigenen und Handwerkern, Christen und Juden, von Offizieren der Marine und der Landarmee, von Staatsministern, Edelleuten und Würdenträgern der verschiedenen Kirchen. Die Gesellschaft zählte in jenem Jahre bereits 173 Hilfsvereine, und zwar in Finland, Kurland und Esthland; ferner in den Provinzen von Bessarabien und der Krim, in Astrachan und in Tiflis. Selbst jenseits des Uralgebirges waren solche ins Leben getreten: in Tobolsk, Krasnojarsk und Irkutsk, auf den Karawanenwegen der sibirischen Holzhändler und den chinesischen Handelsstraßen. In 39 Sprachen war bis jetzt die hl. Schrift verbreitet worden.

Nach dem Fall Napoleons stand der Bibelverbreitung der ganze Kontinent offen, und die Agenten der Britischen Bibelgesellschaft bereisten ungehindert die verschiedenen Länder nach allen Richtungen hin. Infolgedessen entstanden auch an vielen Orten Bibelgesellschaften und Bibelvereine, von denen die meisten von der Britischen unterstützt wurden. Freilich in den römisch-katholischen Ländern, wie in Spanien und Italien, ließ sich nicht viel tun; aber man schickte von London aus große Sendungen von hl. Schriften in spanischer, italienischer, griechischer und mancher andern Sprache nach Gibraltar, von wo sie durch Schiffskapitäne, See-

offiziere und andere Bibelfreunde weiter verbreitet wurden längs der Küste des Mittelmeeres. Später wurde eine Bibelniederlage in Malta errichtet, da die günstige Lage dieser Insel auf dem Kreuzweg zwischen drei Erdteilen es den Missionaren und Bibelboten ermöglichte, von hier aus Verbindungen mit Aleppo, Bagdad und Alexandria anzuknüpfen. Der Psalter, der in äthiopischer Sprache herausgegeben wurde, gelangte von hier aus selbst in das ferne, geheimnisvolle Abessinien.

Doch damit begnügte man sich nicht. Auch in die „Neue Welt", nach Amerika erstreckte sich der Einfluß der Britischen Bibelgesellschaft. In Philadelphia entstand 1808 die erste amerikanische Bibelgesellschaft, und die Londoner verfehlte nicht, der Schwestergesellschaft sofort die Gabe von 200 Pfund (4000 Mark) zu senden, sowie eine Partie von Bibeln und Testamenten in Gälisch, Französisch und Deutsch. Im Jahr 1816 kam es sodann zur Gründung der großen Amerikanischen Bibelgesellschaft in New York. Diese vereinigte alle bis dahin in Amerika entstandenen 130 kleineren zu Hilfsgesellschaften und Vereinen, und nach wenigen Jahren ihres Bestehens nahm sie Anteil an der allgemeinen Bibelverbreitung unter allen Völkern.

Man richtete seine Blicke auf Westindien, Suriname, Britisch Guiana und Honduras. Tausende von Bibeln und Testamente wurden nach jenen Kolonien zur Verbreitung verschifft. Anfangs betrachteten die Aufseher auf den Pflanzungen jeden Versuch, die Negersklaven sittlich und geistlich zu heben, mit Mißtrauen; als sie dann aber sahen, daß die diebischen und widersetzlichen Schwarzen ehrlicher und gehorsamer wurden, daß sie statt ihrer lärmenden Tänze zu Gebetsversammlungen zusammenkamen — da änderte sich nach und nach die Meinung der meisten Pflanzer.

In Südamerika dagegen konnte die Bibelgesellschaft jahrelang nichts weiter tun, als die hl. Schriften Kaufleuten, Reisenden und frommen Schiffskapitänen anzuvertrauen, die sie in den Hafenplätzen der südamerikanischen Küste, in Brasilien, Chili und Peru an den Mann zu bringen suchten. So wurden u. a. im Jahre 1806 sechshundert biblische Bücher in Buenos Ayres und in Montevideo verkauft. Es waren dies die ersten Neuen Testamente in spanischer Sprache, die in diesen Städten der Bevölkerung zu Gesicht kamen.

Ein jüdisches Mädchen.

Unter den Kindern einer Dorfschule fiel ein kleines, schwarzgelocktes Mädchen mit großen, glänzenden Augen besonders auf. Abgesondert von den andern Kindern saß es allein auf einer Seitenbank, und während der Lehrer die biblische Geschichte besprach, welche die Kinder der Reihe nach aus dem Neuen Testamente gelesen hatten, sollte sie in der Stille ihre Schulaufgaben für den nächsten Tag vorbereiten. Oefters mußte der Lehrer sie ernstlich ermahnen, ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihre stille Beschäftigung zu richten, denn mit einem begierigen Ausdruck hingen ihre dunklen Augen an seinem Munde, und das schnelle Aufleuchten derselben bei jeder Frage zeigten ihm, daß sie die Antwort besser als alle andern wußte und daß die Wahrheit, die sie mit anhörte, einen tiefen Eindruck auf sie machte.

Ihr Vater, ein sehr armer, aber rechtschaffener achtungswerter Jude, hatte mit dem Lehrer die Vereinbarung getroffen, daß sie am christlichen Religionsunterrichte nicht teilnehmen sollte. Als nun der Lehrer merkte, daß das Kind trotz seiner Ermahnung mit einem wahren Heißhunger auf die neutestamentliche Geschichte und Lehre lauschte, da hielt er es für eine Pflicht, wie leid es ihm auch sein mochte, dem Vater darüber Mitteilung zu machen. Der Vater brach in Tränen aus: „Ich weiß ja wenig vom Glauben meiner Väter", sagte er, „aber die Mutter meines Kindes war eine fromme, gesetzestreue Jüdin, und ich mußte ihr auf dem Sterbebette schwören, Sorge zu tragen, daß Lea nie getauft werde. Ich muß meinen Schwur halten, den ich vor Gott getan habe." Und das jüdische Mädchen mußte die christliche Schule verlassen.

Jahre waren vergangen. — —

In einem bürgerlichen Hause eines kleinen Landstädtchens diente ein armes, verwaistes Mädchen als Magd. Ihr Haar war pechschwarz, ihre dunklen Augen glänzten lebhaft wie die der Töchter des Morgenlandes. Es war Lea. Ihr Gesichtsausdruck war noch der des Kindes, welches so still und aufmerksam auf der Schulbank saß und den Worten des christlichen Lehrers lauschte.

„Du sollst den Sabbat-Tag heiligen!" widerhallte die Stimme des Gesetzes in ihrem Herzen; aber im Hause ihres Herrn war

ihr Sabbat ein Werktag, denn er war ein Christ. Am Sonntag jedoch durfte sie sich einer ziemlichen Ruhe erfreuen. Die feierlichen Töne der Orgel und des Gesanges drangen von der nahen Kirche herüber zu ihr und erweckten eine andächtige Stimmung in ihr. Ihre Küche wurde ein heiliger Ort. Da las sie oft das Alte Testament und nur dieses, das heilige Buch, das Kleinod ihres Volkes, um sich zu stärken im Glauben ihrer Väter. Sie wußte um den letzten Willen ihrer sterbenden Mutter und um das Gelöbnis ihres Vaters, und sie war fest entschlossen, unter keinen Umständen von dem Glauben ihrer Väter abzufallen und ihrer Nation untreu zu werden. Das Neue Testament war darum für sie ein nicht vorhandenes, verschlossenes Buch, bloß die früheren Eindrücke und manches Wort des Evangeliums blieben unzertrennlich verflochten mit den Erinnerungen ihrer glücklichen Kindheit. Eines Abends, als ihr Herr laut vorlas, saß sie mit einer Näharbeit in einer Ecke der Stube. Es war nicht wie allabendlich das Neue Testament und deshalb blieb sie heute, um zu hören. Er las eine Erzählung von einem ungarischen Magnaten, der in türkische Gefangenschaft geraten war. Der Pascha behielt ihn als seinen Sklaven, behandelte ihn grausam und ließ ihn sogar wie einen Ackergaul vor den Pflug spannen. Die treue Gattin des Ritters verkaufte ihre Juwelen, verpfändete ihre Schlösser und Güter, aber das Lösegeld war ungeheuer. Zuletzt gelang es ihr doch mit Hilfe seiner Freunde, ihn aus der Sklaverei und Gefangenschaft zu befreien. Abgezehrt und leidend kehrte er in sein Vaterland zurück, aber selbst die Freude der Freiheit und des Wiedersehens vermochten ihn nicht aufzuheitern. Ernst und traurig vergingen die Jahre. Da erscholl ein neuer Aufruf zu den Waffen wider den alten Feind und Unterdrücker. Von allen Seiten strömte Kriegsvolk herbei. Da ergriff auch den Ritter neuer Lebensmut und es ließ ihm nicht mehr Ruhe, bis er die Rüstung anlegte und sein Schlachtroß bestieg. Er ritt zur Schlacht und — zum Sieg. Unter den Gefangenen befand sich derselbe Pascha, der ihn einst so grausam mißhandelt hatte. „Weißt du, was dich jetzt erwartet?“ sprach zu ihm der Ritter. „Ja, ich weiß es“, antwortete der Türke, „eine gerechte Rache.“ „So ist's“, sprach der Ritter, „die Rache eines Christen. Das Gesetz Christi lehrt uns, unseren Feinden zu vergeben, unseren Nächsten zu lieben, denn

Gott ist die Liebe. Ich vergebe dir, kehre heim, aber sei fortan menschlich und gütig gegen die, die dort leiden." Der Gefangene brach in Tränen aus, rang in Verzweiflung die Hände und rief jammernd aus: „Wie konnte ich glauben, daß solche Güte je möglich wäre! Ich erwartete nichts als Marter und Elend, Schmerz und Schande, darum nahm ich Gift, das ich verborgen bei mir trug. Ich bin verloren, nichts kann mich mehr retten, noch ein paar Stunden, und ich bin tot. Aber ehe ich sterbe, lehre mich diesen Glauben, der solches Erbarmen, solche Liebe kennt. Er ist so groß und göttlich. Hilf mir, in diesem Glauben zu sterben." Und die Bitte wurde ihm gewährt, er starb mit Frieden.

Also lautete die Geschichte, die der Hausherr vorlas. Alle hörten mit gespannter Aufmerksamkeit und Rührung zu. Und Lea — das jüdische Mädchen? — O, ihr Herz entbrannte in ihr und große Tränen füllten ihre Augen. Sie saß da, wie damals auf der Schulbank, als sie so gierig der himmlischen Botschaft, dem entzückenden Evangelium gelauscht hatte. Aber sie ermannte sich bald, ihrer sterbenden Mutter letzte Worte klangen in ihrem Ohr: „Laß mein Kind keine Christin werden", und in ihrem Herzen vernahm sie die Worte des heiligen Gesetzes: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren." — — „Ich bin ja keine Christin, sagte sie sich, „ich bin ja nicht getauft und neckt man mich denn nicht fortwährend, daß ich eine Jüdin sei? — Letzten Sonntag erst, als ich vor der Kirchtüre stand und mit Entzücken dem Gesange lauschte, spotteten meiner einige Knaben und nannten mich „Mauschelin". Gewiß ja, ich bin eine Jüdin." — „Ich fühlte wohl schon so etwas von der Macht des christlichen Glaubens", mußte sie sich bekennen, „schon damals, als ich noch zur Schule ging, einer Macht, die wie ein Sonnenstrahl ist. Wenn ich meine Augen auch noch so sehr verschließe, so ist er da und ich spüre seine Kraft im Herzen; aber darum nennt mich ja doch niemand eine Christin! Nein, Mutter, nie werde ich dich im Grabe betrüben, nie dein Gelübde brechen, du Vater. Ich werde die Bibel der Christen nicht lesen und nie werde ich eine Christin. Hab ich nicht Jehovah, den großen Gott meiner Väter, ihm allein will ich anhangen mein Leben lang."

Und wieder waren Jahre vergangen. —

Leas Herr war gestorben und ließ die Witwe in größter

Armut zurück. Sie konnte sich jetzt kein Dienstmädchen mehr halten, aber Lea verließ sie nicht, sie wurde ihr eine Stütze in der Not. Früh und spät arbeitete sie, um für sie beide das tägliche Brot zu verdienen und verrichtete dabei alle Hausarbeit. Keine Verwandten kamen der armen Witwe zu Hilfe. Die Not wuchs, als die Witwe erkrankte und zuletzt im Bette liegen mußte. Lea arbeitete mit verdoppelter Kraft, pflegte die Kranke so sanft und liebevoll und wachte an ihrem Bette wie ein Engel des Trostes.

Eines Tages sagte die Kranke: „Lea, lies mir ein wenig vor, meine Bibel liegt dort auf dem Tisch. Die Nacht scheint mir so lang und mein Herz dürstet nach dem Worte Gottes.“ Lea beugte den Kopf, faltete die Hände und las der Kranken aus dem Evangelium vor. Dabei traten ihr oft Tränen in die Augen, die zuweilen aufleuchteten und vor Freude strahlten, denn stärker als je fühlte sie die Macht des Sonnenstrahles in ihrem Herzen. Die Klarheit des Herrn leuchtete in ihrer Seele. „Mutter“, sprach sie jetzt, „dein Kind sollte nicht getauft werden. Du wolltest es so, und ich ehre deinen Willen. Wir waren für dieses Leben mit einander verbunden — hinfort aber gibt es für mich eine höhere Verbindung — eine Gemeinschaft mit Gott, zu welcher wir eingehen durch den Tod. Er kam selbst auf Erden, um uns dahin zu führen, und er läßt uns auf Erden kommen, daß wir eine kurze Zeit leiden, lieben und Früchte bringen, die ewiglich bleiben. O, wie klar ist mir doch alles, alles! Ich weiß kaum, wo ich das gelernt habe. Aber ich weiß es, es war durch ihn, durch Jesum Christum.“ Betend neigte sie ihr Haupt, als sie den Namen aussprach, und es kam über sie wie eine Taufe mit Feuer und überwältigte sie. Ihr Körper beugte sich, ihre Kniee wankten und ohnmächtig sank sie auf das Bett, schwächer und hilfloser, als die Kranke, bei der sie wachte. „Arme Lea, sagten die Nachbarn, „die übermäßige Anstrengung der Pflege und der vielen Arbeit hat sie überwältigt.“ Man trug sie ins Krankenhaus, aber sie sprach nicht mehr. Mit einer engelhaften Verklärung lag sie da, und bald trug man sie zur ihrer letzten Ruhestätte. Nicht auf den christlichen Friedhof, sondern draußen vor der Umfassungsmauer begrub man sie. Aber Gottes Sonne schien mit hellen Strahlen über des jüdischen Mädchens Grab, und das Geläute der Glocken der christlichen Kirche tönte auch über ihre Schlafstätte, und auch

sie wird den Auferstehungsruf Jesu Christi hören, welcher gesagt hat: „Johannes taufte mit Wasser, ihr aber sollt mit dem heiligen Geiste getauft werden!“

Bücheranzeigen.

Für den Weihnachtstisch möchten wir dem christlichen Familienkreis nachstehende Bücher bestens empfehlen:

Evers, E. **Pflastersteine.** Stadtgeschichten. Mit Buchschmuck von H. Weißhaar. 284 S. Stuttgart. P. Rocholls Verlag.
geb. Mk. 3. | mit Goldschn. Mk. 3.50.

Echt volkstümliche, aus dem Leben herausgegriffene Erzählungen, die von ernstem, sittlichem Geiste durchweht sind und jeden Leser durch ihre frische Darstellung durchweg fesseln. Die geschmackvolle, vornehme Ausstattung empfiehlt das Buch auch äußerlich zu Geschenkszwecken. — Im gleichen Verlag, vom gleichen Verfasser und zu demselben Preise erscheint demnächst unter dem Titel: „Feldsteine“ ein weiteres Buch, Dorfgeschichten, die denselben Vorzug haben, wie die obigen Stadtgeschichten.

Spieß, Ph. **Der Reichsprofos.** Eine Erzählung. 309 S. Heilbronn. E. Salzer. brosch. Mk. 2.80. | geb. Mk. 3.60.

Der durch seine vaterländischen Erzählungen beliebte Verfasser bietet hier eine solche aus der Zeit des schwäbischen Bauernkrieges und schildert in ergreifenden Zügen die Verfolgung und gewaltsame Unterdrückung der dem Evangelium und der Reformation zugeneigten Volkskreise. Dem Leser wird damit zugleich in anschaulicher, packender Weise ein Stück Kultur- und Kirchengeschichte aus jener dunkeln Zeit vorgeführt.

Herzog, J. **Moser,** Vater und Sohn. Zwei Lichtgestalten aus dem 18. Jahrhundert. Nach ihren Selbstzeugnissen dargestellt. Mit zwei Bildern. 288 S. Calwer Familienbibliothek, 63. Band. Calw und Stuttgart. Vereinsbuchhandlung. geb. Mk. 2.

Sich mit diesen beiden Männern, ihrem Leben und Wirken bekannt zu machen, ist für jeden Christen eine lohnende Lektüre. Bekanntlich war der ältere Moser der größte Staatsrechtslehrer seiner Zeit, aber auch zugleich ein vortrefflicher Christ, der um seines Kampfes für die Rechte der Untertanen eine langjährige Festungshaft auf dem Hohentwiel zu erleiden hatte.

Schock, H. **Die Volksschullehrerin.** 295 S. Stuttgart. D. Gundert. In Lwd. geb. Mk. 3.

Eine Erzählung von feiner psychologischer Darstellung und ernstem Gehalt. Besonders für Frauenkreise geeignet.

Sapper, A. **Das kleine Dummerle** und andere Erzählungen. 307 S. Stuttgart. D. Gundert. In Lwd. geb. Mk. 3.

Zwölf prächtige Geschichten, die Herz und Gemüt ansprechen und eine gesunde Lektüre für den Familienkreis bilden.

Zimmermann, W. **Der Glasmacher von Urach** und die Geldmünzer. Eine wahre Geschichte zur Warnung und Lehre. Neue erweiterte Ausgabe. Sonntagsbibliothek Nr. 51. 143 S. Ebenda. In Lwd. geb. Mk. 1.

Die Erzählung bietet ein Bild des Lebens und Treibens auf der Schwäbischen Alb am Schluß des 18. Jahrhunderts, wo der Druck der staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse vereinzelte Volkskreise zur Falschmünzerei verleitete.

Schaab, A. Heimgefunden. Fünf Erzählungen. 143 S. Sonntagsbibliothek Nr. 52. Ebenda. In Lwd. geb. Mk. 1

Das Bändchen mit den fünf ansprechend erzählten Geschichten eignet sich zur Lektüre für jung und alt.

Spurgeon, C. H. Saat und Ernte. Predigten für Landleute und andere. Dritte Auflage. 229 S. Kassel. J. G. Oncken Nachf.
broch. Mk. 1.20. | geb. Mk. 2.25.

Wie schon der Titel andeutet, behandelt Spurgeon hier nur Texte, die auf den Landbau, Saat und Ernte Bezug nehmen. Er tut das in seiner bekannten geistvollen Weise und mit so packender Anwendung und Illustrierung, wie sie nur ihm, dem hochbegabten Prediger zu Gebote stand. Schon die Themata der einzelnen 19 Predigten sind beachtenswert. Wir führen nur einige wenige an: „Der Acker des Faulen"; „Frost und Tau"; „Frühling im Herzen"; „die Schafe vor den Scherern"; „Auf dem Heufelde"; „Geistliches Aehrenlesen"; „die Freude der Ernte" u. a. Der Band ist sehr geschmackvoll ausgestattet; einzelne Predigten tragen an ihrem Kopf eine sinnbildliche Vignette. Der Preis ist außerordentlich niedrig angesetzt.

— **Ihr sollt heilig sein!** Zwanzig Predigten über die Heiligung der Kinder Gottes. Ausgewählt und übersetzt von H. Liebig. 176 S. Ebenda.
brosch. Mk. 2. | geb. Mk. 2.40.

Im Blick auf die mancherlei Auffassungen über biblische Heiligung, denen man heutzutage unter den Gläubigen begegnet, ist es wichtig, einen Mann wie Spurgeon darüber zu hören, der nicht nur ein hervorragender Prediger war, sondern auch ein Mann, der es ernst mit seiner eigenen Heiligung nahm und in der hl. Schrift lebte, daraus seine Kraft zog und nach ihr sich prüfte.

— **Goldene Winke für Prediger.** Reden bei Pastoral-Konferenzen. Autorisierte Uebersetzung von E. Spliedt. Dritte Auflage. 184 S. Stuttgart. M. Kielmann. eleg. brosch. Mk. 1. | geb. Mk. 1.80.

Ernste, ins Gewissen dringende Worte an evangelische Prediger, voll theologischer Weisheit und geheiligter Salbung, dabei von lebendiger Frische und voll praktischer Bemerkungen.

— **Das Evangelium im Jesaia.** Predigten. Autorisierte Uebersetzung von E. Spliedt. Zwei Bände in einem Band. Ebenda.
Herabgesetzter Preis: brosch. Mk. 2. | geb. Mk. 3.

Spurgeon entnahm nächst den Psalmen dem Propheten Jesaia seine meisten Predigttexte und er zeigt in der Behandlung derselben seine ganze Meisterschaft. So sind auch die vorliegenden 24 Predigten Perlen von Schriftauslegung und praktischer Anwendung.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel

Register.

Aegypten 47.
Aerztliche Mission 58 f. 417 f. 455.
Aethiopische Kirche 38 91 f.
Aguberg, Missionsstat. 217. 223 f.
Akropong, Missionsstat. 3 ff.
Ali, Kalif 101 ff.
Aligarh, Anglo-Oriental-College 238.
Allen, Dr. 453.
Alt, Miss. 46.
Amedzowe, Missionsstat. 217. 221 f.
Andreae, Miss. 13.
Aniwa, Insel 25. 74. 166.
Anum, Missionsstat. 222.
Anyako, Missionsstat. 216. 219.
Appenzeller, Miss. 453.
Arapaho-Indianer 383 f.
Arnold, Frl. 299. 303.
Asante 47 f.
Assassinen, mohamm. Sekte 105.
Auffermann, Frl. 478.

Babismus 108 ff.
Bandjermasin, Missionsstat. 47.
Barma 433 ff.
Bellon, W. Miss. 228.
Bergmann, Miss. 360.
Bethanien, Missionsstat. 40.
Bettin, Miss. 131.
Binder, Pfr. 222.
Bishop, Frau 516.
Boddham 240.
Böhm, Miss. 42.
Borneo 44.
Braches, Miss. 47.
Branntweinhandel 328 ff.
Brincker, Miss. 43. 155.
Brüdergemeine 250 ff.
Büttner, Miss. 43.

Carey, Dr. 484. 487.
Carnavon, Missionsstat. 37.
Chalmers, Miss. 49.
Chapelle, Erzbischof 368.
China, 209 ff. 441 ff. 487. 514.
— Examensaufgaben 387 f.
— Heidenpredigt 265 ff.
— Mission 129 ff.
— Religiosität 441 ff.
— Sittlichkeit 446 ff.
— Statistik 184.
Christiansborg, Stadt 2 f. 5.
Coillard, Fr. Miss. 391.
Cook, Dr. 204.
Corfe, Missionsbischof 454.
Curzon, Vizekönig 184. 385 f. 487 ff.

Dannert, Miss. 97 f.
Dean, J. M. 365.
Depok, Seminar 47.
Deutsch-Südwest-Afrika, 39 ff. 183. 228 f. 312. 322. 360. 516.
Diadia, Missionsstat. 13. 56. 63.
Drusen, mohamm. Sekte 105 f.
Dschof, Oase 342 ff.
Duff, A. Dr. 154.

Eckert, Miss. 44 ff.
Eich, Miss. 37.
Ekman, E. J. 11.
Elger, Miss. 43.
Engano-Insel, 98.
Engwall, Miss. 11. 15.

Fabri, Dr. Missionsinsp. 154.
Fenwick, Miss. 454.
Forder, Miss. 298 ff. 339 ff. 374 ff.
Foreſt, de Miss. 431.
Francke, Miss. 230.
Futuna, Insel 25 f.

Gaub, Missionsstat. 42.
Geheimbünde in Kamerun 67 ff.
Gelbe Gefahr 262 f. 355 f. 429 f.
Genähr, Miss. 130.
Goa, Stadt 464 f.
Gokarna, Stadt 463 ff.
Goldküste 2 ff.
Gottschalk, Miss. 477.
Guillaume, Miss. 90.
Gundert, Dr. 155.

Hager, Dr. 209 ff. 477.
Hahn, Dr. Miss. 39. 43.
Hahn, Miss. 146.
Hall, Dr. 370. 457 ff.
Hammann, Miss. 229.
Hammarstedt, Miss. 13.
Handel in der Mission 415 f.
Hanke, Miss. 133.
Hannington, Missionsbischof 436.
Harder, Miss. 91. 95.

Harnack, Prof. 194.
Haſtings, W. 236.
Hebich, S. Miſſ. 153.
Heinze, Miſſionsarzt 2 f.
Henke, Fr. Miſſ. 2 f.
Hennemann, Miſſ. 47.
Hereroaufſtand 228 f. 312. 390.
Heron, Dr. 453 f.
Heyde, Miſſ. 486.
Hibbard, Miſſ. 369 f.
Ho, Miſſionsſtat. 216 ff.
Hoffmann, Miſſ. 97. 134.
Hoffmann, W. Miſſionsinſp. 6.
Hokanſon, Miſſ. 13. 15.
Höyer Miſſ. 360.
Hume, Miſſ. 28 ff. 84 f.
Hunter, Dr. 461.

Japan 437. 485. 515.
— Nationalausſtellung 438.
— Religionskongreß 429 ff.
— Statiſtik 183. 438 f.
Imamat, islam. Dogma 103 ff.
Imbrie, Dr. 431. 485.
Indien, 184. 437. 487.
— Beſteuerung 385 f.
— Induſtrie-Miſſion 156 ff.
— Kaſte 158 f.
— Mohammedaner 233 ff.
Schulweſen 496 ff.
— Statiſtik 389.
Jäger, P. Miſſ. 1 ff.
Java 48.
Johnell, Miſſ. 63.
Jones, H. 436.
Ipiana, Miſſionsſtat. 410.
Ismaeliten, mohamm. Sekte 104.
Judſon, Miſſ. 138.

Kamerun 67 ff. 99.
— Landfrage 323 f. 358. 360.
Kanhpur, islamiſche Hochſchule 235.
Kapkolonie 37.
Karibib, Miſſionsſtat. 43. 360.
Karolinen-Inſeln 49.
Kaſte 158 f.
Kavatrank 28.
Kerak, Miſſionsſtat. 299 ff.
Keta, Miſſionsſtat. 215 ff.
Kibunſi, Miſſionsſtat. 13. 66 ff.
Kieſel, Miſſ. 146.
Kingoyi, Miſſionsſtat. 13. 114.
Kinkenge, Miſſionsſtat. 13. 115.
Kleinſchmidt, Miſſ. 39.
Knudſen, Miſſ. 39.
Kolonialpolitik 313 ff.
Kolonien, deutſche 515.
Kongo-Miſſion 11 ff. 112 ff. 184. 515.
Staat 19 ff; — Volksſtämme 15 ff.
Kootz, Miſſ. 412.
Korea 182 f. 243 ff. 393 ff. 439 ff.
Kramer, Miſſ. 96.
Kremer, Miſſ. 360.
Krieg, Dr. 503.
Kriele, P. 41. 135.
Krumm, Miſſ. 95.
Kühne, Dr. Miſſionsarzt 131.
Kumaſe 5.
Kwala Kapuas, Miſſionsſtat. 44.
Kyebi, Miſſionsſtat. 5.

Lagos, Stadt 49.
Lallave, A. 363 f.
Laman, Miſſ. 57. 65.
Landwirtſchaft der Miſſion 163. 413 f.
Lang, Miſſ. 229.
Lee, Miſſ. 461.
Lembke, Miſſ. 64.
Lenckel, 25 ff. 74 ff. 119 ff. 167 ff.
Lethaby, Freimiſſionar 299.
Lett, Miſſ. 97 f.
Lhaſa, Stadt 98 f. 485 f.
Lilong, Miſſionsſtat. 226 ff.
Link, Miſſ. 86. 88.
Livingſtone, Miſſ. 309.
Lörcher, Miſſ. 264.
Lome, Miſſionsſtat. 217. 224 f.
Londe, Miſſionsſtat. 13. 113.
Longhêu, Miſſionsſtat. 264.
Lorbeer, Miſſ. 146.
Lund, Miſſ. 370 f.
Luſaria, Miſſionsſtat. 179 f.

Macdonald, D. 486.
Mackay, A. Miſſ. 142.
Mackenzie, Dr. 166.
Madagaskar 484.
Maier, Miſſ. 352 ff.
Makalla, Stadt 359.
Mandomai, Miſſionsſtat. 44.
Mandſchurei 183. 230. 489 ff.
Maſaran, Miſſionsſtat. 47.
Matthieſſon, P. 1.
Maus, Miſſ. 129.
Mbarara, Miſſionsſtat. 208.
Meiſel, Miſſ. 90.

Mentawei-Inseln, Mission 97 f.
Merensky, D. 154 f.
Miller, Dr. 426 ff. 496.
Mills, Miss. 138.
Mission u. Kolonialpolitik 313 f.
Missionarische Berichterstattung 141 ff.
Missionen:
— amerikanische: Allianzmission 14. 304. 373; — Am. Board 138. 230. 373; — Baptisten 370. — lutherische 145; — Methodisten 372; — presbyterianische 368 ff.
— deutsche: Basler 1 ff. 161 f. 264; — Berlin I. 150; — Brüdergemeine 410 ff; — Norddeutsche 215 ff; — Rheinische 36 ff. 85 ff. 129 ff. 228 f.
— dänische: 230.
— englische: Ausbreitungsgesellschaft 162. 454; — englisch-kirchliche 49. 141 f. 436 f. 487; — presbyterianische 162; — China Inland 138.
— finnische: 229.
— französische: Pariser 457.
— röm.-katholische: 183. 438 f.
— russisch-orthodoxe: 438.
— schwedische: Missionsbund 8 ff. 53 ff. 112 ff; — Vaterlandsstiftung 9.
Missionsbund, schwedischer 8 ff.
Missionskonferenz, in Südafrika 484 f.
Missionsverein, buddhistischer 50.
Missionswesen, protest. 100.
Moffat, R. Miss. 298.
Moffett, Miss. 456 ff.
Mohammed 101 ff.
Müller, Freimissionar 99.
Mürdter, J. Miss. 4.
Mukimbungu, 12 ff. 63 f. 114.
Murdoch, Dr. 437.

Nachtigal, Dr. 217.
Nako-Inseln, Mission 94 f.
Namaland 39 f.
Neu-Guinea 49. 132 ff. 360.
Neuhebriden 24 ff.
Nganda, Missionsstat. 13.
Nias, Insel 93 ff.
Nilsson, Miss. 13.
Nisbet, Miss. 24.
Nkole, Landschaft 203 ff.
Nommensen, Miss. 90.
Nordafrika 254.
Nosairi, mohamm. Sekte 106 f.
Nott, Miss. 138. 425.
Nottrott, Miss. 146.
Nyassa-Länder 408 ff.

Ochs, Miss. 145.
Okahandja, Missionsstat. 43. 229.
Olpp, Miss. 146. 155. 229.
Ostafrika 436.
Otjimbingue, Missionsstat. 42. 229.
Otis, General 368 f.
Ovamboland 132. 229. 516.

Palmer, Miss. 59 f.
Pandschab 48.
Paton Fr. Miss. 25 ff. 178 ff.
Paton, J. D. 25.
Pettersson, Miss. 11 ff.
Philippinen-Inseln 361 ff.
Phöngyang, Stadt 455 ff.
Port Arthur 230.
Pöstler, M. 471 ff. 502 ff.

Rath, Miss. 39.
Rebmann, Miss. 436.
Renken, Miss. 44.
Richard, Miss. 416.
Richardson, Miss. 426.
Richter, E. A. Miss. 250 ff.
Riechmann, Miss. 43.
Rijnhardt, S. Dr. 48.
Riis, A. Miss. 1 ff.
Rodgers, Miss. 368.
Roß, J. Miss. 452.
Roterberg, Miss. 146.
Rungwe, Missionsstat. 410 ff.
Russisch-japanischer Krieg 257 ff. 352 ff. 402. 429. ff. 439.
Ryder, Miss. 426.

Saubesi, Mission 391.
Sanusi-Orden 111.
Schaub, Miss 229.
Schiedt, Miss. 7.
Schiiten, Religionspartei 102.
Schlafkrankheit 49.
Schmidt, Miss. 250. 253.
Schreiber, Dr. 37. 90 f. 135. 154.
Schreiber, Missionsinsp. 217. 220.
Schütz, Miss. 87.
Scranton, Dr 453.
Sebald, Miss. 7.

Seldon, Dr. 503.
Simon, Miss. 90. 146.
Skarp, Miss. 13.
Slaymaker, Miss 184.
Sjöholm, Miss. 13. 57.
Söul, Stadt 455 ff.
Spiecker, Insp. 38.
Stahlhut, Miss. 132.
Stanger, A. Miss. 4.
Stanley, H. 309 ff. 436 f.
Statistisches 516.
Steinkopf, Missionsstat. 37.
Steinsiek, Miss. 92.
Stellenbosch, Missionsstat. 37.
Steward, Dr. 485.
Stock, E. Missionssekr. 142.
Stolz, Miss. 416 f.
Stremme, Miss. 37.
Studenten-Missionsbewegung 139.
– Missionskonferenz 231.
Südafrika 484 f.
Sumatra, Mission 85 ff.
Sunniten, Religionspartei 102.
Swakopmund, Missionsstat. 43.

Tanna, 24 ff. 71 ff. 118 ff. 166 ff.
Tibet 98 f. 230. 485 f.
Timorlanden 90.
Tobasee 88 ff.
Togo, Mission 215 ff.
Tsaukwong, Blindenheim 471 ff. 503.
Tucker, Missionsbischof 203 ff 436.
Tugwell, Missionsbischof 425.
Tulbagh, Missionsstat. 37.
Turner, Miss. 24.

Uganda, 49, 203. 436.
Underwood, Dr. Miss. 453. 456.
Utengule, Missionsstat. 412.
Uschimura, K. 286 ff.

Viehe, Miss. 43.

Waldenström 9 ff.
Walfridson, Dr. 57 ff.
Wandres, Miss. 43.
Warmbad, Missionsstat. 41.
Warneck, D. 137. 143. 231.
Warneck, Miss. 91. 146.
Waya, Missionsstat. 216. 219.
Westlind, Miss. 11 ff. 53.
Whitman, Miss. 199.
Widmann, G. Miss. 6.
Wilfried, Bischof 156.
Willis, Miss. 208.
Windhuk, Missionsstat. 43.
Winkler, Dr. Missionsarzt 91.
Winnes, Miss. 228.
Wulfhorst, Miss. 132.
Wuppertal, Missionsstat. 37.

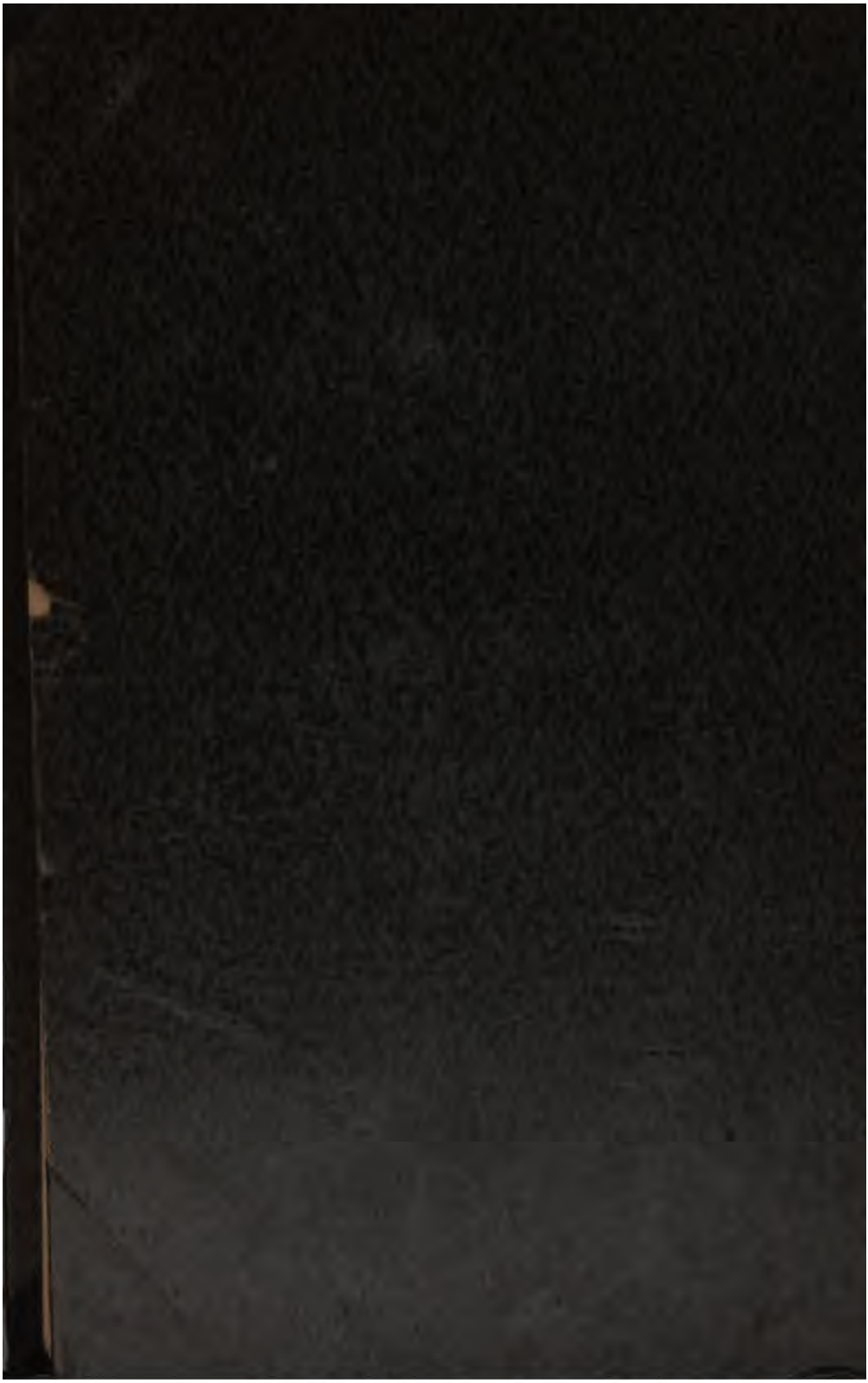
Young, Dr. 359.

Zahn, D. Missionsinsp. 217. 328
Zinzendorf, N. 251 ff.

Friedrich Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.

Stanford University Libraries
3 6105 012 818 147

BV
2000
E8
1904

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.